This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FIEDLER COLLECTION

TAYLOR INSTITUTION

DOMINUS ILLUMINATIO MEA

Fiedler ADIS. For. II 4

J. D. Heidenreich sc. 1792

Neue allgemeine deutſche Bibliothek.

Des erſten Bandes erſtes Stück.

Erſter bis vierter Heft.

Kiel,

verlegts Carl Ernſt Bohn, 1793.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
30 JUL 1965
OF OXFORD
LIBRARY

Verzeichniß

der im erſten Stücke des erſten Bandes receuſirten Bücher.

I. Proteſtantiſche Gottesgelahrheit.

Fortgeſetzte Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion, oder nachgelaſſene Werke von J. F. W. Jeruſalem Seite 3

Ein Wort zu ſeiner Zeit, über das neue Oldenburger Geſangbuch u. ſ. w. 7

Unterſuchung der Frage: Warum wirkt das Predigtamt ſo wenig auf die Sittlichkeit der Menſchen? von L. 19

Zwey Predigten über die Abſchaffung der Betteley auf dem platten Lande — von R. Dapp 81

Beytrag zur Geſchichte des Glaubens an das Daſeyn Gottes in der Theologie, von Dr. W. C. L. Ziegler 217

Beyträge zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion, 16ter Heft 220

Sylloge Commentationum Philologici et Theologici argumenti, Auctore M. *H. C. Gehe* 252

Predigten über die häusliche Frömmigkeit, von W. A. Teller 255

II. Katholiſche Gottesgelahrheit.

I. M. S. Gedanken von der Abänderung des Breviers — von L. B. M. 82

Gift und Gegengift, gereicht in Unterredungen über Natur, Staat und Religion 223

Anhang zu der wahren und allein hinreichenden Reformationsart des katholiſchen geſammten Prieſterſtandes, nach der urſprünglichen Idee ſeines göttlichen Stifters 225

III. Rechtsgelahrheit.

Gründlicher Auszug aus den Militärrechten, von J. G. Leibnitz S. 8

Repertorium über das Kriegs- und Soldatenrecht, von G. F. Müller 9

Systematiſche Anleitung zur Kenntniß der Quellen und Litteratur des Braunſchw. Wolfenbüttel. Staats- und Privatrechts, von Dr. J. G. P. du Roi 84

Der Rechtsgelehrte, oder über die Art und Weiſe, wie das Civilrecht richtig gelernt und erklärt wird, von F. Rapolla, aus dem Lateiniſchen überſetzt von L. F. Grieſinger 87

Juriſtiſches Wörterbuch zur Verbeſſerung des Aktenſtyls und Einführung einer reinen deutſchen Schreibart in gerichtlichen und außergerichtlichen Geſchäfften, von H. Kuppermann 212

Litteratur des Kaiſerl. Reichskammergerichts, von E. J. K. v. Fahnenberg 213

Criminalgeſchichten, aus gerichtlichen Akten gezogen, 1ſter Theil 215

Verſuch zu einem Eidesformularbuch für Beamte, Commun- und Spitalvorſteher in Wirtenberg, von A. L. Bilfinger 256

Der vorſichtige Bürger in Stadt- und Handwerksſachen, in gerichtlichen und außergerichtlichen Händeln, von K. G. Th. Chladenius 259

Ueber die Vielfachheit der Verwandſchaft und ihre Würkungen — von H. J. Klüpfel 261

IV. Arzneygelahrheit.

J. D. Brandis Anleitung zum Gebrauche des Driburger Bades und Brunnens 10

F. L. de la Fontaine chirurgiſch-mediciniſche Abhandlungen verſchiedenen Inhalts, Polen betreffend 88

Dr. J. F. Hildebrandts Lehrbuch der Anatomie des Menſchen, 4ter und letzter Band 209

Dr. W. Joſephi's Beytrag zum erſten Bande der Anatomie der Säugthiere 210

W. Buch.

W. Buchan's Hausarzneykunde, nach der eilften engliſchen und vierten franzöſiſchen Ausgabe überſetzt, von K. Sprengel S. 262

V. Schöne Wiſſenſchaften und Poeſien.

Rhetoriſch-poetiſch-praktiſche Anthologie, herausgegeben von J. C. Jahn, 1ſter Band 18
Gedichte nach dem Leben, 1ſtes und 2tes Bändchen 21
Gedichte eines Seefahrers von B. 22
Syſtem der lyriſchen Dichtkunſt in Beyſpielen von E. J. Koch 94
Les conſeils et les maximes de *Pilpay*, philoſophe Indien 203
Praecepta nonnulla et exempla bene dicendi, ex probatiſſimis latinitatis auctoribus excerpſit notisque inſtruxit *Th. E. Gierig* 204
Fabeln, Erzählungen und Idyllen 268
Poetiſche Kleinigkeiten von M. Schröer 269

VI. Theater.

Der weibliche Jacobiner-Clubb, von A. v. Kotzebue 300
Der Papagoy; ein Schauſpiel, von Ebendemſ. 302
Stephanie des Jüngern ſämmtliche Singſpiele 303
Comiſches Theater, von J. F. Jünger, 1ſter Band 304

VII. Bildende Künſte.

Deſcription du parc de Berlin, par *R. G. Hauchecorne* 22
Plan du parc de Berlin levé par les Elèves de l'Inſtitut de *Hauchecorne* 24
Pet. Camper über den natürlichen Unterſchied der Geſichtszüge in Menſchen verſchiedener Gegenden und verſchiedenen Alters — überſetzt von S. Th. Sömmering 97

VIII. Muſik.

Fünf und zwanzig Lieder beym Clavier, von P. J. v. Thonus, 1ſter Theil 504

Die

Die Fürſtengruft, aus den Gedichten des Hrn. Schubart, in Muſik geſetzt von J. Brandt S. 305

IX. Romane.

Maria Fürſt, oder das Alpenmädchen 24
Neue Volksmährchen der Deutſchen, 3tes Bändchen 25
Gemählde nach der Natur 26
Das Turnir zu Prag, 2 Theile 77
Tagebuch eines Menſchenbeobachters, von Brakebuſch 105
Alexis, oder das Häuschen im Walde, 1ſter Theil 197
Mammuth, oder Darſtellung der menſchlichen Natur nach verjüngtem Maaßſtabe, aus dem Engl. von M. Wichmann, 1ſter und 2ter Band 203
C. Bilgers Roman ſeines Lebens, von ihm ſelbſt geſchrieben, 1ſter Theil 270

X. Weltweisheit.

Verſuch über die Einbildungskraft, von J. G. E. Maaß 27
L. F. Ancillon Iudicium de Iudiciis circa argumentum Carteſianum pro exiſtentia Dei ad noſtra uſque tempora latis 107
Leitfaden zu populär-metaphyſiſchen Vorleſungen von A. Storer 194
Lehrbuch der theoretiſchen Philoſophie, von M. J. C. Vollbeding 196
J. G. Feder über das moraliſche Gefühl 275

XI. Mathematik.

Geſchichte der Aſtronomie von den älteſten Zeiten, in 2 Bänden, 1ſter Band 76
Auflöſung einer chronologiſchen Aufgabe — von J. Häſeler 193
Ebend. Erklärung und Gebrauch des Kalenders ebend.
Hrn. Abt Boſſüts Lehrbegriff der Hydrodynamik, aus dem Franz. von K. C. Langsdorf, 1ſter Band 285

XII. Naturlehre und Naturgeſchichte.

Zoologiſche Beyträge zur dreyzehnten Ausgabe des Linneiſchen Naturſyſtems, von J. A. Donndorff, 1ſter Bd. 41
Abhandlungen einer Privatgeſellſchaft von Naturforſchern und Oekonomen, herausgegeben von F. v. Paula Schrank 191

XIII. Chemie und Mineralogie.

Briefe zweyer ausländiſcher Mineralogen über den Baſalt, von C. U. v. Salis Marſchlins 190

XIV. Haushaltungswiſſenſchaft.

Berichtigungs- und Supplementband zu den drey Bänden des ſächſiſchen Landwirthes, — von C. B. M. S. fortgeſetzt von Schmelz 109
Der glückliche Schweizerbauer, eine Preisſchrift 189
Grundſätze eines deutſchen Landwirthes von dem Ackerbau und der nothwendigen Viehzucht 288

XV. Mittlere und neuere politiſche und Kirchengeſchichte.

De Miſſione Septentrionali et Vicariatu Hannoverano, auctore D. *I. F. le Bret* 15
Prozeß gegen den Orden der Tempelherren, von Dr. D. G. Moldenhawer 119
J. Andreä Entwickelung der natürlichen Urſachen, welche die ſchnelle Ausbreitung des Chriſtenthums in den erſten vier Jahrhunderten beförderten 146
Die [illegible] Hofkapelläne und [illegible] in Baiern 289
Diplomatiſche Nachrichten adelicher Familien, von K. W. B. v. Uechtritz, 3ter Theil 291

XVI. Erdbeſchreibung, Reiſebeſchreibung und Statiſtik.

Briefe über Kalabrien und Sicilien, 3ter Theil, von Dr. J. H. Bartels S. 49
Materialien zur Statiſtik und Geſchichte der Oranien-Naſſauiſchen Lande, 1ſter Band, oder Topographie der Stadt Herborn, von J. H. Steubing 58
Ueber die vereinigten Niederlande; Briefe von J. Grabner 124
Skizze von Wirtemberg, vorzüglich zum Unterricht der Jugend beſtimmt 133
Lettere Italiane e Tedeſche ſopra le notabili particolarità della citta elettorale di Monaco 179
Reiſen im Innern von Nordamerika, in Briefen von Th. Anburey, aus dem Engliſchen von G. Forſter 180
Bibliothek der neueſten Länder- und Völkerkunde, von T. F. Ehrmann, 2tes Bändchen 189
Die vornehmſten europäiſchen Reiſen — von G. F. Krebel, 1ſter und 2ter Theil 239

XVII. Gelehrtengeſchichte.

H. Balbi Veneti, Opera, Vol. II. 61
S. Maimon's Lebensgeſchichte, von ihm ſelbſt geſchrieben, und herausgegeben von K. P. Moritz, 1ſter Theil 135
Figmentum de animo humano ante ſubter terra exiſtente quam corpori coniungeretur, Ebraeis falſo attributum demonſtrat *G. Th. Serz* 141
Gemälde von dem Leben und Charakter, den Meynungen und Schriften des Philoſophen von Voltaire, von J. L. Knüppeln 177

XVIII. Klaſſiſche, griechiſche und lateiniſche Philologie, nebſt den dahin gehörigen Alterthümern.

P. F. A. Nitſch Vorleſungen über die klaſſiſchen Dichter der Römer, 1ſter Band 42

M. Tullii Ciceronis Cato Maior et Laelius, ſeu de Senectute et Amicitia dialogi, et Paradoxa, a *I. C. F. Wetzel* S. 142

XIX. Erziehungsſchriften.

Das Buch der Erfahrung für deutſche Jünglinge, von Dr. Ch. F. Ehemann 45
Eine vorzügliche gute Lehrart bey dem Privatunterrichte der Kinder u. ſ. w. 294

XX. Deutſche und andere lebendige Sprachen.

Anweiſung zur guten Schreibart in Geſchäfften der Wirthſchaft, Handlung — von J. C. C. Rüdiger 64

XXI. Handlungs- Finanz- u. Polizeywiſſenſchaft, nebſt Technologie.

Magazin für die Bergbaukunde, 9ter Theil, von J. F. Lempe 12
Waarenberechnungen, 2ter Theil, von M. H. Rampke in Lübeck 14
Ueber den Werth Grund und Bodens, von F. Grafen v. Kufſtein 69
J. C. Lenzens Handbuch für Banquiers und Kaufleute 150
Theoretiſch- praktiſche Darſtellung der Handlung in deren mannichfaltigen Geſchäfften, von J. G. Buſch, 1ſter und 2ter Theil 159

XXII. Kriegswiſſenſchaft.

Kriegsliſten und kriegswiſſenſchaftliche Anekdoten von berühmten Feldherren, 1ſter Theil 71

XXIII. Ver-

XXIII. Vermiſchte Schriften.

Menſchenkunde, 1ſter Band . . . S. 151

Politiſch-philoſophiſche Geſpräche, von C. von Knoblauch, 1ſter Theil . . . 154

Auswahl der nützlichſten und unterhaltendſten Aufſätze für Deutſche, 14ter Band, oder unter dem Titel: Neue Auswahl, 1ſter Band . . . 157

Des ſeel. Hrn. Etatsrath S. C. v. Schaafskopf hinterlaſſene Papiere . . . 228

Sagen der Ritterzeiten . . . 235

Opfer ländlicher Einſamkeit, von J. W. Paſtorff, 1ſtes Heft . . . 236

Erzählungen zur Unterhaltung für alle Stände und Verbreitung tieferer Kenntniſſe menſchl. Schickſale . . . 237

Die ſpielende Magie, 4tes Stück . . . 258

Vetter Jacobs Launen, 6tes Bändchen . . . ebend.

Entwurf zu einem Geſundheitskatechismus . . . 305

Nelkenblätter, von G. F. Rebmann . . . 306

Briefe über Erlangen . . . 308

Oederiana. . . . 309

1. Fort-

Verzeichniß

der im zweyten Stücke des erſten Bandes recenſirten Bücher.

I. Proteſtantiſche Gottesgelahrheit.

A. H. Niemeyers Handbuch für chriſtl. Religionslehrer, 1ſter Theil. 378

Anleitung zu Geſprächen über die Religion mit Unmündigen, von M. J. C G. Liebe. 379

Religionsunterricht für Kinder, 1ter Theil, von M. F. D. Fabricius. 380

Chriſtliches Uebungsjahr, in einer Reihe von Predigten, gehalten von J. J. Heß, 1te und 2te Hälfte. 462

D. J. G. Roſenmüllers ausführlichere Anleitung für angehende Geiſtliche. 463

Briefe über Sünde, Verſöhnung und Seligwerdung, von F. A. J. 464

Jüdiſche Briefe, Erzählungen und Dialogen um die Zeit Jeſus von Nazareth, von J. St. Pfenninger, 1ſtes Bändchen. ebend.

Das philoſophiſche Chriſtenthum des Hrn. Konſiſt. Raths und Prof. Steinbarts, freymüthig geprüft von einem praktiſchen Theologen. 509

Verſuch eines bibliſchen Wörterbuchs für unſtudirte Lehrer in Stadt- und Landſchulen, von F. C. Döring. 530

Aeltere und neuere bibliſche Geſchichte, ein Leſebuch für angehende Chriſten, von D. J. G. Bechtold, 4tes Bändchen. ebend.

Der Katholicismus und der Proteſtantismus in ihren gegenſeitigen Verhältniſſen betrachtet, von J Kern. 605

Anleitungen für Unſtudirte, die heil. Schriften des A. und N. Teſtaments mit Nutzen zu leſen. 611

II. Katholiſche Gottesgelahrheit.

Parallele zwiſchen dem ächten Seelſorger und dem Mönche als Pfarrverweſer. 534

D. J. S. Wiesers Predigten über weiſe chriſtl. Erziehung, 1ter Band. 539
Der Namen Jeſus, das leichteſte und ſicherſte Mittel wider alle Anfechtungen des Leibes ſowohl, als der Seele. 613
Homilien über die Leidensgeſchichte auf alle Tage in der heil. Charwoche, aus dem Franzöſiſchen. 615

III. Rechtsgelahrheit.

Iſt der Staat nach reinen Grundſätzen des geſellſchaftlichen Vertrags und nach gemeinen Grundſätzen des bürgerlichen Rechts befugt, den Büchernachdruck zu verbieten, oder nicht? von M. J. H. P. Seidenſtücker. 380
J. J. Moſer von der kaiſerl. Wahlcapitulation, von neuem bearbeitet — von C. F. Häberlin. 383
Praktiſche Bemerkungen über die Zuſätze der Kaiſerl. Wahlcapitulation Leopolds des Zweyten. 465
I. A. Th. Kindii Quaeſtiones forenſes obſervationibus ac paſſim deciſionibus El. Sax. ſupremi provocationum Tribunalis colluſtratae. 466
C. W. Ledderhoſe kleine Schriften, 4ter Band. 531
Grundſätze des allgemeinen Ehrechts der deutſchen Chriſten, von D. C. C. Dabelow. 532
Die Ruſſiſchen Geſetze ihrem Inhalt nach, in alphabetiſcher Ordnung unter Titel gebracht, aus dem Ruſſiſchen des Hrn. Langhans, ins Deutſche überſetzt von Helwig. 533

IV. Arzneygelahrheit.

J. P. Franks Syſtem einer vollſtändigen Polizey, in einem Auszuge von D. Fahner. 415
Ant. Portals Lehrbegriff der praktiſchen Wundarzneykunſt, aus dem Franzöſiſchen, 1ter Band. 418
C. H. Ackermanns Verſuch über einige medicinische Fragen. 421
Inſtitutiones hiſtoriae medicinae, auctore D. *I. C. G. Ackermann*. 471
Muſeum der Heilkunde, von der Helvetiſchen Geſellſchaft correſpondirender Aerzte. 1ter Band. 482

Anna-

Annalen des kliniſchen Inſtituts zu Berlin, herausgegeben von D. J. F. Fritze, 2tes Heft. 484
Das Receptſchreiben, nach einem zweckmäßigen Plan vorgetragen, — von D. J. C. Tode, 1ter Theil. 485
D. F. G. Danz Grundriß der Zergliederungskunde des ungebohrnen Kindes in den verſchiedenen Zeiten der Schwangerſchaft, 1tes Bändchen. 596
D. J. C. Starks Archiv für die Geburtshülfe, Frauenzimmer- und neugebohrner Kinder Krankheiten, 4ten Bandes 1 und 2tes Stück. 597
Recepte und Curarten, mit theoretiſch-praktiſchen Anmerkungen, von D. E. A. Nicolai, 4ter Band. 599

V. Schöne Wiſſenſchaften und Poeſien.

Geiſtliche Drama nach bibliſchen Geſchichten bearbeitet, nebſt einem Gedichte über die Empfindlichkeit, aus dem Engliſchen. 334
Ariſtides und Themiſtokles vom Verf. Mark Aurels, 1ter und 2ter Theil. 337
Romantiſche Geſchichte der Vorzeit, 2ter Band. ebend.
Scenen aus der Geſchichte der Vorwelt, 2ter Theil. ebend.
Aeſthetiſch-practiſches Handbuch zum Beſten der Schulen, von J. C. Jahn. 422
Hinterlaſſene Gedichte von E. M. Kuh, 1tes und 2tes Bändchen. 425
Gedichte von K. C. T. Heinze. 545
Verwandelte ovidiſche Verwandlungen ad modum Blumaueri. 4tes und 5tes Buch 547

VI. Theater.

Oberon oder König der Elfen, ein romantiſches Singſpiel, von F. S. Seyler. 618
Graf Königsmark, ein Trauerſpiel. 619

VII. Romane.

Caſpar a Spada, eine Sage aus dem 13ten Jahrhundert. 1ter Theil. 467
Kleine Romane für die Freunde vaterländiſcher Sagen. 469
Die beſondere Entführung, von Möller. ebend.

Revolutionen im Städtchen **, komiſcher Roman, 1tes Bändchen. 470
Der Mauſefallen- und Hechelkrämer, eine Geſchichte, von C. H. Spieß. ebend.
Der Genius, 2ter Theil. 548
Der Alte überall und nirgends, Geiſtergeſchichte von C. H. Spieß, 1tes und 2tes Jahrh. 549

VIII. Weltweisheit.

Vom Selbſtmord, deſſen Moralität, Urſachen und Gegenmitteln, von H. W. Block. 486
Moral für die Jugend, von A. Sutor. 493

IX. Mathematik.

Grundlehren aller mechaniſchen Wiſſenſchaften, 4ter Theil, von A. Burja. 494
Grundriß der reinen und angewandten Mathematik, von J. J. Lorenz, 2ter Theil. 499

X. Naturlehre und Naturgeſchichte.

Europäiſche Fauna oder Naturgeſchichte der europäiſchen Thiere in angenehmen Erzählungen, von J. A. E. Göze, 2ter Band. 319
J. Lathams allgemeine Ueberſicht der Vögel, aus dem Engliſchen, 1ter Band. 600
Das Barometer und die muthmaßliche Urſache der Phänomenen deſſelben, von J. Hamilton. 604
Whites Beyträge zur Naturgeſchichte von England, aus dem Engl. von D. A. A. Meyer. ebend.

XI. Chemie und Mineralogie.

Beyträge zu den Vorſtellungsarten über vulkaniſche Gegenſtände, von D. K. W. Noſe. 566
Hrn. Lavoiſier phyſikaliſch-chemiſche Schriften, aus dem Franzöſiſchen; fortgeſetzt von D. H. F. Link, 4ter Band. 570

XII.

XII. Haushaltungswiſſenſchaft.

Verſuch, Schornſteine und Ofenkamine, in jedem Verhältniß, nach Grundſätzen, zweckmäßig anzulegen, und übelziehende zu verbeſſern. 332
Beſchreibung zweyer engliſchen Sämaſchinen, von C. X. J. Riem. 516

XIII. Alte Geſchichte.

D. W. Robertſons hiſtoriſche Unterſuchung über die Kenntniſſe der Alten von Indien, aus dem Engliſchen von G. Forſter. 333

XIV. Mittlere und neuere politiſche und Kirchengeſchichte.

Verſuch einer hiſtoriſchen Schilderung der Hauptveränderungen der Religion — der Reſidenzſtadt Berlin, 1ter Theil. 328
Leben Herzogs Chriſtophs von Wirtemberg, von M. J. F. Röslin. 330
Verſuch einer kurzerzählten Magdeburgiſchen Reformationsgeſchichte, von G. S. Rötger. 330
Chriſtliche Kirchengeſchichte, von J. M. Schröckh, 16ter Theil. 431
Die Lebensrettungen Friedrichs des Zweyten im ſiebenjährigen Kriege, von C. D. Küſter. 440
Geſchichte des letztern Schwediſch-Ruſſiſchen Krieges. 500
Geſchichtskarte des ſiebenjährigen Krieges, von D. J. M. F. Schulze. 506
Verſuch einer Geſchichte der Beichte in der Ulmiſchen Kirche, von M. G. Veeſenmeyer. 507
Geſchichte Hamburgs, von G. Giſeke, 1ter Theil. 551
Geſchichte des evangeliſchen Gottesdienſtes in der Domkirche zu Halberſtadt, von J. W. Streithorſt, nebſt einer Geſchichte der Domſchule, von W. G. Fiſcher. 563
Bericht der allgemeinen kirchlichen Verſammlung der Evangel. Gemeine zu Amſterdam an das unpartheyiſche Publikum über

über die jetzigen Uneinigkeiten in ihrer Gemeine, aus dem Holländiſchen. 565

XV. Erdbeſchreibung, Reiſebeſchreibung und Statiſtik.

Reiſen eines amerikaniſchen Dolmetſchers und Pelzhändlers, herausgegeben von J. Long, aus dem Engliſchen von Forſter. 339

Neuere Geſchichte der See- und Landreiſen, 5ter Band, aus dem Engliſchen herausgegeben von E. A. W. Zimmermann. 346

Magazin von merkwürdigen neuen Reiſebeſchreibungen, aus fremden Sprachen überſetzt, 6ter und 7ter Band. 445

Darſtellungen aus Italien, von D. F. J. L. Heinze. 540

Die Grundverfaſſung der Sachſen in Siebenbürgen und ihre Schickſale. 544

Magazin von merkwürdigen neuen Reiſebeſchreibungen, aus fremden Sprachen überſetzt, 8ter Band. 571

A. C. Gaſpari Lehrbuch der Erdbeſchreibung zur Erläuterung des neuen methodiſchen Schulatlaſſes, 1ter Curſus. 581

Deſſelben neuer methodiſcher Schulatlas, entworfen von Güſſefeld, 1ter Curſus. ebend.

XVI. Gelehrtengeſchichte.

Hiſtoriſch-literariſch-bibliographiſches Magazin, herausgegeben von J. G. Meuſel, 5tes Stück. 323

Nachtrag zu den Büſten Berliniſcher Gelehrten, Schriftſteller und Künſtler. 582

Einige Bemerkungen über den Nachtrag zu den Büſten Berliniſcher Gelehrten, Schriftſteller und Künſtler. 583

Diſſertatio hiſtorico-philoſophica de humanae ſentiendi et cogitandi facultatis natura, — auctor *I. F. Dammann.* ebend.

XVII. Bibliſche, hebr. griech. und überhaupt oriental. Philologie, ꝛc.

W. F. Hezel's praktiſche Anleitung zur Erklärung des N. Teſtaments für Anfänger. 349

Verſuch einer kurzen Beſchreibung des Zuſtandes der Sitten und Gebräuche der Hebräer, von H. L. Pfaff. 351

Memorabilien, eine philoſophiſch-theologiſche Zeitſchrift, von H. E. G. Paulus, 2tes Stück. 352

XVIII. Klaſſiſche, griechiſche und lateiniſche Philologie, nebſt den dahin gehörigen Alterthümern.

Cornelii Nepotis Vitae Excellentium Imperat. cum annott. in uſum iuventutis edidit M. *S. F. Wurſter.* 355

Cornelius Nepos, zum Gebrauch der erſten Anfänger — von A. C. Meinike. 356

Kornel Nepos, teutſch mit einer Abhandlung über die Methode, ihn zu leſen, von A. X. Weinzierl. ebend.

Antiquariſches Handwörterbuch, zum nähern Verſtändniſſe der griechiſchen und römiſchen Klaſſiker. 359

Opera poſthuma Friderici II. regis Boruſſorum, latine reddita a *Th. C. Piper*, Tom. I. et II. 590

Euſtathii de Ismeniae et Ismenes amoribus libellus, graece et latine, curavit *L. H. Teuckerus.* 594

XIX. Deutſche und andere lebende Sprachen.

Diſcours, qui ont été lûs dans l'Aſſemblée publique de l'Academie des Sciences de Berlin tenue le 26 Ianv. 1792. 362

XX. Erziehungsſchriften.

Biographien für die Jugend, 2tes Bändchen. 366

Die

Die Nothwendigkeit und Möglichkeit einen zweckmäßigern Religionsunterricht in den niedern Schulen einzuführen, von J. G. S. Fiſcher. 367
Prüfung der Erziehungskunſt, von A. W. Rehberg. 391

XXI. Handlungs- Finanz- u. Polizeywiſſenſchaft, nebſt Technologie.

Ausführbare Vorſchläge zur gänzlichen Vertilgung der Blattern, von F. L. von Puſendorf. 368
Hrn. Mirabeau des ältern Discours über Nationalerziehung 1791, nach ſeinem Tode überſetzt und herausgegeben von F. E. v. Rochow. 370

XXII. Vermiſchte Schriften.

Die Ruinen, aus dem Franzöſiſchen des Herrn v. Volney 386
Ueber den Nationalcharakter der in Siebenbürgen befindlichen Nationen. 388
Schilderungen und Anekdoten von Paris, oder Beyträge zu den franzöſiſchen Revolutionsbegebenheiten. 389

Euro-

1. Fortgeſetzte Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion. — Hinterlaſſene Fragmente von J. Fr. W. Jeruſalem.

oder:

Nachgelaſſene Schriften von J. Fr. W. Jeruſalem. Braunſchweig. 1792. 1 Alph. 14 Bog. in kl. 8v. 21 gr. in gr. 8. 1 Rthl. 18 gr.

Unter dieſem doppelten Titel empfängt hier das Publikum den theologiſchen Nachlaß des verſtorbenen Vicepräſidenten Jeruſalems. Den Freunden und Verehrern deſſelben wird auch dieſes letzte Geſchenk von ihm ſchätzbar ſeyn, und ſie werden darin aufs neue die deutlichſten Spuren ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit, ſeines geſunden hellen Verſtandes, und ſeines warmen von Religion und Chriſtenthum durchdrungenen Herzens entdecken. Sollte einer unter ihnen in ſeinen Religionsüberzeugungen wankend geworden ſeyn, und einer äußern Stütze bedürfen: ſo wird er ſie in dem Anſehn und in dem Bekenntniß ſeines verewigten nach Wahrheit forſchenden Freundes zuverläßig finden. Denn es iſt wohl nicht leicht ein erheblicher Lehrſatz des Chriſtenthums und der chriſtlichen Theologie, darüber der Verf. nicht ſeine Unterſuchungen angeſtellt, und ſeine Meynung geſagt haben ſollte. Allein auch ein jeder wird dieſe Schrift mit Nutzen leſen. Der Ungelehrte wird darin einen lehrreichen Unterricht antreffen; er wird daraus lernen können, was nach der Meynung des Verf. in der Religion wichtig iſt, und was nicht, was zum Chriſtenthum nothwendig und weſentlich gehöret, und was nur Nebenſache, nur Vorſtellungsart, oder auch nur von fremder Hand hinzugefügt worden iſt. Und der Theologe wird hier alles zuſammen finden, was über alle dieſe Lehrſätze vernünftiges und zweckmäßiges geſagt worden iſt und geſagt werden kann.

Nur die erſte dieſer eilf Betrachtungen iſt, wie die Vorrede ſagt, und auch dieſe nur bis zur Hälfte von dem Verf. ſelbſt in Ordnung gebracht. Die übrigen ſind zwar alle von

 ihm

ihm aufgeſetzt worden, er hat aber nicht die letzte Hand daran legen können. Die Herausgeberin, eine Tochter des Verf., hat es indeſſen für beſſer gehalten, dieſen Nachlaß dem Publikum ſo zu übergeben, wie er aus den Händen des V. gekommen, als irgend etwas darin zu ändern. Und darin hat ſie recht gethan.

Von ſeinem Verſuch zur Vereinigung aller chriſtlichen Religionspartheyen" ſagt der Verf. S. 157. ſehr beſcheiden:
„Ich will mein Leben mit dieſem Verſuch beſchließen. Viel-
„leicht wage ich zu viel, und ſollte denſelben Männern von
„mehreren Fähigkeiten und Geiſteskräften überlaſſen. Denn
„da ich es täglich fühle, wie ſehr meine wenigen Geiſteskräfte,
„wenn ich derer je gehabt, immer mehr abnehmen; da ich
„wegen Mangel an hinlänglicher Bekanntſchaft mit der neue-
„ſten theologiſchen Literatur, als wozu meine fortdauernde Ge-
„ſchäffte und Zerſtreuungen, bey meiner zunehmenden
„Schwachheit, mir nie die nöthige Ruhe gelaſſen, vielleicht
„nichts ſage, was nicht ſchon längſt bekannt iſt, oder von
„Männern von mehrerer Einſicht und Gelehrſamkeit, weit
„beſſer geſagt werden könnte; da ich ſogar fürchten muß, mit
„meinem Verſuch vielleicht vielen anſtößig oder wohl
„gar einer niedrigen Partheylichkeit beſchuldiget zu werden,
„ſo kann ich es wohl nicht verkennen, wie weit glücklicher
„derſelbe von ſo vielen andern Männern hätte ausgeführt
„werden können." Eine ſolche Vereinigung aller Chriſten zu einem gemeinſchaftlichen Glauben und Bekenntniß auch nur vornehmlich in Rückſicht auf Chriſtum, hat Rec. immer für unmöglich gehalten. Es giebt freylich gewiſſe Lehrſätze darin alle Chriſten übereinſtimmen, aber das ſind ſo überaus wenige, und ſie müſſen ſo allgemein ausgedrückt werden, daß auch diejenigen, welche nicht Chriſten ſind, ſie in einem gewiſſen Sinn annehmen können; z. B. Gott hat Jeſum in die Welt geſandt. Und wer ſoll nun hier entſcheiden, oder wer darf es, nach proteſtantiſchen Grundſätzen, in welchem Sinn und mit welcher Beſtimmung der allgemeine Ausdruck allein als chriſtlich gelten ſoll? Bleibt es aber bey bloßen Vorſchlägen, ſo geht es damit wie es überhaupt mit Vorſchlägen zu gehen pflegt. Ein jeder urtheilt darüber nach ſeinen Einſichten, und der eine hält etwas darin für wichtig und weſentlich zum Chriſtenthum, was dem andern wieder nichts weniger als wichtig zu ſeyn dünkt. Und ſollte nicht auch das mit zur Denk- und Gewiſſensfreyheit gehören? — Doch das nur beyläufig.

Die hier angeführte Stelle zeigt auch dem Leſer ohngefähr den Geſichtspunkt, aus welchem er dieſen ganzen theologiſchen Nachlaß beurtheilen muß. Man ſieht nämlich aus dieſem Geſtändniß des würdigen Mannes, was man auch beym Leſen dieſer Schrift hie und da merkt, daß er nicht Muſſe genug gehabt hat, mit der theologiſchen Literatur ſeines Zeitalters ganz fortzurücken, ſondern auf einer gewiſſen Stufe ſtehen geblieben iſt. Hieraus läßt es ſich wenigſtens erklären, warum ihm mancher Streit wichtig iſt, und er ihn mit vieler Ausführlichkeit behandelt; z. B. über die göttliche Natur in Chriſto, über die Genugthuung u. ſ. w. der es freylich vor 20 bis 30 Jahren war, aber jetzt nicht mehr iſt; warum er aus dem theologiſchen Syſtem ſo manches immer noch für einen jeden Chriſten nützlich oder wohl gar nothwendig hält, worüber man jetzt größtentheils anders urtheilt. Aber unſtreitig hatte nun auch ſeine unverkennbare Herzensgüte, und ſeine ſo wahre und ſo warme Liebe zu Gott, Religion, und Chriſtenthum hieran einen großen Antheil. Er wollte nicht, auch nur einen ſeiner Brüder in ſeinen Religionsüberzeugungen ſtöhren, oder gar ſeine Ruhe untergraben. Daher nimmt er mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit, um ja niemand anſtößig zu werden, manche Lehren des theologiſchen Syſtems in einem gewiſſen Sinn, wieder in Schutz, und will ſo manche *kirchliche Ausdrücke*, z. B. Chriſtus iſt wahrer Gott, noch *beybehalten* wiſſen, deren mögliche Mißdeutung er nicht nur ſehr wohl einſahe, ſondern auch wohl noch erſt kurz zuvor, ſelbſt gezeigt hatte. Daher braucht er bisweilen noch ſo manche beynahe nun veraltete theologiſche Redensarten, und redet hie und da, z. B. in dem Aufſatz über die Genugthuung, ganz die Kirchenſprache, die man ſonſt ſehr häufig, und in manchen Gegenden Deutſchlands noch höret. Und daher kann er endlich ſeinen Unwillen nicht laut und ſtark genug gegen diejenigen bezeugen, die ihren Nebenmenſchen, ſeiner Meynung nach, wiſſentlich und wider ihre beſſere Ueberzeugung in dem Glauben an das Chriſtenthum wankend machen wollen, und, wie er ſich mehr als einmal ausdrückt, an Jeſu und dem Chriſtenthum zu Verräthern werden, und merkt nicht wie hart dergleichen Beſchuldigungen, oder vielmehr Vermuthungen ſind! Mit aller Verehrung des würdigen großen Mannes, der noch die letzten Kräfte anwendete, ſeinen Zeitgenoſſen nützlich zu werden, glaubt Rec. dieſes freymüthige Geſtändniß der Wahrheit und dem leſenden Publikum ſchuldig zu ſeyn; damit

INST - ORD - KYO - TAYLOR

dieſe Schrift; deren Verf. einen ſo ausgebreiteten Ruhm erlangt hatte, nicht als die Regel oder das non plus ultra des menſchlichen Forſchens, Denkens und Urtheilens in Religionsſachen angeſehen werde; wie der Verf. derſelben ſo etwas auch gewiß nie verlangt hat.

Ueberdem iſt es eine ganz eigene Sache mit Schriften, welche nach dem Tode ihres Verfaſſers ſo unvollendet als man ſie findet herausgegeben werden. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß der verewigte Jeruſalem, wenn er länger gelebt hätte, und bey Kräften geblieben wäre, ſo manches in dieſen Aufſätzen würde ſorgfältiger geprüft und näher beſtimmt, manchen Ausdruck gemildert, und manches, was er in der erſten Begeiſterung niedergeſchrieben oder geſammlet hatte, würde wieder ausgeſtrichen oder weggeworfen haben. Man muß allerdings dieſe Bruchſtücke, die doch hie und da noch immer den Meiſter verrathen, mit Nachſicht beurtheilen.

Uebrigens ſieht man auch hier ſehr deutlich, wie ſehr der einſichtsvolle Verf. die Rechte der Denk- und Gewiſſensfreyheit kannte, und welchen hohen Werth er mit Recht darauf ſetzte. „Es iſt ein unſchuldiger, und in der Natur unſerer Seelen gegründeter Trieb, ſagt er S. 484. daß wir jeder Wahrheit in dem Maaße als ſie uns wichtig iſt, auch ſo viel mehr nachforſchen, und darin ſo viel mehr Aufklärung, ſo viel mehr Entdeckung zu machen ſuchen. Dieſe Unterſuchungen erheben unſere Seele, und Gott hat ſelbſt dieſen Trieb ſo wenig unterdrücken, und durch ſolche genaue Beſtimmungen, von welchen kein Menſch ohne Unterſchied der Fähigkeiten, ohne Gefahr ſeiner Seeligkeit ſich entfernen, oder darüber ſich erheben könnte, einſchränken wollen; daß er vielmehr, nur die großen Wahrheiten die der Grund ihrer Beruhigung ſind — in ſeinem Worte feſtgeſetzt; außer dieſen aber dieſen wohlthätigen Forſchungstrieb — den Menſchen freygelaſſen hat. — Hierbey iſt keine — Zwietracht im Chriſtenthum zu fürchten. Die weſentlichen Lehren der Religion bleiben hiebey unveränderlich, ungekränkt und heilig, und anſtatt daß die Eintracht im Glauben unter den Bekennern des Evangelii dadurch geſtöret werden könnte, ſo iſt dies vielmehr das einzige ſichere Band, wodurch alle Chriſten, ohnerachtet ihrer beſonderen Vorſtellungsarten in Liebe mit einander verbunden werden können, und dieſe allgemeine Liebe erhalten werden kann. Es iſt die Seele einer vernünftigen Religion, und das allerедelſte

ärgſte Feind unſerer proteſtantiſchen Kirche. Aber der Stolz der nur ſeine Einſichten für die wahren hält, die Tyranney, die der Menſchheit das erſte Recht, was ihr ihre vernünftige Natur giebt, und was ihr die vernünftigſte Religion beſtätiget, das Recht über das was ihr das allerheiligſte und wichtigſte iſt, ſelbſt zu denken, rauben, und ſie dagegen zwingen will, jede andere nicht weniger menſchliche Vorſtellungsart eines andern als göttlich, und als eine Bedingung der Seligkeit blindlings anzunehmen; dies iſt die unglückliche Quelle aller der traurigen Zerrüttungen, die den Geiſt der Liebe, der durch das Chriſtenthum die allgemeine Glückſeeligkeit über die Welt verbreiten, und alle Menſchen bey allem Unterſchied der Fähigkeiten und Einſichten als eine Gottes Familie, durch Duldung und Sanftmuth in Einigkeit des Geiſtes und liebreicher Geſinnung verbinden ſollte, verdränget, den Geiſt der Zwietracht und der Verfolgungen dagegen eingeführt, das Chriſtenthum ſo oft zum ſchaudrigten Schauplatz unerhörter Grauſamkeiten gemacht, und dieſe Religion der Liebe, dieſe Tochter des Himmels, der Menſchheit zum Abſcheu, in eine wüthende Furie verſtellt hat." — Gewiß merkwürdige Worte für unſere Zeiten, von einem Jeruſalem geſprochen, als er ſchon mit einem Fuße auf der Grube ſtand. — Möchten ſie doch in ein jedes Ohr dringen, ein *jedes Herz erſchüttern*, und einem jeden eben ſo unvergeßlich *ſeyn als* — er uns iſt!

Hgz.

2. Ein Wort zu ſeiner Zeit! Ueber das neue Oldenburger Geſangbuch und andere kirchliche Gebräuche in der lutheriſchen Kirche, welche zum Theil abgeſchafft, theils aber beybehalten ſind. Bückeburg, gedruckt vom Althans. 1792. 36 Seiten in 8v. 3 gr.

Das neue Geſangbuch fand hie und da bey unverſtändigen, vermuthlich aufgehetzten Gemüthern bey der Einführung Widerſtand. Ihre Einwendungen waren äußerſt läppiſch, wie man aus dieſer kleinen Schrift ſiehet. Der Verf. derſelben ſucht alſo die Geiſtesſchwachen zu ſtärken und zu belehren, und ihnen die Vorzüge des neuen Geſangbuches vor dem alten,

das ſo viel Unſinn enthält, [illegible]. Seine Abſicht iſt gut und daher zu hoffen, daß dieſe kleine Schrift, obgleich ſie etwas ſpät kam, doch möge Nutzen geſtiftet haben. Der ungenannte Verf. iſt nach ſicherer Nachricht ein Bremiſcher Kaufmann Arnold Gravermann; um ſo mehr iſt ſein Eifer für die gute Sache zu loben. Von einem Bremiſchen Kaufmann würde man in dieſem Fache kaum erwartet haben, daß er ſich ſo gut werde ausdrücken können, als dieſer wirklich thut. Er muß wohl viel Lektüre haben und Dilettant in dieſem Fache ſeyn.

Th.

1. Gründlicher Auszug aus den Militärrechten, zum nützlichen Gebrauch eines neuangehenden Auditeurs der ſich ſelbſt darzu bilden muß. Herausgegeben von Johann Gottfried Leibnitz, Auditeur. Leipzig, im Schwickertſchen Verlage. 1792. 172 S. in 8. 12 gr.

Unter den compendiariſchen Werken über das Kriegsrecht iſt gegenwärtiges noch das beſte, das Rec. wenigſtens kennt. Es enthält, ziemlich vollſtändig und richtig, Alles was ein Auditeur als ſolcher zu wiſſen nöthig hat, und enthält es in einer, wenn gleich nicht ſehr ſyſtematiſchen, doch ſolchen Ordnung, bey welcher man das, was man ſucht, ohne Schwierigkeit gleich finden kann. Freylich findet man überall Beweiſe, daß der Verf. (der ſchon 34 Jahr Auditeur iſt) ein beſſerer Praktiker ſeyn mag, als er Theoretiker und Schriftſteller iſt. Reine Entwicklung und genaue Beſtimmung der Begriffe, richtiger und freyer philoſophiſcher Blick in die wahre Natur gewiſſer, in den bisherigen Schulen ganz falſch beurtheilter Verhältniſſe, und ſtrenge logiſche Ordnung in Auswahl und Vertheilung der Materien, ſind nicht ſeine Sache. Auch iſt die Schreibart ſteif und weitſchweifig.

Das Buch hat folgende 11 Kapitel: 1) vom Kriegsweſen und Kriegsrecht überhaupt, 2) von den Kriegsgeſetzen, 3) von der Kriegsgerichtsbarkeit, und (den) Kriegsgerichten, 4) von den Perſonen und Sachen, ſo vor die Kriegsgerichte gehören, 5) vom Verfahren in Bürger- und peinlichen Sachen, 6) vom Begnadigungsrechte, 7) von rechtmäßiger

Strenge

[illegible] Militairſtrafen; 8) von billiger Milderung der Militairſtrafen; 9) von den Fahnen und deren Rechten, 10) von den Dienſtverrichtungen des Profos und Steckenknechts, 11) von den Privilegien und Freyheiten der Soldaten.

Der Verf. theilt die Pflichten der Soldaten ein, in Pflichten gegen Gott, gegen ſich ſelbſt, und gegen Andere. Es wäre doch endlich einmal Zeit, dieſe falſche Vorſtellungsart, die beſonders in der Jurisprudenz ſo manche Verwirrung angerichtet, aus allen Theorien zu verbannen. Er ſpricht auch etwas, jedoch ſehr ſeicht und unbefriedigend, von vollkommnen und unvollkommnen Pflichten, und nennt jene: Pflichten der Nothwendigkeit, dieſe aber Pflichten der Bequemlichkeit. Unter die Privilegien des Kriegsſtandes rechnet er unter andern, daß gegen den Soldaten die Regel, affirmanti incumbit probatio, nicht gelte, und alſo, wenn er angebe, eine Schuld bezahlt zu haben, ſein Gläubiger den Beweis, daß dieſes nicht geſchehen ſey, führen müſſe. Er beruft ſich deshalben auf l. 25. D. de Prob. Aber dieſes Geſetz enthält keinesweges eine ſo ausſchweifende Begünſtigung, ſondern es redet ſehr deutlich blos von der Conditione indebiti, bey welcher, der Regel nach, der Kläger den Beweis des Indebiti auf ſich hat, von dieſer Regel aber, Minderjährige, Weiber, Soldaten, Ackerleute u. ſ. w. ausgenommen ſind.

Zm.

4. Repertorium über das Kriegs- und Soldatenrecht, ſo wie ſolches in den älteren und neueren Zeiten, vornehmlich bey der Königl. Preußiſchen Armee, und in den Gerichten ſämmtlicher Preuß. Staaten üblich und gewöhnlich iſt, von Georg Friedrich Müller, K. Pr. Kriegsrath, herausgegeben, nebſt den Abänderungen, ſo durch das Geſetzbuch für die Preuß. Staaten näher beſtimmt und feſtgeſetzt worden ſind. Berlin, bey Schöne. 1792. 63 Seiten in 8. 4 Gr.

Bey der unſyſtematiſchen Ordnung und bey der Weitſchweifigkeit des Müllerſchen Kriegsrechts (A. d. B. Bd. 101. St. 2.) hatte

hatte dieſes Buch, um brauchbar zu ſeyn, ein ſolches Repertorium, nach alphabetiſcher Ordnung, ſehr nöthig. Nach dem Vorbericht ſah dies der Verf. ſelbſt noch ein, ward aber durch den Tod an Verfertigung deſſelben verhindert. Eben ſo nützlich ſind die angehängten Auszüge aus dem neuen Geſetzbuch von allen Stellen, die ſich auf das Kriegsrecht beziehen. Sie ſind unter folgende Rubriken gebracht: den Beweis eines im Felde Verſtorbenen zu führen. Equipage, was darunter zu verſtehen. Von der Beute. Von der Verjährung. Von Darlehnsverträgen der Militairperſonen. Von den Teſtamenten des Militairs. Von Erbſchaften. Rechte und Pflichten des Soldatenſtandes. Von Berufung und Beſtellung eines Feldpredigers. Von der Trauer des Soldatenſtandes. Von der Vormundſchaft im Militairſtande. Von den Verbrechen des Militairs.

Nb.

5. J. D. Brandis — Anleitung zum Gebrauche des Driburger Bades und Brunnens, nebſt einer kurzen Beſchreibung der dortigen Anlagen und Gegend. Münſter. 1792. 225 Seiten in 8. Mit einem Kupfer, welches eine Anſicht des Geſundbrunnen zu Driburg enthält. 16 gr.

Obgleich Fr. Hoffmanns Empfehlung der mineraliſchen Waſſer von manchen ſeiner Zeitgenoſſen für nichts mehr als ſchlaue Politik gehalten, oder wohl gar zur Scharlatanerie herabgewürdigt ward: ſo haben wir doch nunmehr der Erfahrungen hinreichend viele geſammelt, um zu wiſſen, daß wir in denſelben mit Recht ein äußerſt wohlthätiges Geſchenk der Natur zu verehren haben. Wir lächeln jetzt über des großen Stahls ſtürmiſche Perſiflage, und fürchten uns nicht mehr vor dem Titel eines Doctoris aquarii (S. Stahl. Silen. Alcibiad. pl. 6.). Am häufigſten werden die eiſenhaltigen Mineralquellen empfohlen und gebraucht. Unter dieſe Branche von Geſundbrunnen gehört denn auch Driburg. Hr. Br., der Herausgeber mehrerer gelehrten Schriften, will mehr eine mediciniſche als phyſikaliſche Beſchreibung von Dr. liefern. Seine Wirkung hat dieſes ſaliniſch-martialiſche Waſſer der fixen Luft, den im Waſſer aufgelöſten Mittelſalzen und vorzüglich

ſich der durch die fixe Luft aufgelöſeten und dadurch zu einem äußerſt feinen metalliſchen Salze gemachten Eiſenerde zu verdanken. Die Beſtandtheile der Mineralwaſſer können nicht ganz genau durch die Chemie angegeben werden. Unvollkommenheit der Werkzeuge und Reagentien, verſchiedene Verwandſchaft der Körper bey veränderten Wärmegrad oder verändertem Auflöſungsmittel u. ſ. w. verurſachen bey ſo feinen Verſuchen doch immer einigen Irrthum. Auch dürfen wir von Chymiſten nicht den Spruch erwarten, wie jeder einzelne Beſtandtheil und was der vereinigte Inhalt des Waſſers wirke. Die einzige kompetente Richterin iſt die Erfahrung (d. h. von einem unbefangenen Beobachter, mit geſunder Theorie zur Seite.) Das Waſſer zu Driburg wird erſt ſeit 20 Jahren wieder verſandt; ſeit 10 Jahren hat man Badehäuſer zu bauen angefangen. Das Pyrmonter und Driburger Waſſer enthalten bis jetzt unter allen Stahlwaſſern in der Welt die größte Menge Luftſäure. Welches von beyden aber mehr enthalte, iſt ſchwer zu beſtimmen, da die verſchiedenen Unterſuchungen verſchiedene Reſultate gegeben haben. (Rec. kann nicht bergen, daß er durch eben dieſe Verſchiedenheit ein großes Mißtrauen gegen dergleichen Unterſuchungen bekommen hat.) Hr. Br. macht vorzüglich S. 19. ff. der Vorrichtung des Hrn. Weſtrumbs manche erhebliche Vorwürfe. Die Entſtehung der fixen Luft erklärt der Verf. S. 32. ſehr plan und einfach. Eiſen enthält Driburg mehr, als Pyrmont. Auch Mittelſalz enthält es ſo viel, daß der Hypochondriſt, welcher ſonſt immer mit Schwierigkeit Stuhl hatte, ſchon auf eine mäßige Menge Waſſer mehrere Oeffnungen bekomme. Selten bleibt es ſtehen. Gyps iſt nicht wenig darin, ohne daß man doch Schaden von demſelben ſieht. Hr. B. meynt, es könne demſelben mit allen übrigen Mittelſalzen einerley Wirkung zugeſchrieben werden. Endlich ſind noch abſorbirende Erden in demſelben. Es gehört unter die vorzüglichſten Stärkungsmittel. Zunächſt wirkt es auf den Darmkanal, dann auf die Urinwege. Am beſten werden die Bäder eingetheilt in lauwarme, kalte und warme. Im Allgemeinen kann man die erſten annehmen von 80° Fahrenh. bis 96°; die kalten unter 80, die warmen über 96. Die lauen Bäder im Allgemeinen und die Driburger ſpeciell ſind am wohlthätigſten. Die fixe Luft des Waſſers entweicht durchs Wärmen bey weitem nicht völlig, die niedergeſchlagenen Erden dienen ſtatt Seife, der Eiſenocher wird durch die abſorbirenden Gefäße

fäße der Haut eingeſogen und mit den Säften vermiſcht. „Lauwarme Bäder und Stärkungsmittel, ſpricht Hr. B. S. 74., möchten ſelbſt wohl bey manchem Arzte, der ſeine Kenntniß von der Wirkung dieſer Arzneymittel blos aus Verſuchen mit der todten thieriſchen Faſer hat, in lauen Bädern blos Erſchlaffung und von ſtärkenden Mitteln, vorzüglich Stahlmitteln, blos Zuſammenziehung der Faſer erwartet, noch ſehr heterogene Ideen ſeyn. Bedenkt man aber, daß dieſes Erſchlaffen nur Verminderung der Criſpation der lebendigen Faſer iſt, welche theils durch den Conſens mit der Haut, theils durch die allgemeine Beruhigung des Nervenſyſtems hervorgebracht wird, daß u. ſ. w. — ſo wird man ſich bald von der Wirkſamkeit lauwarmer Stahlbäder als Stärkungsmittel überzeugen können." (Möchte das doch jeder praktiſche Arzt beherzigen!) Die beſte Zeit zum Baden iſt früh vor, oder anderthalb Stunden nach dem Brunnentrinken, oder drey Stunden nach dem Eſſen. Im lauwarmen Bade muß man lange, am beſten eine Stunde bleiben, in dem andern weit kürzer. Trinken muß man langſam und unter gelinder Bewegung. Man fängt mit 5 Bechern an und ſteigt bis 9 und 12. Nach dem Trinken wartet man mit dem Frühſtücke, Kaffee, Chokolade, warmen Wein, engliſch Bier. Thee nicht. Zur Speiſe dienen leichte Fleiſcharten, Geflügel, Wildpret, Flußfiſche, dann und wann etwas weniges Schinken. Arzney iſt der Regel nach nicht nöthig. Vorzüglich zufrieden mit Driburg werden ſeyn Hypochondriſten, wer an Verſtopfungen, Schwäche im Unterleibe, Magenkrampf — bey wahrem reinen Magenkrampfe fehlt es nie S. 171. — atoniſcher Gicht, Knoten und Lähmungen von Gicht — hier hat das mit fixer Luft reichlich geſchwängerte warme Bad, vorzüglich aber die Bähungen in dem Dunſte unbeſchreiblich wohlthätige Wirkung, S. 186. nur muß in den letzten Fällen die Diät ſtrenge ſeyn; Rheumatiſmen — die Douche — Nervenkrankheiten, Lähmungen — einige intereſſante Krankheitsgeſchichten ſtehn S. 197. f. — Hyſterie, Hypochondrie — wo einige Kautelen angegeben ſind — Unordnungen der Menſtruation, Neigung zu Fehlgeburten von Schwäche, weißen Fluß von Schlaffheit, Schwäche der Muskelkräfte der männlichen Zeugungstheile u. ſ. w. leidet. Der Driburger Brunnen liegt in einem angenehmen Thale des Stifts Paderborn. „Kein Theil von Deutſchland iſt fähiger, uns den Zuſtand unſeres Vaterlandes in dem erſten Auf-

Aufblühen ſeiner Kraft zu vermenſchen, uns in jenes Heldenzeitalter hinüber zu täuſchen als dieſer. Man ſieht ſich nach den Menſchen, den ehemaligen Bewohnern der hieſigen Eichenwälder, um, die mit der ganzen übrigen organiſchen Schöpfung dieſer Gegend in ſo richtiger Harmonie ſtanden. Jeder Baum, der ſein Alter mit Jahrhunderten zählt, dringt uns die Idee auf: Hier konnte es ſeyn, wo Hermann Deutſchland vom Joche der Römer befreyte." Die Quelle hat 3 Fuß 9 Zoll im Durchmeſſer und iſt 14 Fuß tief. Das Kurhaus hat 8 Bäder und 41 Zimmer für Gäſte; jetzt wird nun mehr gebaut ſeyn, da ſich die Zahl der Kurgäſte mehrt und verſchiedenemal bey 80 da waren. Die erſte Tafel wird im großen Ballſaale gegeben, und koſtet Mittags 12 Groſchen für 6 Schüſſeln und Nachtiſch, Abends 6 Groſchen für 4 Schüſſeln und Nachtiſch. Die beſten Zimmer koſten wöchentlich 4 Thaler. Driburg iſt eigentlich kein Ort des Vergnügens; ein Herr, der dieſes ſucht, gehe nach Spaa, oder will er etwas ſparſamer ſeyn, nach Pyrmont. Doch wird ſich immer etwas für denjenigen finden, der nur nicht ganz und gar verwöhnt iſt. — So weit Hr. Br. Wir geſtehn, daß wir lange kein intereſſanteres, gründlicheres und gefälligeres Produkt eines medicinischen Schriftſtellers vor uns gehabt haben. Ein reiner, blühender Styl, tiefe Erkenntniß und Gelehrſamkeit, ausgezeichnet ſchöner Druck — machten uns das Buch zur angenehmſten Lektüre. Gewiß konnte Driburg keinen beſſern Empfehler bekommen.

Ds.

6. Magazin für die Bergbaukunde. Neunter Theil. Von J. Fr. Lempe. Mit 4 Kupferpl. Dresden, 1792. 1 Alph. 1 Bogen. 1 Rthl. 2 gr.

Dieſer Band enthält neun Aufſätze. Der erſte vom Herrn Berghauptmann Wild, aus dem Franzöſiſchen überſetzt, über die Unzulänglichkeit der gewöhnlichen Markſcheiderinſtrumente, und über die Mittel, ſie mit mehrerem Vortheil bey den Grubenzügen zu gebrauchen. S. 1—9. Von den Fehlern des Compaſſes und Gradbogens, wie ſie ſchon zum Theil Lempe in ſeinen Schriften angegeben hat; vom Einfluß des Eiſens und der Elektrizität auf die Kompasnadel. II. Rettberg über das Ziehen auf Eiſengruben. S. 10—20. Statt des Kom-

Kompaſſes, deſſen Gebrauch ſehr unſicher iſt, gebraucht man nämlich gewöhnlich Eiſenſcheiben. III. Beytrag zur alten Litteratur der Bergbaukunſt. S. 21—132. Hier iſt nämlich ein Bergbüchlein von 1534. (21—56.) und ein Probirbuch von 1524. (56—132.) abgedruckt. Für ihr Zeitalter gut abgefaßt, aber auch ganz mit dem Gepräge geſtempelt, das die damals herrſchende Meynungen ſeinen Erzeugniſſen aufdruckten. IV. Herzogs Auguſten altenbergiſche Zinnbergwerksordnung von 1568. S. 133—178. V. Beantwortung der Frage: Was für Holz iſt mit Vortheil bey einem Göpel zu gebrauchen? und warum? S. 178—181. Zur ſtehenden Welle mit dem Korb und Schwengel taugt reifes nicht überſtändiges Fichtenholz, auch Büchenholz; zu den Scheiben, welche viele Reibung auszuſtehen haben, Weisbüchenholz, zu den Stoßbäumen und Seitenleitungen Fichten- und Tannenholz. VI. Vom Niederungariſchen Berg- und Schmelzweſen im J. 1692. S. 181—224. Eine ſehr genaue und ausführliche Nachricht eines aufmerkſamen kunſtverſtändigen Reiſenden, welcher in dieſem Jahre Ungarn beſuchte. VII. C. T. L. Beſchreibung und Berechnung des in der Freybergiſchen Bergamtsrefier Neuglück und Dreyeichen hinter Erbisdorf gelegenen, neuerbauten Hundelaufes über Tage vom Huthhaus bis ins Pochwerk. S. 225—261. VIII. Beytrag zur Geſchichte der Regiſter in der Freyberger Bergamtsrefier, als Beytrag zur Geſchichte des Bergrechnungsweſens, mit Bemerkungen von J. R. G. Müller, und zwar die Einrichtung der Regiſter in der letztern Hälfte des ſechzehenden Jahrhunderts, und im ſiebenzehenden. S. 262—361. IX. Müllers Beytrag zur Zimmerung. S. 362. 363. Er beſteht in einer Beſchreibung der verlornen Schacht- Bolzenſchrotzimmerung in dem neuen Kunſtſchacht auf Beſchert Glück Fundgrube hintern 3 Kreuzen. Dieſe Anzeige zeigt, wie ſehr ſich der Herausgeber beeifert, dem leſenden Bergkundigen das Magazin anziehend zu machen. Abf.

7. Waarenberechnungen. 2ter Theil. Herausgegeben von M. H. Kampke in Lübeck. 1790. 25 B. 2 Rl.

Mit eben dem Fleiße bearbeitet wie der erſte Band; und wie Rec. dünkt, noch mehr Abwechſelung; das Werk würde ungemein gewonnen haben, wenn der Hr. Herausg. die Unkoſten des Einkaufs einer jeden Waare ſpecificirt hätte. Ak.

8. Do

8. De Miſſione Septentrionali et Vicariatu Hannoverano, auctore D. *Io. Fried. le Bret*, Univerſitatis Tubingenſis Cancellario etc. 1792. opera Sigmundi, 4. 22 Seiten. 3 gr.

Zu den wohlthätigſten Ausflüſſen neuerer Freymüthigkeit und Preßfreyheit gehören unſtreitig die literariſchen Nachforſchungen über das geheime Bekehrungsweſen des päpſtlichen Hofes. So ſehr ſolche auch durch die bey dergleichen Gegenſtänden unvermeidliche Vielſeitigkeit der Anſichten und durch die leidige Polemik verwickelt worden, ſo ſehr man auch den Hauptfaden in ungleichartigen Geweben verworren hat, ſo ſind doch dadurch dem Publikum die wichtigſten Thatſachen vorgelegt worden. Noch ſind indeß die Acten nicht zum Spruche reif; ſelbſt die ältern Verſuche ſind noch nicht gehörig ins Licht geſetzt, und ſo lange der leidige Grundſatz einer alleinſeligmachenden Kirche und der Beſtand von Miſſionen in proteſtantiſchen Ländern nicht nur ohne Wiſſen, ſondern ſelbſt wider den Willen proteſtantiſcher Landesherren, exiſtirt, wird es auch an Supplementen aus neuern Zeiten nicht fehlen. Vorzüglich wird der deutſche Staatsrechtsgelehrte, der ſich mit den Folgen der häufigen Religionsveränderungen unſerer Fürſten bekannt gemacht hat, noch immer Stoff zu neuern Entdeckungen finden, und jeden Beytrag aus ächten Quellen, er befinde ſich nun in voluminöſen Syſtemen oder in Gelegenheitsreden, dankbar benutzen.

Dieſen Dank verdient itzt in vollem Maaße der Herr Kanzler le Bret wegen der vorliegenden Entwickelung des bisher wenigſtens unter Proteſtanten ganz unbekannten Urſprungs und des Fortganges des apoſtoliſchen Vicariats in dem proteſtantiſchen Theile von Niederſachſen, deſſen von den meiſten Schriftſtellern gar nicht, und ſelbſt in dem neueſten Werke, in Boltens hiſtoriſchen Kirchennachrichten (1791. 8.) nur oberflächlich erwähnt wird. Es gehörte auch wirklich die durch ſo viele andere Schriften bewährte vertraute Bekanntſchaft des Hrn. Verf. mit der Italiäniſchen Literatur und insbeſondere mit den Römiſchen Archivalnachrichten dazu, um uns mit jenen katholiſchen Vicarien bekannt zu machen, durch welche der Papſt halb im Verborgenen auch auf das proteſtantiſche Deutſchland ſeine Seelſorge noch beſtändig erſtreckt, und ſo durch die ſchlaueſte Politik und durch unermüdetes

Beharren ſein Gebiet, trotz allen unſern wiſſenſchaftlichen Compendien erweitert.

So findet man hier ſeit 1647 eine ununterbrochne Reihe von apoſtoliſchen Vicarien in den Herzogthümern Braunſchweig und Lüneburg, in Glückſtadt, Altona, Schwerin u. ſ. w. angeſtellt, welche weder der Hannöveriſche noch der Meklenburgiſche oder Hollſteiniſche Staatskalender kennt. Ueber dem Zauber von Joſeph Aſſiſi Wundern vergaß Herzog Johann Friedrich zu Hannover die Rechte ſeiner Unterthanen, deren Glauben ihm perſönlich nicht behagte, und trotz dem weſtphäliſchen Frieden ließ er ſich einen *quaſi* Biſchof vom Römiſchen Hofe aufdringen. Schlau griffen dieſe Vicarien um ſich, und wagten ſich ſogar allmählig an Halberſtadt, Bremen, Magdeburg, Meklenburg, Schweden und an Hollſtein, ſo daß 1680 die Diöceſe ſchon in zwey Abtheilungen gebracht werden mußte. Am blühendſten wurde der Vicariatus ſeptentrionalis; weniger bedeutend war von jeher der Hannoveranus, theils wegen des Mangels an Gehalt, den jedoch die *Propaganda* durch Abteyen zu erſetzen pflegte, theils wegen der preißwürdigen Aufmerkſamkeit der Hannöveriſchen Regierung. Eben deshalb wurden auch beyde Vicariate 1760 wieder mit einander verbunden, und ſo exiſtirt noch itzt eine ſelbſt im Hannöveriſchen nur äuſſerſt wenig bekannte Gattung päpſtlicher Gerichtsbarkeit in dem proteſtantiſchen Theile des Niederſächſiſchen Kreiſes. So wie die Sache, ſo ſind auch von jeher die Perſonen wenig bekannt geweſen, denen der päpſtliche Hof Geſchmeidigkeit, kaltes Blut und Hartnäckigkeit genug zugetrauet hat, um, allen Widerſprüchen und Geſetzen zum Trotz, im Verborgenen dieſes Weſen zu treiben. Folgendes Namenverzeichniß wird daher denenjenigen, welche dieſe nur in wenig Exemplaren abgedruckte Abhandlung ſich nicht verſchaffen können, gewiß nicht unwillkommen ſeyn:

1647 Valerius Maccioni, Biſchof von Marocco.

1670 Nicolaus Steno aus Dänemark, anfangs Lutheraner.

1680 Der Biſchof von Münſter und Paderborn.

1684 Biſchoff Ioppes, Suffragan von Hildesheim.

1697 Der Biſchof von Hildesheim. Beſaß zuletzt beyde Vicariate beyſammen.

1702 Der Suffragan von Osnabrück, Biſchof von Columbria, als Vicarius apoſtolicus ſeptentrionalis; und
Der Biſchof von Spiga, Auguſtinus Stefani, als Vicarius Hannoveranus.

1715 Der Biſchof von Dorila, Ioannes Hugo Gaerts. als Septentrionalis.

1718 Der Suffragan von Osnabrück, Hyacinthus Petit, als Septentrionalis.

1722 Der Suffragan von Osnabrück, Ioannes Adolphus de Horde, als Septentrionalis; und
der Canonicus Lodulfus Guilemus maius, als Provicarius im Hannöveriſchen.

1724 Der Domherr von Hildesheim, Baron Twickel, als Hannoveranus.

1726 27. May. Der Biſchof von Spiga, als Hannoveranus.

1726 24. Dec. Der Official Ioannes Henricus Neandorf, für das Hannöveriſche.

1730 Leopoldus Henricus Schorrer, für das Hannöveriſche.

1745 Der Biſchof von Aretuſa, Ioannes Guillelmus Twickel, für das Hannöveriſche.

1758 Prieſter Chriſtianus Mülleren, als Provicarius.

1759 Canonicus Ioſephus Valmer.

1760 Der Biſchof von Samoſata, Ignatius Siersdorfius, für das Hannöveriſche.

1761 Der Biſchof von Tempe und Suffragan von Paderborn, Ioſephus Gondola, als Septentrionalis

1775 Der Biſchof von Hildesheim als Septentrionalis, und 1780 als Hannoveranus.

1789 Der itzige Fürſtbiſchof von Hildesheim als Vicarius apoſtolicus ſeptentrionalis und Hannoveranus.

Es will verlauten, daß Verſuche gemacht worden ſind, auch in andern deutſchen Ländern einen Vicarius Apoſtolicus anzuſtellen, und daß es ſcheint, daß die Proteſtanten wiſſen, was das eigentlich für ein Mann ſeyn ſoll. Hier können wir nun ſehen, daß es ein wirklicher katholiſcher Biſchof iſt, daß dieſe neue Anſtellung den Proteſtanten allerdings bedenklich ſey. Man ſoll ſich auch darauf berufen, daß der Recurs der im nördlichen Deutſchland anſäßigen Katholiken an den Biſchof von Hildesheim in Ermangelung eines Vicarius apoſtolicus denſelben läſtig ſey, und zu Colliſionen Anlaß gebe.

Hier aber kann man ſehen, daß die vermeinte geiſtliche Gerichtsbarkeit des Vicarii apoſt. Hanoverani und Septentrionalis blos etwas Erſchlichenes iſt, und daß er für die proteſtantiſchen Landesherren wohl bedenklich ſeyn müſſe, dieſe erſchlichene Juriſdiction nun erſt zu legaliſiren.

Po.

9. Rhetoriſch - poetiſch - praktiſche Anthologie, zum Beſten der Schulen herausgegeben von Johann Chriſtian Jahn, Conrector in Culmbach. Erſter Band. Hildburgshauſen, 1792. bey Haniſch. 480 Seiten in 8. 1 Rl.

Dieſe Anthologie, welche ein Auszug aus des Verf. Schulvorleſungen zu ſeyn ſcheint, iſt, nach ſeiner eigenen Angabe, für die obern Klaſſen der ſogenannten lateiniſchen Schulen beſtimmt, um ſtudirenden Jünglingen die Lectüre der Alten angenehmer, nützlicher und ſchätzbarer zu machen. — Dieſe Abſicht iſt nun zwar, vornämlich bey der jetzigen immer mehr und mehr zunehmenden Vernachläßigung der alten Litteratur, an ſich ſehr löblich und gut; allein, wir glauben, daß der V. ſeine Abſicht nicht ganz erreichen wird, da er theils nicht immer die wirklich beſſern Stellen aus den alten Claſſikern gewählt; theils ſelbſt dieſe mit einer ſolchen Menge kritiſcher und hiſtoriſcher Anmerkungen und Commentaren überladen, ich will nicht ſagen — durchwäſſert hat, daß wenige junge Studirende von dieſem übrigens mit vielem Fleiß und vielen philologiſchen Kenntniſſen zuſammengetragenen Werke Gebrauch machen werden. Durch alle dergleichen Anthologien, deren Anzahl jetzt Legio heißt, lernen überhaupt junge Leute ſelten den Geiſt der alten Schriftſteller, das Originelle ihrer ſchönen, beſtimmten und richtigen Schreibart, den Umfang ihrer ſcientifiſchen Kenntniſſe, und das große Talent derſelben tief und doch anſchaulich zu denken, gehörig kennen, eben weil es ausgeriſſene Stücke aus einem zuſammenhängenden Ganzen ſind, das man ihnen bey einer ſolchen Zerſtückung ohnmöglich in ſeiner völligen Unſchönheit zeigen kann. Daß wir den Verf. mit Recht getadelt haben, weil er in ſeinen Anmerkungen oft bis zum Eckel weitſchweifig geweſen iſt, wird uns ein jeder Leſer eingeſtehen, der es würklich ganz durchzuleſen Zeit und Gedult hat.

Dieſe

Dieſe Weitſchweifigkeit geht ſo weit, daß der Verf. ſehr oft den Inhalt ſeiner gemachten Auszüge mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit, ſeiner langen Erklärungen ohnerachtet, noch einmal abſchreibt, da doch billig vorauszuſetzen war, daß ihn Schüler — aus den obern lateiniſchen Klaſſen ſelbſt finden mußten. Ueberall ſtößt man auf Stellen, wo ſich der Verf. zu ſehr mit einer unnützen Wörterjagd abgiebt, wo er mit langen ſchleppenden Gemeinplätzen um ſich wirft, und einzelne Schönheiten ſeiner Claſſiker in einem Meer von Annotationen und Diviſionen erſäuft, wo er im eigentlichen Sinne des Worts vom Catheder herab mit ſeinen Schülern plaudert. Aller dieſer gerechten Vorwürfe ohnerachtet, kann man nicht läugnen, daß der Verf. durch dieſes Werk nicht nur ein Beyſpiel eines unermüdeten litterariſchen Fleißes gegeben, ſondern auch gezeigt hat, daß er ſeine Autoren kennt und ſtudirt. Er iſt von ihren originellen Schönheiten durchdrungen, er fühlt oft mit einem lauten Ausbruch von Entzücken die Energie und Wahrheit ihrer Schreibart, und ihrer treffenden meiſterhaft gezeichneten Bilder, er weiß, was ſie ſagen wollen, und warum ſie es ſo ſagen, er empfindet lebhaft und feurig die Kunſt ihres edeln Geſchmacks; — aber er beſitzt nicht das freylich ſehr ſeltene Talent, dieſe Empfindungen in lebendigen ſeelenvollen Bildern wieder darzuſtellen, und ſcheint, bey aller ſeiner philologiſchen Wiſſenſchaft, von ſeinen Claſſikern das noch nicht gelernt zu haben, was man doch billig von ihnen lernen ſollte, — präcis und mit einer gedankenvollen Kürze zu ſchreiben. Daher ſind auch ſeine Ueberſetzungen etwas ſteif und hölzern, daher iſt ſeine Schreibart oft ſo incorrect und langweilig. Die pedantiſchen ſogenannten deutſchen und lateiniſchen Imitationen hätte er auch lieber ganz weglaſſen ſollen, weil ſie gegen die Originalſtellen der Alten ganz gewaltig abſtechen, und beweiſen, daß man die alten Claſſiker zwar recht gut verſtehen kann, ohne ihren edeln, kraftvollen Styl, ihre Gedankenfülle und Gedankenordnung, ihre Feinheit des Gefühls und Geſchmacks, und ihren ganz vorzüglich wahren und großen Geiſt der Darſtellung erreichen zu können. Sollen jene Nachahmungen, — die man doch für nichts anders als Spielwerke des Fleißes halten kann, für junge Leute als Muſter gelten: ſo kann man ſie noch weniger empfehlen, da ſie theils zu lang, theils zu gezwungen ausgefallen ſind, und den Schüler zu ſehr an ein mechaniſches Arbeiten und Phraſenſammeln gewöhnen. Ein Muſter von kriechender Schmeicheley iſt die Seite 200 ange-

führte Imitation, und wenn ſie auch nur eine Fiction ſeyn ſoll, zur Nachahmung gewiß nicht zu empfehlen. Wie klein müßte die Seele deſſen ſeyn, der an einen Fürſten eine ſolche kriechende Lobrede halten könnte, wenn auch das Latein noch einmal ſo ſchön wäre, als es würklich iſt! und wie klein der Fürſt, der ſo etwas leſen könnte, ohne in der Seele eines ſolchen Panegyrikers ſelbſt zu erröthen! Die vielen hie und da zerſtreuten Reden, Aufſätze, Diſputationen, oder wie man ſie ſonſt nennen will, wovon wir aber hier ohnmöglich einen Auszug mittheilen können, noch wollen, haben ihren Werth, in ſofern ſie nach den bekannten rhetoriſchen Regeln zuſammengeſetzt ſind, und verrathen nicht gemeine Anlagen des Geiſtes und Herzens ihres Verfaſſers; allein, oft werden ſie ſchwülſtig, wie z. B. die Ausführung des Hauptſatzes: „Chriſtoph Colon verdient nicht, getadelt zu werden, daß er Amerika entdeckt hat.“ Oft ſieht man den ängſtlichen Arbeiter, den mit der großen Welt unbekannten Mann, aber überall den fleißigen, gewiſſenhaften Schriftſteller, welcher mit der alten Literatur in genauer Vertraulichkeit lebt. S. 258 geht der Verf. zu Auszügen und Ueberſetzungen aus alten lateiniſchen und griechiſchen Dichtern über, nachdem er im vorhergehenden Theile ſeines Werks vornämlich Bruchſtücke aus dem Cicero und Livius mitgetheilt hatte. Die Manier, ſeine Dichter zu commentiren und mit kritiſchen Anmerkungen zu überladen, iſt die nämliche, als bey ſeinen Proſaikern. — Der Verſuch, die Idylle der Alten in deutſchen Verſen, und noch dazu in — Reimen nachzuahmen, iſt dem V. auch nicht gerathen; und wir warnen ihn vor ähnlichen Arbeiten, da an dieſer Klippe faſt alle Herren Imitatoren ganz erbärmlich geſcheitert ſind. Das Talent der naiven, ungezwungenen idylliſchen Dichtkunſt iſt nur wenigen Kindern des Apolls zu Theil geworden, und es gehört eine auſſerordentliche Leichtigkeit der Ideen, ein hoher Grad von Gefühl für die Schönheiten der Natur, eine große Feinheit dieſes Gefühls, ein großer Schatz von Menſchenkenntniß, eine feurige und doch ſanfte Imagination, und eine ſeltene Kunſt einer edeln Schreibart dazu, wenn es — Geßneriſche Idyllen werden ſollen. Der lange, ſchleppende Reim der Deutſchen iſt dem lachenden Gewande der Idylle eben ſo zuwider, als der Schwulſt von Empfindungen, wodurch man ſich ſehr natürlich auszudrücken glaubt, — gerade wenn man für die Idylle am unnatürlichſten ſchreibt. Uebrigens können wir unſern Leſern, die gern Anmerkungen leſen, die

die Nachricht geben, daß der Verf. ihnen noch mit einer groſſen Schüſſel voll Annotationen rhetoriſch-äſthetiſchen Inhalts (und zwar ſchon, geliebts Gott! nächſtes Jahr —), das heißt, mit einem zweyten Bande ſeiner Anthologie verſprochener Maßen aufzuwarten das Vergnügen haben wird.

Za.

10. Gedichte nach dem Leben. Fünfte Auflage. Mit Kupfern. Paris, 1792. Erſtes und zweytes Bändchen. 1 Rg. 16 gr.

Um unſern Leſern das Rathen über einen Titel, welcher einer vielfachen Auslegung fähig wäre, zu erſparen, müſſen wir ihnen nur gleich ſagen, daß ſie hier nichts mehr oder weniger zu erwarten haben, als Gedichte ganz à la Grecourt. Ihr Publikum kann alſo auch nur beſtehen aus den Liebhabern eines J. Sekundus, Günthers, Grecourts und Conſorten. Kupfer und Druck ſind ſchön. Der Stoff der mehreſten Gedichte iſt entlehnt entweder von ältern Dichtern dieſer Art unter verſchiedenen Nationen, oder auch von Volkserzählungen. Die meiſten derſelben haben ſogar das Gepräge plebejer Trinkgelage, deren Unterhaltung ſie ausmachten. Ob aber gleich der Verf. das Verdienſt der Erfindung nicht hat, ſo kann man ihm doch das poetiſche Talent gar nicht abſprechen. Seine Phantaſie und Sprache ſind gleich lebhaft und reich. Es fehlt ihm nicht an Bildern, und ſeinen Bildern nicht an gefälliger Einkleidung. Seine Sprache iſt überdem correct, leicht, biegſam, und, manche unterlaufende Härten abgerechnet, auch harmoniſch. Deſto mehr iſts Schade, daß dieſe Gedichte ihres Inhalts und Tons wegen ſo wenig Leſer finden können, und daß viele, welche, gereizt durch den Titel, ſie aufſchlugen, bey den erſten Blättern ſchon beſchämt ſie wieder hinweglegen werden. Rec. trägt ſogar Bedenken, eins oder das andere, welches zur Probe dienen könnte, abzuſchreiben. Denn ob er gleich den poetiſchen Werth der Gedichte von ihrem moraliſchen zu unterſcheiden weiß, überzeugt, daß bey dem Dichter die Beluſtigung der erſte und der Nutzen der zweete Grundſatz ſeyn müſſe, und daher ſogar jenen Lehrſatz Catulls gewiſſermaßen gelten läßt: Caſtos decet eſſe poetas etc. ſo kann er ſich doch nicht überwinden, zu glauben, daß die Natur ſo ganz in puris naturalibus noch gefallen könne, wenn man ihr vorher

nicht nur ihr gefälliges Kleid, ſondern auch noch den letzten leichteſten Schleyer entriß. Nur der ausſchweifende und ſchon entnervte Wollüſtling wird den Becher der Freude bis auf den Grund leeren, und dann auch noch die Hefen angenehm finden. Die Schönheit kann nicht anders gefallen, als zum wenigſten hinter einem Schleyer, und ſelbſt das Feigenblatt der Eva hatte keine andere Abſicht, als die Erhöhung oder Erhaltung ſinnlicher Reize. Wenn übrigens der Titel nicht lügt, ſo iſt es ein neuer Beweis, daß der Deutſche viel delikater ſey, als der Gallier, und daß er dieſem die zu natürlichen Scenen der Natur eben ſo gern überläßt, als dem Britten die zu ſchauderhaften.

Hed.

11. Gedichte eines Seefahrers von B. Bremen, 1792. 95 Seiten. 8. 6 gr.

Wenn es wahr iſt, was der Titel und die Vorrede ſagen, daß dieſe ſogenannten Gedichte von einem Seefahrer zuſammengereimet worden ſind, ſo gebe ihm der Himmel mehr Glück und Talent zu ſeinen Seereiſen, als ihm die Muſen zu ſeinen Gedichten gegeben haben, denn ſonſt iſt es um ihn geſchehen. Am Steuerruder eines Schiffes oder im Maſtkorbe mag er vielleicht an der rechten Stelle ſeyn; aber am Helicon und Parnaß ſpielt er eine erbärmliche Figur. Es iſt ſchwer zu ſagen, was an dieſem Buche das Schlechteſte ſey; denn Papier, Druck, Sprache, Reime, Gedanken, alles wetteifert um dieſen Preiß. Wer uns das nicht aufs Wort glauben will, der mag zur Strafe ſeines Unglaubens die Gedichte kaufen und leſen. Eine ärgere Strafe wiſſen wir ſelbſt dem ungläubigſten Zweifler nicht aufzulegen.

Az.

12. Deſcription du parc de Berlin, par *F. G. Hauchecorne*, Paſteur de l'egliſe françoiſe de la Frédéricſtadt, Profeſſeur et Directeur de l'inſtitut d'éducation à Berlin. Berlin, 1792. imprimé chez Starcke. 3½ Bogen. 8. 6 gr.

Plan

Plan du parc de Berlin levé par les Elèves de l'Inſtitut de *Hauchecorne*. 1792. 18 gr.

Plan und Beſchreibung gehören zuſammen. Jener wurde der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften bey der am 26. Jan. 1792 gehaltenen öffentlichen Sitzung vorgelegt. Der Herr Graf v. Herzberg, dieſer patriotiſche Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften, erlaubte, laut der an ihn gerichteten Zueignung, die Publication deſſelben. Die Akademie hat einen geometriſchen Plan auf einem großen Bogen 1765 veranſtaltet. Im Kleinen wurde derſelbe für den genealogiſchen Kalender von 1766 nachgemacht. Ohne ſolche Vorarbeitungen würde der gegenwärtige von Glaßbach ſehr ſauber geſtochene Plan nicht die Vorzüge haben erhalten können, die er wirklich beſitzt. Da anhaltend Verbeſſerungen und neue Anlagen gemacht werden, wovon beſonders in den ſpätern Jahren viele Spuren ſichtbar ſind, ſo iſt dies Unternehmen für unſere Zeitgenoſſen, und beſonders für die Einwohner Berlins, die den Luſtwald ſo gern, ſo zahlreich und ſo oft beſuchen, nützlich. Der Verf. nennt dieſe Arbeit beſcheiden einen Verſuch, und wünſcht die Anzeige der demſelben noch zu gebenden Verbeſſerung. Er nutzt beſonders anfänglich gute Hülfsmittel, als: Nicolai's Beſchreibung von Berlin und Potsdam. Hieraus wäre auch zu erſehen geweſen, daß nicht Emmerich, ſondern der Oberaufſeher der Königl. Gebäude, Freyherr v. Knobelsdorf, beym Antritt der Regierung Friedrichs II. den Stern anlegen ließ. Die Entſtehung des Namens Jungfernallee iſt ſehr glaublich, da wirklich eine Verordnung exiſtirt, nach der jedes Brautpaar Bäume anpflanzen mußte. Eingeſchaltet ſind Erzählungen, die eine Gegend merkwürdig machen, z. E. das Auſſteigen Blanchards im Ballon 1788 vom Exercirplatze; die auf dem Großfürſtenplatze vom Prinzen Ferdinand von Preußen dem Großfürſten 1776 gegebene Fete, wobey der V. ſehr launicht den Zufall ſchildert, da durch einen unerwartet einfallenden Platzregen die Menge der Zuſchauer in nicht geringe Verlegenheit geſetzt wurde; der traurige Vorfall des Ertrinkens zweyer jungen Leute beym Baden und ihres Aufſehers, der zu ihrer Rettung herbeygeeilt war, und ſich ins Waſſer geſtürzt hatte. Am weitläuftigſten hält er ſich bey der Beſchreibung des Gartens von Bellevue auf. Die auf dem Monumente des Herrn Lieutenant von Probſt befindliche

Inſchrift hätte bey Gelegenheit der Anführung dieſer romantiſch ſchönen Gegend einen Platz verdient. Die Beſchreibung der letztern findet ſich in der Berl. Monatsſchrift, April 1788. — Der Zirkel iſt mit einer vierfachen in einen halben Zirkel geſetzten Reihe von Bäumen eingefaßt, obgleich die eine Reihe von ſpäterer Anlage iſt. Die Lerchenbäume hätten auch genannt werden können, die man aus Oberſchleſien hat kommen laſſen. Die Jungfernhaide hat davon den Namen, weil ſie ehedem dem Nonnen- oder Jungfernkloſter in Spandau Benediktinerordens gehörte. Die neuen Anlagen ſind gut bezeichnet, z. E. gleich auf der linken Seite vom Brandenburger Thore an. Die ehemaligen Labyrinthe ſind hier weggelaſſen, weil wenig Spur mehr davon iſt. Der Sternbuſch hat nur einige Fußſteige, die in einen Salon führen, der mit einer Raſenbank umgeben iſt, in deſſen Mitte ein ſimpler runder hölzerner Tiſch mit einem Fuße ſteht. Dieſer etwas abgelegene Platz iſt vortreflich. Die ehemalige Potsdammerallee nennt der Verf. Allee von Bellevue, weil ſie dieſen Namen wohl erhalten kann, da man von derſelben die Ausſicht auf das Schloß hat. Im Plan iſt auch ganz richtig der nunmehr verlängerte ausgehauene Theil derſelben gezeichnet. Die eine Eichenallee, die durch den Floraſalon geht, iſt zwar gezeichnet, aber weder durch eine Ziffer, noch durch einen Buchſtaben angemerkt, auch im Plan nicht benennt. Eben ſo verhält es ſich mit der Judenallee.

Ad.

13. Marie Fürſt, oder das Alpenmädchen. Leipzig, Weigand, 1792. 1 Alph. 14 B. 8. 1 Rthl. 16 gr.

Die Geſchichte der Liebe eines jungen Schweizeriſchen Edelmanns mit einem ausgebildeten Landmädchen aus ſeiner Nachbarſchaft, der Tochter ſeiner Amme. Es kömmt, wiewohl mit großem Widerſpruch der gnädigen Frau, einer Tante und des Vaters der Marie, eines auf ſeine Rechtſchaffenheit ſtolzen Schweizerbauers, zur Heyrath. Ein Verſtändniß mit einer ſehr vorzüglichen Engländerin während des Aufenthalts der adelichen Familie in London ſchürzt den Knoten, der ſich etwas abentheuerlich auflöſt. Der Leſer wird oft zu ſehr in Verſuchung geführt, und durch eitlen Kummer um ſeine Lieblinge getäuſcht. Wie weit das gehen darf, ſagt freylich keine Regel:

der

der Geſchmack muß es lehren. Marie und ihr Bruder, und beſonders der Hausfreund German, ſind edle Charaktere. Aber, warum muß jene ſo viel leiden, und der junge Baron, der ſich nicht bey der Feſtigkeit erhält, die ſeine Jugend weiſſagte, weniger? — Und ſo bleiben verſchiedene Räthſel unaufgelöſt. Anlage verräth der Romanſchreiber immer genug. Eine Umarbeitung ſeines Buchs könnte indeß nicht ſchaden. Dabey müßten manche Unwahrſcheinlichkeiten gehoben werden, und nicht wenige declamirte Reflexionen im Tone der franzöſiſchen Romane wegbleiben. Noch müſſen wir bemerken, daß der Verf. oft das Wort Talente für Vorzüge nimmt. Vielleicht iſt dieſe Bedeutung nur ſeinem Wohnort oder gewiſſen Zirkeln eigen.

Ib.

14. Neue Volksmährchen der Deutſchen. Drittes Bändchen. Leipzig, in der Weygandſchen Buchhandlung, 1792. 494 S. 8. 1 Rl. 12 gr.

Wir können nicht ſagen, daß dieſe Sammlung an Intereſſe und Werth ſo zunähme, als die Theile raſch auf einander folgen. Die fünf Mährchen dieſes Bandes: Die Fiſcher — die weiße Frau — Jungfernſprung und Roßtrab — der Müller von Eiſenbüttel — Erlkönigs Tochter — haben zwar die Fehler der ältern in reicher Maaße, aber nicht eben ſo ihre Vorzüge. Der Inhalt hat zum Theil (beſonders in Nr. 2. 3 und 5.) zuviel Aehnlichkeit mit allzu bekannten Sagen und Fabeln. Der Vortrag iſt noch viel weitſchweifiger, der Erzähler irrt hier noch mehr ohne feſtes Ziel umher, und das Coſtüme iſt, zumal in der Sprache und dem Ausdruck der Empfindung, auf die gröbſte Art verletzt. Z. B. S. 17. „Das höchſte Ideal der Schönheit hatte Medardus geliefert, nun gieng auch das Nonplusultra der Häßlichkeit unter ſeinem zauberiſchen Pinſel hervor. Ein Teufel krümmte ſich zu Mariens Füßen, den man nicht ohne Abſcheu und Entſetzen anſehen konnte. Man ſchauderte vor ihm zurück, und konnte ſich doch nicht entbrechen, wieder nach ihm zu blicken, weil der Contraſt zwiſchen ihm und der Göttin, die über ihm thronte, zwey der widerſprechendſten Regungen ſo nah neben einander ſtellte, daß jeder, der das wunderbare Gemählde verließ, geſtand, nie etwas ähnliches erfahren zu haben, und ſich zuſagte, nächſtens wieder-

wiederzukommen, um dieſes ſeltſame, wonniglich ſchauerliche Gefühl noch einmal zu haben.“ So läßt der V. einen rohen Donauſiſcher aus dem eilften Jahrhunderte ſprechen! Muſäus verſtand das Ding beſſer. Auch das Wunderbare, die häufigen Geiſtererſcheinungen finden wir ſelten gut angebracht und von geringer Wirkung. Seine Geſpenſter ſetzen ſich über alle, unter Geiſtern hergebrachte gute Sitte hinweg, erſcheinen ſo häufig, ſo häufig ohne alle Noth, daß ſie wenig Furcht und Ehrfurcht einflößen. Es iſt ein unangenehmer Anblick, einen Mann, der Talente beſitzt, etwas von dauerndem Werthe zu liefern, für die bloße Befriedigung der Neuigkeitsſucht, und für die Forderungen ſolcher Leſer arbeiten zu ſehen, die zufrieden ſind, wenn man ihre groben Geiſtesorgane durch eine Kette von Abentheuerlichkeiten und den widerſinnigſten Erdichtungen in Spannung ſetzt, die nur ſtets in Erwartung und Ungewißheit über den Ausgang erhalten ſeyn wollen, und es ſich gern gefallen laſſen, wenn auch gleich am Ende dieſe Erwartung ſich in ein Nichts auflöſt.

H.

15. Gemählde nach der Natur. Breslau, bey Korn, 1792. 176 Seiten in 8. 14 gr.

Dieſe Gemählde nach der Natur, oder kleine Erzählungen ſind in einer gefälligen Manier geſchrieben, und laſſen vermuthen, daß der ungenannte Verf. Talent zu größern Arbeiten dieſer Art habe. Aus einigen könnte ein geſchickter Bearbeiter einen brauchbaren Stoff zu intereſſanten Schauſpielen nehmen. Die Erzählungen ſind folgende: Der zweyte Ehemann. Wohlthat aus Bewußtſeyn. Der Einſiedler. Der väterliche Entſchluß. Die Aehnlichkeit des Geſichts. Uebrigens hat der Verf. nicht angegeben, ob dieſe Erzählungen ſeine eigene Erfindung ſind, oder ob er wenigſtens die Grundzüge derſelben aus andern Schriftſtellern entlehnt hat, eine Gewohnheit, die verzeihlich iſt, wenn gute Pflanzen aus England und Frankreich auf deutſchen Boden verſetzt werden. Die raſende Klaſſe unſrer Romanſchreiber wird den geraden, einfachen Erzählungston in dieſen Gemählden nicht ſehr behaglich finden; ſie werden in ihnen den ſo beliebten Schwulſt des Ausdrucks und die ängſtliche Sucht nach gräßlichen Abentheuern vermiſſen, und der Verf. wird ihnen ein fader Kopf zu ſeyn ſcheinen, weil er

er das — Unglück hat, vernünftig zu ſchreiben. Allein, gerade dies muß das Werkchen empfehlen, worin uns der Einſiedler mit am beſten gefallen hat.

Za.

16. Verſuch über die Einbildungskraft, von Johann Gebhard Ehrenreich Maaß, Profeſſor der Philoſophie zu Halle. Halle, bey Michaelis und Bispink, 1792. 8. 452 Seiten. 1 Rthl. 4 gr.

Dies Buch gehört zu den wenigen, welche der Philoſophie neuen Gewinn verſchaffen, indem ſie bisherige allgemeine Unterſuchungen mehr ins Detail verfolgen, und bisher überſehene oder nicht genug geſehene Seiten der Gegenſtände auffaſſen und beleuchten. Neben der Neuheit mancher Gedanken unterſcheidet es ſich auch durch Gründlichkeit, Scharfſinn und ſorgfältige Entfernung von allem Hypotheſenkram. Jedem Pſychologen, und jedem, der nach tiefer Menſchenkenntniß forſcht, iſt es ſchlechterdings unentbehrlich; ſeine Brauchbarkeit aber würde noch größer ſeyn, hätte der vortrefliche Verf. einer größern Deutlichkeit ſich befliſſen. Die Gewohnheit, *einzelne* Erfahrungen über Vorſtellungsreihen mit Buchſtaben *vorzuſtellen*, macht nicht nur dieſe ſchwerer zu faſſen, ſondern auch nicht ſelten unzuverläßig, weil man nicht gleich ein Beyſpiel allemal zur Hand hat, an welchem man die allgemeinen Sätze bewähren kann. Zwar haben mehrere unſerer neuern Weltweiſen dieſes Verfahrens ſich bedient, und zwar, wie es ſcheint, weil es nicht ſelten leichter iſt, eine Erfahrung in ſolchen Buchſtaben überhaupt, als in einem einzelnen Beyſpiele anſchaulich darzulegen, beſonders wenn man ſich von langer Zeit her gewöhnt hat, den Satz nur in ſeiner Allgemeinheit zu denken, und darüber die einzelnen Fälle zu vergeſſen; allein, man ſollte allmählig dieſe Lücke der Anfänger ausfüllen, und der mehrern Brauchbarkeit auch hier Gehör geben. Zudem geſchieht es nicht ſelten, daß man auf dieſe Art Erfahrungen erſchleicht, oder zu unbeſtimmt ſich vorſtellt, mithin die Mühe des Erklärens ſich ohne Noth erſchwert. Schon Leibnitz gab die weiſe Vorſchrift, man ſolle bey abſtrakteren Unterſuchungen ſich alles concret zu machen ſtreben, um nicht zuletzt auf ein leeres Spiel mit Worten zu verfallen, eine Vorſchrift,

von

von der unſere neueſten Philoſophen aus zu großer Liebe zur Kürze ſich immer mehr, nicht aber mit Gewinn für die Wiſſenſchaft entfernen. Gegenwärtiges Werk enthält drey Theile, deren erſter die Geſetze der Einbildungskraft; der andere ihre Wirkungen auf die übrigen Seelenvermögen unterſucht; der letzte die Geſchichte dieſes Theils der Seelenlehre bis auf die neueſten Zeiten enthält.

Zum Belege des Geſagten wollen wir den erſten Theil etwas genauer zergliedern. Das Wort Einbildungskraft nimmt der V. in einer bisher nicht gewöhnlichen Bedeutung, die aus der Kantiſchen Philoſophie, wenigſtens den Worten nach, abzuſtammen das Anſehen hat. Er bemerkt nämlich, daß unſere Sinnlichkeit aus zweyen Hauptvermögen beſteht, einem leidenden, oder Receptivität, welches die Eindrücke annimmt, und von äuſſern Gegenſtänden beſtimmt wird; und einem thätigen, welches das Mannichfaltige der Eindrücke verbindet. Dies letztere nennt er Einbildungskraft in der weiteſten Bedeutung; ſo daß alſo ihre Einbildungskraft mehr noch befaßt, als die Vorſtellungskraft gewöhnlich, die nur mit den Ueberbleibſeln der Eindrücke ſich beſchäftigt. Ob das bloße Bewußtſeyn, wenn es zu den Eindrücken kommt, nicht hinreicht, Empfindung zu erzeugen? unterſucht der Verf. nicht, und geht mithin bey dieſer Abtheilung ein wenig zu raſch zu Werke. Weshalb auch nicht ganz Probe zu halten ſcheint, wenn er die Thätigkeit der Einbildungskraft auf neue Art in die urſprüngliche und abgeleitete eintheilt; deren erſte die Mitwirkung der Einbildungskraft bey den Empfindungen, die andere alle nachherigen Aeuſſerungen in ſich faßt. Dieſe urſprüngliche Thätigkeit beſchreibt er weiter, nach Kantiſcher Anleitung, als eine Verbindung des Mannichfaltigen der Empfindung zu einem Ganzen; weil ohne dieſe Verbindung dies Mannichfaltige blos als ein verworrener und völlig unzuſammenhängender Hauſe erſcheinen würde, worin die Theile blos zuſammengeſtellt wären, ohne die mindeſte Beziehung auf einander zu haben. Die Meinung iſt aber nicht, als wenn der Stoff der Empfindung in dem Sinneneindrucke an ſich chaotiſch und regellos wäre. Dieſe Einheit des Mannichfaltigen kann durch die bloße Receptivität nicht entſtehen, weil 1) die Einheit ein bloßes Verhältniß iſt, nicht etwas, das die Sinne afficiren könnte; und 2) alle Eindrücke auf die Sinne ſucceſſiv geſchehen müſſen, mithin die Gegenſtände nie aus

zugleich

zugleich ſeyenden Theilen beſtehend vorgeſtellt werden können. Beyde Gründe ſcheinen uns nicht überzeugend; 1) weil man doch zugeſtehen muß, daß von den Verhältniſſen einiges durch Empfindung erkannt wird, wofern man nicht behaupten will, daß alle Verhältniſſe bloße Machwerke unſers Verſtandes, mithin in den Gegenſtänden gar nicht anzutreffen ſind. Das Verhältniß ganz rein und als Verhältniß wird freylich nicht empfunden; aber das Fundament des Verhältniſſes gehört der Empfindung an. Mehr aber braucht es im gegenwärtigen Falle nicht; zur Einheit der Vorſtellung wird mehr nicht erfodert, als daß durch die Art des Eindrucks eine gewiſſe Art des Ueberganges, oder Fortganges, von einem Theile zum andern veranlaßt wird, der in allen andern Fällen nicht Statt hat. 2) Daß alle Empfindungen oder Eindrücke auf die Sinne ſucceſſiv geſchehen müſſen, iſt bey weitem nicht ausgemacht; wir können ja im ſelben Momente die Noten ſehen und die ihnen entſprechenden Töne hören; die Härte des Körpers fühlen und ſeine Farbe ſehen; u. ſ. w. Demnach ſcheint uns nicht, daß die Verrichtung des thätigen Vermögens bey der Empfindung in der Vereinigung des Mannichfaltigen beſteht; beſonders da es einfache Empfindungen giebt, in deren Eindrücken für uns nichts Mannichfaltiges enthalten iſt, die alſo bey uns ſolcher Verknüpfung nicht bedürfen. Eben daher dünkt uns auch die Grundlage dieſer Theorie der Einbildungskraft nicht feſt, ja noch dazu willkührliche Abſtraction zu ſeyn.

Was der Verf. hierauf allein baut, kommt uns eben darum wenig haltbar vor, ſo ſcharfſinnig und neu auch dieſer Bau angelegt iſt. Dies thätige Vermögen, fährt er fort, muß ein Geſetz haben, wornach es in Verknüpfung der einzelnen Theile der Eindrücke ſich richtet, und dies Geſetz iſt kein anderes, als das Geſetz der Stätigkeit, als welches von allen Philoſophen für ein Geſetz aller Veränderungen anerkannt wird. Vermöge deſſen geht die Einbildungskraft von jedem Momente des Sinnenſtoffes zunächſt zu demjenigen fort, welches durch die Sinne unmittelbar mit dem vorigen verbunden recipirt wird. Dies iſt das höchſte Geſetz für die Succeſſion der urſprünglichen Thätigkeiten der Einbildungskraft. In dieſer Herleitung ſcheinen beträchtliche Lücken zu ſeyn; nach dem Geſetze der Stätigkeit kann von keiner Veränderung zur andern gelangt werden, wofern nicht die zwiſchen beyden liegenden kleinern Veränderungen durchlaufen ſind. Dies hat

einen doppelten Sinn; einmal die zwiſchen beyden liegenden geringern Grade müſſen durchlaufen werden, falls die Veränderung blos intenſiv; und zweytens, die zwiſchen beyden befindlichen kleinern Räume müſſen durchlaufen werden, falls die Veränderung extenſiv iſt. In welchem Sinne ſoll das Geſetz hier gelten? In dem letztern ſchwerlich; denn die ſucceſſiven Affektionen der Sinnlichkeit, was haben die mit dem Raume zu ſchaffen? Wenn aber das nicht, woher das Bild der Continuität in der Ausdehnung? Woher, daß wir nur die Eindrücke zu einer Vorſtellung machen, die durch Continuität an einander hängen? Hier iſt ein nicht unbeträchtlicher Sprung vorhanden. Geſetzt aber, man ſehe von dem ab, und gebe dem Geſetze dieſen Sinn; wie kann man hieraus die Ordnung der Prädikate oder einzelner Züge unſerer Bilder erklären? Warum ſtellt die Einbildungskraft in dem Bilde einer Roſe nicht zuerſt den Geruch, hernach die Blätter, dann die Farbe, endlich die Solidität vor? Welche Stätigkeit nöthigt uns, zuerſt die Solidität, dann die Figur, hernach die Farbe, und zuletzt den Geruch in das Bild aufzunehmen? Ueberdem, was wird eigentlich gemeint, wenn von einem Theile des Sinnenſtoffes geredet wird, der mit dem vorigen unmittelbar verbunden iſt? Als ein Continuum? oder als Urſache und Wirkung? oder als zunächſt der Zeit nach im Eindrucke folgend? oder als dem Grade nach unmittelbar folgend?

Hieraus leitet der Verf. das höchſte Aſſociationsgeſetz auf eine neue und ſcharfſinnige Art her, und glaubt, ſo dieſem Geſetze einen Beweis a priori verſchafft zu haben, der es über ſeine bisherige allgemeine Erfahrungsgültigkeit erhebt: laßt ſehen, ob dies mit beſſerem Glücke geſchehen iſt. Die Einbildungskraft hat keinen andern Stoff bey allen ihren Verrichtungen, als den Sinnenſtoff; ſie hat auch das nämliche Geſetz; mithin iſt erſtes Geſetz für ſie, daß auf jede gegebene Einbildung diejenige zunächſt folgt, deren Stoff mit dem Stoffe der vorigen unmittelbar verbunden, durch die Empfindung recipirt iſt. Hier kehrt die oben bemerkte Vieldeutigkeit des Worts verbunden wieder; weiter unten ſetzt der Verf. zwar dafür, was unmittelbar verknüpft, oder auch nur in einer Einheit zuſammen vereinigt kurz zuſammen vorgeſtellt wird; allein, auch ſo iſt noch Vieldeutigkeit genug zurückgelaſſen. Heißt es, was zugleich und unmittelbar nach einander vorgeſtellt wird? oder was als Theil eines Ganzen vorgeſtellt wird? oder beydes

zuſam-

zuſtimmen? Jenes alte als urſprünglich angenommene Aſſociationsgeſetz hatte doch gröſſere Beſtimmtheit. Hievon abgeſehen laßt uns, was die Hauptſache iſt, den Beweis prüfen; er lautet ſo: 1) wenn eine Reihe von Einbildungen auf eine andere Art ſuccedirte: ſo kann eine ſolche Succeſſion gar keinen Grund haben. Ein objektiver nämlich wäre nicht vorhanden, weil hier gar keine mitwirkende Gegenſtände vorkommen, da Einbildungen ohne Beyhülfe der Gegenſtände hervorgebracht werden. Ein ſubjektiver wäre gleichfalls nicht da, weil die abgeleiteten Thätigkeiten Wiederholungen der urſprünglichen in Abſicht auf ihren Stoff ſind, mithin durch nichts anders, als durch dieſen Stoff, individuell beſtimmt werden können. Hier vermiſſen wir die beweiſende Kraft: daraus, daß die einzelnen Bilder Wiederholungen voriger Empfindungen ſind, folgt nicht, daß auch die Succeſſion mehrerer es ſeyn muß; wenigſtens iſt dies von dieſer Succeſſion nirgends erwieſen. Aber dann hat dieſe Succeſſion keinen Grund! Für uns hat ſie ihn auch nicht, ſie iſt ein Grundfactum, das wir anderswoher zu erklären nicht im Stande ſind, wie es ein Grundfactum iſt, daß Feuer ſich uns durch Wärme zu erkennen giebt. Die hier bemerkte Lücke ſcheint der zweyte Beweis zu ergänzen: aber es ſcheint es auch wohl nur. Er lautet ſo: da das Geſetz, dem ſich die Einbildungskraft bey der Folge ihrer urſprünglichen Thätigkeiten unterwirft, in ihrer eigenen weſentlichen Beſchaffenheit gegründet iſt, und nicht von einem Gegenſtande auſſer ihr abhangen kann: ſo iſt ſie an daſſelbe bey der Succeſſion aller ihrer Wirkungen gebunden, nicht blos bey den urſprünglichen, ſondern auch bey den abgeleiteten. Sey das; ſo folgt noch immer nicht alles, was folgen ſoll; jenes Geſetz redet nur von den Folgen der einzelnen Theilvorſtellungen eines Ganzen; mithin erklärt ſich hiedurch nur, wie die Einbildungskraft die einzelnen zu einem Bilde gehörigen Züge erneuern muß, nicht aber, wie ſie in ihrem Uebergange von getrennten Bildern mehrerer Ganzen zu verfahren hat. Oder ſoll etwa jenes Geſetz auch für die Folge von mehrern Ganzen in der Empfindung gelten? dann dürfte es mit der Erfahrung ſehr in Colliſion kommen; wir überhüpfen mit der Empfindung manchmal ganze Räume und Zeiten, und ſind hierin an keine Verknüpfung gebunden. Dieſer vom Verf. dem Geſetze untergelegte Sinn hat nachher in die Erklärung mancher Erſcheinungen ſehr beträchtlichen Einfluß, und veranlaßt ihn, die meiſten Aſſociationen daher zu erklären, daß ſie Theile irgend

einer Totalempfindung ſind, mithin die Erfahrung zu verdrehen. Wenn man an einem Orte eine ganze Geſellſchaft geſehen hat, und geraume Zeit nachher bey Erblickung des Platzes die Bilder der einzelnen Perſonen davon wieder hervorziehet; ſo iſt dies nicht ohne Zwang daraus herzuleiten, daß der Ort und die Geſellſchaft eine Totalempfindung ausmachten. Wir haben dieſe Bemerkungen hergeſetzt, keinesweges um den Werth des Buches herabzuſetzen, ſondern um den ſcharfſinnigen Verf. auf dieſe Seite aufmerkſam zu machen, und ihn zu veranlaſſen, ſeine Theorie entweder mehr zu befeſtigen, oder ſie, falls er es gut finden ſollte, zu berichtigen.

F.

17. Geſchichte der Aſtronomie von den älteſten bis auf gegenwärtige Zeiten, in zwey Bänden. Erſter Band; bis zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts. Chemnitz, bey Hofmann und Fiedler, 1792. 8. 1½ Alph. 1 Rthl. 20 gr.

Als Vorrede: Kurze Ueberſicht der aſtronomiſchen Geſchichte. Die große Alexandriniſche Schule bildete ein ganzes ſehr durchdachtes Syſtem, deſſen Grundſäulen noch ſtehen, obgleich der Chalife Omar aus fanatiſcher Grille das herrliche Muſäum zerſtört hat. (Muſäum; der Geſchichtſchreiber der Aſtronomie ſollte billig wiſſen, daß es mit e geſchrieben wird. Auch haben wir längſt ein deutſches Muſeum. Muſeum und Bibliothek zu Alexandrien waren nicht einerley. Die letzte Zerſtörung wird dem Omar Schuld gegeben; daß das ein Mährchen iſt, hatte man längſt geurtheilt, und Hr. M. Reinhard hat es umſtändlich in ſeiner Schrift: Ueber die jüngſten Schickſale der Alexandriniſchen Bibliothek, Gött. 1792. gezeigt. Daß die Sache zweifelhaft war, mußte der Hr. V. wenigſtens wiſſen; und wenn er dabey bedacht hätte, daß doch die aſtronomiſchen Bücher immer von der Alexandriniſchen Bibliothek einen ganz geringen Theil müſſen ausgemacht haben, hätte er den Ausfall auf den Chalifen auf eine gelegnere Zeit verſpart.) Am Ende werden einige Bücher genannt, die der V. gebraucht hat, der ſich C. G. F. unterſchreibt. Dieſe Quellen ſind jedem Kenner der Wiſſenſchaft bekannt, aber Hrn. F. Abſicht, einen Auszug aus ihnen zu liefern, der auch bloßen Liebhabern und Anfängern

brauchbar ſeyn ſoll, verdient allemal Lob. Er macht vier Perioden. 1) Fabelhafte Zeit; Kindheit der Aſtronomie, älteſte Geſchichte; Hebräer; Patriarchen, Chaldäer, Phönicier. 2) Alte Geſchichte bis auf Carl den Großen. 3) Mittlere, von C. d. G. bis zur Reformation 800 — 1517. (Die Reformation hat doch mit dem aſtronomiſchen Himmel nichts zu thun, und nun vollends das Jahr der Diſputation über den Ablaß? In der Geſchichte der Aſtronomie macht doch wohl Copernicus Epoche, und nicht der ſonſt freylich größere Luther.) 4) Von der Reformation bis auf unſere Zeiten. Der fabelhaften älteſten Geſchichte räumt Hr. F. nur einen Bogen ein, und das mit Recht, es iſt doch gut, zu wiſſen, was geweſen ſeyn ſoll. In der alten Geſchichte heißt es S. 20 von den Griechen: Sie richteten ſich in der Beſtimmung ihrer Theile des Tages blos nach der Länge des Schattens irgend einer Säule, und ſo war es bey ihnen Mittag, wenn die Länge dieſes Schattens zehn oder zwölf Fuß betrug; die Aufſicht dieſes Schattens war gewiſſen Sclaven, welche von der beſtimmten Länge deſſelben zu verſchiedenen Zeiten des Tages Nachricht ertheilen mußten, anvertraut. (Allerdings wäre dieſes Verfahren ziemlich aſtronomiſch, da aber Hr. F. keine Gewährsmänner anführt, ſo giebt ſeine Erzählung keine Verſicherung, daß es hiſtoriſch richtig iſt. In einer Stelle des Ariſtophanes giebt der Schatten, zehn Fuß lang, die Zeit des Abendeſſens an; ſie ſteht in Martini Abhandl. von den Sonnenuhren der Alten, Leipz. 1777. S. 9. Auch daſelbſt mehr verwandte Nachrichten: beym Lucian beſtimmte Schatten von ſechs Fuß die Zeit des Waſchens. Was aber das Ding iſt, das dieſen Schatten warf, iſt nicht geſagt. Käſtner in ſ. Recenſion erwähnten Buches, Neue philolog. Bibl. 4. B. 1. St. S. 37. zeigt, es könne ein Stab von einem Fuß lang geweſen ſeyn, welches mit der Polhöhe von Athen und der Abendzeit zuſammenſtimmt. Sclaven werden beym Martini nicht erwähnt; von den Römern iſt bekannt, daß ſie Sclaven ſandten, nach der Uhr zu ſehen.) Von den Alphonſiſchen Tafeln wird S. 118 eine ſeltne Ausgabe erwähnt, die ſich auf der Univerſitätsbibliothek zu Wittenberg befindet, von Erhard Ratdolo, aus Braga oder Brague in Portugall in der Provinz Entre Minho Duero, vom Jahr 1483, den 4. Jul. im Jahr der Welt 7681, welche aus 24 Tafeln oder 96 Blättern beſteht. (Von dieſer Ausgabe wäre wohl eine genauere Nachricht etwa eines Wittenbergiſchen Gelehrten

zu wünſchen. Ein Druck von 1485 zu Venedig in 4. wird vom Hrn. F. erwähnt. Nun wäre es nicht widerſprechend, daß Tafeln, die in Anſehn ſtunden, in einem Jahre zu Venedig und in Portugal erſchienen wären, Erhard Ratdold aber war ſicher nicht aus Braga, ſondern aus Augsburg, und hat 1482 zu Venedig Euclidis Elementa gedruckt, und am Ende vom: Aſtrolabium planum in tabulis, geſetzt: Erhardi Ratdolt Auguſtenſis viri ſolertis eximia induſtria et mira imprimendi arte, qua nuper Veneciis nunc Auguſte vindelicorum excellit nominatiſſimus. Vigeſimo ſexto calendis Novembris Mcccclxxxvii. Wäre er zwiſchen 1482 und 1487 in Portugal geweſen; ſo hätte er das doch wohl angezeigt. Der Rec. bringt dieſe beyden Bücher nur ſogleich aus ſeinem Vorrathe bey; die Geſchichte der Buchdruckerkunſt giebt ohne Zweifel vom R. mehr Nachricht. Was das Jahr der Welt 7681 bedeutet, verdiente auch wohl Erläuterung. Tabule aſtronomice Alfonſi Regis 1492 zu Venedig arte miriſica Johannis Hamman de Landoia dictus Hertzog gedruckt, geben an: Anno a Prima Rex. etherear. circuitione 8476; und Epytoma Joannis de monte regio In almageſtum ptolomei, von eben dem Buchdrucker, Venedig 1496; A. a. pr. r. e. c. 8480. Dieſe beyden Jahrzahlen ſtimmen unter ſich überein, aber nicht mit der, welche Hr. F. als Jahr der Welt angiebt. Tabulae Alphonſinae ſind noch zu Madrid 1649 herausgekommen, welche Ausgabe Hr. F. nicht erwähnt.) Johann Müller S. 147 habe ſich Johann Germanus de Regiomonte genannt, (Germanus iſt dem Rec. bey dieſem Namen, der ſo oft genannt wird, nie vorgekommen.) Johann Werner habe gefunden S. 165, daß die höchſte Declination der Sonne 23 Gr. 28 Min. und die des Widders 26 Gr. vom Aequinoctialpunkte entfernt ſey. (Das erſte ſteht in Werners Buche de motu octavae Sphaerae Prop. XXV. in einer Sammlung der Aufſchrift iſt: In hoc opere haec continentur: Libellus Ioannis Verneri Nurenbergenſ. ſuper viginti duobus elementis conicis. — Nürnb. 1522. 4. auf der erſten Seite des Blattes eij, eigentlich giebt W. noch 30 S. dazu an, und das vollendete Jahr 1514; denn er redet da von der veränderten Schiefe der Ekliptik. Was die des Widders heißen ſoll, hat der Rec. nicht aufgeſucht. Gewiß nicht Declination. Vermuthlich Abſtand des Anfanges des Sternbildes.

In dem Bisherigen hat Hr. F. nur europäiſche Aſtronomen genannt. Als ein Anhang die Geſchichte der Aſtronomie

bey

bey Arabern, Juden, Persern, Tartern. Daß die Araber im 9ten Jahrhundert des Pendels Iſochronismus bemerkt, und es zu Uhren angewandt, erzählt Hr. F. nach *Bailly* T. I. p. 247. Hiſt. de l'Aſtr. mod. Giebt auch die neuern Berichte von der Aſtronomie der Indier, ingleichen der Sineſer.

Die dritte Periode fängt ſich S. 218 an. Zur Zeit, da Martin Luther zu Wittenberg ſich den Mißbräuchen der römiſchen Kirche widerſetzte, — arbeiteten auch einige groſſe Männer auf der Univerſität zu Wittenberg mit allem Eifer an Verbeſſerung der Aſtronomie. Namen nennt Hr. F. nicht. Nicht lange nach der 1502 geſchehenen Stiftung der Univerſität war die Mathematik in groſſem Flor; denn 1515 ward ausdrücklich verordnet, es ſollte über die Mathematik geleſen werden, und jeder Candidat, der Magiſter würde, Mathematik gehört haben. Nachher wurden, wie man glaubt, auf Anrathen **Philipp Melanchthons**, der 1518 nach Wittenberg kam, zween Profeſſores der Mathematik geſetzt. (Seltſamer kann man doch wohl Luthers Reformation als Epoche in der Geſchichte der Aſtronomie nicht darſtellen. Hr. F. mag in Wittenberg ſtudirt haben, und dieſe Univerſität mit Recht lieben. Hier führt er nun gerade das nicht an, was noch faſt allein zu ſeinem Zwecke diente: die beyden Profeſſoren lehrten, einer mathemata ſuperiora, der andre inferiora; das letzte war Arithmetik und Geometrie; denn von höherer Mathematik im jetzigen Verſtande wußte man damals noch nichts, das erſte **Aſtronomie**. Alſo hatte Wittenberg ein eigenes Lehramt für Aſtronomie, ohne Zweifel auf Veranſtaltung Melanchthons. Wie aber damals die Gelehrſamkeit nur in Büchern geſucht ward, Betrachtung der Natur weniger getrieben, ſo mögen auch die Wittenberger mehr in Ausbreitung und Anwendung überlieferter Kenntniſſe geleiſtet haben, als in Erweiterung der Wiſſenſchaft. Man ſehe hierüber Tychonis Brahe Aſtronomiae inſtauratae Progymnaſmata, Pars I. 1603. p. 618 u. f. bey Gelegenheit deſſen, was zu Wittenberg über einen Cometen iſt geſagt worden. Tycho erkennt p. 652 **Eraſmus Reinholden** für einen vortreflichen Aſtronomen im Demonſtriren und Rechnen, im Obſerviren habe er nichts geleiſtet. Gegentheils nimmt er S. 630 die Leipziger Polhöhe nach dem daſigen Profeſſor **Hommel** an, deſſen praktiſche Geſchicklichkeit er rühmt.) **Johann Fernelo**, ein franzöſiſcher Arzt und Aſtronom — wagte es ſogar, die wahre Zahl

zer Grade des irdiſchen Meridians anzugeben, wie auch die wahre Peripherie der Erde, woran ihn aber ein frühzeitiger Tod hinderte; S. 230. (Der Mann hieß Fernel, und lateiniſch *Fernelius*. Die wahre Zahl der Grade anzugeben, wagte er gewiß nicht, denn die iſt immer 360 geweſen; ſondern die Größe eines Grades; die hat er doch, nach ſeiner Art zu meſſen, ſo angegeben, daß de la Lande Aſtronomie, II. Ausg. XV. Buch, §. 1632, ſie auf 56746 Toiſen ſetzt. Daraus läßt ſich doch, wenn man es annimmt, die wahre Peripherie der Erde herleiten, ſo kann ihn daran der Tod nicht verhindert haben.) Copernicus; ſein Syſtem; Hr. F. wundert ſich, daß es nach einem neuern Philoſophen genennt wird, da die Alten es ſo deutlich gelehrt haben; Pythagoras, Philolaus, Nicetas von Syrakus, Plato, Ariſtarch, und viele andere von den Alten haben an tauſend Stellen von dieſer Meinung geredet. (Die tauſend Stellen, chronologiſch geordnet, gaben doch eine unterhaltende und lehrreiche Sammlung. Wahrſcheinlich iſt dieſe Stelle Hrn. F. aus einem Franzoſen, die gern numerum magnum certum pro incerto ſetzen. Ein Deutſcher, und zumal der die Geſchichte der Aſtronomie abtheilet, wie Hr. F., könnte ſich doch erinnern, daß wir ohne Bedenken die Reformation von Luthern an rechnen, obgleich vor ihm teſtes veritatis waren.) Eraſmus Reinhold gab 1551 eine neue Ausgabe der prutenischen Tafeln heraus S. 243. (nicht eine neue Ausgabe, ſondern Tafeln, die er ausgearbeitet hatte.) Beym *Rhaeticus* allegirt 246 S. Die Vorrede zu Palatins Werken von den Triangeln, ſo ſein Schüler Valent. Otho herausgegeben. (Opus *Palatinum* de triangulis, hat dieſes Beywort dem Churfürſten von der Pfalz Friedrich IV. und Pfalzgrafen Caſimir zu Ehren. M. ſ. von dieſem ſehr ſeltnen Werke Käſtners geometriſche Abhandlungen, 1. Samml. S. 253.) Joh. Carian gab Ephemeriden der Aſtronomie von 1536 — 1550 heraus, S. 247. (Er hieß *Cario*. Die Ephemeriden waren, aſtronomiſche, nicht der Aſtronomie; das wäre ja eine Art von literariſchem Journale). Gerh. Merkator iſt vom G. Friſius in der Kunſt in Erz einzugraben unterrichtet worden; (aes heißt hier Kupfer.) Um das Ende des 16ten Jahrhunderts war ein beſtändiger Streit um den Vorzug der Aequinoctien, S. 315. (Heißt, wie viel die Tage, da Tag und Nacht gleich ſind, im Jahre zurückgegangen waren.) Ignatius Dantes verfertigte zu Bologna einen

Perpet-

Perpendikel gleich einem groſſen Sonnenweiſer. An deſſen oberſter Spitze befeſtigte er ein mit einem Loche durchbohrtes Blech — (ebendaſ. Was für eine Darſtellung von dieſem Gnomon, der das gar nicht ſeyn ſollte, was man deutſch Sonnenweiſer nennt, keine Stunden angebe. Das Blech war nicht an einem Perpendikel, ſondern an einer Wand. Manfredi de Gnomone Meridiano Bononienſi, Bonon. 1736, p. 2.) Conſtantins Samml. der Reiſen, die bey der Einrichtung und dem Fortgange der in Holland errichteten oſtindiſchen Handlungsgeſellſchaft unternommen ſind, S. 332. (Der Sammler heiſſt *Conſtantin de Renneville*, iſt bekannter durch ſeine Hiſtoire de la Baſtille.) Die frühzeitige Erſcheinung der Sonne für die Holländer, die in Nova Zemla überwinterten, erklärt S. 333 Caſſini ſo: ſie hätten eine Art von Dunſtkreis um die Sonne, Parhelie, geſehen. (Heiſſt denn Parhelie Dunſtkreis, und nicht Nebenſonne?) Von Keplers Harmonie, Linz 1619, ſey das erſte Buch geometriſchen Inhalts, das zweyte architectoniſchen, das dritte aſtrologiſchen, das vierte metaphyſiſchen, das fünfte aſtronomiſchmetaphyſiſchen, (Der Bücher der Harmonices mundi Ueberſchriften ſind: 1) de figurar. harmonicar. demonſtratione; 2) d. f. h. congruentia; 3) de proportionibus harmonicis; 4) de configurationibus harmonicis radior. ſideral. in terris earumque effectu in ciendis meteoris aliisque naturalibus; 5) de harmonia perfectiſſima motuum coeleſtium, ortuque ex iisdem eccentricitatum, ſemidiametrorumque, et temporum periodicorum. Was iſt denn da architectoniſch? Denn Weltbau bedeutet dieſes Beywort für ſich doch nicht, das z. B. iſt muſikaliſch nicht aſtrologiſch; vom vierten könnte man allenfalls aſtrologiſch ſagen, und das iſt Hrn. K. metaphyſiſch.) Jo. Bayer (S. 352.), ein Augsburger Aſtronom, gab daſelbſt 1603 in Folio ſeine Uranometrie heraus, in welcher er, nach Schickard in aſtroſcop. Heveln in firmamento ſobieſciano, und Flamſtädt Hiſtor. coeleſt. die Sternbilder zwar ziemlich genau aufgezeichnet hat, allein, gerade das Gegentheil ſeiner Vorgänger beobachtete, deſſen man ſich bisher bey dieſer Arbeit bedient hatte; nämlich diejenigen Sterne, welche bisher recht erſchienen, kamen bey ihm auf der verkehrten Seite zum Vorſchein, gleich als wenn der Himmel von der Auſſenſeite convex wäre. (Bayer nach Hevel, Herel iſt ein Druckfehler, und Flamſteed? Hevel im Firm. ſobieſc. Danz. 1687. zeichnet die Sternbilder ſo, wie

zu jemanden ausſehen, der eine Himmelskugel betrachtet; der Fuhrmann z. E. hat die Ziege auf der linken Achſel, aber beym Bayer auf der rechten. Im Wittenbergiſchen Wochenblatte, 1770. 28. St. iſt über dieſe Stellung von Bayers Bildern etwas geſagt, das immer noch einige Erläuterung und Berichtigung erfodert, aber unverſtändlicher und unrichtiger als Hr. F. kann man ſich darunter nicht ausdrücken: iſt denn der Himmel nicht wirklich auf der Auſſenſeite convex?) Die ziemlich umſtändliche Nachricht vom Marius und ſeinen Wahrnehmungen der Jupitersbegleiter ſchließt ſich S. 351. Im Jahr 1599 gab Marius auch neue Directionstäfeln für ganz Europa heraus. (Sollte man nicht denken, das wäre eine ganz Europa nützliche Anwendung jener Entdeckung? und doch ſind Tabulae Directionum aſtrologiſche, die jetzt nicht mehr verdienen erwähnt zu werden.) Andreas Metius, Prof. der Mathem. zu Franecker, S. 398. (er heißt Adrian nicht Andreas.) Jeremias Horoccius, engliſch Horrockes, S. 401. (wird wohl engliſch nicht ſo heißen, weil man ihn auf Latein Horoccius nennt. Ier. Horoccii Opera, Lond. 1678.) Seine Schriften haben wir der Sorgfalt Johann Worthingtons, eines Jeſuiten aus Cambridge, zu danken, wie Weidler H. A. p. 471 berichtet. (Ein Jeſuit aus Cambridge wäre doch immer merkwürdig, aber W. ſagt: debentur curae *Io. Worthingtoni*, S. T. D. et collegii Iesu, Cantabrigiae praefecti, qui Mancheſtriae olim oriundus — ſo war der angebliche Jeſuit auch nicht aus Cambridge.) Iſmael Bullialdus handelt in Aſtr. Philol. im 1. B., beſonders im 14. u. f. C. ſeine eigne Hypotheſe ab, daß nämlich ein jeder Planet in einer eigenen elliptiſchen Bahn ſich bewege, und zwar dergeſtalt, daß, wenn man ſie ſchief durchſchneidet — ob dieſes auch geſchehen könnte, wenn ein gerader Durchſchnitt gemacht würde, hat er nicht gezeigt — Die Axe des Kegels geht durch den einen Mittelpunkt der Ellipſe, im andern Mittelpunkt der Ellipſe befindet ſich die Sonne, S. 413. (Was heißt hier, die elliptiſche Bahn ſchief durchſchneiden? Der Kegel ſchief durchſchnitten giebt die Ellipſe, und die hat nicht zween Mittelpunkte, ſondern zween Brennpunkte. Seth Wordus, wie S. 429 zweymal ſteht. (heißt Wardus.) Joh. Wilkins ſchrieb eine weitläuftige Vertheidigungsſchrift für das Cop. Syſtem, darin er behauptete, der Mond ſey die Erde, die Erde hingegen einer aus den übrigen Planeten. S. 442. (Der Mond

die

die Erde? Eine Erde war W. Meinung. Seine Arbeit war nicht eine Schrift, ſondern zwo: a diſcovery of a new world 1638; diſcourſe concerning a new planet 1640. In Doppelmayers Ueberſetzung: Wilkins Vertheid. Copernicus, Lpz. 1712. ſind beyde in eins gebracht.) Hrn. F. iſt nur von W. wenig bekannt. (Im Univerſal Magazine for April 1778. p. 169. finden ſich Memoirs of *John Wilkins* mit deſſen Bildniſſe. Er hatte Oliver Cromwells Schweſter zur Ehe. Durch gelehrte Verſammlungen, die er veranſtaltete, legte er mit den Grund zur Königl. Geſellſchaft. *Rob. Hooke* erwähnt ihn mit vielem Ruhme am Ende der Vorrede ſeiner Micrographia.) Picard S. 476 unternahm 1669 und 70 die Ausmeſſung des irdiſchen Meridians nach Graden — und ſchätzte die Größe eines Grades im Meridian auf 57,060 mal anderthalb Schuh, Sexpedarum. (Des Snellius Erdmeſſung hat der Rec. wenigſtens nicht erwähnt bemerkt, den irdiſchen Meridian nach Graden auszumeſſen, iſt ein ſehr ſonderbarer Ausdruck; P. maß ja nur einen Grad, und ſchloß deſſen Größe 57064 Toiſen 3 Fuß. Abregé de la meſure de la terre bey *Picard* du nivellement. Wie unglücklich überſetzt Hr. F. Séxpedarum!) *Richer* S. 477 fand zu Cayenne, daß das Horologium, das er von Paris mitgenommen, die wahre mittlere Zeit ... 2 M. 28 S. langſamer anzeigte; um die richtige Zeit zu finden, war es nöthig, den Pendel derſelben um eine Linie eines Pariſer Zolles mehr zu krümmen. (Wahre mittlere Zeit iſt in der aſtronomiſchen Sprache ein Widerſpruch, es müßte etwa eigentliche heißen; und den Pendel zu krümmen, und das um eine Linie; was für ein Handgriff? Das einfache Pendel fand ſich zu Cayenne 1¼ Linie kürzer als zu Paris; *de la Lande* Aſtr. II. Ausg. 2657.) Hallen ſtarb als Profeſſor der Geometrie zu Savigliano, S. 497. (als Profeſſor Savilianus zu Oxford.) Weigel erwarb ſich D. Titeln zum Patron, ſo damals Inſpector der Pleißenburg war, S. 500. (Der Oberſte Titel war Commendant der Pleißenburg.) Weigel hat auf ſeinen Himmelskugeln die Namen der Geſtirne nach den alten Aſtronomen beybehalten, und neuere Geſtirne mit den Namen berühmter Fürſten und Regenten bezeichnet. (Er wollte die alten heidniſchen Sternbilder abſchaffen, und ſtatt ihrer Wapen der Regentenſitze nicht Namen. Deſcriptio globor. heraldicor. Bey Weigel Sphaerica, Ien. 1678.) Zu Oxford florirte Eduard Bernard, Prof. der Aſtronomie zu Savigliano,

S. 521. (v. ſupra beym Hallen). Newton ſagt, die krummlinichte Bewegung, nach welcher die Geſtirne ihren Lauf machen, wird durch die Bewegung nach der Horizontal- und Perpendicularlinie hervorgebracht. Die Ungleichheit des Laufs der Planeten kommt aus dem Geſetze des umgekehrten Verhältniſſes des Quadrats der Diſtanz zum Mittelpunkte des Umlaufs her. (Solchen Vortrag von N. Lehre kann man als Räthſel aufgeben.) Dieſer Theil endigt ſich mit Coronellis Weltkugeln. Die Namen ſind häufig verſtellt, z. E. Epiguns, Metan, Halowood, Petovius, Moria, Paſſevin, Schanee, Marinius, Maurelius, Gallileus, Cordani, Rathmann, Grude, (Blacs Vaterſtadt) Bortſch (Keplers Schwiegerſohn) Wedſee (an den Scheiner ſeine Beobachtungen ſchickt,) und mit dieſen Verſtellungen kommt ein Name immer wiederholt vor; es ſind offenbar falſche Lesarten des Setzers, und Hr. F. hat vermuthlich den Druck nicht ſelbſt corrigirt; er hätte alſo ſehr deutlich ſchreiben ſollen. Daß dieſe Recenſion nur Unrichtigkeiten verbeſſert, wird zu verzeihen ſeyn, weil ſich Unbekanntes aus dem Buche nichts auszeichnen ließ, aber ſelbſt dieſe berichtigten Stellen werden zeigen, daß Hr. F. in der That vielerley zuſammengetragen hat. Aus eigentlichen Quellen ſcheint er nicht viel geſchöpft zu haben. Er hat Sammlungen gebraucht, und wie an mehr Stellen gezeigt iſt, nicht allemal recht verſtanden. Seine Compilation kann alſo immer unter Anfängern, für die er ſie gemacht hat, viel falſche Kenntniſſe verbreiten." Die Wiſſenſchaft ſelbſt, deren Geſchichte er beſchreiben wollte, hätte er erſt richtiger und vollſtändiger kennen ſollen, und dann wiſſen, daß in ihre Geſchichte gehört, wie ſie entſtanden und gewachſen iſt, nicht jeder unbedeutende Name, nicht jedes Compendium oder altes Buch, aus dem der Anfänger nichts lernt, ob es gleich den Kenner als Litterator unterhält. Da er alles, was er in den Büchern, die er beſaß, fand, zuſammenſchrieb, hätte er wenigſtens richtig zuſammenſchreiben ſollen. Man ſieht aber aus den angeführten Proben, daß er oft ſelbſt nicht verſtanden hat, was er abſchrieb, oft falſch abgeſchrieben hat. Mit ſtrengerer Prüfung und richtigerer Einſicht liefert er vielleicht künftig was Beſſeres.

Hz.

18. Zoologiſche Beyträge zur dreyzehnten Ausgabe des Linneiſchen Naturſyſtems, von Joh. Auguſt Donndorff. Leipzig, in der Weidmanniſchen Buchhandlung. Erſter Band; die Säugthiere. 1792. 8. 12 Bogen über 2 Alph. 2 Rthl. 12 gr.

Der Verf. hat ein ſehr verdienſtliches Werk unternommen, wofür ihm ſowohl der Litterator, als der Naturforſcher vielen Dank wiſſen wird, und es iſt ſehr zu wünſchen, daß er ſich entſchließen möchte, mit gleichem unermüdeten Fleiße und mannichfaltiger Beleſenheit ſein Werk nicht blos über die drey zunächſt folgende Ordnungen, ſondern über das ganze Thierreich fortzuſetzen; denn ob wir gleich Götze's entomologiſche Beyträge nach ihrem wahren Werthe ſehr zu ſchätzen wiſſen, wie viel würde der Verf. nicht bey genauerer Prüfung darin zu berichtigen, beſſer zu ordnen, und vornämlich nach einem Zeitraum von beynahe zehn Jahren an neuen Entdeckungen zuzuſetzen finden!

Der Verf. hat darin der Ordnung der neueſten Gmeliniſchen Ausgabe des Linneiſchen Naturſyſtems gefolgt, und unter jeder Gattung und Art die ihm bekannt gewordenen Abbildungen und deutſche und andere Synonymen aus Syſtemen, Lehr- und Handbüchern (hier ſcheint uns der Verf. etwas zu weit gegangen zu ſeyn; wir würden wenigſtens nicht jedes Handbuch bey jeder Art, die darin genannt iſt, ſondern etwa die vorzüglichſten ausgenommen, die übrigen nur dann erwähnt haben, wenn ſie zur Naturgeſchichte des Thieres neue Beyträge liefern, oder höchſtens, wenn ſie es unter einem ungewöhnlichen neuſcheinenden Namen aufführen), Reiſebeſchreibungen, Zergliederern, landwirthſchaftlichen, Jagdſchriften, Monographien und andern älteren und neuern Werken beygebracht, ſo daß man es als ein ſehr brauchbares Repertorium der ganzen Wiſſenſchaft um ſo mehr anſehen kann, da er bey jeder Gattung und bey mehrern Arten die Hauptcharaktere und die Merkwürdigkeiten ihrer Naturgeſchichte unter dem Texte beygebracht, und durch ein angehängtes Verzeichniß der ausländiſchen Namen und genaues alphabetiſches Verzeichniß den Gebrauch des Werks ungemein erleichtert hat.

Was etwa dem Verf. von wichtigern Werken, wie z. B. in der Geſchichte der Affen, die Nachrichten, die die Supple-

ment-

mentbände zu Büffons Naturgeſchichte liefern, in der Geſchichte der Robben die Belehrungen von O. Fabricius entgangen iſt, dürfen wir hoffen, in einem Supplementbande zu erhalten. Auch ſind ſchon jezt hinter jeder Gattung diejenigen Arten, welche in der neueſten Ausgabe des Syſtems entweder vergeſſen zu ſeyn ſcheinen, oder noch zu unbeſtimmt bekannt ſind, um eine feſte Stelle darin zu erhalten, nachgetragen; von der Art fügt der Verf. von Affen noch neunzehn, von Maki's noch eine (offenbar eine bloße Spielart), von Fledermäuſen noch vier, vom Gürtelthier noch eine (an deren Daſeyn als eigene Art wir ſehr zweifeln), vom Wallros noch zwo, von Robben noch drey, von Hunden noch acht, von Katzen noch zehn, vom Frett noch ſieben, vom Wieſel noch funfzehn, vom Maulwurf noch zwo, (wovon aber die eine, der große kapſche Maulwurf, zu den Mäuſen gehört, und im Syſtem beſchrieben iſt), von der Spitzmaus ſechs, vom Igel eine, von der Cavia drey, von Mäuſen eilf, vom Eichhorn eine, von der Schlafratze und dem Haſen zwo, vom Hirſch und Ochſen vier, von Antilopen drey, und vom Pferde eine Art bey.

Abſ.

Paul Friedr. Achat. Nitſch, Pfarrers zu Ober- und Niederwundſch, Vorleſungen über die klaſſiſchen Dichter der Römer. Erſter Band, welcher Vorleſungen über die Oden des Horaz enthält. Leipzig, bey Junius, 1792. 585 S. gr. 8. 1 Rh. 12 gr.

Herr Nitſch beginnt hier ein weitausſehendes Unternehmen, die lateiniſchen Klaſſiker zu commentiren, mit einem Commentar über Horazens Oden. Der Commentar iſt dem lateiniſchen Texte untergeſetzt, von welchem ſich auf jeder Seite nur eine, höchſtens zwey Strophen zeigen. Dieſer erſte Band enthält die drey erſten Bücher der Oden auf 585 Seiten; vorgeſetzt iſt die Lebensbeſchreibung des Horaz und eine Nachricht von den Schickſalen, Ausgaben und Commentatoren ſeiner Gedichte auf 54 Seiten. Im Allgemeinen findet Rec. bey der ganzen Anlage zweyerley zu bedenken: Einmal, ob das ganze Unternehmen den Schulſtudien nicht nachtheilig ſeyn dürfte, einen deutſchen Commentar über Dichter zu

liefern,

liefern, zu denen Jünglinge gewöhnlich nur erſt nach der gehörigen Vorbereitung durch Lectüre der lateiniſchen Proſaiker geführt werden; alſo Jünglinge, die ſchon im Stande ſind, einen in gutem, reinen und natürlichen Latein verfaßten Commentar zu verſtehen, und ohne Anſtoß wegzuleſen. Sollte nicht dadurch der Jüngling von der lateiniſchen Lectüre und der Privatübung in derſelben immer mehr abgeführt werden? wozu er bis jetzt doch noch einigermaßen durch die lateiniſchen Commentare angehalten ward. Erfahrung hat den Rec. belehrt, daß wir ſolche Veranlaſſungen, den Jüngling der lateiniſchen Lectüre immer mehr zu entwöhnen, um deſto mehr vermeiden müſſen, je geringer jetzt die Anzahl der Jünglinge iſt, welche noch auſſer der nothdürftigſten Präparation auf die lateiniſchen Lectionen, ein lateiniſch geſchriebenes Buch zur Hand nehmen. Zweytens ſcheint uns die ganze Einrichtung des Commentars zu weitläuftig und ermüdend. Zu weitſchweifig und declamatoriſch ſind die Inhaltsanzeigen ſowohl als die Anmerkungen für den Zweck einer kurzen und beſtimmten Belehrung und Anregung der Aufmerkſamkeit auf die Schönheiten dieſes römiſchen Lyrikers; zu ermüdend iſt, wenigſtens nach des Rec. Gefühl, die gewählte Manier, im fortlaufenden Commentar jedem überſetzten Gedanken, oder oft nur einzelnen überſetzten Worten, die Interpretation durchweg in Parentheſe beyzugeſellen, und dadurch beydes, Ueberſetzung und Commentar, zu zerſtückeln. Man kömmt beynahe in die Verſuchung, beym Anblick einer ſolchen Methode, an das Langiſche Bibelwerk (ſeligen und nun in mancher Gegend, leider! vielleicht bald wieder zu erweckenden Andenkens!) ſo wie bey der etwas zu großen Redſeligkeit des Verf., des Brieglebiſchen in zween Bänden verfaßten Commentars über die erſten zehn Horaziſchen Oden ſich wieder einmal zu erinnern. Jedoch wir verbitten es, jene Vergleichung über den Vergleichungspunkt auszudehnen. Denn in der That hat Hr. Mitſch auch viel Brauchbares und Gutes aus der großen Anzahl Horaziſcher Auslegungen ausgewählt, auch wohl hin und wieder mit eigenen Gedanken und Zuſätzen vermehrt; nur die ganze Methode, alles dem Jüngling vorzupredigen, was nur über eine Stelle gedacht und geſagt werden kann, ertödtet alles eigene Denken und Forſchen. Ueber einzelne Stellen, wo wir ſeiner Auswahl und Auslegung nicht beytreten können, zu ſtreiten, iſt hier der Ort nicht; aber das können wir nicht unbemerkt laſſen, daß mehreren Worten und Stellen ein zu

viel-

vielbedeutender und zu weitumfaſſender Sinn untergelegt iſt, den Horaz ſicherlich nicht intendirte. Z. B. 1, 1. catuli junge Hunde, die man ſelbſt erzogen hat. 1, 4. wird bey mors pede pulſat unter andern erinnert; es führt die Idee bey ſich; man verſchließt vor dem Tode die Thüre, er findet ſich ungebeten ein. Ebendaſelbſt ſoll der ſo ſchöne Gemeinſatz: vitae ſumma brevis ſpem nos vetat inchoare longam, der gewiß nur eine allgemeine Abſicht hat, die von allen Patrioten gehofften Staatsabänderungen, beſonders die Hoffnung auf wiederherzuſtellende Freyheit bezielen. 1, 29. ſind auch cyathi keine großen Becher, aus denen man ſchöpfte. Dieſe heißen crateres. Jedoch um unſern Leſern eine anſchauliche Idee von der Erklärungsweiſe des Verf. zu machen, und ſie alſo ſelbſt urtheilen zu laſſen, wollen wir eine Stelle des Commentars herſetzen. Es ſey eine Stelle aus l. 2 oder 4. „Entbrannte doch Atrides (Agamemnon) mitten im Triumphe (da er ſich ſeines Sieges hätte freuen ſollen) für ein geraubtes Mädchen, (die Caſſandra, die Ajax, der Sohn des Oileus, aus dem Tempel der Minerva geriſſen hatte, rapuerat. Das Folgende mahlt den Triumph des Atriden:) nachdem der Theſſaliſche Sieger (Achilles) die Schaaren der Barbaren (der Phrygier und anderer Aſiaten, die den Trojanern zur Hülfe herbeyeilten,) geſchlagen hatte, und den Seinen entriſſen, (ademtus, mahleriſch. Hektor ward im eigentlichen Verſtande den Seinen entriſſen, die mit ſeinem Tode ſo viel verlohren,) Hektor das nun leichter zu zerſtörende Pergama (leviora tolli, griech. für leviora ad tollendum, evertendum. Pergama ward das Schloß von Troja, und hiermit Troja genannt,) den ermüdeten Griechen übergab. (Durch Hektors Tod verlohr Troja ſeinen erſten Beſchützer, und ward nun noch einmal ſo leicht zu erobern. In Proſa hätte Horaz ſagen müſſen: und nachdem durch Hektors Tod die Beſiegung von Troja leicht war. So ſetzt der Dichter mit ausnehmenden Erfolg den Getödteten in Handlung, als ob er nun den Griechen die Eroberung Trojens übergeben habe. Bayle tadelt unſern Dichter, daß er ſo große Beyſpiele auf dieſen gegenwärtigen Fall anwende. Er thut es aber ohne Grund. Horaz ſelbſt erwartete dieſen Einwurf vom Xanthias, und beantwortet ihn. Ja, er legte es ausdrücklich darauf an, daß Xanthias ihm dieſen Einwurf machen mußte. Denn dies, was er nun ſagt, zu ſagen, ſcheint eine der erſten Abſichten des Dichters zu ſeyn): Weißt du denn,

denn; ob nicht der blonden (flavae) Phyllis edlen (beati: bey den Dichtern iſt beatus oft i. q. dives, nobilis) Aeltern dir als Eidam zur höchſten Zierde gereichen würden? (te generum decorent. Der Dichter mahlt in dem decorent zugleich die Folge aus, die das für den Phoceus haben wird, anſtatt zu ſagen: Weißt du doch nicht, ob nicht Phyllis ſehr vornehme Aeltern habe?) Ihre Thränen wenigſtens fließen (maeret. Sie giebt durch ihr bekümmertes Ausſehen zu verſtehen) um ein königliches Geſchlecht und über erzürnte Hausgötter (die ſie dergeſtalt verlaſſen und zu dem niedrigſten Stande haben herabſinken laſſen). Glaube mir, „du hätteſt ſie nicht geliebt, wär ſie vom unſeligen Pöbel (de plebe ſcelesta) und von einer Mutter, der ſie ſich ſchämen müßte (matre pudenda), könnte ſie nimmer ſo treu, nimmer ſo uneigennützig (ſic averſa lucro) gebohren werden“ u. ſ. w. Das heißt doch wohl, wie Vater Erneſti ſagt, enecare et dilacerare poetam. Uebrigens das zuweilen Matte, auch hin und wieder Unrichtige in der Ueberſetzung abgerechnet — was ſollen denn die lateiniſchen Einſchiebſel aus dem überſtehenden Texte? Wer nicht ſo viel Latein weiß, daß er die Worte der Ueberſetzung gehörig und ſicher auf die Textesworte zu beziehen weiß, ſollte den Horaz noch gar nicht anrühren, und für ihn ſollte alſo auch nicht überſetzt und commentirt werden.

Q.

Das Buch der Erfahrung, für deutſche Jünglinge, herausgegeben von D. Th. Fr. Ehrmann in Stuttgart. Nürnberg, in der Felßeckerſchen Buchhandlung, 1792. 328 S. 8. 20 gr.

Wer ein Buch für die Jugend ſchreiben will, der muß ſich eine Materie wählen, wodurch der Verſtand und das Herz genähret, gebildet und gebeſſert wird; muß es ſich aber auch zum Geſetz machen, ſich bey der Bearbeitung ſeines Gegenſtandes der Deutlichkeit, Ordnung, einer wohlklingenden Schreibart und unſrer größtentheils angenommenen Rechtſchreibung zu befleißigen, und ſo viel Anziehendes dem Werke einzuweben, daß es mit Vergnügen geleſen wird. Wer das nicht kann, thut beſſer, er widmet ſeine Muße einem Geſchäfte,

dem

dem er eher gewachſen iſt, oder das nicht ſo viel Aufmerkſamkeit erfordert. Wer für ein Alter ſchreibt, bey dem man ſchon einen im Denken geübten Verſtand und gebildeten Geſchmack vorausſetzen kann, dem hält man Nachläßigkeiten, die nicht allzu beträchtlich ſind, zu gut, und nimmt mit der Form vorlieb, wenn das Werk reichhaltig an guter Materie iſt. Aber in Schriften für die Jugend, die ſo oft Unregelmäßigkeiten und einen verdorbenen Geſchmack nachzuahmen pflegt, muß alles vermieden werden, was den noch unſichern Ideengang des Jünglings auf Abwege leiten, was der Anmuth des Vortrags ſchaden und die Wortkörper verſtellen kann. Das Werk, das man der Jugend in die Hände giebt, muß mit einem Worte Muſter in allen ſeinen Theilen ſeyn. Dergleichen Schriften haben wir auch ſo viel, als zur Befriedigung des moraliſchen Bedürfniſſes derſelben nöthig ſind, und nur der kann uns willkommen ſeyn, der einen neuen und vorzüglich beſſern Beytrag liefert. Das können wir aber von dem vor uns liegenden Buche der Erfahrung eben nicht ſagen. Zwar ſind ſowohl des Verf. eigene Gedanken, als auch die Meinungen anderer über verſchiedene Gegenſtände aus dem menſchlichen Leben größtentheils belehrend, und einige Beyſpiele gewähren eine lehrreiche und angenehme Unterhaltung, auch kann ſonderlich der Anhang von Lebensregeln, Erfahrungen und Sittenſprüchen aus den Lehren der Weiſen, welche S. 207 anfangen und bis an das Ende gehen, ſehr nützlich werden, wenn ihn ein weiſer Lehrer mit ſeinen Zöglingen lieſet, hier und da einen Gedanken berichtiget, und ihn dazu anwendet, den Verſtand zu üben und das Gefühl moraliſcher Schönheit und Güte zu verſtärken. Allein, wir möchten es doch wegen der merklichen Fehler und Schwächen, die man in der Ordnung, dem guten Vortrage, der Reinheit der Sprache und der feſten Rechtſchreibung ſehr oft wahrnimmt, der Jugend nicht unbedingt empfehlen. Man verlangt keine ſtreng ſyſtematiſche Ordnung, die auch nach S. 148 nicht in des Verf. Plan lieget; aber ſich an gar keine Regel zu binden, und die Gedanken ſo hinzuſtreuen, wie ſie ſich aus der Seele drängen, kann man in keiner Schrift billigen, beſtände ſie auch nur aus Bruchſtücken. Statt daß der Verf. mit den Gedanken des Kanzler Oxenſtierns über den böſen Lauf der Welt, mit ſeinen eigenen daraus hergeleiteten Urtheilen über die Beſtimmung des Menſchen für die Ewigkeit, über die rechte Art, wohlthätig zu ſeyn, über die Bewegungsgründe, aus welchen man handeln müſſe,

müſſe, u. ſ. w., das Buch anfängt, hätte er erſt den Leſer mit dem Plane und der Abſicht deſſelben bekannt machen, oder wenn ihm dies zu ſteif und ſyſtematiſch ſchiene, wenigſtens erſt ſagen ſollen, was er unter dem Worte Erfahrung verſtanden haben wolle, das uns auf den Inhalt des Werks gar oft nicht zu paſſen ſcheinet. Er hätte auch Regeln vorausſchicken ſollen, wie man ſich auf die beſte Art Erfahrungen ſammlen und ſie zur Veredelung ſeines Geiſtes, Herzens und ſeines ganzen ſittlichen Verhaltens anwenden müſſe; dann hätte ſich der Leſer leicht darein finden können, wie er jeden Wink, den er zu ſichern Schritten auf dem Wege ſeines Lebens erhält, benutzen ſolle. — Eine von den üblen Folgen, wenn man ſich an gar keine Ordnung bindet, iſt auch die, daß man ſich oft wiederholet. So gieng es dem Verf. S. 6 ſagt er: „Jüngling, der du mich lieſeſt, für den ich dieſe Blätter beſtimmt habe, ſchenke meinen Aeuſſerungen ungetheiltes Nachdenken, folge dem Gange meiner Ideen mit Vertrauen, ich ſpreche mit redlichem Herzen zu dir, und wünſche nichts ſo ſehr, als ein Scherflein deiner Zufriedenheit in den letzten Stunden deines Lebens, eine Stunde, in der aller Tand ſchwindet. — S. 31 Zweifelt nicht, Jünglinge, daß ich auch in dieſem Büchlein meine und die Erfahrungen Anderer zur Beherzigung vorlege, ſelbſt auf das eben Geſagte Rückſicht genommen habe. Und auch ihr, Mädchen, denen dieſe Blätter in die Hände fallen — ich hoffe, der Inhalt trage auch etwas Belehrendes für euch in ſich, und nicht mein Geſchlecht allein werde ſich mit der Lectüre dieſes Bändchens beſchäftigen — auch ihr, Mädchen, traget kein Bedenken, die Verſicherung von mir anzunehmen, daß ich mich bey dem Niederſchreiben dieſer Fragmente nicht von Vorurtheilen habe irre führen laſſen. Nein, ich habe lange und oft geprüft, habe mich ſelbſt zu ergründen und mich beſonders über den Umſtand zu beruhigen geſucht, daß nichts meiner Natur Eigenthümliches Einfluß in die Ergießungen meines Herzens und Kopfes gehabt hat. — Was ich euch zur Beherzigung vorlege, iſt — ich hoff' es, wünſch' es wenigſtens ſehnlich — eurer Aufmerkſamkeit würdig, und keine Beſtätigung der Wahrheit, daß das liebe Ich ſo häufig aus den Urtheilen der Menſchen über das Gute oder Schlimme der Dinge dieſer Welt blicke. —“ S. 93 und 94 werden eben die Gedanken, nur mit andern Worten, wiederholet, und S. 183 heißt es wieder: „Das, worüber ich bisher mit meinen jungen Freunden mich beſprochen habe, ſoll ſie, hoff' ich,

meine Abſicht bey der Bekanntmachung dieſes Büchleins deutlich genug einſehen lernen. Ich weiß nicht mehr, habe ich es ſchon geſagt, oder nicht, mein Vorhaben nämlich war, ein Scherflein zur Grundlage ihrer Zufriedenheit beyzutragen. Das iſt mein herzlicher Wunſch," u. ſ. f. Dies ſey genug zum Beweiſe unſeres Urtheils und auch zugleich von der Wahrheit, daß die Schreibart nicht die beſte iſt. Wenn der Verf. S. 78 ſpricht: „Ehe ich meinen Plan weiter verfolge, und meine eigenen Erfahrungen aufzeichne: —" ſollte man glauben, er würde ſolches in einem eigenen Abſchnitte thun. Man trägt ſich mit dem Gedanken, und iſt am Ende, ohne etwas von den eigenen Erfahrungen deſſelben geſehen zu haben, auſſer was in dem Räſonnement über die Meinung anderer mit eingeflochten iſt. Man weiß aber auch oft nicht einmal, ob der Verf. oder ein anderer ſpricht, weil keine Anführungszeichen den gehörigen Unterſchied machen. Man würde oft irre gehen, wenn man nicht durch die Schreibart zurecht gewieſen würde. Endlich müſſen wir auch noch einige Beyſpiele anführen, wie unzuverläßig des Verf. Rechtſchreibung iſt, und daß er es auch nicht ſo genau mit der Grammatik nimmt, als er es nehmen ſollte. S. 11. Z. 20 ſteht verzinnſen anſtatt verzinſen; S. 14. Z. 22 hinaufhübe ſt. höbe. S. 15 Z. 13 gefließen ſt. gefließen; S. 29. Z. 1 Hilfe ſt. Hülfe; S. 31. Z. 8 Aeuſerung ſt. Aeußerung; man findet bald Gebärde, bald Gebehrde, verdrieslich und verdrießlich, genieſen und genießen. Das Wort Erſtarkung ſt. Stärke S. 146 Z. 8 iſt wahrſcheinlich ein Provincialismus, der Superlativ am baldeſten; S. 296. Z. 20 verräth den Landsmann, und in den Worten: „die Selbſtliebe beut allen ihren Kräften auf"; S. 215. Z. 8. iſt die Conſtruction unrichtig. — So viel von den Fehlern des Werks, die wir freylich hätten verſchweigen müſſen, wenn wir dem Winke hätten folgen wollen, den uns der H. in den Worten giebt: „Daß er — der V. — mich bat, ihn bey der Leſewelt zu entſchuldigen, wenn ſein Kind nicht ſo geputzt erſcheinet, als es doch nach der heutigen Mode wohl ſollte, da er, als Vater deſſelben, durch Schickſale und Drangſale an ſeiner weitern Ausſchmückung verhindert worden. —" Der H. und V. werden es uns verzeihen, wenn wir deſſen ungeachtet den Leſer auf einige Fehler des Werks aufmerkſam zu machen, für unſere Schuldigkeit geachtet haben. Wenn man alle Schriften, die unter jener Firma erſcheinen, mit aller Kritik verſchonen wollte, ſo würden wir mit ſchlechten Büchern überſchwemmt

ſchwemmt werden. Der gute Wille mag immer ſeine erlangten Rechte in andern Dingen behaupten, aber in Gelehrten- und Künſtlerprodukten hat er keinen ſonderlichen Werth.

Ka.

21. **Briefe über Kalabrien und Sicilien. Dritter Theil. Reiſe von Katanien und Sicilien bis zurück nach Neapel, von Johann Heinrich Bartels, b. R. D. Aſſeſſor der Königl. Societät der W. zu Göttingen ꝛc. Göttingen, bey Dieterich, 1792. 902 Seiten und 38 S. Vorrede. Mit vier Kupfern. 8. 9 Rg. 16 kr.**

Auch in dieſem dritten und letzten Bande iſt der unermüdliche Fleiß des Hrn. Verf. durchaus ſichtbar, durch fortgeſetzte Correſpondenz mit Männern von Sachkenntniſſen und Einfluß in Sicilien, durch Studium der neuern Schriftſteller über dieſe Inſel, und durch Ordnen und Ausarbeiten ſeiner im Lande ſelbſt gemachten Bemerkungen, den Nachrichten über die von ihm bereiſten Gegenden Siciliens Vollſtändigkeit zu geben; und ſein Bemühen, ſo das Intereſſe der Lectüre dieſer Briefe mit dem Unterricht zur nähern Kenntniß des Landes für die Leſer zu verbinden, verdient den lauten Beyfall des Publikums. Es hat dem Hrn. Verf. gefallen, in dieſem Bande eine neue Rechtſchreibung einzuführen, wovon er in der Vorrede ſeine Gründe angiebt. Sie ſcheinen uns aber zur Rechtfertigung derſelben nicht zureichend. Doch enthalten wir uns über dieſen Punkt aller weitern Bemerkungen, da gewiſſe, uns von Freunden des Verf. mitgetheilte Aeuſſerungen deſſelben die Erfüllung unſeres Wunſches hoffen laſſen: daß es ihm gefallen möchte, in einer zweyten Ausgabe dieſe dem Geiſt unſerer Sprache gewiß nicht angemeſſene, in ſich ſelbſt auf keine gleiche Grundſätze beruhende, und dieſes ſchätzbare Werk entſtellende Orthographie wieder zurückzunehmen.

Das Hauptſächlichſte in der Vorrede zu dieſem dritten Theil iſt die Beurtheilung einiger ſeit der Herausgabe des Werks erſchienenen Nachrichten von Sicilien. 1) Münters Nachrichten von Neapel und Sicilien, dem der Verf. das verdiente Lob beylegt, und es, einiger Mängel ungeachtet, für eins der vorzüglichſten Werke über dieſes Land erklärt.

2) *De Non, Voyage en Sicile*, ein faſt wörtlicher Auszug der gröſſern Voyages pittoresques dieſes Autors, in ſofern ſie Sicilien betreffen, welche ſchon in einem der vorhergehenden Theile ausführlich, und was den Text betrifft, ſo wie hier im Ganzen nicht zum Vortheil des Werks beurtheilt ſind. 3) v. Salis Beyträge zur Kenntniß beyder Sicilien, 2 Bände. Ein ſchätzbares Werk, beſonders in Rückſicht der Nachrichten von Kalabrien. — — Wir wollen in dieſer Anzeige den Hauptinhalt dieſes dritten Theils angeben, in ſofern es die Reichhaltigkeit deſſelben geſtattet. 24ter Br. (Der 1te in dieſem 3ten Theil.) Reiſe von Katanien nach Syrakus. Der Giarettafluß, ehemals Symäthus, führt viel Bernſtein mit ſich. An ſeinen Ufern liegen die Leontiniſchen Gefilde, noch jetzt, ſo wie im Alterthum, die fruchtbarſten Ländereyen Siciliens. — Der Verf. zeigt ſich in ſeinem Werk durchaus als den eifrigſten Vertheidiger des italieniſchen Nationalcharakters, und Rec. ſtimmt ihm gern bey, ſobald die Frage entſteht, was dieſe Nation, von weiſern Regierungsmaximen geleitet und gebildet, ihren Anlagen nach ſeyn könnte? — aber nicht iſt. Er kann aber, ohne groſſe Einſchränkungen, das in dieſem Briefe, bey Gelegenheit der Lobrede auf den Unternehmungsgeiſt der Auguſtaner, über die italieniſche Nation im Allgemeinen gefällte Urtheil: „daß ſie noch jetzt, das edelſte Volk der Erde, groß und kühn in jedem Unternehmen, wo ſie frey handeln darf, und Gröſſe der Seele der Hauptzug ihres Charakters ſey,“ bey der Wichtigkeit und hohen Bedeutung der unterſtrichenen Worte, als für das gros der italieniſchen Nation, welches hier doch gemeint iſt, entſcheidend, nicht unterſchreiben. Durchaus aber iſt man wohl darüber einig, was auch der Verf. an mehrern Stellen mit Nachdruck und edlem Unwillen rügt: daß der italieniſchen Nation von neuern oberflächlich urtheilenden und unbillig abſprechenden Schriftſtellern, welche ſie als die verworfenſte Menſchenrace ſchildern, viel zu nahe geſchieht. — Die geographiſchen Nachrichten von dem Val di Noto enthalten manche höchſt intereſſante, wiewohl ſehr contraſtirende, Zuſammenſtellung der alten Geſchichte und des vormaligen Zuſtandes dieſes Landes und ſeiner Städte mit der jetzigen traurigen Lage und Verfaſſung derſelben. — Die bedeutendſten Städte Siciliens liegen auf Hügeln, nach dem Verf., ein Zug des kühnen Unternehmungsgeiſtes der Inſulaner. In der Gegend der Stadt Mineo iſt ein See, der alte Spuren eines eingeſtürzten Vulkans trägt;

deſſen

deſſen Feuerwirkung ſich noch oft äuſſert. — Einer der fruchtbarſten Striche Siciliens iſt die Baronialbeſitzung Modica, die auch einen Handel, beſonders mit Stieren und Mauleſeln, treibt. Nach einer concentrirten Darſtellung der Geſchichte von Syrakus folgen einige particulare Nachrichten von dem verdienſtvollen Ritter v. Landolina. (Deſſen ähnliches Bildniß dieſem Bande vorgeſetzt iſt.) Er war es, der aus der Papyruspflanze, welche hier einheimiſch iſt, das ägyptiſche Papier zuzubereiten wußte, und das Verfahren der Alten dabey wieder entdeckte, welches hier, ſo wie die Pflanze ſelbſt, und die Gegend Siciliens, wo ſie ausſchließend wächſt, beſchrieben iſt. Eine Abhandlung des Hrn. v. L. über dieſen Gegenſtand kündigt uns der Verf. an. — 2ter Br. Ortbeſchreibung des alten Syrakus und der fünf Eintheilungen der alten Stadt, womit der beyliegende Plan zu vergleichen iſt. Steinhaufen von faulenden Sümpfen umgeben, ſind die noch übrigen Reſte der Stadt, ein dürrer, einſamer Felſen bezeichnet die Stelle, wo das herrliche Syrakus einſt ſtand; und die jetzige Regierung vernachläßigt abſichtlich alles, was auch noch etwa von den Spuren des alten Wohlſtandes da iſt. — Die Katakomben von Syrakus hält der Verf. mit andern Beobachtern dieſer merkwürdigen Erdgewölbe in Italien für urſprüngliche Steinbrüche und Erdgruben, aus welchen Baumaterialien gezogen wurden. Nach und nach erhielten ſie die jetzige Geſtalt, und dienten in der Folge zu Begräbniſſen. Auffallend war es Rec. in der unlängſt herausgekommenen ſpaniſchen Reiſebeſchreibung des Don Andres, ein für die ältere und neuere Literatur übrigens höchſt wichtiges Produkt, noch jene abgeſchmackte Aeuſſerung zu finden: die Katakomben in Italien wären urſprünglich Zufluchtsörter der erſten Chriſten und Märtyrer des Glaubens geweſen. — Aber freylich leuchtet überhaupt nur zu oft in dieſen Reiſebemerkungen über Italien — der Mönch durch, dem jeder Geruch der Heiligkeit und jede Wunderlegende höchſt willkommen und glaubwürdig iſt. — Neben dem Capuzinerkloſter finden ſich ſehr mehrere bedeutende Latomien oder Steinbrüche — und einige unterirdiſche warme Bäder. Von der merkwürdigen Feſtung Labdalum, einem der intereſſanteſten Ueberbleibſel aus dem Alterthum, das uns einen Begriff von der Kriegsbaukunſt derſelben giebt, iſt ein nach Münter copirter verbeſſerter Riß den genauen Nachrichten unſers Verf. davon beygelegt. Zu den bedeutendſten Reſten des Alterthums in dieſer Gegend gehören noch: das

in Felſen gehauene und daher noch gut erhaltene Theater; die mit Grabmälern beſetzte Gaſſe, wo auch Archimedes Grab geſtanden haben ſoll; ferner der Steinbruch, das Ohr des Dionys genannt, wo ehemals Gefängniſſe und Marterkammern waren, und der durch eine Legende nachher jenen bekannten fabelhaften Namen erhielt. — 26ter Br. Die Volkszahl (im alten Syrakus wird ſie auf 1,200000 angegeben) beträgt jetzt 14000 Menſchen. Die Einwohner ſind größtentheils ein armſeliges Volk, und die ehemals ſogenannte doctiſſima civitas iſt jetzt in die tiefſte Barbarey verſunken. Das Wachsthum von Palermo, der Neid dieſer Hauptſtadt und die gänzliche Abhängigkeit aller Landſtädte von ihrem Wink ſind die Haupturſachen, warum ſich Syrakus, ſeiner vortheilhaften Lage zur Handlung ungeachtet, nicht wieder heben kann. Die Preti und Frati verzehren das Mark des Landes. — An die höchſten Gerichte in Palermo gehen jährlich allein an Prozeßkoſten der ſtreitſüchtigen Syrakuſaner an 77500 Louisd'or! — Ein *Capitano della Giuſtizia* hat auch in S., wie in den übrigen Königsſtädten in Sicilien, den Vorſitz in den Gerichtshöfen; ſeine Stelle aber iſt ohne Beſoldung, und er erhält nicht einmal Erſatz für den nothwendigen Aufwand, den dieſe Ehrenſtelle erfordert. — Die ungleiche Vertheilung der Ländereyen und die drückenden Gabellen ſind Miturſachen des Verfalles der Stadt und ihres Handels und Gewerbes. Das Sittenverderbniß iſt allgemein und groß; der Vater und die Mutter geben ihre eigenen Töchter, die Männer ihre Weiber der Wolluſt Preis. — Von dem berühmten Minerventempel, ſo wie von dem Tempel der Diana, ſind noch Reſte vorhanden, und die des letztern gehören beſonders zu den älteſten Denkmälern der griechiſchen Kunſt in Italien. — Ein Volksfeſt, das alle Jahr im Monat May mit vielem Gepränge gefeyert wird, ſcheint von dem Siegesfeſt der alten Syrakuſer über die Athenienſer abzuſtammen; und auch einige andere Feſte tragen noch manchen intereſſanten Zug von dem Charakter der alten griechiſchen Feſte. — Es iſt nach den S. 198 u. f. mitgetheilten Beobachtungen eines philoſophiſchen Inländers über ſeine Landsleute nicht zu läugnen, daß in der ſicilianiſchen Nation viel innere Kraft und Thätigkeitstrieb ſchlummert, welche aufgeweckt und begünſtigt von dem Regenten, die beglückendſten Folgen für das Land haben würden; aber dieſe Veredlung der Nation liegt noch zu wenig in dem bisherigen Plan der Regierung. Auch der Handel, der (obgleich er

aus mehrern zuſammentreffenden Urſachen das nicht mehr ſeyn kann, was er vordem war,) bey der vortheilhaften Lage und den vielen Produkten der Inſel viel wichtiger ſeyn könnte, als er wirklich iſt, geräth, wie im 27ten Br. gezeigt wird, durch die verkehrten Maximen der Regierung immer mehr in Verfall. — Schon längſt hat der Handel mit der Levante aufgehört. Der Limonenabſatz iſt der wichtigſte Handlungszweig, 150000 Fäſſer und Kiſten werden jährlich davon auswärts verſendet; die Ausfuhr der Sardellen beträgt 16000 Barilen. Beträchtlich iſt auch der Thunfiſchfang und die Korallenfiſcherey; 50000 Barilen werden jährlich von dem erſtern Produkt ausgeführt. Der Ertrag des Handels mit Mandeln iſt 140000 Unzen. Eine Million Pfund Seide wird verführt. Der Ertrag der Mannaerndte iſt 200000 Scudi; der des Oel- und Weinhandels zuſammen 1 Million Scudi; der Potaſche 200000 Scudi. — Auſſer dieſen hauptſächlichſten Handelszweigen hat die Inſel noch eine Menge anderer Produkte, welche ausgeführt werden, und deren Ertrag in der hier mitgetheilten Liſte, die genaueſte und vollſtändigſte, die wir von Siciliens Handel kennen, angegeben iſt. Die Viehzucht iſt, der vortreflichen Viehweiden ungeachtet, ſchlecht. Unter den Gewürzarten wird nur Saffran hie und da cultivirt. Der jährliche Ertrag des Lakrizenſafts wird bis 60000 Scudi; der der Salzgruben auf 210000 Scudi; der des Schwefels auf 70000 Scudi geſchätzt. Auch an andern Produkten des Mineralreichs fehlt es der Inſel nicht, und an Marmor, Edelgeſteinen und verſchiedenen edlen Erdarten hat ſie Ueberfluß. Der ganze Ertrag des Activhandels wird auf 6 bis 7 Millionen Scudi geſchätzt. — Manufakturen und Fabriken ſind im Ganzen wenig bedeutend, obgleich es dem Sicilianer nicht an Kunſttalenten gebricht. — Es folgen einige Nachrichten von den Abgaben von der Ausfuhr. Im Durchſchnitt entrichten Eingebohrne und Privilegirte 6¾ Procent; Fremde und Nichtprivilegirte überdies noch 1¼ Procent. Meſſina genießt als ein Freyhafen manche Handelsfreyheit mehr als die andern Städte. — Im 28ten Br. ertheilt der Verf. literäriſche Nachrichten von einigen der berühmteſten und noch lebenden Sicilianiſchen Gelehrten, beſonders von dem Gr. Gaetani, Fürſten Torremuzza, Ritter Landolina und andern; Männern, die durch ihren Patriotismus und Gemeingeiſt dem Vaterlande höchſt wichtig werden könnten, wenn es, wie das wenigſtens damals noch der Fall war, — die unſelige Politik des Hofes

nicht

nicht mit ſich brächte, Männer von Verdienſt, und beſonders ſolche, die ſich mit der Landesverbeſſerung beſchäftigen, zu vernachläßigen, und den Geiſt der Nation zu unterdrücken. — Hr. v. Landolina beſitzt eine Sammlung Sizil. Alterthümer, von deren merkwürdigſten Stücken der Verf. einige Notizen giebt. — Fortſetzung der Reiſe bis Alicata. Die Zuckerplantagen um Avola werden, des Gedeihens der Zuckerrohre ungeachtet, faſt ganz vernachläßiget. — Pallazzuolo, Giarratana, Chiaramonta. Mehrere Betriebſamkeit, als in allen dieſen Orten, findet man in Terranuova: davon zeugt ſchon der ſchönere Körperbau der Bewohner dieſer Stadt, ihr geſelliger Ton, und der größere Wohlſtand, der hier herrſcht. Der Kornladungsplatz Alicata theilt das Schickſal der Handelsſtädte Siciliens. Auch dieſe Stadt ſchmachtet unter dem Druck der Regierung und eigennütziger Miniſter. — 29ter Br. Auf der Reiſe nach Girgenti fand der V. das Gerücht, daß beſonders die Gegend von Palma von Vagabonden bewohnt würde, unwahr. Das Land iſt auch hier höchſt fruchtbar, aber unbebauet. Traurige Ausſicht bey Girgenti, einſt das ſtolze Agrigent. Die prächtigen Göttertempel liegen in Trümmern umher; in Steinhaufen ſind Palläſte, in Sümpfe die Luſtgefilde verwandelt; Menſchenleere trifft man ſtatt der vormaligen Volksmenge, Armuth und Unreinlichkeit iſt in die Stelle des Ueberfluſſes und Aufwandes getreten. Die Königsſtädte des ganzen Val di Mazara ſind von ihrer ſtolzen Höhe jetzt bis zu einer Schrecken und Abſcheu erregenden Tiefe geſunken, und ſie werden ſich nicht wieder erheben, weil ſie alle unter dem Deſpotismus von Palermo ſchmachten. Sehr unterrichtend und trefflich gerathen iſt die Zuſammenſtellung der verſchiedenen Geſchichtsepochen aller dieſer Städte, und beſonders Agrigents. — Unter den neuern Inſtituten von Girgenti zeichnet ſich das Waiſenhaus durch Zweckmäßigkeit der Erziehung zu ſeinem Vortheil aus. — 30ter Br. Ortbeſchreibung der Stadt, beſonders in Hinſicht der vielen Ueberbleibſel aus dem Alterthum. Die höchſt merkwürdige in Felſen gehauene kleine Stadt in dem Thal von Ispica beſuchte der Verf. nicht ſelbſt, er theilt aber hier einen Auszug der antiquariſchen Nachrichten mit, welche Biscari in ſeinem *Viaggio per le Antichita della Sicilia* davon ſammelte. Dieſer Brief ſchließt mit einer detaillirten Beſchreibung eines antiken Basreliefs in der Domkirche zu G., deſſen Ausführung und Behandlung des Süjets gelobt wird. — 31ter Br.

Reiſe

Reiſe bis Palermo. Der Erd- und Waſſervulkan Maccalubba iſt eine der merkwürdigſten Naturerſcheinungen. Unter ähnlichen Vorbedeutungen wie bey den feuerſpeyenden Bergen, von einem unterirdiſchen Getöſe, Orcanen u. dgl. wirft er eine lehmichte Maſſe aus, welche manchmal gewaltſam hervorbricht und die Gegend umher überſchwemmt. Der kegelförmig abgeſtumpfte Berg hat 50c Schritte im Umkreiſe, und erregte ſeit dem heftigen Auswurf von 1777, vor welcher Epoche die Eruptionen nur unbedeutend waren, die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher. In der Gegend umher findet man viele vulkaniſche Produkte, und ſie iſt mit Schwefeldünſten umgeben. Auf dieſes Phänomen deutet der Verf. eine noch zweifelhafte Stelle beym *Strabo Lib. VI.* In dieſer Gegend lebt die griechiſche Colonie der Albanenſer, etwa 15000 an der Zahl. Die Schilderung dieſer Colonie und die daraus folgende, der Sicilianiſchen Sitten überhaupt, iſt ſehr intereſſant, weil ein Augenzeuge ſie giebt, der Menſchenkenntniß mit einem billigen und wohlwollenden Urtheil verbindet. — Durch die fruchtreiche Gegend von Corleone (oder Coniglione) und auf einer der ſchönſten Landſtraßen (der Verf. hat hierbey einiges über den Landſtraßenbau in Sicilien eingeſchaltet,) kommt Hr. B. im 32ten Brief nach Palermo, dem Mittelpunkt des Sicilianiſchen Wohlſtandes, der Handlungs- und Gewerbthätigkeit, wo höchſte Pracht des Aeuſſern der Stadt ohne alles Verhältniß gegen die übrigen Städte der Inſel mit dem verfeinerteſten Luxus des Innern vereint iſt. In drey Briefen handelt der Verf. von dieſer Stadt, und ertheilt von ihrer Geſchichte, dem Oertlichen und der Regierungsform, ferner von den Bewohnern, ihren Sitten und Gewerben, der Verfaſſung der Geiſtlichkeit, von den öffentlichen Inſtituten, von der Gegend und einigen Villen umher u. ſ. w., ſo wie von Gegenſtänden der Litteratur und der Kunſt ſehr leſenswerthe Nachrichten, deren Reichhaltigkeit aber uns hier keinen Auszug geſtattet. — Der letzte Brief iſt ohne Zweifel der wichtigſte des Werks. Er giebt eine concentrirte, möglichſt genaue und deutlich ſtatiſtiſche Ueberſicht der Inſel, und ſchließt dann mit einigen bedeutenden Supplementen, deren Inhalt ſich in den Briefen nicht einſchalten ließ. Folgendes ſind die Hauptmomente und Reſultate der darin mitgetheilten ſtatiſtiſchen Bemerkungen und mühſamen Berechnungen des Verf., womit ſeine einſichtsvollen Freunde in Sicilien ihm an die Hand giengen. — Die Volksmenge der Inſel iſt ſeit den

drey verfloſſenen Jahrhunderten noch immer in wachſender Größe. Bey der Zählung im Anfang des 16ten Jahrhunderts fanden ſich nicht mehr als 128064 Feuerſtellen und 448500 Menſchen; im Anfang des 17ten Jahrh. 203400 Feuerſtellen und 831944 Menſchen. In beyden Summen aber fehlen Meſſina und Palermo, deren Volkszahl zuſammen etwa zwiſchen 2 bis 300000 Menſchen betrug. — Das fürchterliche Erdbeben von 1693 und die darauf folgenden Kriege hemmten das ſchnelle Wachsthum der Volksmenge im vorigen Jahrhundert wieder. Im J. 1714 betrug die ganze Zählung wenig mehr als eine Million Menſchen. Nach den hier mitgetheilten ſehr wichtigen Zählungs- und Schätzungstabellen vom Jahr 1742, welche noch jezt zur Norm der Berechnungen genommen wird, betrug die Menſchenzahl 1,276615 und der Vermögenszuſtand der Inſel, mit Ausnahme von Palermo und den Palermitaniſchen Gütern, welche etwa 40,000,000 Rthlr. betragen, nach unſerm Gelde 103,507,561 fl. Ld'or. Im J. 1703 betrugen die jährlichen Einkünfte der verſchiedenen Stände 5,898759 Rthlr.; im Jahr 1790 — 7,874759 Rthlr. Siciliens Wohlſtand iſt alſo in dieſem Jahrhundert um einen Drittheil geſtiegen; unerwogen was in ſolchen von den Güterbeſitzern ſelbſt gemachten Berechnungen gewöhnlich zu niedrig angegeben wird. Der ganze Vermögenszuſtand der Sicilianer, Allodien und Lehnsbeſitzungen mitgerechnet, wird nach der Angabe der Einkünfte, zu 2 Procent angenommen, wonach die Berechnungen gemacht zu werden pflegen, jezt circa 400,000,000 Rthlr. Ld'or betragen. Nach der jetzigen Cultur und dem Ertrag des Landes aber könnten, wie der Verf. hier beweiſet, die Güterbeſitzer bis zu 5 Procent von ihrem Capital machen, und es läßt ſich kaum denken, daß Unkenntniß, Indolenz und Stolz ſie gegen ihren eigenen Vortheil ſo ſehr verblenden ſollte, mit den in den Staatsberechnungen angegebenen geringen 2 Procent ſich noch jezt zu begnügen. Die beyliegenden Tabellen geben eine ſpecielle Ueberſicht der einzelnen Staatseinkünfte und des ganzen Staatsvermögens. Die jetzige Volksmenge ſoll 1 Mill. und etwa 3 bis 400,000 betragen; ſie hat ſich alſo ſeit dem Anfang des 16ten Sec. verdoppelt. Des Königs Einnahme von der Inſel, mit Inbegriff aller Donativen, (von deren Urſprung und Zahlung hier detaillirte Nachrichten gegeben werden,) betragen jährlich 1,396,146 Rthlr. 5 Gr. 4 Pf. Doch ſind die jährlichen gewiſſen, jedoch veränderlichen, Einkünfte (introiti

certi

certi però variabili di frutto) in dieſe Summe nicht mit begriffen. In einem bis jetzt nur in öffentlichen Blättern von dem Verf. zu dieſen Seiten ſeines Werkes gelieferten Nachtrag, deſſen weitere Auseinanderſetzung er verſprochen hat, giebt er dieſe letzte Summe auf 1,300000 Rthlr. an, ſo daß alſo die ſämmtlichen Einkünfte des Königlichen Fiscus circa 2,700,000 Rthlr. betragen, und nach Abzug der jährlichen Abgaben von 975000. Rthlr., ein Ueberſchuß von circa 1,725000 Rthlr. bleibt. — Für die Volkserziehung fängt man ſeit einiger Zeit in Sicilien an, durch Errichtung öffentlicher Schulanſtalten, mehr als bisher geſchah, Sorge zu tragen, und es werden dazu die ungenutzt liegenden geiſtlichen Fonds verwendet. In den Hauptſtädten Palermo, Meſſina und Catanien hat die Staatskaſſe das Nöthige zu dieſer Schulverbeſſerung ſelbſt hergegeben. Hr. v. Landolina munterte verſchiedene Edelleute durch ſein edles Beyſpiel auf, einige ihrer nachgebohrnen Söhne, die ſonſt dem Mönchsſtande gewidmet wurden, zu Lehrern in den neuerrichteten Schulen zu beſtellen; er ſelbſt hat zwey ſeiner Söhne dazu ernannt. — Ueberhaupt ſind die neueſten Zeiten in Sicilien fruchtbar an großen Entwürfen zur Verbeſſerung des Landes und zur Beglückung der Nation, deren Ausführung höchſt wünſchenswerth iſt. Verbeſſerung des Ackerbaues und Einſchränkung des alten Deſpotismus der Barone iſt beſonders der Gegenſtand derſelben, wozu der verſtorbene Vicekönig Caraccioli ſelbſt einen Plan entwarf. Der Tod dieſes muthigen Beförderers des Sicilianiſchen Wohlſtandes hat zwar die Ausführung ſeines großen Entwurfs unterbrochen, doch iſt die neapolitaniſche Regierung jetzt darauf bedacht, die landverderbliche Baronialgewalt einzuſchränken; aber man wählt noch nicht diejenigen Mittel bey dieſer Reform, welche gerade zum Zweck führen. — In einem S. 822 u. f. mitgetheilten Originalſchreiben eines einſichtsvollen Sicilianiſchen Patrioten an den Verf. findet man jene Uebel aufgezählt, welche das Land von Neapel und Sicilien drücken, wohin denn auch die unnöthigen Verſchwendungen des Hofes — *il capricioſo viaggio in Vienna* — u. dgl. gehören; und es werden darin zugleich zweckmäßige Mittel zur Hemmung der verſchiedenen Staatsübel vorgeſchlagen. — Am Schluß dieſes Briefes liefert der Verf. die Darſtellung von einer Feuer- und Lavaeruption des Veſuvs, wovon er bey ſeiner Zurückkunft nach Neapel ein naher Augenzeuge war. — Die angehängten Beylagen enthalten noch Nachrichten, welche

der

der Verf. zur Berichtigung einiger, besonders statistischer, Angaben seiner Briefe, nach deren Abdruck erst aus Sicilien erhielt. In der ersten Beylage sind einige Zusätze und Berichtigungen der Notizen von der Papyruspflanze, und in der 2ten Beylage Supplemente zu den Nachrichten von den Einkünften der Bischöfe nachgeholt. Die 3te Beylage enthält das Original der von Caraccioli über das jetzige System der Abgaben entworfenen und mit Bemerkungen begleiteten Tabelle, nach welcher einige von dem Verf. angegebne Berechnungen, wegen der Verschiedenheit der Zeit, wo sie gemacht wurden, auch verschieden ausfallen. 4te Beylage. Ein Gedicht vom Hrn. v. Landolina, zur Probe der Sicilianischen Dichtkunst, mit einer beygefügten Uebersetzung in rein italiänischer Sprache, zur Vergleichung des Unterschiedes beyder Dialekte.

Ko.

22. Materialien zur Statistik und Geschichte der Oranien-Nassauischen Lande. Erster Band; Topographie von Herborn. 1 Rg.

Auch unter dem Titel:

Topographie der Stadt Herborn, von Joh. Herrmann Steubing, zweytem Prediger zu Dillenburg. Marburg, 1792. 320 Seiten. 8.

Der Verf., ein Herborner von Geburt, hat sieben Jahre daselbst als Prediger gestanden, und binnen dieser Zeit diese Nachrichten mühsam gesammlet. Topographien müssen freylich Vieles enthalten, welches für Auswärtige einen geringern Grad von Wichtigkeit und Interesse hat; aber es bleibt dem Schriftsteller doch noch Gelegenheit genug übrig, auch für sie interessante und fruchtbare Nachrichten aufzuzeichnen. Rec. will es dem Verf. nicht verargen, daß er manche Mikrologien, unbedeutende Anekdoten, eine Menge Familiennamen und andere minder wichtige Nachrichten weitläuftig aufgezeichnet hat; nur hätte er auch darüber das für den Einländer sowohl als Auswärtigen weit wichtigere nicht gänzlich übergehen, oder nur kurz berühren sollen. „Die Stadt, sagt der Verf., stand vor 200 Jahren, und einige Zeit nachher, sowohl der

hohen

hohen Schule, als der Handwerker wegen in größerm Ruf, als jetzt.“ Aber die Urſachen dieſes Verfalls giebt der Verf. nirgends an, und von der hohen Landesſchule ſind die Nachrichten ſehr unbefriedigend, und was der Verf. deswegen zu ſeiner Entſchuldigung anführt, daß ſie vollſtändig und nach Würde hier darzuſtellen zweckwidrig ſeyn würde, ſagt nichts; denn wenn die Stadt durch die hohe Schule blühend wurde, ſo gehörte es allerdings zur Stadtgeſchichte, ihre innere Einrichtung, und wodurch ſie ſich rühmlich auszeichnete, zu beſchreiben.

Dieſe Stadt, vorher ein offener Ort, wurde im November des Jahres 1251 zur Stadt erhoben, da König Wilhelm von Holland — wie? ein König von Holland! wie unbeſtimmt! es ſoll heißen: da der römiſche König Wilhelm, Graf von Holland — den beyden Naſſauiſchen Grafen und Brüdern, Walram und Otto, die Erlaubniß gab, Herborn mit einem Wall, Mauer und Graben zu umgeben, und auf den Donnerſtag einen Wochenmarkt anzulegen. Sie liegt in einem anmuthigen Thal, hat wenig Waldung, einen fruchtbaren Boden; auf welchem alle Fruchtſorten, ſo wie auch Gartengemüſe gebauet werden, einen kleinen Wald von Obſtbäumen, worin alle Sorten Stein- und Kernobſt gedeihen; ehedem hatte ſie auch etwas Weinbau. Von Mineralien giebts hier nur Trippel, ehemals einen berühmten Brunnen (der gute Brunnen genannt), dem man Heilung der Engbrüſtigkeit, Blindheit, Lähmung und Gliederſchmerzen zuſchrieb. Die Stadt hat jetzt 309 Wohnhäuſer, größtentheils mit Schiefer und Ziegelſteinen gedeckt (im Jahr 1643 waren nur 230) und 94 Scheunen, faſt alle neben einander an der Stadtmauer. Alle Gebäude in der Stadt ſind im Brandkataſter 221,016 Fl. angeſchlagen. Einwohner waren im J. 1790, 1931 Seelen. Unter die öffentlichen Gebäude gehört das Schloß, deſſen Erbauung unbekannt iſt, welches ſeit 1787 zum Wohnſitz des Fürſtlichen Beamten ſehr bequem eingerichtet iſt. Der Fürſtliche Beamte iſt Repräſentant der hohen Obrigkeit, hat die Direction des ganzen ſtädtiſchen Polizeyweſens, der Gerichtsbarkeit in allen ſtädtiſchen, Zunft, Tutel, Curatel, Angab und Unterſuchungsſachen, in ſofern es bey dem letztern auf Generalinquiſition ankommt, er beſtraft die Polizeyverbrechen, und iſt Präſes des Stadtmagiſtrats. Die vornehmſten Gewerbe ſind: Wollmanufacturen, Ledergerbereyen und Strumpfwebereyen. Der Tuchmacher waren

1784 32 Meiſter, davon nur 14 die Profeſſion trieben; jetzt 11, welche auf 11 Stühlen jährlich an 132 Centner theils inländiſche, theils ausländiſche, meiſt ſächſiſche Wolle verarbeiteten. Auch der Lohgerber ſind jetzt 11, welche aber weder alle, noch gleich ſtark die Profeſſion treiben. Jährlich machen ſie fertig 60 Centner Roßleder, 50 Ctr. Ochſenleder, 50 Ctr. Kuhleder, 24 Ctr. Kalbleder, 2 Ctr. braunes Schafleder. Noch verarbeiten 7 unzünftige Weißgerber jährlich an 6—7000 Stück Wild- Schaaf- und Bocksfelle. Die Strumpfweberey iſt am wichtigſten. Erſt in dem erſten Viertel dieſes Jahrhunderts legten zwey Männer Hiob Oules, ein franzöſiſcher Flüchtling und Schönfärber, und ein pfälziſcher Strumpfweber, Stranz, die anſehnliche Fabrike an; jetzt ſind 44 Zunftglieder, davon jedoch nur 36 das Handwerk treiben, 89 Stühle und eben ſo viele Geſellen, welche das ganze Jahr durch 685 Ctr. und 68 Pf. Wolle verarbeiten. Jährlich werden etwan 46280 Paar Manns- und 69420 Paar Weiberſtrümpfe gemacht; außerdem werden noch viele Kappen, Handſchuhe, Kamaſchen und dergleichen verfertigt. Noch iſt die Pfeifenbeckerzunft merkwürdig. Joh. Pet. Süßmann, ein Herborner, hat ſeit etwa 40—50 Jahren dieſe Fabriken emporgebracht. Jetzt ſind 3 Meiſter, 12 Geſellen und 15 Mitarbeiter. Es werden vier Sorten Pfeifen verfertigt, welche nach Braunſchweig, Mühlheim am Rhein, Duisburg, Osnabrück, Münſter und Paderborn verhandelt werden. 1784 war der Ertrag 3468 Fl.; ungefähr 375000 Pfeifen werden jährlich verfertigt. Die Beylagen enthalten Verzeichniſſe der Gebohrnen, Getrauten und Verſtorbenen von 1699—1790, Korn- und Weitzenpreiſe von 1584—1778, Brodordnung von 1584, Weck- und Brodordnung von 1615, Tabelle über Bürgeranzahl, Einnahme der Wein- Bier- und Brandweinaccife von 39 Jahren aus dem 17ten Jahrhundert, Stadtbeſoldungen, Weintaxe, Weinſchenkverordnung von 1595, Tagelöhnertaxe von 1637, Fleiſchtaxe, Inſtructiones für die praeceptores ſcholae civicae, Bürgermeiſter von 1582—1786.

Aw.

Hieronymi Balbi, Veneti, Gurcenſis olim Epiſcopi, Opera. — Ex codicibus manuſcriptis primis-

primisque typis collegit et praefatus eſt *Joſephus de Retzer*, cet. *Volumen II.* Vindobonae, apud Stahel. 1792. 612 Seiten in gr. 8. 3 Rg. 8 gr.

Dieſer zweyte und letzte Band enthält alles, was über Philoſophie, Politik und Moral aus der Feder eines Prälaten ſich auffinden ließ, dem es ſo wenig an Kopf als an Thätigkeit fehlte, und dem alſo der Ruhm nicht verſagt werden kann, kein müßiger Zuſchauer ſeines Jahrhunderts geweſen zu ſeyn. Mehrere der auch hier erſcheinenden Aufſätze ſind nach Handſchriften geliefert, die ſo gut als vergeſſen waren, und andre nach alten Drucken, die ſich eben ſo unſichtbar gemacht hatten. Jene für Recenſenten und gewiß auch für Litteratur ſelbſt ſo günſtige Zeit iſt nicht mehr, wo man mit Auszügen eines Werkes dieſer Art, oder mit Widerlegung deſſelben, ganze Bogen füllen und auf den Dank des Leſers noch immer rechnen durfte. Der bis zum Abſchrecken ſich ausdehnende Umfang unſrer Büchermachereÿ erſchwert gelehrten Tagebüchern ein ſo befriedigendes Detail immer mehr; und auch die A. d. B. muß in vorliegendem Fall ſich mit Fingerzeigen begnügen, die für eine raiſonnirende Inhaltsanzeige nur ſehr unvollkommen entſchädigen können.

Der nach einer zu Rom 1526 in 4. gefertigten Ausgabe hier wieder abgedruckte Tractat de civili et bellica fortitudine macht den Anfang. Er iſt des Verfaſſers großem Gönner, dem Papſte Clemens VII. gewidmet, und kann für eine Blumenleſe alles deſſen gelten, was von Claſſikern und ſelbſt dem Mittelalter hierüber Hervorſtechendes geſagt worden. Bisweilen führt ſeine Einbildungskraft ihn über die Gränzen des Gegenſtandes hinaus, und alsdann wird ſein Tractat zu einem Verſuch über das Verdienſt, in weiterem Sinne genommen. Daß auf dem Titel noch ſteht: ex myſteriis Poetae Virgilii nunc primum depromptum, braucht niemanden zu befremden; was ſuchte man damals nicht alles noch in dieſem Dichter? Balbi glaubte mit einer Menge aus ihm entlehnter Stellen ſeine Aeuſſerungen über Muth und Tapferkeit am beſten belegen zu können. Schon auffallender iſt, daß die ganze Diatribe ſich mit einer Ermahnung endigt, brav gegen den heilloſen Türken zu fechten, der freylich zu jener Zeit ein gefährlicherer Nachbar war, als itzt. II. Angehängt, ſchon

ehedem

ehedem zugleich abgedruckt, eben dem Päpſte und [illegible] zugeeignet, iſt das Tractätchen, de rebus Turcicis, welches in Rückſicht auf hiſtoriſche Kenntniß mehrere damals hierüber zum Vorſchein gekommene Schriften an die Seite geſetzt, in Hinſicht aber auf politiſche Klugheit ihnen vorgezogen zu werden verdient. III. Verwandten Inhalts wegen hat der Herausgeber die von Chriſtoph Marcelli, Erzbiſchofe zu Corfu, an Leo X. gehaltene Rede, de ſumenda in Turcas provincia, abdrucken laſſen. Schon Martene, der ſolche in einem Kloſter zu Mans handſchriftlich vorfand, bereicherte damit den 2ten Band ſeines Theſauri novi Anecdotorum. Rec. wenigſtens hat dieſe Probe damaliger Beredſamkeit nicht ohne Vergnügen geleſen. IV. De Pace inter Chriſtianos Principes ineunda; wozu er alle nur erſinnliche Bewegungsgründe herbeyholt. Da auch hier wohl ſeine Abſicht ſeyn möchte, die chriſtlichen Mächte deshalb zu vereinigen, um ſie gegen den gemeinſchaftlichen Feind deſto geſchwinder bey der Hand zu haben, ſo ſtößt man freylich auf häufige Wiederholungen ſchon anderwärts und oft beſſer von ihm geſagter Dinge; und wo er dieſes vermeiden will, verſündiget der lebhafte Kopf ſich deſto ärger an der Identität des Gegenſtandes, die überhaupt ſelten ſeine Sache iſt. Alle die den armen Türken betreffende Tiraden hatten übrigens bey der neuen Ausgabe von Balbi Operibus das Verdienſt des Augenblickes. Die Bemühungen der gegen das Reich der Osmanen damals eben verbündeten Mächte ſind bekannt, ſo wie die Maasregeln anderer chriſtlichen Potentaten, dieſe Bemühungen zu vereiteln. Alles, wie vor 300 Jahren! Sic mundus alter et idem!

V. et VI. De virtutibus, Liber I. et III.; denn das zweyte Buch, worüber man ſich endlich zufrieden geben kann, iſt für ſo gut als verlohren zu achten! Librum I. hat man nach einer zu Modena befindlichen Handſchrift, und IIIum aus einer Tridentiniſchen abgedruckt; wiewohl die Königliche Bibliothek zu Paris von dieſem letzteren auch noch eine Copie beſitzt. Kurz und gut: was davon ſich noch auftreiben ließ, iſt ein aus allen Prädicamenten gewebter Panegyricus auf Clemens VII., in deſſen Charakter und durch alle Stufen ſeines Alters unſer B. den Abglanz jeder Tugend, jeder Vollkommenheit findet, und alſo, um die praktiſche Moral ad hominem darzuſtellen, nur die Züge dazu von Chriſti Statthalter borgen darf. Immer ein merkwürdiges Aktenſtück mehr,

wie,

wie; auch noch ſchon eingebrochner Reformation, dem Römiſchen Sätzen geräuchert werden mußte; und wie auch ſonſt gute Köpfe dem Menſchenverſtand entſagten, um nur der Päpſtlichen Allgewalt nicht zu nahe zu treten, und ja nicht für Freunde irgend einer Neuerung zu paßiren. So äuſſerſt grobe, zum Theil unſinnige Stellen, wie S. 412. 413. 513 und 14, 517 und anderwärts befindlich ſind, hätten daher billig als Schandflecke jenes Zeitalters gebrandmarkt, und von dem Herausgeber wenigſtens bemerkt werden ſollen, daß eine ſolche Denkungsart hoffentlich nie wieder die Oberhand gewinnen würde! — VII. De Fortuna et Providentia, Libri II. Eben der Tractat, zu deſſen Mittheilung die faulen, itzt vermuthlich genug dafür gezüchtigten Vincentinermönche zu Beſancon, auf keine Art zu bringen waren. Allein, Hr. v. M. hat ſich eine andere in der Königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrte Abſchrift davon zu verſchaffen gewußt, die, obgleich nur zwey Bücher enthaltend, da jene deren vier haben will, dennoch nach Blätterzahl zu urtheilen, weit vollſtändiger zu ſeyn ſcheint. In dem Werkchen ſelbſt ſticht ſogleich der ebenfalls an Clemens VII. gerichtete Eingang gegen den Inhalt des Tractats, de Virtutibus, höchſt ſonderbar ab! In dieſem ward der heilige Vater als ein Inbegriff aller menſchlichen Tugenden geprieſen. Nur eine ſcheint ihm gefehlt zu haben: die der Freygebigkeit; wenigſtens gegen den Autor. Denn daß Clemens bis dahin für unſern Prälaten noch nichts von Erheblichkeit gethan, wirft gleich zu Anfang Monſignor Seiner Heiligkeit in ſo ſchneidenden Ausdrücken, mit einem Wort, ſo grob und bitter vor, daß Rec. nicht ungeneigt wäre, das ganze Präambulum für untergeſchoben zu halten; wenn anders B. nicht am beſten gewußt haben muß, wie dem Pontifex beyzukommen geweſen. Da üble Laune ihm einmal die Feder geſpitzt, ſo rächt er ſich an Dame Fortuna, indem er in ſeiner Diatribe gegen und über ſie eine ſo ungeheure Menge fremdartiger Gegenſtände aufnimmt, daß dieſer Tractat für ſein philoſophiſches Glaubensbekenntniß und für die Quinteſſenz ſeiner ſämmtlichen Litteratur gelten kann. Daß er an Einfluß des Geſtirns glaubt, verzeih ihm der Himmel! Schwerer kommt es dem Rec. an, ihm die Hartnäckigkeit zu vergeben, womit er bey jedem Anlaß ſich über den Ariſtoteles hermacht, den er doch gewiß nicht verſtand, und nur aus Arabiſchen, vermuthlich eben ſo ſchlecht verſtandenen Commentatoren kannte. Was er ſich von Platons Ideen, dem Fato und andern Grillen

alter Schule denkt, und wie er das Alles mit den Ausſprüchen ſeiner auch ihn allein ſeligmachenden römiſchkatholiſchen Kirche in Uebereinſtimmung zu bringen verſucht, wäre der Müh, es zu leſen, kaum werth, wenn es nicht eben ſo oft zum Lachen, als zu der Bemerkung einlüde, wie ſehr unſer Jahrhundert bey der Vergleichung gewinnt! Bey der Wärme, womit er auch dieſe Declamation ſchrieb, wird ſein Styl eben nicht correcter. Allein, einem Manne, der die Welt ſo gut kannte, wie er, als wovon hier ebenfalls Beyſpiele genug vorkommen, mußte freylich weit mehr daran gelegen ſeyn, auf der Stelle, als nach hundert Jahren erſt verſtanden zu werden.

VIII. Statuta in Synodo celebrata Gurcae 1524. — aus dem daſigen Stiftsarchiv, mit mehreren, die von ihm empfohlne Kirchenzucht betreffenden Stücken. Daß der kluge Mann es daran nicht fehlen ließ, die Fußſtapfen ſeines Vorfahrs im Amt, des treflichen Cardinals Matthäus Lang, fürs erſte wenigſtens, im Auge zu behalten, kann man ſich vorſtellen. Auch auſſer dem Localnutzen dieſer Papiere wären, wie Hr. v. R. ſelbſt bemerkt, ſolche ſchon der Stelle wegen des Abdrucks würdig, worin geſagt wird: „Plebejanis interdicetur, ne quempiam in confeſſione pecuniis Miſſarum aut conſimile puniant: nam ſola Dei gratia peccata dimittuntur“ — IX. de Coronatione Liber ad Carolum V. Imperatorem: — zuerſt in Bologna 1530, nachher aber öfters nachgedruckt, ſchon längſt jedoch aus der gewöhnlichen Büchercirculation wieder verſchwunden. B. erörtert darin eine Menge ſtaatsrechtlicher Fragen, die man zu ſeiner Zeit für ſehr wichtig hielt, und zum Theil noch itzt nicht aus dem Geſicht verlohren hat. Da er mit einer Sachkenntniß zu Werke gieng, die man einem Ausländer kaum zutrauen ſollte, und die bey dem Mangel an brauchbaren Hülfsmitteln doppelt verdienſtlich war: ſo hat Pütter nicht aus der Acht gelaſſen, die Inhaltsanzeige des Werkchens in ſeine Litteratur des deutſchen Staatsrechts aufzunehmen. Dafür paradirt der gute B. auch an einem andern Ort, und wo er dieſe Ehre vermuthlich am wenigſten erwartete: im Indice expurgatorio nämlich; dem Römiſchen ſowohl als in andern. Aller der Weihrauch, den er an den Päpſtlichen Stuhl verſchwendet, konnte ſeinen Fehler nicht gut machen, die Krönung von den Händen des Papſts für etwas ſehr auſſerweſentliches gehalten zu haben. X. Ein leidiger franzöſiſcher Polyhiſtor, Champier, Campegius,

Sym-

Symphorien, auch noch anders genannt, ließ ſich einfallen, eine Apologiam zu ſchmieden, worin er B. widerlegen, und der Franzöſiſchen Monarchie ganz unerhörte Vorrechte aus den abgeſchmackteſten Gründen zuſichern wollte. Da der Plunder zum Glück nur wenige Blätter füllt, und der gegenwärtige Augenblick, wo es um die politiſche Würde der tollen Weſtfranken ſo mißlich ausſieht, allerdings einladend war: ſo hat Hr. v. R. auch dieſes Pamphlet aus der Monarchia Gallorum Lyon 1537. fol. einem ſchwer aufzutreibenden Buche eben dieſes Scriblers, hier abdrucken laſſen. —

Additamenta ad res H. B. tardius comperta machen den Beſchluß. So wird durch Vermittelung des Cardinals Garampi, aus dem Archiv des Vaticans, z. B. ins Reine gebracht, daß Balbi im Februar 1523 vom Papſte zum Biſchof von Gurk erklärt, ſchon im nächſtfolgenden März mit ſeiner Einwilligung ihm ein Coadjutor gegeben, und im Junius 1526 ſeine Reſignation angenommen worden: ita tamen quod dignitatem Epiſcopalem in eccleſia univerſali obtineat. Im Jahr 1524 empfiehlt Erzherzog Ferdinand ihn dem Papſte als einen bereits ſehr alten und kränklichen Mann, der ſeine Tage in Rom zu beſchließen wünſche. — Von dem merkwürdigen Dialog, Julius betitelt, deſſen wahrer Verfaſſer noch immer ungewiß bleibt, kennt Hr. v. R. nunmehr ſchon achtzehn Ausgaben; und ohne Zweifel ſind deren noch mehrere vorhanden! Auch Luther hatte im Januar 1519 mit großem Antheil, wie man denken kann, ſolchen geleſen, und bedauerte nur, daß man in urbe (Rom) ihn vermuthlich nicht würde in Umlauf kommen laſſen. — Da bey den Unruhen, die bald nach Maximilians I. Tode in Oeſterreich ausbrachen, und wofür in der Folge mehr als einer mit dem Kopfe büßen mußte, auch unſer Balbi, Beyſitzer der deshalb niedergeſetzten Commiſſion war: ſo hat Hr. v. R. aus bisher unbekannt gebliebenen Papieren neue Aufklärungen beygebracht, wofür vaterländiſche Hiſtoriker ihm danken werden. — Auch dafür, daß der größte Theil der bey dem Abdruck beyder Bände ſehr zahlreich vorgefallenen Druckfehler treulich angezeigt ſtehet. Ihre Nichtexiſtenz wäre freylich noch wünſchenswerther geweſen; allein, die große Verſchiedenheit oft ſchlechtgefertigter Abſchriften mußte Setzer und Correctoren nicht ſelten irre führen. Wiederholtes Lob verdienen der Eifer und die Uneigennützigkeit, womit Hr. v. R. die Beſtandtheile

 des

des ganzen Werkes aus ſo entlegnen, oft unzugänglichen Winkeln aufzujagen nicht ermüdete. Deſto mehr iſt zu bedauern, daß es ihm endlich doch an Geduld gefehlet zu haben ſcheint, durch Regiſter, Marginalweiſer und andre Mittel dieſer Art dem Gedächtniß des Leſers, ſo wie dem Gebrauche des Buches ſelbſt, zu Hülfe zu kommen!

D.

24. Anweiſung zur guten Schreibart in Geſchäften der Wirthſchaft, Handlung, Rechtspflege, Polizey- Finanz- und übrigen Staatsverwaltung, von J. C. C. Rüdiger. Halle, 1792. 180 Seiten und 1 Bogen Vorrede, gr. 8. 14 Gr.

Der Verf. theilet dieſe Schrift in fünf Hauptſtücke. Das erſte hat die Ueberſchrift: Einleitung von der Schreibart in Geſchäften überhaupt und dem Nutzen der Anweiſung dazu, worin er zuerſt die Unentbehrlichkeit und den Nutzen der guten Schreibart zeiget, und darauf von den übeln Folgen der Fehler derſelben, von der Nothwendigkeit eines guten Unterrichts, und von den Hinderniſſen ihrer Verbeſſerung handelt.

Das zweyte Hauptſtück iſt, eine kurze Ueberſicht der Literatur von der Schreibart in Geſchäften, und hier findet man ein Verzeichniß der vornehmſten hieher gehörigen Schriften.

Das dritte Hauptſtück enthält: Grundſätze zur Verbeſſerung. Hievon ſagt der Verf. ſehr richtig S. 40: „Dem Lehrling muß beym Unterricht in einer ausübenden Wiſſenſchaft niemals ein zu nahes Ziel geſteckt werden. Er muß ſeinen Vorgängern und Zeitgenoſſen nicht blos gleich zu kommen ſuchen, ſondern er muß ſich auch beſtreben, ſie zu übertreffen. Dazu muß gleich die Anweiſung ſelbſt auch in den Grundſätzen eingerichtet werden. Dieſes geſchiehet aber nicht, wenn man ſich, wie die Lehrer der Schreibart in Geſchäften, bey dem Herkommen auch der beſten bisherigen Ausübung begnüget. Das heißt immer auf halbem Wege ſtehen bleiben, und man muß zur Vollendung arbeiten, wenigſtens nach der Abſicht, wenn gleich die Einſchränkung der Kräfte nicht

nicht erlaubt, ſie ſo bald zu erreichen. Man muß alſo auch zur Verbeſſerung der Schreibart in Geſchäften das Bild der höchſten Vollkommenheit aufſtellen, wenigſtens in der Ferne darauf hinweiſen, den Weg dazu ausfindig machen, richtig vorzeichnen und möglichſt bahnen, damit das kommende Zeitalter darauf muthig fortſchreite und zum vorgeſteckten Ziel gelange.“

Dieſes ſind die Grundſätze, nach welchen er ſeit vielen Jahren beym mündlichen Unterrichte verfahren iſt. Hier bey der ſchriftlichen Anweiſung, glaubt er, werde jeder Leſer ihm die Darſtellung des gemeinen Herkommens lieber erlaſſen, weil ſeine Vorgänger ihn ſchon reichlich damit verſorget haben, und ſeine Abſicht iſt nur dahin gerichtet, die Gründe und Entſtehungsart der bisherigen Mißbräuche zu unterſuchen, und daraus Mittel herzuleiten, wie ihnen abzuhelfen iſt. Nun bekommt dieſes Hauptſtück wieder zwey Abſchnitte. Der erſte iſt: **Geſchichte und Proben der Schreibart in Geſchäften verſchiedener Zeiten und Völker.** Sie ſind beynahe von allen bekannten Völkern der Erde hergenommen, es würde aber zu weitläuftig ſeyn, einige davon anzuführen.

Zweyter Abſchn. **Von Eigenthümlichkeit der Schreibart in Geſchäften nach der Natur.** Hier wird die Frage erörtert: Ob nach der Natur der Sache die Schreibart in Geſchäften beſondere Eigenthümlichkeiten haben müſſe, und darauf geantwortet: Die Schreibart in Geſchäften ſey zwar zu allen Zeiten und bey allen Völkern in etwas von der guten Schreibart in wiſſenſchaftlichen Büchern, oder dem feinen Ausdrucke im Umgange der Weltleute abgewichen und verſchieden geweſen; allein, der Grund davon liege nicht in dem Gegenſtand und den Geſchäften ſelbſt, ſondern blos in der fehlenden menſchlichen Schwäche. Daher ſey die Abweichung der Regel nach deſto geringer, je mehr ein Volk gebildet iſt, auſſer wo Nebenumſtände eine Ausnahme bringen, wie beſonders in Deutſchland die fremde Bildung und ausländiſchen Geſetze. Eigentlich aber ſollte gar keine Statt finden, S. 167. Wir wünſchten, daß das, was der Verf. von dem Gebrauch der veralteten, fremden, und Kunſtwörter hiebey ſagt, bey vielen Eindruck machen möchte.

Das vierte Hauptſt. **Anwendung der allgemeinen Vorſchriften auf die gute Schreibart in Geſchäften überhaupt.** Bey jedem Aufſatz muß zuerſt die Sprachkunde

gehörig in Acht genommen werden, damit man ſich rein und gut deutſch ausdrücke. Ferner ſind die Grundregeln der Vernunftlehre zu beobachten, um die Gedanken ſelbſt ſchicklich zu wählen und richtig anzuordnen. Endlich aber muß die Schreibart in Geſchäften auch nach den Vorſchriften des guten Geſchmacks eingerichtet, und jedesmal nach den Umſtänden in ihrer Schönheit, oder wenigſtens von ſichtbaren Fehlern dagegen frey dargeſtellt werden. Und ſo bekommt auch dieſes Hauptſtück drey Abſchnitte. In dem erſten, von der Sprachkunde, fodert der Verf. von einem Geſchäftsmanne, der gut ſchreiben will, daß er der Sprache mächtig ſey, indem er die Vollkommenheit deſto beſſer wird erreichen können, je beſſer er die Sprache in ſeiner Gewalt hat. Zu ſolcher nöthigen Sprachkenntniß aber zu gelangen, hat er eben das zu thun, was jeder andere Schriftſteller auch thun muß, nämlich, er darf ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen, ſeine Mutterſprache, wie jede fremde, kunſtmäßig zu lernen. Dabey werden hier viel gute und nützliche Regeln gegeben, welche wir zum eigenen Nachleſen empfehlen müſſen. In dem zweyten Abſchnitte S. 229 wird gleich anfangs bemerkt, daß zum richtigen Denken zweyerley gehört: Der Stoff dazu und die gute Ordnung deſſelben. Auf den Gedankenſtoff läßt ſich der Verf. nicht ein, ſondern ſetzet ihn als bekannt voraus, weil jeder Geſchäftsmann davon in ſeinem Fache die nöthige Kenntniß haben muß. Der Landwirth oder Künſtler muß ſeine Wirthſchaft, der Kaufmann ſeinen Handel, der Rechtsgelehrte die Geſetze gründlich inne haben. Alle aber müſſen ſich darauf verſtehen, ihre Gedanken zweckmäßig einzurichten und gut anzuwenden, und das iſt das Werk der ausübenden Vernunftlehre, oder des geſunden Menſchenverſtandes, denn viel Kunſt hat darin von jeher mehr Unheil als Gutes ausgerichtet. Deutlichkeit iſt das weſentlichſte Erforderniß einer guten Schreibart, und ſchon im Gebrauch der einzelnen Wörter kommt viel auf die gute Auswahl an, darum warnet der Verf. hier vor allem, was die Schreibart dunkel und unverſtändlich machen kann, und empfiehlet die möglichſte Kürze. In dem dritten Abſchn. von der Schönheit, rechnet der Verf. zu den allgemeinen Erforderniſſen derſelben, beſonders in Rückſicht auf die Geſchäfte, hauptſächlich nur drey, nämlich die Schicklichkeit, den Wohlklang und die eigentliche Schönheit, wobey er zeiget, was man in Abſicht auf jedes dieſer Stücke zu beobachten hat.

Das

Das fünfte Hauptſtück, von den beſondern Arten der Aufſätze in Geſchäften, iſt nur kurz, indeſſen findet man doch auch hier manche nützliche Erinnerungen. Ueberhaupt iſt dieſe kleine Schrift ſo beſchaffen, daß man ſie nicht ohne Nutzen und Vergnügen wird aus den Händen legen.

Mb.

24 a) Ueber den Werth Grund und Bodens. In Beziehung auf den Staat überhaupt und den Privatbeſitzer insbeſondere, von Ferdinand Grafen von Kuffſtein, K. K. Kämmerer. Wien, bey Stahel, 1792. 18½ Bogen. 8. 1 Rt.

Sollten Werke von Schriftſtellern aus einem Stande, worin es ſo ungewöhnlich iſt, ſich mit reellen Wiſſenſchaften gründlich zu beſchäftigen, leicht Vorurtheil wider ſich erregen, ſo kann doch ſolches gegen den Verf. des Obigen nicht geltend gemacht werden, da er durch gut gereihete Gedankenordnung, wohlgenutzten Beobachtungsgeiſt, ſcharfſichtige Prüfungskraft und ausgebildeten Styl, wobey einige Provincialismen nicht in Betracht kommen, ſeinen Beruf zum öffentlichen Gebrauch der Feder hinlänglich darthut. Die ganze Abhandlung drehet ſich um den Grundſatz als Mittelpunkt herum, daß Grund und Boden und deſſen Benutzung den einzigen Reichthum der Staaten ausmache, ihre Glückſeligkeit wie ihre Macht ganz allein beſtimme. Das ohnläugbare Wahre, was in dieſer bekannten Lehre liegt, würde nach R. Meinung eigentlich darauf zu beſchränken ſeyn, daß Grund und Boden die erſte, wichtigſte, zuverläßigſte und dauerhafteſte Quelle des Reichthums, der Macht und Glückſeligkeit der Staaten enthalte. Durch dieſe Modification verliehrt man nichts an den Folgerungen, die aus dem erſten Satze herfließen, und vermeidet den Einwurf, daß es Staaten giebt, deren Grund und Boden zu ihrem Reichthume und Glückſeligkeit ein ſehr geringfügiges Verhältniß hat.

Als vorzüglichſte Hinderniſſe, den möglichſt höchſten Ertrag von den Ländereyen zu ziehen, giebt der Hr. V. die übermäßig groſſen Beſitzungen, die Brache und ſchlechte Benutzung der Gemeinheiten an. Vereinzelung der erſteren, iſt eine ſeiner Lieblingsideen, welche auch am ausführlichſten abgehandelt

worden. Im Ganzen iſt R. derſelben gleichfalls zugethan. Nur ſcheint ihm unter den beyden Fragen, in wiefern jene Vertheilung nur für den einzelnen Eigenthümer, oder zugleich für den Staat vortheilhaft ſey? letzteren keine hinreichende Auflöſung erhalten zu haben, weil der Staat blos alsdann durch die Vertheilung gewinnet, wenn ſolche eine größere Production befördert. Entſtehet dieſe nicht, ſo iſt es für den Staat ganz gleichgültig, ob z. B. zwanzig Familien, welche von der Bebauung eines fremden Guts leben, ihr Auskommen hievon in völlig gleichem Maaße als Arbeitsgehülfen, oder als Eigenthümer haben. Die Production allein beſtimmet, in Beziehung auf den Staat, den innern Werth der Grundſtücke. Bleibt jene nach der Vertheilung unverändert, ſo erhält dieſer auch in der Hinſicht keinen Zuwachs. Richtiger würden die hierüber gemachten Anſchläge gerathen ſeyn, wenn der Hr. V. wie es ſich gebührt, den Aufwand der eigenen Arbeit ſolcher Eigenthümer mit in Rechnung gebracht hätte, die den Acker ſelbſt beſtellen. Dieſe Arbeit tritt offenbar in den Platz der, wodurch ſie ſich vorhin auf andere Art Auskommen erwarben, und auch jetzo noch verſchaffen könnten, wenn ſie keinen Acker hätten. So gut demnach der Schuſter, wenn er für ſich ſelbſt ein Paar Schuhe macht, nicht wohlfeilere Schuhe trägt, als andere, weil er den Verdienſt von der Waare verliehrt, die er unterdeſſen daß er für ſich arbeitet, zum Verkaufe verfertigen konnte, eben ſo muß auch, um richtige Schätzung des wahren reinen Gewinns herauszubringen, alle Arbeit, welche der Ackerbau koſtet, von der Production abgezogen werden, ſie geſchehe mit eigenen oder fremden Händen. Wie hiernach aber wohl nicht jede dem Eigenthümer vortheilhafte Vereinzelung den Staatsreichthum in dem Maaße allgemein vermehren möchte, wie es der Hr. Verf. annimmt; ſo dürfte es ihm auch ſchwer werden, die S. 63 ſtehende Behauptung ganz evident zu erweiſen: daß der Grund und Boden unter mehrere Hände vertheilt, immer ſorgfältiger und beſſer bearbeitet werde. Wenigſtens ſiehet man unter andern in Meklenburg, daß es möglich ſey, ſelbſt bey großen Beſitzungen, die Cultur der Ländereyen bis zur unübertreffbaren Vollkommenheit zu bringen. Ueber die ſonſtigen Verbeſſerungsmittel des Landhaushalts ſtimmt der Verf. mit andern erfahrnen Oekonomen überein, ohne jedoch viel Neues zu ſagen, oder die Materie, wie es auch die Abſicht des Werks nicht ſeyn konnte, zu erſchöpfen.

Von

Von denjenigen, was er zu einer mäßiggeordneten Staatsverfaſſung rechnet, iſt Rec. nichts auffallender geweſen, als die Einmiſchung der oberſten Gewalt im Erkenntniſſe bey Rechtsſtreitigkeiten, und den in ſolcher Rückſicht S. 102 behaupteten Vorzug der monarchiſchen Regierungsform. Sind die gerichtlichen Entſcheidungen nicht ganz und gar von der oberſten Gewalt unabhängig und völlig getrennt, ſo kann die Regierung, ihre äuſſere Form mag ſeyn, welche ſie will, ſich nie von den Flecken der auch dem Ackerbau ſo ſchädlichen Deſpotie reinigen. Im Gegentheil aber verſchwinden viele Nachtheile der alleinunbeſchränkteſten Alleinherrſchaft, wenn zwiſchen der oberſten Gewalt und den Ausſprüchen der Gerichte eine feſte Scheidewand bleibt. Eben ſo wenig, wie dorten, kann auch Rec. mit der Meinung S. 171 ſich vereinbaren, daß eine zuſammengeſetzte Regierungsart dem wahren Staatsendzwecke nicht in dem Grade entſpreche, als eine vereinfachte. Hierwider Gründe anzuführen, erlaubt der Raum nicht. Aber der V. nennt ſelbſt England und Holland als zwey Staaten, worin der Ackerbau in vorzüglicher Vollkommenheit blühet, und beyde haben doch eine ſehr zuſammengeſetzte Regierungsart. Weiter der obigen Behauptung anjetzt etwas entgegenzuſetzen, würde ſo überflüßig ſeyn, als das Mehreſte von dem ſehr gut entbehrt werden könnte, was der Hr. Verf. am Schluſſe ſeiner Abhandlung, nicht allerdings in jedem Betracht mit Gründlichkeit, von der franzöſiſchen Revolution eingewebt hat.

Bw.

24 b. Kriegsliſten und Kriegswiſſenſchaftliche Anekdoten von berühmten Feldherren. Erſter Theil. Von Griechen und Römern. Gotha, bey Ettinger, 1792. 8. 16 Bogen. 16 gr.

Was aus dieſem Werke in der Folge noch werden wird, können wir nicht ſagen. Der Gedanke, eine gute Sammlung von den verſchiedenen liſtigen Anſchlägen, wodurch geſchickte Generale und Anführer einzelner Corps Truppen ihre Gegner beſiegt haben, zu veranſtalten, iſt gewiß ſehr nützlich. Es kömmt nur alles auf die Ausführung an. Nun giebt uns aber der Verf. nicht die geringſte Probe davon in gegenwärtigem Theile; denn dieſer enthält nicht das geringſte von ſeiner

eigenen Arbeit. In dieſen Bögen findet man nichts als eine Ueberſetzung von dem bekannten Buche: Sexti Iulii Frontini Viri conſularis Stratagematicon Libri quatuor. Für den Alterthumsforſcher bleibt Frontins Schrift immer ein ſehr ſchätzbares Monument, nicht zwar hiſtoriſcher Thatſachen, ſondern der Kriegskenntniſſe und Kriegsideen der damaligen Zeiten. Auſſerdem ſind überhaupt ſolche militäriſche Anekdoten viel zu ungewiß, als daß man ſie alle, oder auch nur die mehreſten für Thatſachen annehmen könnte; und auf Frontins Auswahl unter denen, die er bey andern Schriftſtellern fand, läßt ſich gar nichts rechnen. Er iſt ein bloſſer Compilator, der mehr mit der Hand als mit dem Kopf gearbeitet zu haben ſcheint. Nur eins zur Probe: Im 1ten Kapitel des 1ten Buchs erzählt er, wie es Cn. Nero angefangen habe, um dem Livius Salinator eine Verſtärkung gegen den Hasdrubal zuzuführen, ohne daß es dieſer gemerkt hätte, weil er ſonſt die Schlacht vermieden haben würde; und im 2ten Kap. deſſelben Buchs erzählt er, wie Hasdrubal an dem Haare der Pferde und an der erhitzten Farbe der Menſchen entdeckt habe, daß des Nero Heer von fern her dem Salinator zu Hülfe gekommen ſey; obgleich das feindliche Lager nicht gröſſer geſchienen habe, als es vorher geweſen war. Welch ein läppiſcher Widerſpruch! und Letzteres; welch eine unwahrſcheinliche Erzählung! Wie bekam denn Hasdrubal die Pferde und die Leute ſeines Feindes ſo in der Nähe zu ſehen, daß er ſogar die Beſchaffenheit der Geſichtsfarbe an dieſen und des Haars an jenen unterſcheiden konnte? Doch wir wollen dies bey Seite ſetzen, und nur die Frage unterſuchen: ob in dieſem Buche das Werk des Frontins gut überſetzt iſt? Denn nur als eine ſolche Ueberſetzung wollen und können wir es hier betrachten: wenn die Fortſetzung erſcheint, behalten wir uns vor, unſre Meinung von dem eigenthümlichen Werth zu ſagen, den das ganze Werk, in Rückſicht auf die Vortheile, die die Kriegswiſſenſchaft davon erhalten kann, alsdenn haben wird.

Dieſe Ueberſetzung des Frontins ſoll wahrſcheinlich unter die Zahl der freyen gehören, die ſich nicht genau an die Gedankenfolge und Ausdrucksweiſe ihres Originals binden, ſondern wo es ihnen nöthig dünkt, etwas abſchneiden oder hinzufügen; trennen, wo letzteres verbunden hat, und verbinden, wo es trennt u. ſ. w. Wenigſtens nimmt ſich der Ueberſetzer oft dergleichen Freyheiten mit ſeinem Autor. "Seine Zuſätze ſind

ſind zumal von der paraphraſtiſchen Art, und ſollen die Sache, von der die Rede iſt, erläutern. Man darf aber eine ſolche Art von Ueberſetzung nicht nach denſelben Regeln beurtheilen, die für eine eigentliche Verdeutſchung irgend eines Autors gelten. Indeß hat ſich der Ueberſetzer ganz an die Folge der Geſchichten im Frontin, und an ſeine Art, ſie zu erzählen, gebunden. Er berichtigt ihn nicht, verändert und verbeſſert nicht den Plan ſeines Werkes oder die einzelnen Theile deſſelben, oder auch nur ihre Anordnung. So iſt dieſe Ueberſetzung beſchaffen, und aus dieſen Angaben fließt zugleich die Art, wie wir ſie beurtheilen müſſen, wenn wir dabey billig und unpartheyiſch verfahren wollen. Wenn das, was der Ueberſetzer vorbringt, nur im Frontin ſteht, ſo hat er das ſeinige gethan. Es mag in der Ordnung darin ſtehen oder nicht; er mag das Kurze erweitert, oder das Weitere zuſammengezogen haben; Umſtände mögen verſetzt worden ſeyn; u. ſ. w. Das thut zur Sache nichts. Die Zuſätze müſſen nur nicht falſch ſeyn, ſo hat auch keiner darüber etwas zu ſagen. Sie müſſen nur die Erzählung nicht verwirren. Das Deutſche muß rein ſeyn; übrigens mag es mit dem Style des Originals Aehnlichkeit haben, oder nicht, das iſt einerley.

Nach Feſtſetzung dieſer Grundſätze beſteht unſere erſte Bemerkung darin, daß der Ueberſetzer noch weniger mit dem Kopfe überſetzt, als Frontin damit excerpirt. Im 5ten Kap. des 1ten Buchs kömmt eben die Geſchichte vor, als im 1ten Kap. Das iſt nun gewiß keine Schönheit des Autors, und ein verbeſſernder Ueberſetzer hätte dies immer auch verbeſſern können. Allein, Frontin erzählt doch wenigſtens die Geſchichte beydemal auf einerley Art. Unſer Ueberſetzer macht aber zwey ſehr verſchieden klingende Geſchichten daraus. Die Stelle iſt kurz, und wir können ſie dem Leſer vor Augen legen. So hat ſie Frontin im 1ten Kap. mit den beygemerkten Veränderungen, die im 5ten vorkommen.

L. Furius exercitu producto (perducto) in locum iniquum, cum conſtituiſſet occultare ſolicitudinem ſuam: ne reliqui trepidarent, paulatim ſe inflectens, (inflexit iter,) tanquam circuitu majore hoſtem aggreſſurus, converſo(que) agmine, ignarum rei (,) quae agebatur (,) exercitum incolumem reduxit.

Dies wird im ersten Kapitel also übersetzt.

Als Lucius Furius mit seiner Armee an eine gefährliche Stelle gerieth, wollte er seine Besorgniß nicht merken lassen. Um seinen Leuten nicht Angst zu machen, zog er sie nur allmählig zurück, und schwenkte sich, als wenn er durch einen Contremarsch den Feind angreifen wollte, wodurch das Heer, ohne daß es etwas merkte, außer Gefahr gesetzt wurde.

Im 5ten Kap. lautet diese Geschichte wie folgt. Lucius Furius war mit seiner Armee an einem gefährlichen Platze postirt, wollte aber seinen Leuten nichts von seiner Besorgniß merken lassen. Um ihnen die Angst zu benehmen, machte er einige Wendungen, als wenn er den Feind von hinten angreifen wollte; allein, er machte linksum, und brachte die Armee, ohne daß sie wußte, was vorgieng, glücklich aus ihrer unsichern Lage.

Ein vernünftiger Leser hat hoffentlich keine großen Erläuterungen nöthig, um einzusehen, wie und worin beyde Erzählungen verschieden sind, und zwar besonders militärisch verschieden. Wenn dieser Leser Latein versteht, werden wir ihm auch gewiß nicht zu sagen brauchen, daß Frontins Sinn in beyden ganz verfehlt ist, und die Geschichte im Original ein ganz anderes, viel vernünftigeres und begreiflicheres Ansehen hat. Da geräth des Furius Armee im Marsche, und zwar nach Kap. 1. (producto) vorwärts gegen den Feind, in eine schlimme Stellung, wo sie gegen den Feind mit Nachtheil fechten mußte (in locum iniquum); darauf läßt Furius ein wenig von der Marschdirection ausbeugen (inflexit iter), als wollte er einen größern Umweg nehmen, um den Feind anzugreifen (circuitu maiore aggressurus); endlich macht er links (oder auch rechts) um, oder einen Contremarsch, (wie man sich die Sache denken will, denn converso agmine kann beydes bedeuten, und bringt die Armee so in Sicherheit.

Doch braucht einer, der Lateinisch kann, nur zwanzig Seiten zu lesen, um einzusehen, daß der Uebersetzer diese Sprache sehr schlecht versteht. Wir wollen zur Probe nur noch eine ganz falsch übersetzte Geschichte anführen. Es ist die achte im 2ten Kap. des 1ten Buchs.

Similiter Thyamenus Horestis filius, cum audisset iugum ab hostibus natura munitum teneri, praemisit sciscita-

turos,

turos, quid rei foret: et referentibus eis, non eſſe verum, quod opinaretur, ingreſſus iter, ut vidit ex ſuſpecto iugo magnam vim avium ſimul evolaſſe, neque omnino reſidere; arbitratus eſt latere illic agmen hoſtium: itaque circumducto exercitu eluſit inſidiatores.

„Eben dieſe Erfahrung machte auch Tiſamenes, des Oreſtes Sohn. Man ſagte ihm, daß das Gebirge, worauf der Feind ſtand, unerſteiglich wäre; er ſchickte deswegen Leute voraus, um dieſes zu unterſuchen. Allein, dieſe widerlegten jene Ausſage, und er trat den Marſch an. Bald aber ſah er von der verdächtigen Höhe eine Menge Vögel auffliegen, ohne ſich irgendwo wieder zu ſetzen. Daher vermuthete er, daß es daſelbſt nicht ſicher ſey, und entgieng dieſer Falle, indem er ſeinen Marſch auf die andere Seite nahm.“

Was das für eine einfältige und widerſinnige Geſchichte in der deutſchen Ueberſetzung iſt, muß jedem einleuchten. Denn was hat das Auffliegen der Vögel mit der Steile des Berges zu thun, die des Ueberſ. Tiſamenus recognoſciren ließ? Und wenn der Feind ſchon im Walde ſtand, wie konnte Tiſamenus Vögel auffliegen ſehen. Die mußten ja beym Einrücken des Feindes aufgeflogen ſeyn, alſo ehe Tiſamenes kam; oder ſie wären gar nicht aufgeflogen. Allein, ſo ſinnlos erzählt auch Frontin nicht. Ihm zufolge hatte Thyamenes gehört, ein von Natur feſtes, d. h. ſobald es vom Feinde beſetzt war, ſchwer zu eroberndes Gebirge ſey wirklich vom Feinde beſetzt. Dies ließ er unterſuchen, und man rapportirte ihm; es wären keine Feinde auf demſelben. Da er aber eine Menge aufgeflogener Vögel ſah, die ſich durchaus nicht wieder ſetzen wollten; ſo urtheilte er, es lägen doch Feinde da verborgen, nahm eine andre Marſchroute um den Berg herum, und entgieng ſo dem gelegten Hinterhalte. So hängt alles ganz gut zuſammen; bey dem Ueb. hat die Geſchichte aber keinen Menſchenverſtand.

Im Vorbeygehen wollen wir eine Bemerkung machen, die die Kriegskunſt intereſſirt. In unſern ſtark bewohnten Europäiſchen Ländern, wo es in den Wäldern faſt gar keine Vögel mehr giebt, findet dies Mittel, einen Hinterhalt zu entdecken, auch nicht mehr Statt. Allein, in Amerika z. B., oder andern dergleichen Gegenden, da kann man auf dieſe Art wohl den verborgenen Feind gewahr werden, und es nützlich ſeyn, auf dies Merkmal Achtung zu geben.

Noch

Noch eine lächerliche Ueberſetzung können wir nicht unbemerkt laſſen. Sie ſteht im dritten Kapitel, deſſen Titel ſogar falſch verdeutſcht iſt. Er heißt: de cuſtodiendo ſtatu belli, welches ſo viel heißt, als: Von der rechten Anlage des Operationsplans; und hier durch: Vortheilhafte Eröffnung des Krieges, gegeben wird. Da ſteht No. 10. folgende Geſchichte.

Imperator Caeſar Domitianus Auguſtus, cum Germani more ſuo e ſaltibus et obſcuris latebris ſubinde impugnarent noſtros, tutumque regreſſum in profunda ſilvarum haberent, militibus per centum viginti millia paſſuum actis, non mutavit tantum ſtatum belli, ſed ſubiecit ditioni ſuae hoſtes, quorum refugia nudaverat.

Dies wird hier ſo überſetzt: „Die Deutſchen pflegten die Römer immer aus Waldgebirgen und Dickichten anzufallen, und ſich dann ſicher in ihre Schlupfwinkel zurückzuziehen. Der Kaiſer Domitian ließ deswegen in einem Umfange von 30 Meilen Barriereplätze anlegen, wodurch er dem Kriege nicht nur eine andere Richtung gab, ſondern auch die Feinde, denen er ihre Zuflucht abgeſchnitten hatte, ſich ihm zu unterwerfen zwang.

Sollte es wohl nöthig ſeyn, die Abſurdität dieſer Ueberſetzung auseinander zu ſetzen. Barriereplätze können wohl die Einfälle eines Feindes abhalten, ihn aber nie zur Unterwerfung zwingen, und ſeine Zuflucht abſchneiden. Auch ſagt Frontin davon kein Wort. Er ſagt, Domitian habe es mit den Deutſchen ſo gemacht, wie man es mit Jägern, die in Büſchen lauſchen, immer machen muß; er ſey ihnen auf den Leib gegangen, habe ſein Heer 24 Meilen (unſrer Rechnung nach, indem wir zwey von unſern Soldatenſchritten, deren fünf eine Ruthe machen, auf einen Römiſchen paſſus rechnen, und dann nehmen wir doch dieſen noch ein wenig zu groß an; dabey rechnen wir auch zweytauſend rheinländiſche Ruthen auf eine deutſche Meile) weit vorwärts marſchiren laſſen. Dadurch zwang er ſie, ſich zu unterwerfen, weil er ſich ihrer Zufluchtsörter bemächtigte, ihnen in Rücken kam, ſie wehrlos machte; denn das liegt in den Worten: refugia denudaverat.

Unſer Urtheil wäre nun wohl erwieſen. Nur noch eine Bemerkung über die ſeltſame Art, wie der Ueberſetzer mit den Namen der Perſonen verfährt. Wir haben ſchon geſehen,

daß

daß er aus einem Thymenes des Herestes Sohn einen Tiſa-menes des Oreſtes Sohn macht. So ſieht Lib. 1. Kap. 1. 2. im Original Hamilcar, in der Ueberſetzung Himilko. Kap. 2. 7. im Original eine Stadt Colonia heißt in der Ueberſetzung Popionia. Kap. 5. 7. im Original Herculejus, in der Ueberſ. Hirtubejus; 17. Orig. Duilius, Ueb. Mutilius; 20. Orig. L. Varinus, Ueb. Publius Varinus. Kap. 8. 10. Orig. Venticius Thermus, Ueb. Markus Thermus. In den Namen haben die Abſchreiber freylich immer große Verwirrungen verurſacht, und wir würden geglaubt haben, der Ueberſ. hätte ſich einer andern Ausgabe des Frontins bedient, wo er dieſe Namen ſo gefunden hätte; wie er ſie ſchreibt. Allein, nachdem wir geſehn haben, daß er anguſtias maris, quae Cyaneae appellantur, l. I. C. 4. 13. durch den Kanal von Abydus überſetzt, da dieſer doch am Helleſpont, die Cyanäen aber am Eingange der Thraziſchen Meerenge liegen! nachdem wir zumal fanden, daß er aus dem Afranius Kap. 5. 9. und Kap. 8. 9. immer einen Africanus macht, ſo haben wir wohl glauben müſſen, daß es mit ſeinen hiſtoriſchen Kenntniſſen der damaligen Zeiten ſehr ſchlecht beſchaffen wäre; und daß jene unbegreiflichen Namenveränderungen größtentheils wenigſtens aus der eignen Fülle ſeiner Erfindungskraft kämen.

In der That, wenn die Fortſetzung dieſes Werks nicht mit weit mehrerm Fleiße und Nachdenken bearbeitet wird, als dieſe Ueberſetzung, ſo möchte ſie wohl beſſer unterbleiben. Indeß ſoll vielleicht daſſelbe niemals eine Fortſetzung haben; denn in der That der Ueberſ. ſcheint uns, einem Unternehmen, wie das, was er hier verſpricht, ganz und gar nicht gewachſen zu ſeyn; und dieſes ſelbſt fühlen zu müſſen.

N.

24c. Das Turnir zu Prag. Geſchichte des königlichen Jünglings Ladislaus. Zwey Theile. Leipzig, in der Weigandiſchen Buchhandl. 1792. Beyde Theile 556 S. 8. 1 Rg. 12 gl.

Der Verf. iſt der Geſchichte faſt durchgängig treu geblieben. Der Oeſterreichiſche Ehrenſpiegel und andere erzählen ſie beynahe eben ſo. Und wenn ein hiſtoriſcher Roman die Ge-

ſchichte

ſchichte ſelbſt nicht verändert, und keine Begebenheiten hinzugeſetzt, die nicht darin vorkommen, ſondern nur in der Einkleidung Abwechſelung und Verzierungen anbringt, ſo kann man immer damit zufrieden ſeyn. Aber die wahren Begebenheiten mit fabelhaften Umſtänden ſo zu verweben, daß ein eigenes Studium der Geſchichte dazu erfordert wird, ſie von einander zu unterſcheiden, wie das bey ſo vielen andern hiſtoriſchen Romanen der Fall iſt, hat gewiß ſehr nachtheilige Folgen für die Wahrheit der Geſchichte. — Aus dem ſonderbaren Gebrauch der Unterſcheidungszeichen erkennt man in dieſem Werke den Verf. der Frau Sigbritte und ihrer ſchönen Tochter. Er ſchreibt z. B. S. 113: „Sie mahnen mich auf: meinem Sohn, ſein väterlich Reich zu erhalten; und dieſer Entſchluß u. ſ. w.“ und ſo ſtößt man auf Stellen, wo die Interpunction noch auffallender iſt. Die Zeitwörter, bezügeln, aufmahnen, entgegnen, langweilen und meucheln klingen zu neu; S. 104. Z. 19 iſt preſt, und S. 229. Z. 21 paſt unrichtig geſchrieben, wie man denn überhaupt zuweilen grammaticaliſche Genauigkeit vermißt; und die Einſchaltung S. 257: „Bewies dies Jemand zuerſt —“ ſteht am unrechten Orte. — Weil auch mehrere Perſonen in der Geſchichte vorkommen, welche einerley Vornamen haben, ſo hätte ſie der Verf. nicht ſo oft blos damit benennen ſollen; man muß ſich oft beſinnen, von wem eigentlich die Rede ſey.

Ka.

95. Unterſuchung der Frage: Warum wirkt das Predigtamt ſo wenig auf die Sittlichkeit der Menſchen, v. L. Frankfurth, 1792, 1 Alph. in gr. 8. 20 gr.

Da der Verf. ſelbſt zugiebt, daß das Predigtamt, auch ſelbſt nach ſeiner gegenwärtigen Beſchaffenheit und nach allen ſeinen Mängeln, in Rückſicht auf die Sittlichkeit des gröſſern Haufens einen ſehr groſſen Nutzen ſtiftet. Ja da eben dieſer Nutzen vielleicht gröſſer iſt, als mancher glaubt, ſo ſollte die Frage wohl etwas beſtimmter heiſſen: Warum das Predigtamt nicht ſo viel Nutzen ſtiftet, als es könnte? Indeſſen ſieht man wohl, daß hier von allem dem die Rede iſt, was dieſen Nutzen hindert oder erſchweret. Der Verf. will, wie er in der kurzen Vorrede auch ſelbſt ſagt, die Aufmerkſamkeit auf alles das hinlenken. Er iſt der Meynung, daß die Sache einer wiederholten Unterſuchung werth ſey, und glaubt nicht, daß ſie ſeit der bekannten treflichen Schrift des Hrn. Spaldings ſo ſey beantwortet worden, daß dadurch alle fernere Unterſuchung der Art, wie ſie das gegenwärtige Werk enthält, überflüßig geworden ſey, zumal da man ja noch an ſo vielen Orten keinesweges bedacht geweſen, auch ſelbſt die bekannteſten Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen.

Rec. kann nicht läugnen, daß er dieſe Schrift anfänglich mit einem geheimen Mißtrauen in die Hand genommen; welches Mißtrauen aus Urſachen herrührte, die ſich leicht ermuthen laſſen. Er muß aber auch geſtehen, daß er dieſes wider ſie gefaßte Vorurtheil, ſo wie er weiter las, auch immer mehr und am Ende gänzlich fahren zu laſſen ſich genöthiget ſah. Der Verf. zeigt mit einer genauen Kenntniß der Sache, und mit einer Unpartheylichkeit, die beynahe Partheylichkeit wird, die Mängel und Fehler der Prediger, die Mängel des Kirchen- und Predigtweſens; die Umſtände welche ſie veranlaſſen, und die Quellen woraus ſie flieſſen. Aber er thut nun auch Vorſchläge ihnen abzuhelfen, welche, da ſie aus Kenntniß der Sache, und der Schwierigkeiten die ſich bey ihrer Ausführung finden möchten, geſchöpft ſind, allerdings Aufmerkſamkeit verdienen. Was indeſſen dieſe Schrift vorzüglich charakteriſirt,

riſirt, iſt theils, daß der Verf. wie es freylich ſchlechterdings nöthig iſt, dabey ſo ſehr in das einzelne und beſondere gehet, theils, daß er aus der Kirchengeſchichte alter und neuer Zeiten häufige Beyſpiele beybringt, welche verkehrte Begriffe man ſich von dem Predigtweſen gemacht, und wie elend man beynahe allgemein gepprediget hat, und in ſo vielen Ländern noch jetzt prediget. Da dieſe Beyſpiele vornemlich von den Zeiten kurz nach der Reformation entlehnt, und oft in langen Auszügen weitläuftig vorgetragen ſind, ſo ſieht man wohl, daß der Verf. die Abſicht gehabt hat, manchen von ſeinen Amtsbrüdern gleichſam einen Spiegel vorzuhalten, darin ſie ſich wider ihre Erwartung ſelbſt ſehen, wenn ſie einen andern zu ſehen glauben.

Man könnte es vielleicht tadeln, daß der Verf. bisweilen in etwas derben Ausdrücken, bisweilen in einem etwas naiven oder drolligten Ton ſpricht. Aber ſeine Sprache iſt doch dabey ſo herzlich, und man merkt ihm ſo ſehr das redlichſte Beſtreben an, mit ſeiner Schrift ſo viel Gutes zu ſtiften, als er nur kann, daß man ihm einen verunglückten Ausdruck oder eine nicht ganz feine Wendung gern verzeihet.

So ſehr übrigens auch Rec. ebenfalls der Meynung iſt, daß Verbeſſerungen des Kirchen- und Predigtweſens überall noch nöthig ſind: ſo ſcheint ihm doch das ſo ſehr detaillirte Bild, was der Verf. von den Mängeln deſſelben mit ſo vielem Leben und mit ſo auffallenden Zügen hier aufſtellet, von einer Gegend Deutſchlands abgezogen zu ſeyn, wo man im Ganzen genommen doch wohl noch etwas weiter zurück iſt, als man in anderer Gegend auch nur zu glauben pflegt. Die Hauptſache den Predigerſtand zu verbeſſern, und ihn noch nützlicher zu machen, läuft am Ende doch immer darauf hinaus, daß man den Predigern gehörig zu leben geben muß, wie andern Leuten welche dem Staate dienen. Alsdenn werden der einſichtsvollen, geſitteten, gutdenkenden und dem Staate nützlichen Prediger, bald mehrere werden. So lange das aber nicht geſchiehet, ſind alle übrige noch ſo gutgemeynte, noch ſo zweckmäßige Vorſchläge vergebens. Denn Armuth iſt der Weg zur Unwiſſenheit, Niederträchtigkeit und Verachtung überall, und von je her geweſen. Hinc illae lacrimae! Glaubt man aber wirklich, daß die Prediger nur eine unnütze ja ſogar ſchädliche Laſt des Staats ſind, ſo mache man doch einmal den Verſuch, ſie ſammt und ſonders abzuſchaffen, und man

wird

wird ja ſehen, ob der Räuber, der Diebe, der Mörder, der Betrüger, der Wollüſtlinge ꝛc. alsdenn weniger ſeyn werden.

Bk.

26. Zwey Predigten über die Abſchaffung der Betteley auf dem platten Lande, und die deshalb errichteten neuen Armenanſtalten. Gehalten von Raymund Dapp, Prediger zu Kleinſchönebek ꝛc. Zum Beſten einer Dorfarmenkaſſe. Berlin, 1792. bey Voß. 40 S. 8. 3 gr.

Dieſe beyden Predigten verdienen mit Recht einen Platz in unſrer Bibliothek, ſowohl wegen der Veranlaſſung bey welcher ſie gehalten ſind, als auch wegen ihrer eignen Güte und Zweckmäßigkeit. Der König von Preußen ließ vor einigen Jahren in der kleinen Stadt Strausberg 4 Meilen von Berlin ein großes Armenhaus bauen, worinn 400 Arme verpflegt und zu nützlichen Arbeiten angehalten werden ſollten, um die Unterthanen auf dem platten Lande von der Plage der Betteley zu befreyen. Die Unterthanen in dem Theil der Mittelmark, deſſen Arme dort verpflegt und untergebracht werden ſollen, wurden auf Befehl des Königs durch die Prediger dazu aufgefordert, ſich zu einem freywilligen Geldbeytrag zu Unterhaltung des Armenhauſes zu verſtehen, welches der König auf eigene Koſten bauen ließ; und an den meiſten Orten verſtanden ſich die meiſten mit Freuden zu einer verhältnißmäßigen Beyſteuer. Nunmehr iſt dieſes Haus fertig, ein jeder Unterthan giebt nach der gemachten Eintheilung weit weniger zur Unterhaltung des Hauſes, als wozu er ſich ſelbſt freywillig erboten hat, und es iſt ein Reglement bekannt gemacht worden, worin den Unterthanen bekannt gemacht wird, wenn ſie die muthwilligen Bettler aufgreiſen, und wo ſie dieſelben abliefern ſollen, damit ſie von Dorf zu Dorf endlich bis nach Strausberg ins Armenhaus kommen. Seitdem dieſe Einrichtung getroffen worden, iſt das platte Land in dem Theil der Mittelmark, der auf dieſes Armenhaus angewieſen iſt, ganz leer von Bettlern, ſo daß ſich faſt kein einziger mehr ſehen läßt, und in dem Armenhauſe zu Strausberg befinden ſich ohngefähr anjetzt 200 Bettler, die theils ſelbſt dahin gegan-

 gen

gen, theils mit Zwang hingebracht worden ſind. Wer die Plage und die Noth aus der Erfahrung kennet, welche die Betteley überhaupt und beſonders auf dem platten Lande verurſachet, der wird gewiß dem gütigen Könige von Herzen danken, daß er ſeine Unterthanen durch dieſe wohlthätige Einrichtung des Armenweſens von der großen Plage der Betteley befreyt hat.

Der Herr Verf. der beyden Predigten hat ſeinen Zuhörern die große Wohlthat die ihnen der König erwieſen hat, recht anſchaulich gemacht, und ſie ermahnt, daß ſie alles, was ihnen dabey zur Pflicht gemacht werde, ſowohl in Abſicht der Entrichtung ihres Beytrages, als auch in Abſicht der Fortſchaffung und Ablieferung der Bettler mit Treue und Sorgfalt verrichten, damit dieſe nützliche und wohlthätige Armenanſtalt zu ihrem eigenen Beſten immer fortdauern möge. So wie man nun ſchon in den übrigen Predigten die der Herr Verf. bekannt gemacht hat, Zweckmäßigkeit, Deutlichkeit des Vortrages und den herzlichen andringenden Ton der Ermahnung gerühmt hat, ſo haben vorzüglich dieſe beyden Predigten dieſe Eigenſchaften in einem reichen Maße. Daher wir ſie angehenden Predigern bey ähnlichen Veranlaſſungen ſehr empfehlen wollen.

Bo.

27. I. M. S. Gedanken von der Abänderung des Breviers. Mit Anmerkungen begleitet, und der katholiſchen Geiſtlichkeit zur Selbſtprüfung vorgelegt vom E. B. M. 1792. 8. 5 Bogen.

Nach der Angabe des Verf. hat ein Mann, dem man weder Einſicht noch ächte Andachtsliebe abſprechen kann, auf Verlangen eines ſo erlauchten als frommen zukünftigen Biſchofs der deutſchen Kirche, einen Plan über die Abänderung des Breviers entworfen, der aber bisher nur noch im Manuſcript und Copien von einer Hand zur andern gieng. Dies veranlaßte den Verf. den Winken, welche jener Plan enthält, weiters nachzuſinnen, und ſeine Beobachtungen und Anmerkungen darüber der katholiſchen Geiſtlichkeit zur weitern gefälligen Selbſtprüfung vorzulegen. Er läßt daher jeden einzelnen Paragraph des gedachten Plans hier abdrucken, und fügt ſeine eigenen Bemerkungen darüber ſogleich bey. — Das Brevier

an und für ſich iſt nach der Angabe des Verf. eine Sammlung mündlicher Gebethe, welche die Kirche täglich zu verrichten, der Geiſtlichkeit aufgelegt hat. Es enthält die Pſalmen Davids, Stellen aus allen Büchern der heiligen Schrift, Hymnen zum Lobe Gottes und der Heiligen, kurze Lebensgeſchichten der Heiligen, Kirchengebethe und einzelne Verſikel aus der Bibel. Alle dieſe verſchiedenen Theile werden nach Vorſchrift der vorangeſetzten Rubriken an einander gereihet, und bilden ſo ein Ganzes, welches das Tagwerk eines Geiſtlichen ausmacht. So wohl die äuſſere Form und Einrichtung des Breviers, als auch die Geſchichte ſeines Urſprungs, zeigen deutlich genug, daß es anfänglich nur für die Mönche beſtimmt war; aber bald gefiel es der heiligen Kirche, jedem Geiſtlichen unter einer Todſünde das tägliche Brevierbethen zu befehlen. Da nun wohl nicht zu hoffen iſt, daß dieſer Befehl zurück genommen werden dürfte, und doch das Brevier nach ſeinem gegenwärtigen Inhalt und Form, den jetzigen Zeiten und Umſtänden gar nicht mehr angemeſſen iſt; ſo verdient eine Verbeſſerung des Breviers nach ſeinem Inhalt und Form allerdings die Aufmerkſamkeit der Kirchenvorſteher. Der oben bemerkte Plan zu dieſer Verbeſſerung, den der Verf. hier abdrucken läßt, verdient auch die Aufmerkſamkeit der katholiſchen Geiſtlichkeit. Eben ſo wichtig, und noch vorzüglicher ſind die Anmerkungen, womit der Verf. dieſen Plan begleitet. Er deckt nicht nur die Mängel, Fehler und Abgeſchmacktheiten des Breviers mit aller Freymüthigkeit und Beſcheidenheit auf; ſondern giebt zugleich auch eine ſehr gründliche Anweiſung zur Verfertigung eines beſſern und zweckmäſſigern Breviers. Den Endzweck des Brevierbethens ſetzt er in Gottesverehrung und eigne Erbauung. Nach dieſem Endzweck prüft er das jetzige Brevier nach Form und Inhalt, legt ſeine Zweckwidrigkeit augenſcheinlich und klar vor Augen, und zeigt, daß man recht der geſunden Vernunft zum Trotz quadrata rotundis unter einander hingeworfen hat, um die ſchlimme Vernunft recht zu unterjochen. Auch die Verbeſſerungsvorſchläge des Verf. gehen von dem angegebenen Endzweck aus, und ſind durchgängig ſo beſchaffen, daß ſie der weitern Prüfung und Beleuchtung der katholiſchen Kirche ſehr wohl würdig ſind. Dabey beſcheidet ſich der Verf. gar gerne, daß nichts leichters iſt, als Plane zu machen, und nichts ſchwerer, als ſie auszuführen. Uebrigens hält er es auch für Pflicht eines

Schriftſtellers, in dieſen und ähnlichen Fällen, frey und beſcheiden ſeine Meynung zu ſagen, und das Weitere ganz ruhig der Vorſicht zu überlaſſen.

G.

28. Syſtematiſche Anleitung zur Kenntniß der Quellen und Literatur des Braunſchweig-Wolfenbüttelſchen Staats- und Privatrechts, von Julius Georg Paul du Roi, Dr. und Br. Lüneburg. Hofgerichts-Aſſeſſor. Braunſchweig, in Kommiſſion der Schulbuchhandlung. 1792. 317 Seiten, 8. 21 Kr.

Unſtreitig hat ſich der Verf. durch dieſe Arbeit nicht nur das literariſche Publikum ſeines Vaterlandes verbunden, ſondern er hat ſich zugleich um die Cultur des deutſchen Privatrechts, welche vorzüglich durch die Erläuterung einzelner Provinzialrechte befördert und erweitert wird, ein Verdienſt erworben. Von Mängeln glaubt ſelbſt der Verf. ſeine Arbeit nicht ganz frey; allein jeder Kenner einer ſolchen Arbeit wird es ihm doch gern einräumen, daß er mit Fleiß und Wärme für ſeinen Gegenſtand gearbeitet hat. Das Werk ſelbſt kann übrigens neben der kürzlich erſchienenen von Liebhaberſchen Einleitung in das Braunſchweig-Lüneburgiſche Landrecht, ſehr gut beſtehen; da jener nur die Grundſätze des Br. Lüneburg. Privatrechts bearbeitet hat, ohne ſich dabey auf eine hiſtoriſche Entwickelung der Landesgeſetze und ſorgfältige Anführung der Literatur einzulaſſen, auf welche letztern Stücke der Verf. allein ſeine Hauptrückſicht genommen hat.

Das Ganze zerfällt in zwey Theile. Im erſten wird von den Quellen des Braunſchweig-Wolfenbüttelſchen Staats- und Privatrechts gehandelt. In verſchiedenen Abtheilungen werden alsdenn die eigentlich fremden und urſprünglich deutſchen Geſetze angeführt, deren Beſtimmung der Gültigkeit bemerkt und das Rechtsverhältniß derſelben gegen die Landesgeſetze angegeben. Alles was hierüber in Rückſicht des römiſchen, canoniſchen und Longobardiſchen Lehnrechts angeführt iſt, enthält meiſtens nur ganz bekannte Sätze. Allgemeine Rechtsgewohnheiten würde der Verfaſſer dabey, wenn ihm das was Herr Prof. Hufeland neulich dagegen erinnert hat, ſchon bekannt

bekannt geweſen wäre, wohl nicht mehr unter die Rechtsquel- len mit geſetzt haben. Als etwas beſonderes bemerken wir aber, daß das ehemals gültige Sachſenrecht durch ausdrückliche Verordnungen völlig iſt abgeſchaft, und die peinliche Gerichtsordnung Karls V. durch eine eigne Verordnung vom 14 Apr. 1568, mithin 36 Jahre nach ihrer erſten Bekanntmachung, vom Herzog Heinrich dem jüngern, im Herzogthum Wolfenbüttel iſt publiciret worden. — Hierauf werden die eigenen Landesgeſetze angezeigt, und unter ſolchen zuförderſt von den Quellen des Br. Wolfenbüttel. Staatsrechtes, von Familien- und Erbverträgen, von der Verfaſſung und den Gerechtſamen der Landſchaft, von Landtagsabſchieden, von den beſondern Geſetzen in Anſehung des Schatz- Steuer- Poſt- und Stempelweſens, gehandelt. Vorzüglich fleißig iſt das hiſtoriſch-chronologiſche Verzeichniß der Familien- und Erbverträge, Diſpoſitionen, Teſtamente und Verzichte; desgleichen der Landtagsabſchiede, Receſſe, Reverſalen, Aſſecurationen und Confirmationen der Privilegien der Landſchaft, geſammlet. Das gedruckte Verzeichniß derſelben, welches Engelbrecht ehedem geliefert hat, iſt gegen das hier mitgetheilte äuſſerſt mangelhaft und unvollſtändig. Beſonders ſind die hierüber mitgetheilten Nachrichten aus den handſchriftlichen Annalen des ehemaligen Braunſchweig. Landſynd. Wiesmann, die ſehr ſelten geworden ſind, entlehnt und überhaupt die Verzeichniſſe mit kritiſcher Genauigkeit verfaßt worden, wobey der Verf. die Quellen, aus welchen er ſeine Angaben geſchöpft, jedesmal ſorgfältig angeführt hat. Ob indeß dieſes Verzeichniß der L. A. ganz vollſtändig iſt; ingleichen ob ſie noch ſämmtlich vorhanden ſind? wird ſich erſt dann mit Zuverläſſigkeit beurtheilen laſſen, wenn der Herr Kammerrath Ribbentrop ſein öffentlich gegebenes Verſprechen erfüllt und ſeine Sammlung der Br. Wolfenbüttel. Landtagsabſchiede herausgegeben haben wird. — Eben ſo vollſtändig ſind hienächſt die Quellen des Br. Wolfenb. Privatrechts angegeben. Zuerſt werden die Geſetze, welche die Kirchenverfaſſung betreffen, angezeigt und darauf die einzelnen, geiſtliche corpora, als Academien, Klöſter, größere und kleinere Schulen betreffenden Geſetze, angeführt; alsdenn wird von den beſondern Quellen des bürgerlichen, (privat-) peinlichen und Lehnrechts; von den Rechten beſonderer Stände und Geſchäfte, insonderheit vom Dorf- und Bauernrechte, Kriegsrechte, Handwerksrechte, vom Policey- Wechſel- Kammer und Amts- Forſt und Jagd- Berg-

[illegible] und endlich vom Proceß, mit beſonderer Rückſicht auf die Hofgerichts- und Kanzleyordnungen und einige andere, den Proceß überhaupt beſtimmenden Geſetze, gehandelt. Hierauf folgen die Geſetze des Fürſtenthums Blankenburg, die beſondern Stadtgeſetze von Braunſchweig, Wolfenbüttel und Helmſtädt. Den Beſchluß machen endlich die Gewohnheitsrechte. Man darf hier aber kein klaſſificirtes Verzeichniß aller einzelnen kleinen Verordnungen, Ausſchreiben und Landtagsgeſetze ſuchen. Dieſes würde auch in der That, nach den hierüber bereits vorhandenen Woltereckſchen und Fredersdorffiſchen Schriften, eine ganz zweckloſe und überflüſſige Arbeit geweſen ſeyn. Der Verf. hat vielmehr nur immer die Hauptquellen jeder Art, nemlich die wichtigſten Geſetze, eigentlichen Ordnungen und größere Verordnungen ausgehoben, und ſolche hin und wieder mit kurzen hiſtoriſchen und literariſchen Bemerkungen begleitet. Dadurch hat denn unſtreitig ſeine Schrift auch für auswärtige Rechtsgelehrte mehr Intereſſe bekommen.

Der zweyte Theil iſt ganz der Literatur des Braunſchweig Wolfenb. Rechts gewidmet. Was man von derſelben bey von Praun, von Selchow, Moſer, Maſcov, Engelbrecht u. a. m. antrift, iſt theils mangelhaft, theils ganz ohne ſyſtematiſche Ordnung, und in dieſer Hinſicht würde ſchon jedem vaterländiſchen Literaturfreunde das Schriftenverzeichniß des Verfaſſers angenehm ſeyn. Allein er hat weit mehr geleiſtet, und die geſammte Literatur des Br. Wolfenb. Staats- und Privatrechts, nach allen Zweigen derſelben abgehandelt; und bey jedem einzelnen Rechtstheile Syſteme, Lehrbücher und Schriften über beſondere Gegenſtände und Materien, gehörig abgeſondert. Vollſtändigkeit hat zwar der Verf. hierbey ſichtbar zu erreichen geſucht; ob ſich aber nicht hin und wieder noch eine kleine literariſche Nachleſe machen ließe, müßen wir billig geübtern Literatoren der Br. Wolfenb. Rechte überlaſſen. So viel iſt indeß gewiß, daß dieſer Abriß der Literatur auch durch die zuweilen beygefügten kritiſchen Bemerkungen und durch die ſpecielle Angabe des Inhalts bey größern oder zuſammengedruckten Werken überaus brauchbar geworden iſt, und daß darin zugleich die Lücken aufgedeckt worden ſind, welche ſich bey einzelnen Rechtstheilen finden und zu einer künftigen Bearbeitung noch Stoff genug übrig laſſen.

Dw.

29.

29. Der Rechtsgelehrte, oder über die Art und Weiſe, wie das Civilrecht richtig gelernt und erklärt wird. Eine Abhandlung des Franz Rapolla, Königlichen Kammerpräſidenten zu Neapel; aus dem lateiniſchen überſetzt, mit einer Vorrede und mehreren Anmerkungen begleitet von Ludwig Friedrich Grieſinger dem jüngern, Kanzleyadvocat in Stutgard. Stutgard. 1792. 416 S. 8. 20 gr.

Das Original, deſſen zwote Ausgabe unter dem Titel: de Jurisconſulto, ſive de ratione diſcendi, interpretandique juris civilis Libri II. Auctore Franciſco Rapolla, Reg Cam. Prof. zu Neapel im Jahr 1766 heraus kam, blieb in Deutſchland meiſt unbekannt; ob es aber eine Ueberſetzung in unſere Sprache verdient habe, wäre eine andere Frage, welche wir nicht geradezu bejahen möchten. Nicht als ob der V. nicht viel Gutes gut geſagt hätte, ſondern theils weil er doch für uns Teutſche nichts neues hat, und wir das meiſte ſchon in manchen vaterländiſchen Schriften, beſonders in Eckard. Hermenevt. juris beſſer ausgeführt finden, theils aber, weil wir uns für überzeugt halten, daß Schriften dieſer Art, welche allein das Römiſche Recht behandeln, immer nur in der Römiſchen Sprache geſchrieben ſeyn ſollten. Damit aber wollen wir dem rühmlichen Fleiß und Verdienſt des Ueberſetzers nichts benommen haben; denn nicht nur die Ueberſetzung iſt, ſo viel wir ohne das Original urtheilen können, ſehr gut und flieſſend gemacht, ſondern auch die Anmerkungen des Ueberſetzers, in welchen öfters der Verf. zurecht gewieſen wird, zeugen von ſeltenen Kenntniſſen des erſtern ſowohl in der eleganten juriſtiſchen Literatur, als auch in der Rechtsgeſchichte und Auslegungskunſt, welche alle Aufmunterung verdienen, und uns mit Rechte die ſchönſten Früchte erwarten laſſen.

Af.

30. F. L. de la Fontaine, Sr. Maj. des Königs von Polen Hofraths und würklichen Leibchirurgus, Bürgers der neuen Conſtitution zu Warſchau, u. ſ. w. chirurgiſch-medicinische Abhandlungen verſchiede-

nen Inhalts, Polen betreffend. Mit (VII) Kupfern. Breslau und Leipzig, bey Korn 1792. 272 Seiten in 8. 1 Rg. 8 gr.

Der Verf. hatte nicht nöthig, ſeiner Schreibart und der vielleicht vorkommenden Sprachfehler wegen, ſich im Voraus zu entſchuldigen. Die Sprache iſt ziemlich rein und ſein Vortrag fließend, angenehm und unterhaltend. Die abgehandelten Materien ſind in Briefform dargeſtellt. Läßt gleich die Ausarbeitung hier und da noch einen Wunſch, noch eine Frage dem Leſer übrig, ſo entſchädigt doch das viele Neue, und wo der Leſer dies nicht findet, wird er nicht ſelten durch Berichtigung von manchen bisher irrig geglaubten Nachrichten, die er ſelbſt zu unterſuchen nicht im Stande war, ſich angenehm belehret ſehen.

Der erſte Brief handelt vom Weichſelzopf: zuerſt die Schriftſteller, welche davon geſchrieben haben; und die Verſicherung des V., daß er keine Zeile niedergeſchrieben habe, deren buchſtäbliche Wahrheit er zu verbürgen, nicht im Stande wäre. Die ſich kritiſch abſetzende Materie geht nicht nur in die Haare, ſondern auch in die Nägel der Hände und Füße, und dieſe Nägel werden ſehr verändert, aber keinesweges ſchwarz. Die Krankheit verſchont kein Alter, Geſchlecht, Stand, noch neu angekommene Ausländer in Polen, und oft bringt ſie das Kind mit auf die Welt. Manche Leute bekommen ſie gar nicht, andere aber mehrmals und im Sommer häufiger als im Winter. Auch Thiere, beſonders ſolche, welche lange Haare haben, ſind ihr unterworfen. Nur das Federvieh iſt davon ausgenommen. Mit weichen und lichtbraunen Haaren verſehene Subjecte ſind ihr am häufigſten ausgeſetzt. Bey alten Leuten, mit ganz weißen Haaren, beobachtete ſie der V. nur. Sie iſt anſteckend und theilt ſich durch den Beyſchlaf, öfterer durch Ammen, und zuletzt durch äußerliche Anſteckung mit. Letztere iſt die gelindeſte Art. Den Weichſelzopf verſpüret man vom Urſprunge des Weichſelflußes an, bis an die Carpathiſchen Gebirge, Lithauen, Weiß- und Rothreußen, die Tartarey. Unter Auguſt dem III. kam er auch nach Sachſen, und die meiſten dahin verheyratheten Weiber bekamen ihn ſelten, deſto häufiger aber ihre Kinder, zuweilen entſteht er ohne alle vorhergehende Beſchwerden, und zu andern Zeiten gehen jahrlange Zufälle voraus, und manchmal

mal kömmt er ganz plötzlich. Die vor ihm hergehende Beſchwerden, können von denen, die vor andern Krankheiten ſich zeigen, nicht unterſchieden werden. Doch ſind die gewöhnlichſten Zeichen, herumziehende rheumatiſche Schmerzen. Schrecklich ſind die vom Hrn. F. beſchriebenen Zufälle, wenn ſich die Weichſelzopfmaterie nicht auf die Haare oder Nägel wirft. Unter andern beobachtete er, daß, wenn ſie die Augen befiel, der liquor Morgagni verdunkelt wurde, die Cryſtalllinſe aber durchſichtig und geſund blieb. Sonderbar war die Erſcheinung, daß die Perſonen, bey welchen der Ausbruch des Weichſelzopfs zauderte, einen unwiderſtehlichen Lüſter zum Brandtweintrinken bekamen, auch wenn ihnen dieſes Getränke vorher unbekannt war, und Kranke hatten Gelüſten nach Speiſen und Ekel für andern, der ungewöhnlich, und wie bey Schwangern war. Zähe und klebrichte Schweiße, mit anfangender Linderung der Schmerzen am Kopfe, ſind die ſicherſten Kennzeichen, daß ſich der Weichſelzopf bald bilden, und die Criſis geſchehen werde. Zuweilen platzen die Haare in ihrer Mitte, und die überhäufte Materie ergießt ſich zwiſchen ſie, woraus ſchon am dritten Tage Millionen Läuſe entſtehen. Daß aber Blut aus ihnen flöße, ſey völlig ungegründet. Bleibt nach der Criſis eine Kälte um die Schläfe, ſo iſt dies ein faſt untrügliches Kennzeichen, daß ein zweyter Weichſelzopf kommen werde. Je nachdem einzelne Haare oder alle damit befallen werden, entſteht ein mützenförmiger oder ſtriemenartiger Weichſelzopf. Einige Tage nach ſeiner Entſtehung bekömmt er einen Geſtank wie ranziges Fett, und verurſacht in den Fingern deſſen, der ihn berührt, eine ſtechende unangenehme Empfindung. Manche bekommen ihn noch nach dem Tode. Die Zufälle, welche Thiere vor dem Ausbruche deſſelben leiden, müſſen mit denen, die der Menſch hat, viel ähnliches haben. Hunde äuſſern alle Zeichen, welche vor der Wuth vorhergehen, ausgenommen, daß ſie viel ſaufen, und von ihrem Biß die Wuth nie entſteht. Der V. theilt den Weichſelzopf nach ſeiner innern Beſchaffenheit und äuſſern Geſtalt ein in den wahren und falſchen, und wahren und falſchen zugleich, in den gutartigen und bösartigen, in den einfachen, wohin auch der halbſeitige gehört, und den vielfachen, der wiederum a) Striemen- oder b) Mützen- oder Maſſenförmig, c) oder dreyfach, oder d) vom Kopfe freyſtehend iſt. Noch könne man ihn auch in den kennbaren oder unkennbaren eintheilen. Der falſche entſteht aus Vernachläßigung der Reinlichkeit,

keit, und aus dem Einſalben mit Fett. Er kann aber ausgekämmt werden. Beym wahren und falſchen zugleich hängt der erſtere, welcher ſich vom Kopfe ſchon abgeſondert hat, an den geſunden nachwachſenden Haaren an, die aber nicht gereinigt werden können. Der gutartige entſteht ohne vorhergehende üble Zufälle. Beym einfachen bilden ſich nur einzelne Haare zum Weichſelzopf, die übrigen bleiben geſund. Der vielfache hat ſeinen Namen, weil er alle behaarte Theile des ganzen Körpers einnimmt. Der riemenartige findet ſich nur bey Männern mit geſchornem Kopfe, und letzterer nur bey Weibern. Beym dreyfachen kommen zu dem wahren und falſchen nach einiger Zeit ein zweyter wahrer, darnach ein falſcher, und dann wieder ein wahrer an einem und eben demſelben Bündel langer Haare. Der unkenntbare entſteht zur Zeit des Friſirens, und die Haare behalten die ihnen gegebene Geſtalt bey. Die nächſte Urſach dieſer Krankheit iſt völlig unbekannt, und andere Krankheitsmaterien ſcheinen an ihr nicht Theil zu nehmen.

Die Kurart muß den Zeiten der Krankheit angemeſſen ſeyn. Bey anfangender Krankheit muß man den Uebergang der Materie in die Haare, durch auflöſende, verdünnende, erweichende, verſüſſende, ſeifenartige Pflanzen befördern, womit man, wenn die Criſis nicht geſchehen wollte, das Extr. aconit. cicut. Fl. Sulph. Mercurial- und Antimonialpräparate verbinden muß. Das Spiesglas wirkt überhaupt in dieſer Krankheit faſt ſo ſpecifiſch wie das Queckſilber in der Luſtſeuche. Die Salivation iſt aber höchſt ſchädlich. Iſt die Materie zum Uebergang in die Haare zubereitet, ſo ſind ſchweiſtreibende Mittel angezeigt. Im gehörigen Fall ſind auch ausleerende Mittel und Aderläſſe unentbehrlich. Nie darf das Fieber, das zur Criſe ſo nöthig iſt, unterdrückt, im Gegentheil wo es fehlt, muß es erregt werden. Für dem Abſchneiden muß man ſich hüten, wenn noch nicht alle Materie in die Haare übergegangen iſt. Wäre er aber wirklich abgeſchnitten worden, ſo muß man den abgeſchnittenen wieder an ſeine vorige Stelle bringen, während er noch friſch iſt. Er ſetzt ſich feſt an, wie bey Beinbrüchen der Callus, und lindert die Zufälle. Die vom gemeinen Volk als Hausmittel gebrauchten Mittel, Pfeffer mit Brantwein, Salz, warmes Bier mit Speck, der Abſud von Lycopodium, Vinca Pervinca und Muſcus terreſtris, ſind unwirkſam. Ehe ſich der Weichſelzopf vom Kopf losmacht, muß man die Decocte aus obigen Pflanzen nicht bey Seite ſetzen, nachher aber

aber muß man bittere und stärkende Mittel geben. Ohne äusserliche erweichende Mittel erreicht man selten seinen Zweck, um die Materie nach den Haaren zu bringen. Setzt sie sich, statt dahin zu gehen, aber die Nägel einzunehmen, auf andere Theile, so entstehen äusserst bösartige und hartnäckige Geschwüre, worin das Antimonium unter Salben äusserlich gebraucht, specifisch wirkt. Wenn sich die Materie in die Nägel critisch absetzen will, so dienen die nemlichen äusserlichen Erweichungsmittel, die oben empfohlen worden. Nach Umständen werden auch reitzende Mittel, als Blasenpflaster, oder Cantharidentinctur an den Nagelspitzen angewandt. Auch das Einstecken der Fingerspitzen in den frischen Weichselzopf thut die nemlichen Dienste. Schlägt alles fehl, und kommt die Materie nicht heraus, so hilft die Inoculation gewiß, wenn man nemlich eine etliche Stunden lang auf einem mit einem frischen Weichselzopfe behafteten Kopfe gesessene Haube dem Patienten schleunig aufsetzt. Ist der Weichselzopf noch neu, am Kopfe festsitzend, stinkend, bringt er beym Anfühlen jenes stechende Prikeln in den Fingerspitzen hervor, und haben alle Krankheitszufälle noch nicht aufgehört, dann kann man ihn auf keine Weise, ohne die schrecklichsten Zufälle zu erregen, abschneiden. Im Gegenfall kann das Abschneiden ohne allen Schaden geschehen. Ein sauberes Hausmittel der Juden. Sie suchen einen alten Weichselzopf, giessen Brandtwein darüber, trinken täglich ein Gläschen voll davon, und verschlimmern sich das Uebel. Mit der Absonderung der Nägel, geht es viel langsamer als bey den Haaren. Hierauf folgen 20 Beobachtungen, die, besonders für Augenärzte höchst merkwürdig sind.

Zweyte Abtheilung. Erster Brief über die in Polen vorzüglich herrschenden innerlichen und äusserlichen Krankheiten. Fast alle sind chronische Krankheiten oder Wechselfieber. Hitzige und Entzündungsfieber sind selten. Die Hauptstadt und einige andere Städte ausgenommen, ist die Inoculation der Blattern ganz unbekannt. Diese sind in Polen so bösartig, und werden durch üble Behandlung so tödtlich gemacht, daß man die Sterblichkeit auf 6 bis 7 von 10 ansetzen kann. Von den bösartigen Blattern und dem Weichselzopf kommt es auch, daß kein Land so sehr von Blinden wimmelt, als Polen. Schröpfen ist wenig, außer den Juden, daselbst gewöhnlich, dagegen desto mehr die Fontanellen, die Seidelbastrinde, das Haarschnurziehen, die Blutigel, besonders

die

Siebenter Brief. Ueber Charlatans, Betrüger, Ignoranten, Schwarzkünstler, Hebammen, u. ſ. w. Marktſchreyerey und Charlatanismus ſeyen in Polen ganz unbekannt. Das gilt aber nur vom höhern Charlatanismus. In der niedern Claſſe von Aerzten und dem Volk gehts wie in vielen andern Ländern, wozu hier ſchöne Belege gegeben worden.

Achter Brief. Ueber die Univerſität Cracau. Sie iſt vom jetzigen Könige ſehr verbeſſert worden. Bey dem medicinifchen Theil des Lectionscatalogs möchte doch manchem Leſer der Wunſch aufſteigen, daß noch gröſſere Verbeſſerungen gemacht würden. Seit dem Jahr 1784 iſt durch den Fürſt Primas auch für die Bildung der jungen Wundärzte in ſo ferne geſorgt worden, daß von jedem der königlichen Güter im ganzen Lande zur Erlernung der Wundarzneywiſſenſchaft ſowohl als der Medicin einer auf die Univerſität Cracau oder Wilna geſchickt wird.

Neunter Brief. Lectionsverzeichniß des Collegii phyſici bey der Academie zu Wilna. Es iſt vom Jahr 1790 — 91.

Zehnter Brief. Kurze Ueberſicht des Perſonale, der Einnahme und Ausgabe des groſſen Hoſpitals und Findelhauſes zum Kindlein Jeſu in Warſchau. Ein Beytrag zu dem, was Herr Krünitz im 47ſten Theil ſ. ökon. techn. Encyclop. ſchon geliefert hat. — Die ſauber geſtochenen Kupfertafeln ſtellen die verſchiednen Arten des Weichſelzopfs am Menſchen, an einem Hunde und Pferde vor.

Ab.

31. Syſtem der lyriſchen Dichtkunſt in Beyſpielen; von Erduin Julius Koch. Berlin, 1792. im Verl. der Buchh. der Realſchule. XX. und 299 Seiten in 8. 16 gr.

Von einer ſehr vortheilhaften Seite hat ſich ſchon der Verf. dieſes Buchs, ehemaliger Lehrer an der Realſchule, und jetzt Prediger zu Berlin, durch ſein Compendium der deutſchen Literaturgeſchichte bekannt gemacht. Die Ausſicht, welche er gegenwärtiger Beyſpielſammlung gab, paßt, wie er ſelbſt erinnert, mehr auf die Anwendung, welche er von derſelben in

seiner

ſeiner Lektion zu machen gedachte, als auf dieſe hier anzuzeigende ſchriftliche Ausführung ſelbſt. Seine Schüler in der erſten deutſchen Klaſſe des Pädagogium hatte der Verf. bisher theils praktiſch, theils theoretiſch, mit den vorzüglichſten Gattungen des proſaiſchen und poetiſchen Styls bekannt zu machen geſucht. Hiezu bediente er ſich eines zwiefachen Mittels: der Uebung in eigenen ſchriftlichen Arbeiten, und der Interpretation deutſcher Dichter. Zu den eignen Uebungen ordnete er die Aufgaben ſo ſtufenmäßig nach den einzelnen Theilen der Theorie, daß die Lehrlinge vom Leichten zum Schweren, und vom Einfachen zum Zuſammengeſetzten unvermerkt fortſchreiten, und ſich alſo endlich ſelbſt eine Theorie in Beyſpielen ſchaffen konnten. Die dabey befolgte Methode, welche in der Vorrede dieſes Buchs noch etwas umſtändlicher beſchrieben wird, war gewiß ſehr wohl gewählt, und vollkommen zweckmäßig. In Rückſicht auf die Theorie und praktiſche Anleitung zur Dichtkunſt hatte der Verf. zuerſt einige einzelne deutſche Gedichte mit ſeinen Schülern durchinterpretirt. Anfänglich diktirte er die ausgewählten Beyſpiele in die Feder, und gieng ſie dann äſthetiſch durch. Um aber mehr Zeit zu ſparen, ſah er ſich nach einer gedruckten Beyſpielſammlung um. Die Eſchenburgiſche ſchien ihm zu theuer, und zu ſeinem ſpeciellen Zwecke doch nicht brauchbar zu ſeyn; indem er eine Auswahl ſolcher Stücke wünſchte, in welchen die ewigen Geſetze des menſchlichen Empfindens auf eine auffallend oder verſteckt richtige oder unrichtige Art befolgt wären. Es kam hier alſo auf eine neue und ganz eigne Anordnung an. Und ſo mußte ſich der Verf. ſelbſt entſchlieſſen, eine ſolche Sammlung zu veranſtalten. Dabey aber ſchränkte er ſich blos auf diejenige Dichtungsart ein, welche in Abſicht auf Alterthum, Extenſion und Intenſion die Grundlage aller übrigen iſt, nämlich auf die lyriſche. Bey der dieſer Sammlung zu ertheilenden ſyſtematiſchen Form kam es nun noch auf die dabey zum Grunde zu legende Theorie an. Keine der bisher vorhandenen befriedigte in dieſer Rückſicht die allerdings gerechten Foderungen des Verf. in einem ſo hohen Grade, als Hrn. Prof. Heydenreichs Syſtem der Aeſthetik, dem er daher in der allgemeinen Klaſſifikation der Dichterwerke durchaus, und in der ſpeciellen Eintheilung der erſten Untergattung zum Theil gefolgt iſt. Er hat daher am Schluß dieſes Buchs eine kurze Ueberſicht der Grundſätze beygefügt, welche ihn bey der Wahl und Anreihung ſeiner hier gelieferten, bloß deutſchen, Bey-

ſpiele geleitet haben. In derſelben wird zuerſt das Weſen der Kunſt überhaupt, und der Zuſammenhang der Dichtkunſt mit den übrigen Künſten dargelegt. Sodann folgt die allgemeine und ſpecielle Klaſſifikation der Dichterwerke, wobey vornehmlich auf den Unterſchied der poetiſchen Darſtellung, in ſo fern ſie entweder den Gegenſtand ſelbſt, oder die dadurch erregte Empfindung, mehr oder weniger ausſchlieſſend, betreffen kann, Rückſicht genommen iſt. Sowohl in dieſer Ueberſicht, als in der Sammlung ſelbſt, ſind alle Terminologien und Erklärungen vermieden, welche die eigene Thätigkeit der Lehrlinge hätte ſchwächen oder doch wenigſtens ſtören und verleiten können. Um die Aufmerkſamkeit und Urtheilskraft derſelben ſtets wachſam zu erhalten, nahm der Verf. ſogar in jede Klaſſe einige Gedichte auf, welche theils an ſich fehlerhaft gearbeitet, theils von ihren Verfaſſern für eine ganz andere Klaſſe beſtimmt worden waren, theils von Vielen, nach gewiſſen willkührlichen Begriffen, in das Gebiet einer andern Klaſſe, oder auch einer andern Gattung gezogen werden. Bey der Auswahl der Gedichte ſah er blos auf ſolche, welche Muſter für verſteckte Fehler und blendende Schönheiten ſeyn konnten; denn freylich können offenbare Stümpereyen den Nutzen nicht gewähren, den man ſich von der Kenntniß des Fehlerhaften verſpricht. Dagegen war er bey der Wahl der Muſter für wahre Dichterſchönheit um deſto mehr verlegen, je ſtrengere Rückſicht er auf die Subjekte, für welche er ſammelte, und auf die äuſſern Umſtände, unter welchen er dieſes that, zu nehmen hatte. Viele mußten daher wegbleiben, welche als Darſtellungen gewiſſer Empfindungen muſterhaft, und zur Kenntniß gewiſſer Seiten der Dichterbegeiſterung einzig brauchbar ſind. Er verſpricht indeß, den Sammlungen für die noch übrigen Untergattungen ein litterariſches Verzeichniß ſolcher Gedichte anzuhängen, die er theils aus dem gedachten Grunde, theils zur Raumerſparung, weglaſſen müſte. Uebrigens ſind die geſammelten Beyſpiele ſämmtlich mit Weglaſſung der Interpunktionszeichen abgedruckt, weil dies Verfahren ihrer Beſtimmung am gemäßeſten ſchien. Denn man kennt den Einfluß jener Zeichen auf die Interpretation aus der Kritik des Alterthums.

Man ſieht aus dieſem allen die ſehr wohl überdachte und zweckmäßige Verfahrungsart des Herausgebers bey der Veranſtal-

anſtaltung dieſer wirklich überaus brauchbaren und empfehlungswerthen Sammlung.

Fa.

32. **Peter Camper über den natürlichen Unterſchied der Geſichtszüge in Menſchen verſchiedener Gegenden und verſchiedenen Alters, über das Schöne antiker Bildſäulen und geſchnittener Steine; nebſt Darſtellung einer neuen Art allerley Menſchenköpfe mit Sicherheit zu zeichnen. Nach des Verfaſſers Tode herausgegeben von ſeinem Sohne Adrian Gilles Camper. Ueberſetzt von S. Th. Sömmering. Mit zehn Kupfertafeln. Berlin, in der Voſſiſchen Buchhandlung. 1792. XIX. Seiten Vorrede und 77 Seiten Text. 4. 1 Rk. 18 K.**

Die Liebe zu den bildenden Künſten, und die mit dem Studio der Antike verbundene Ausübung derſelben, führten den berühmten Verfaſſer dieſes trefflichen Werks (der ſich in der Vorrede ſelbſt über ſeinen Ideengang ſo erklärt), ſchon früh auf das Studium der Verſchiedenheit der menſchlichen Geſichtszüge, um auch die Nachforſchung der Regeln der Schönheit, welche in der Kenntniß der Geſichtszüge ihren Grund haben, aber ſowohl von den Kunſtlehrern, in den Erklärungen des hohen und idealiſch Schönen, als ſelbſt von den Künſtlern, größtentheils vernachläßiget werden. — Das Studium der Anatomie, und die Zergliederung verſchiedner Menſchen- und Thierköpfe zeigten ihm Formen, daß das gewöhnlich zur Grundregel der Bildung menſchlicher Köpfe angegebne Oval nicht geſchickt ſey, um mit Vortheil und Sicherheit die Geſichtszüge zu entwerfen. Er fand die für das Gehirn beſtimmte Höhle im Ganzen regelmäßig und gleichförmig; aber in der Stellung des Ober- und Unterkiefers den natürlichen Unterſchied der auffallenden Verſchiedenheit der Köpfe. Bey der auf die körperliche Bildung mehrerer Nationen (wovon er ſich nach und nach eine beträchtliche Sammlung von Schädeln machte,) gewandte Aufmerkſamkeit, entdeckte ſich ihm

der zuſammentreffende Grund dieſer Verſchiedenheit, und der ſo ſehr von dem unſrigen abweichenden Bildung antiker Köpfe, nicht nur in dem Vortreten des Oberkiefers, ſondern auch in der Breite der Geſichter und in dem Vierecke des Unterkiefers. — In der Vergleichung des Kopfes eines **Negers** und **Kalmucken**, mit dem Kopf eines **Europäers**, — und nachher eines **Affen**, gab ihm eine von der Stirn zur Oberlippe gezogne Linie **den Unterſchied zwiſchen dieſen Geſichtern** an, und machte die Uebereinkunft des Negers mit dem Affen deutlich. „Ich reihete, ſagt der Verf. einige dieſer Geſichter auf eine Horizontallinie, und zog die Geſichtslinie (von der Stirn zur Lippe) unter verſchiedenen Winkeln „dazu. Ließ ich nun die Geſichtslinie vorwärts herüberfallen, „ſo erhielt ich ein artiges Geſicht, ließ ich ſie hinterwärts fallen, ein Negergeſicht, neigte ich ſie noch mehr zurück, ſo gab „dieſe Linie einen Affen, einen Hund, eine Schnepfe. Hieraus „erhellet die erſte Grundlage dieſes Lehrgebäudes.“ — Die Unterſuchung und Vergleichung der Köpfe von **Menſchen jedes Alters**, leiteten den Verf. immer auf den natürlichen, durch das ſtufenweiſe Anwachſen der Theile in der Jugend, und das Abnehmen im Alter, verurſachten **Unterſchied der Geſichtsbildung in dem verſchiedenen Alter**, und auf die Art dieſen Unterſchied der Jahre **abzubilden**. Das wäre die **2te Stufe** dieſes Lehrgebäudes, wozu er noch 3tens die nähere **Unterſuchung der Linien** fügte, welche die alten Meiſter in ihren beſten Werken gewählt haben; und ſo fand er endlich **viertens eine neue Art**, um mit mehr Sicherheit, als vermittelſt der bisher üblichen Methode der Ovale und Dreyecke, alle **Menſchen- und Thierköpfe zu entwerfen**. — Dieſe Entdeckungen, das Werk ſeiner frühern Jahre, wurden in neuern Zeiten von dem Verf. in ein Syſtem gebracht, die dabey eintretenden Schwierigkeiten durch unermüdeten Fleiß, durch Modelliren und Zeichnen, durch Unterſuchung der antiken Köpfe, und der beſten Kupferſtiche, und durch Leſung der alten und neuern Naturforſcher und Künſtler überwunden; und ſo entſtanden ſchon im J. 1768 Materialien zu einer auf das Verlangen der Direction der Amſterdammer Zeichnungsakademie gehaltenen Vorleſungen, wovon die Hefte von dem Verf. in der Folge geordnet und bereichert, und in dem vor uns liegenden Werk von ſeinem Sohn herausgegeben wurden. Nicht allein den Kennern und Liebhabern der bildenden Künſte, ſondern auch den Naturforſchern, vor allen aber den Zeichnern,

nern, Malern und Bildhauern muß dieſes Werk höchſt willkommen ſeyn; weil ſie in den darinn aufgeſtellten und mit ſo vieler Beſtimmtheit und Deutlichkeit auseinander geſetzten Theorien, reichen Stoff zum Studium, und in den Schatz von naturhiſtoriſchen, anatomiſchen, äſthetiſchen, antiquariſchen und artiſtiſchen Kenntniſſen des Verf. einen höchſt wichtigen Beytrag zu ihrer Vervollkommnung finden werden.

Dem ſchon oben angeführten Plan nach, zerfällt das Werk in **vier Theile**, und in denſelben untergeordnete Kapitel und Abſchnitte, wovon wir hier, in ſo fern es bey der Reichhaltigkeit des Werks auch an einzelnen wichtigen Bemerkungen und Erläuterungen, und ohne nothwendige Vergleichung des Textes mit den Kupfertafeln geſchehen kann, zur Ueberſicht des Ganzen einen kurzen Auszug liefern wollen.

I Theil erſtes **Kapitel** handelt von dem eigenthümlichen **Unterſchied der Geſichtszüge der vornehmſten Völker des Erdbodens.** §. 1. 2. Jedes Land hat im Ganzen, und oft haben auch einzelne Gegenden deſſelben Landes z. B. das ſüdliche und nördliche Frankreich, unter ſich etwas Unterſcheidendes und ſich Abzeichnendes in den Geſichtszügen ihrer Bewohner, welches anhaltend fortdauert, bis dieſes Kennzeichen durch eine zufällige Vermiſchung verſchiedener Völker unter einander, zweifelhaft oder wohl gar vernichtet wird. Die Abſtammung der Völker von einander läßt ſich oft daraus erklären. Eine ſtufenweiſe Veränderung macht ſich hier gewöhnlich in groſsen Abſtänden kennbar. §. 3. Es iſt gleichviel, ob das erſte Menſchenpaar ſchwarz oder weiß war, denn der Unterſchied der Farbe kommt nicht in Betracht, weil dieſe ſich durch den Einfluß der Sonne durch Krankheiten u. dgl. verändert, während daß das Leder der Haut in allem wirklich einerley Bildung behält. Das Mittelhäutchen oder Schleimhäutchen (Membrana reticularis Malpighii) iſt bey weiſſen, farbigen und ſchwarzen Menſchen mehr oder weniger ſchwarz oder dunkel, und bey unſern ſchwangern Frauen bisweilen eben ſo ſchwarz wie im ſchwärzeſten Neger von Angola. §. 4. In der Betrachtung der jetzigen Verſchiedenheit der Menſchen, erſcheint der Kalmucke als der häßlichſte Menſch unter allen Völkern. (Das Charakteriſtiſche ſeines Kopfs, und des Kopfes des Chineſen und Otaheitiers wird hier nach Buffon angegeben). §. 5. Der ſchönſte von allem iſt der Bewohner des Nordens. — Die ſüdlichen Franzoſen, und beſonders

die Frauenzimmer, haben noch den runden Oberkiefer und das Flache im Angeſicht, welches ſich in dem pythiſchen Apoll und in der griechiſchen Venus auszeichnet. — Der Jude unterſcheidet ſich durchaus von allen, welchen Unterſchied jedoch der Verf. nicht anzugeben weiß, wenn man ihn nicht etwa in der Krümmung der Naſe ſuchen will. Den Kalmuckenkopf nimmt der Verf. als Muſter der Kennzeichen Verſchiedenheit für ganz Aſien und Nordamerika; den Europäiſchen Kopf, für Europa, die Türkey, Perſien und den größten Theil von Arabien bis Indoſtan; den Kopf des Angoliſchen Negers für Afrika, für die Hottentotten, Kaffern und die Einwohner von Madagaskar an. — — 2tes Kapitel. Ueber die Urſachen der verſchiedenen Geſtalten der Menſchenköpfe und Geſichter zu Folge alten und neuen Schriftſtellern. §. 1. 2. Sie behaupten einſtimmig: dieſe große Verſchiedenheit hange nicht allein von dem Lande, ſondern hauptſächlich auch von der Kunſt ab, ſo daß die Erkünſtelung bey der Bildung des Jugendlichen Körpers beſonders des Kopfes in der Folge in eine natürliche Geſtalt übergehe. In einer Preisſchrift über die natürliche Auffütterung der Kinder in dem erſten Stück des 7ten Theils der Haarlemſchen Verhandelingen, behauptete der Verf. mit Buffon das Gegentheil. Die unzeitige Frucht einer Negerin, und die Zergliederung eines jungen Negers beſtätigten hier in der Folge ſeine Behauptung noch mehr: daß nemlich nicht die Kunſt, ſondern hauptſächlich die Natur d. i. das Land, die Luft und die Nahrung, jene Unterſchiede der Nationalgeſichtszüge eigentlich und allein bewirke; wiewohl er zugiebt, daß durch Erkünſtelung auch Veränderungen darin hervorgebracht werden könne.

§. 4. Auſſer dem Klima und der Nahrung tragen die Sitten und Gewohnheiten zu dieſer Verſchiedenheit vieles bey. Die Farbe hängt vom Klima ab, aber auch die beſondern Geſtalten der Augen, Wangen, Kiefer und Naſe können davon abhangen. (Der Verf. warnt bey dieſer Gelegenheit mit Recht vor den Abbildungen der verſchiedenen Völker in Cooks Reiſen, weil ſie nicht treu ſind, und die Künſtler zu viel Manier hineingebracht haben. Man hat überdem nur ſchöne Menſchen gewählt; aus den an ſich ſchon nicht ſchönen Thierköpfen hingegen, machten die Künſtler noch größere Ungeheuer.) §. 5. Was die Nahrung, worunter Eſſen, Trinken und die eigenartige Luft zu verſtehen iſt, auf die Bildung wirkt, bewei-

ſen

ſen ſchon die Thiere ſelbſt in Holland, wo doch der Himmelsſtrich nicht merklich verſchieden iſt. Eine magere oder eine fette Weide verändert ſchon dort ihre ganze Geſtalt, Hörner und Haare. Doch können dieſe Wirkungen, welche wahrſcheinlich oft mit denen des Himmelsſtrichs zuſammentreffen unter den Menſchen, bey welchen ſich dieſer Einfluß nicht erklären läſſt, keine beſondere Geſchlechter, ſondern neue Veränderungen derſelben hervorbringen. §. 6. 7. Einen großen Einfluß haben Sitten und Gewohnheiten, ferner die Art der verſchiedenen Stellungen des Körpers in Ruhe und Bewegung, Erziehung, Leibesübungen und einheimiſche Krankheiten, auf die Bildung des Knochengerüſtes, und folglich auf die weichen Theile und die ganze Leibesgeſtalt. — 3tes Kapitel. Naturhiſtoriſche Bemerkungen über den Unterſchied der Geſichter von der Seite (im Profil) in Affen, in Negern und andern Völkern, bis zu den Antiken. — §. 1. Des Verfaſſers, leichte und ſichre nach der in der Vorrede ſchon angegebnen Theorie eingerichtete Methode, nach welcher er bey den Profilzeichnungen der Menſchen- und Thierköpfe verfährt, und wovon die Kupfertafeln Proben ſind, iſt kürzlich folgende. Er zieht längs dem unterſten Theil der Naſe und dem Gehörgange eine Horizontallinie, und ordnet die 4 Schädel (eines Affen, Orang Utangs, Kalmucken und Negers) auf dieſe verlängerte Linie, indem er vorzüglich die Richtung des Wangenbeins im Auge behält. Um nun die wahre Geſtalt und die wechſelſeitige körperliche Beziehung der Theile auf einander genau zu beſtimmen, braucht er einen wandelnden Augenpunkt, ſo daß ſeine Augenlinie allemal in einen rechten Winkel auf den Mittelpunkt des Gegenſtandes fällt. — Zu mehrerer Bequemlichkeit bediente er ſich eines horizontalen, viereckigen, rechtwinkeligen Bretts oder Täfelchens, groß genug, um den größten Schädel darauf legen zu können. Auf der Mitte des Täfelchens iſt ein viereckiges rechtwinckeliges Rämchen aufgerichtet, das aus kleinen Latten beſteht, welche mit gleich weit entfernten Löcherchen durchbohrt ſind, daß man nach Gefallen lothrechte und horizontale Fäden durchziehen kann. Die vordere Seite des Bretts iſt mit meſſingenen Stiften, eben ſo wie das oberſte Lättchen des Rahms abgetheilt, um von dort aus ſchräg niederwärts gleiche Faden ſpannen, und den wahren Punkt auf dem Brettchen finden zu können, indem man das Auge ſo richtet, daß der ſchräge Faden mit dem ſenkrechten in Eins zuſammen trift. Nun ſtellt er einen Schädel nach dem

 andern

andern auf das in gehöriger horizontaler Anhöhe geſtellte Brett hinter die Fäden des beſchriebenen Rämchens; und erhält mittelſt einer ſolchen Spannung der Horizontalfaden, daß ſie die vornehmſten Theile gleichſam abſchneiden, alle nöthigen Schneidepunkte, um mit Sicherheit zeichnen zu können. §. 2. 3. Zergliederte Profilzeichnung des Schädels und Geſichts eines geſchwänzten Affen und eines Orang Utang (ſ. Tab. I. fig. 1 und 2), die ſchräge Geſichtslinie (linea facialis) von der Stirn zur Oberlippe, fand er mit der längs dem unterſten Theil der Naſe gezogenen Horizontallinie bey fig. 1 in einem Winkel von 42° und bey fig. 2 von 58°. §. 4. 5. Schädel und Geſicht eines Negers und Calmucken. (I. fig. 3 und 4.) Bey beyden iſt der Winkel 70°. §. 6. Kopf eines Europäers. (Tab. II.) Der Winkel iſt 80°.

§. 7. Nähere Beſtimmung dieſer Methode der Profilzeichnung. Es ergiebt ſich: daß die äuſſerſte Gränze der Geſichtslinie, vom Negerkopf bis zur erhabenſten griechiſchen Antike, zwiſchen 70 bis zu 100 Graden des Winkels beträgt; daß ferner die Verkleinerung des Winkels von 70° die Geſichtslinie eines Orang Utang, eines Affen, weiterhin eines Hundes, und endlich eines Vogels, einer Schnepfe giebt, welche letztere ſich der Horizontallinie nähert. §. 8. bis 11 beziehen ſich auf die Kupfertafeln I und II und auf die dort angegebnen Verhältniſſe der einzelnen Geſichtstheile. — 4tes Kapitel. Bemerkungen über den Unterſchied der Geſichtslinie, und der Veränderungen welche nothwendig daraus folgen. Eine genaue Zergliederung der Köpfe verſchiedener Nationen und der Verhältniſſe ihrer einzelnen Theile mit den Kupfertafeln unterſtützt. — 5tes Kapitel. Naturhiſtoriſche Betrachtungen über den Unterſchied der Geſichtszüge von vorn angeſehen. Mit einer Darſtellung auf der dritten Tafel, der Schädel und Geſichter eines Orang Utang, Negers, Kalmucken, Europäers und des Vatikaniſchen Apolls, von vorn angeſehen und ihrer Verhältniſſe zu einander, und in ſich ſelbſt. — 6tes Kapitel. Naturhiſtoriſche Auslegung aller verſchiedenen Züge in den Geſichtern der verſchiedenen Völker; in Beziehung auf das zweyte Kap. über die Urſachen der verſchiedenen Geſtalten der Menſchenköpfe, und Geſichter. —

II Theil. Von den Kinderköpfen. 1ſtes Kap. Geſtalt der Kinderköpfe von der Seite angeſehen. Mit Anwendung derſelben Theorie und der obigen Zeichnungsmethode.

thode. Hieher gehört die vierte Kupfertafel, worauf unter fig. 1 und 2 die Köpfe eines neugebornen und eines einjährigen Kindes, zur Bezeichnung des ſehr merklichen Unterſchiedes ihrer Verhältniſſe unter einander dargeſtellt ſind. — 2tes Kap. Ueber die Geſtalt des Schädels eines Bejahrten. (Tab. IV. fig. 3.) Eigentlich nur ein Zuſatz zum 3ten Kapitel des erſten Theils. 3tes Kap. Ueber die Geſtalt vom Greiſe. (Tab. IV. fig. 4.) 4tes Kap. Geſtalt der Kinderköpfe von vorn. (Tab. V.)

Im 1ſten Kap. des IIIten Theils ſchreitet nun der V. zu den Bemerkungen über das Schöne, beſonders der Geſichter, fort. §. 1. Unter den Alten, welche den Begriff des Schönen zu entwickeln und zu beſtimmen geſucht haben, zieht der Verf. Longin allen andern vor, weil dieſer, auf eine von den übrigen ſich unterſcheidende regelmäßigere Art, dieſen Gegenſtand behandelt, und ſeine Lehrſätze durch deutlichere und treffende Beyſpiele erläutert. Die neuern Hauptſchriftſteller über das Schöne, z. B. Crouſaz, Hutchinſon und Pere André ſind nicht beſtimmt genug in der Erklärung des phyſiſch Schönen, und beſonders in der Unterſcheidung deſſelben vom poetiſch- und mechaniſch Schönen. §. 2. Nicht in allen Kunſtwerken, iſt das Schöne auf gleiche Art kennbar; je zuſammengeſetzter ſie ſind, deſto weniger werden ſie vom gemeinen Haufen gefaßt. Nur ein, durch das Studium, Betrachten und Vergleichen der Meiſterwerke, gebildeter Geiſt, unterſcheidet in den Zuſammenſetzungen, das natürlich Schöne von dem poetiſch- und mechaniſch Schönen. — Da aber in dieſem Werk nur von dem Schönen der menſchlichen Geſtalt vornehmlich des Hauptes die Rede iſt: ſo ſchreitet der Verf. zur Unterſuchung fort: warum ein Menſch, deſſen Geſtalt acht Köpfe hat, ſchöner ſey, als ein Menſch von ſechs und weniger Kopflängen. §. 3. in dieſer Rückſicht verwechſelt man oft, wie zum B. bey Kindern das Gefallende mit dem Schönen. §. 4. Schön iſt nach unſerm Gefühl bisweilen eine gewiſſe Uebereinſtimmung und Beziehung, ein Verhältniß der zuſammenhangenden Theile zu einander. Es macht uns z. B. Vergnügen zu ſehen, daß die Beine, von dem Schambein angerechnet, grade die Hälfte eines Körpers ausmachen, daß der Kopf ein Achtel, das Geſicht ein Zehntel, und der Fuß ein Sechſtel beträgt. — Die Verhältniſſe welche die Alten ihren Bildern gaben, finden wir deswegen ſchön, weil ſie die Misgeſtalten, die durch das Sehen erzeugt werden, zu verbeſſern wußten. (erläutert durch Tab. X.) §. 5.

Sie gaben dem zufolge ihren Staten bisweilen mehr als acht Kopflängen, weil ſie auf Fußgeſtellen oder in Nichen ſtunden, wodurch ſich (Beweis Tab. X.) die obern Theile verkürzen. — Verſchiedenheit der Grundſätze der Kunſtlehrer und Künſtler in Rückſicht der Kopflängen des Körpers. Vorzüge des Verhältniſſes von acht Köpfen. §. 6. Selbſt in der Baukunſt nahmen die Alten auf das Verhältniß eines ſchönen menſchlichen Körpers Rückſicht. — 2tes Kap. Ueber die Verhältniſſe der Köpfe von uns und andern Nationen. Vergleichung derſelben mit den Antiken von der Seite angeſehen. Hier iſt eine mit Bemerkungen begleitete Tabelle von den Verhältniſſen des Ganzen und der einzelnen Theile geliefert, ſo wie der Verf. ſie an den ſchönſten Köpfen von Negern, Kalmucken, Europäern von verſchiednem Alter, und in den Antiken bemerkt hat, und zugleich ſind Berichtigungen einiger Kunſtlehrer, welche über dieſe Verhältniſſe geſchrieben haben, beygefügt. — Im 3ten Kap. wird die Methode angegeben, nach welcher die Verhältniſſe des Kopfes zu finden ſind. Die knöcherne Geſtalt des Schädels, iſt bey einer richtigen Zeichnung des Kopfes zum Grund zu legen. — „Der inſtruktive Inhalt dieſes ganzen Kapitels, welcher keinen Auszug erlaubt, erfordert beſonders aufmerkſames Studium, und muß Schritt vor Schritt mit den in den genaueſten und richtigſten Verhältniſſen gezeichneten Figuren der angezogenen Kupfertafeln zuſammengehalten werden. Der Anhang zu dieſem Kap. giebt eine kurze von dem Herausgeber hinzugefügte Erklärung, der auf der neunten Tafel befindlichen antiken Münzen und geſchnittnen Steine, in Beziehung auf die in dieſem Kap. enthaltnen Bemerkungen. Ein beſonderes Cap. über den Charakter der Antiken in Bildern, Münzen, geſchnittnen Steinen u. ſ. f. vor deſſen Bearbeitung den ſel. Camper aber der Tod ereilte, mußte, wie man aus der ganzen Anlage dieſes Werks erkennt, und auch von dem Herausgeber in der Vorrede bemerkt iſt, allerdings zu ſeinem Plan gehören, und es iſt zu bedauern, daß dieſe Lücke ſich hier findet.

IV Theil. Ueber die erſten Anfangsgründe zur gehörigen Entwerfung eines Kopfes. 1ſtes Kap. Ueber das Oval oder Eyrund. §. 1. Nur bey dem Entwurf einer von vorn angeſehenen Geſichtsfläche, iſt das Oval mit einiger Sicherheit anzuwenden, wiewohl auch hierbey dieſe Figur oft zu klein fällt, und ſich nur zu einzelnen Zügen brauchen läßt. §. 2. Ganz

Ganz unbrauchbar aber iſt dieſe Methode bey Profilzeichnungen, weil das Oval in dieſem Fall bey der Zeichnung einzelner Theile z. B. des Ohrs, der Augenhöhle und der Geſichtslinie nichts beſtimmt, und dieſe Theile folglich willkührlich angenommen werden müſſen. §. 3. Eben ſo wenig anwendbar iſt das Oval bey der Zeichnung eines halben Profils (ſ. von allem dieſen Tab. VII.) — 2tes Kap. Auch den Triangel, ein von andern Kunſtlehrern angegebnes Hülfsmittel zur Zeichnung von Profilen, (ſ. Tab. VII. fig. 4.) verwirſt der Verſ. als unſicher und irrig, und ertheilt hierauf im 3ten Kap. Unterricht über ſeine neue Methode, Köpfe von der Seite zu zeichnen, wozu die Demonſtrationen auf der VIIIten Tafel gehören. Dieſer ſo einfachen und ſichern, auf die Zeichnung von Köpfen verſchiedner Nationen und verſchiednen Alters, anwendbaren Methode zufolge, welche in den §§ dieſes Abſchnitts auseinander geſetzt iſt, zeichnet er zuerſt die eyförmige Hirnſchale nach einem ſchräg liegenden aus einem großen und einem kleinern Cirkel beſtehenden Oval beſtimmt, dann die Geſichtslinie nach der obigen Theorie, und vertheilt das Uebrige des Geſichts nach den in dieſem Kapitel angegebenen Verhältniſſen.

Dieſer unvollkommene Auszug des trefflichen Werks wird wenigſtens hinreichend ſeyn, um die Leſer auf die mehrſeitige Wichtigkeit deſſelben aufmerkſam zu machen, und die Aufmerkſamkeit bey der Lektüre eines Buchs, das nicht als eine flüchtige Unterhaltung geleſen, ſondern im eigentlichen Verſtande ſtudirt ſeyn will, zu ſchärfen. — Die ſchönen von dem Verf. ſelbſt entworfnen Zeichnungen dazu, ſind vom Herrn D. Berger, mit der ihm ſo ganz eignen Nettigkeit und höchſten Genauigkeit geſtochen. Die Ueberſetzung zeigt von der Hand eines ſachkundigen Mannes, welchen der Dank des gebildeten Publikums für die Uebernahme dieſer lehrreichen Arbeit lohnen wird; und auch das äuſſere Gewand iſt ſo ſchön, wie man es von dem Voſſiſchen Verlage zu erwarten berechtiget iſt, und entſpricht dem Inhalt eines Werkes von dieſem innern Werth vollkommen.

Hr.

33. Tagebuch eines Menſchenbeobachters. Von Brakebuſch. Hannover, bey Ritſcher. 174 S. in 8. 10 gr.

Wie

Bis Seite 23 dieſes Buchs hatte es Rec. mit Vergnügen geleſen, die beſcheidenen Zweifel, ob die menſchliche Vernunft je das Ding ganz entdecken werde, was wir Wahrheit nennen, und die feurigen obgleich etwas ſchwärmeriſchen Wünſche des Verfaſſers für allgemeine Tugend und Glückſeligkeit hatten würklich viel Anziehendes an ſich; — allein auch nur ſo weit konnte Rec. ein Behagen an dem Buche finden. Das Folgende, nemlich Carolinens Geſchichte, iſt ein ſolches Alltagsſtück von Roman, das nicht alltäglicher ſeyn kann, gleichviel, ob Herr Bickebuſch ſelbſt, oder Herr Inſpector Ehrmann, ſein ſogenannter ſeliger Herr Vetter, der Vater zu dieſem häßlichen Kinde iſt. Caroline verliebt ſich in einen Lieutenant, wird von ihm ſchwanger, will ſich von ihm entführen laſſen, und flüchtet ſich, weil der Mann eines Duells wegen nicht zur rechten Stunde kommt, nach einer entlegenen Stadt, geräth in das Haus einer Kuplerin, wird die Maitreſſe eines Majors, der ſie nach einem Jahre mit 20 Piſtolen in Gnaden entläßt, und treibt in einer andern Stadt das ſaubere Geſchäft einer Prieſterin der Venus. Ein hochedler Rath läßt ſie ins Arbeitshaus bringen, confiſcirt ihr Vermögen, unterdeß der Zuchthausaufſeher mit der ſchönen Gefangenen Sünde und Schande treibt. Endlich wird ſie wieder frey, und ſetzt ihr laſcives Handwerk fort, bis der Tagebuchsfabrikant ſie einſt des Abends in einem Gehölze als Freudenmädchen findet, — und auf ihre Rettung denkt; allein ſeine gute Abſicht wird vereitelt, ſie bekommt eine ekelhafte Krankheit, und — wie kann ſich ein ſolcher Roman beſſer endigen — ! ſtirbt. Alle dieſe Begebenheiten ſind ſo elend zuſammengeſtoppelt, ſo armſelig in ein buntes ſeelenloſes Ganze gedrängt, die mit eingemiſchten Geſpräche ſind ſo äuſſerſt fade, daß wir jeden vernünftigen Leſer vor dieſer loſen Speiſe zu warnen Urſach haben. Um das Maaß ſeiner Schriftſtellerſünden voll zu machen, hat der Verfaſſer am Ende des jämmerlichen Romans ſogar noch ſeiner Caroline eine Lob- und Entſchuldigungsrede ihrer Ausſchweifungen gehalten —!! Auf dieſe Art laſſen ſich die ſchändlichſten Laſter entſchuldigen; aber nur eine verſchrobene Menſchenliebe kann ſolche Grundſätze aufſtellen. Der Beſchluß des Werkchens, welches die traurige Geſchichte eines Gefangenen enthält, iſt dagegen wirklich intereſſant, und dieſe gut erzählt, ſo wie das Raiſonnement des Verfaſſers über die würkſamern Mittel einer wahren Aufklärung treffend und

durchdacht iſt. Wir wünſchten, daß uns der Verfaſſer mehrere dergleichen Proben ſeines Fleißes liefern möge; — aber ja nie wieder die Geſchichte einer — Caroline!

Za.

34. *Lud. Frid. Ancillon* Iudicium de Iudiciis circa argumentum Carteſianum pro exiſtentia Dei ad noſtra usque tempora latis, quatuor in Academia Berolinenſi habitis praelectionibus expoſitum et evictum. Berlin, bey Lagarde. 1792. in 8. 150 Seiten. 12 gr.

Der Verf. ſchrieb Latein, weil er beſorgte, in ſeiner Mutterſprache die im Lateiniſchen meiſt geführte Streitigkeit über den Beweis für Gottes Daſeyn a priori nicht mit hinlänglicher Beſtimmtheit vortragen zu können. In der Römiſchen Sprache iſt es ihm, unſers Erachtens, auch nicht gelungen, den Grad von Deutlichkeit und Leichtigkeit zu erreichen, der das Leſen ſolcher abgezogenen und vielfältig debattirten Materie anziehend machen muß. Er erklärt ſich mit mehreren Neueren gegen dieſen berühmten Beweis, nachdem er die Einwendungen der Aelteren eines Werenfels hauptſächlich, denn von den Mosheimiſchen Erinnerungen wird nichts erwähnt, unzulänglich gefunden hat. Sein einziger Grund iſt der, daß es unmöglich iſt, a priori die Exiſtenz irgend eines Dinges darzuthun. Es lohnt der Mühe, dieſen erſt ſeit Kurzem in Umlauf gebrachten Satz einer wahren Prüfung zu unterwerfen. Zwey Beweiſe werden dafür aufgeſtellt, deren erſterer ſo lautet: Der Schluß, wodurch a priori das Daſeyn eines Dinges erwieſen wird, muß ſo lauten; Was dieſe oder jene Merkmale hat, das exiſtirt: Nun hat Petrus dieſe Merkmale: alſo exiſtirt er. Der Unterſatz ſetzt hier offenbar die Exiſtenz ſchon voraus, denn indem ich annehme, daß Petrus dieſe oder jene Merkmale an ſich trägt, behaupte ich ſchon ſein Daſeyn, mithin wird hiedurch nichts bewieſen. Das möchten wir nun ſo geradeweg nicht behaupten: beweiſen heißt einen Zweifelnden von etwas überzeugen; geſetzt nun, die Merkmale der Exiſtenz wären in irgend einem Falle einleuchtender, und untrüglicher als das Daſeyn ſelbſt: ſo wäre hiedurch doch etwas nicht vergebliches ausgerichtet, noch ein leeres Wortgeklingel gemacht.

Oder

Oder geſetzt, die Merkmale des Daſeyns würden vor dem Daſeyn ſelbſt, in irgend einem Falle überzeugend eingeſehen: ſo wäre auch dann dieſer Schluß kein leeres Gewäſch. Aber er wäre doch nicht rein a priori: denn daß Petrus die Merkmale der Exiſtenz an ſich trägt, iſt doch nur a poſteriori zu erhärten. Dies will wohl der Verf. mit dem andern Beweisgrunde ſagen, den er nicht zum deutlichſten folgendergeſtalt vorträgt: in jedem Schluße kommt ein doppeltes Subjekt vor, ein erdichtetes und erdachtes im Oberſatze, und ein reales im Unterſatze, das leztere giebt uns die Erfahrung und Empfindung. Allein daß die Gegenwart der Merkmale des Daſeyns a poſteriori allemal erkannt wird, und werden muß, wo ſteht das erwieſen? Können ſie nicht auch a priori im Begriffe des Subjektes ſchon liegen? wo iſt erwieſen, daß das Subjekt des Unterſatzes ſchlechterdings ein anderes ſeyn muß, als daß des Oberſatzes in Anſehung ſeiner Realität? Können nicht beyde bloße Begriffe ſeyn? Des Verf. Schluß iſt dieſemnach ſo zu nehmen: Was dieſe oder jene Merkmale hat, das exiſtirt: nun hat der Begriff von Petrus dieſe Merkmale: alſo iſt Exiſtenz mit dieſem Begriffe verbunden. Was dem Begriffe zukommt, kommt auch dem zu, was er vorſtellen ſoll: wie kommt Exiſtenz dem Begriffe von Petrus zu: alſo kommt ſie auch dem zu, was dieſer Begriff vorſtellen ſoll. Hier haben Ober- und Unterſatz offenbar einerley Subjekt in Anſehung der Realität. Angewandt auf Gott lautet der Beweis ſo: wenn ein vollkommenſtes, allerrealſtes Weſen möglich iſt, ſo exiſtirt es: nun iſt das erſte, alſo auch das letzte. Auch hier haben Oberſatz und Unterſatz einerley Subjekt, das vollkommenſte Weſen; und ſelbſt Kant hat eingeräumt, es folge hieraus ganz richtig, daß wir das Daſeyn vom Begriffe des allerrealſten Weſens nicht trennen können. Aber man hat verſchiedentlich behauptet, das wirkliche Daſeyn auſſer den Gedanken ſey hiedurch noch bey weitem nicht erhärtet, weil noch nicht folge, was wir exiſtirend denken müſſen, dem komme deshalb auſſer unſerm Denken das Daſeyn zu. Allein man ſcheint nicht erwogen zu haben, daß der Oberſatz einen zwiefachen Sinn hat, und in jedem derſelben wahr iſt, wenigſtens iſt uns noch niemand vorgekommen, der das Gegentheil geſagt hätte. Er heißt nemlich einmal, wenn das vollkommenſte Weſen innerlich möglich iſt: ſo exiſtirt es: er heißt aber auch, wenn das vollkommenſte Weſen äuſſerlich möglich iſt: ſo exiſtirt es. Im erſten Falle exiſtirt es blos in unſern Gedanken: im andern

aber

aber exiſtirt es auſſer unſern Gedanken, ſo wie ſeine Möglichkeit auſſer unſern Gedanken begründet iſt. Wer alſo darthut, daß das realſte Weſen unſere Möglichkeit hat, der hat den Beweis von aller Furcht vor Illuſion befreyt, und den bisher wichtigſten Stein des Anſtoßes gehoben. Dieſe äußere Möglichkeit nun könne freylich nicht rein a priori bewieſen werden, ſondern ſie muß auf die Annahme von etwas exiſtirendem und der Wahrnehmung ſteigender Vollkommenheits-Grade in dieſem exiſtirenden erbaut werden; allein das hindert doch den erſten Schluß nicht völlig, a priori zu ſeyn; und wollte man ja hartnäckig darauf beſtehen, daß dieſer Beweis nicht a priori iſt: ſo thäte das ſeiner übrigen Gültigkeit doch keinen Abbruch, und es würde damit nicht völlig zur Untauglichkeit herabgeſetzt, wie der Verf. zu glauben ſcheint.

F.

35. **Berichtigungs- und Supplementsband zu den drey Bänden des ſächſiſchen Landwirthes, nun mit der ſchleſiſchen Landwirthſchaft vereinbaret, was er jetzt iſt und was er ſeyn könnte, oder wie ein jeder ſeine Einkünfte in kurzer Zeit um mehr als die Hälfte ſehr leicht erhöhen könne, von C. B. M. G. und fortgeſetzt, vom Gräfl. Reventloiſchen Oekonom. Inſpector Schmelz, Mitglied der ökonomiſch-patriotiſchen Geſellſchaft in Schleſien. Geprüft vom Commiſſionrathe Riem, und von einigen andern Landwirthen mit Zuſätzen bereichert, nebſt Zugabe des Arndtiſch-Riemſchen Ackerſyſtems. Leipzig, bey Hilſcher. 1792. 336 Seiten in 8. 1 Rt.**

Nachdem der Sächſiſche Landwirth das Glück gehabt hat, durch Mitwirkung einiger erfahrnen Oekonomen von dem Hrn. Oekonomie-Inſpector Schmelz mit dem dritten Bande vermehrt zu werden; ſo hat eben dieſer Herr Schmelz mit Beyhülfe ſeiner Freunde dieſen Supplementband geliefert, und dadurch den Wunſch, welchen wir bey Gelegenheit des dritten Bandes geäuſſert haben, erfüllet. Da der unbekannte Verfaſſer

faſſer der zwey erſten Bände zwar ein guter Theoretiker iſt, aber damals keine eigene Erfahrung hatte, als er ſeine zwey erſten Bände ſchrieb — wie man aus 100 Stellen beweiſen kann — ſo war es ſehr nothwendig, daß ſich ſachkundige Männer damit befaßten, die ſo viele wider alle Erfahrung laufenden Lehren zu rügen und ſie zu verbeſſern.

Die günſtigen Urtheile, welche zumal der erſte Band erhalten hat, haben viele angehende Oekonomen bewogen, dieſes Buch zu kaufen; wenn ſie nun durch blinde Befolgung dieſer Lehren irre geführt und in Schaden gebracht worden ſind, ſo iſt es wohl ganz natürlich, daß der ſo ausgebreitete Widerwillen und das Mistrauen gegen ökonomiſche Schriften ſehr vermehrt worden; da es leider nur zu wahr iſt, daß Menſchen, die ein Paar Blumentöpfe mit Sämereyen beſteckt, oder ein Paar Gartenbeete gepflanzet haben, ſich zu Lehrern in der Oekonomie aufwerfen, und dieſe ſo wichtige Wiſſenſchaft nach allen Kräften zweydeutig und lächerlich machen. Daher wünſcht Rec. von Herzen, daß alle Beſitzer der 2 erſten Bände ſich nebſt dem dritten dieſen Supplementband anſchaffen möchten. Da der Hr. Oekon. Inſp. Schmelz und ſeine Hrn. Mitarbeiter ihrem Autor Schritt für Schritt gefolget ſind, und ihn da, wo er gefehlet hat, berichtigt haben; ſo kann nun jeder Liebhaber den Lehren dieſes ſächſiſchen Landwirthes ohne Bedenken folgen, wenn er im Supplementbande nachgeſehen hat: ob dieſe Lehre gebilliget, oder aber berichtigt worden ſey.

Dieſem Supplementbande iſt beygefügt, aber auch beſonders abgedruckt und alſo abgeſondert für diejenigen, welche jenen Landwirth nicht beſitzen, zu haben, eine Schrift unter dem Tittel: **Arndtiſch-Riemiſches Ackerſyſtem zu einem erträglichen Ackerbau für Oerter, die breite Beete haben, oder ſolche einführen wollen, praktiſch verſucht und entworfen vom Commiſſionrathe Arndt und mit Anmerkungen verſehen vom Commiſſionrathe Riem.** Wir wollen dieſen beſondern Abdruck hier zugleich in einem beurtheilen, da er ſich in nichts, als neuen Seitenzahlen unterſcheidet.

Die hier aufgeſtellte Theorie von Einwirkung der Luft und Witterung in die zu beſäende Erde, iſt ſo richtig, daß ſie durchgängig anerkannt iſt, und von jedem Landwirthe dahin geſtrebet wird, durch öfteres Beackern die Felder in den Stand zu ſetzen, daß ſie der möglichſten Einwirkung der Witterung

richtig angegeben werden; die größten Hinderniſſe ſind unſere biſher gebräuchlichen Ackerinſtrumente. Wenn das Feld viermal, vor Beſtellung der Winterſaat, bearbeitet wird: ſo lehret die Erfahrung, daß die Aerndten reichlicher ausfallen, als wenn dieſes Feld nur dreymal beſtellt worden. Aber die Erfahrung lehret auch, daß das mehrere Vieh und Menſchen, die zu dieſer viermaligen Arbeit gehören, den Nutzen der reichlichern Erndte wieder wegnehmen; daher verdienen die Herren Herausgeber dieſes Ackerſyſtems den Dank des deutſchen Publikums, daß ſie Ackerinſtrumente bekannt machen, mittelſt welcher, mit nicht mehr Aufwand von Zeit, Vieh und Menſchen, der Acker viermal bearbeitet werden kann, als wenn er mit dem gewöhnlichen Ackergeſchirre nur dreymal geackert wird. Zwar ſind dieſe Ackerinſtrumente nur dann erſt zu gebrauchen, wenn der Acker durch zweymaliges ordinaires Pflügen ſchon locker gemacht und bearbeitet worden iſt, welches nach allgemein eingeführter Gewohnheit ſchon hinlänglich ſeyn muß, und nur zum drittenmal zur Saat geackert wird. Daher ſcheint es widerſprechend zu ſeyn, daß das drey- und viermalige Ackern mit den Arndtiſchen Ackermaſchinen nicht mehr Zeit und Aufwand erfordern ſollte, als die dreymalige gewöhnliche Zurichtung. Rec. aber hat ſich durch Proben davon überzeuget, und die hierbey folgende Berechnung wird den Beweis davon liefern.

Ein Stück Brachfeld, welches durch zweymaliges Ackern locker und mürbe war, und nun nach Art, wie es in der Gegend von Dresden geſchiehet, zum drittenmale zur Saat geackert werden ſollte, wurde mit zwey Pflügen zur Saat geackert. Da zu dem Arndtiſchen Pfluge 2 Pferde nothwendig ſind: ſo wurde, um das richtige Verhältniß der Zeit und des nöthigen Viehes zu treffen, für jeden Pflug ein Pferd geſpannt; die Quadratfläche dieſes Stückes betrug 3128 Schritte, die Zeit der Zurichtung dauerte 3 Stunden 15 Minuten; auf dieſes Feld wurden 15 Dresdner Metzen Korn geſäet: gleich darneben wurden 15 Dresdner Metzen auf den eingeegten Ruhracker geſäet, und mit dem Arndtiſchen vierſchaarigen Pfluge, mit eben dieſen 2 Pferden, die durch die vorige Arbeit doch ſchon ihre Kräfte hatten anwenden müſſen, untergeackert; der Ackerknecht verſicherte, daß dieſe Maſchine nicht mehr Kraft gebrauche, als ein Pferd im ordinairen Pfluge einſpännig hätte anwenden müſſen, oder als wenn 2 Pferde den Acker gewöhnlich rühren. In 1 Stunde 14 Minuten

war der Saamen untergeackert, wobey ſehr wohl zu merken iſt, daß der Quadratflächen-Inhalt 4380 Schritte betrage, folglich ſo viel Feld mehr beſäet und beackert worden war, als nach der gewöhnlichen hieſigen Art zu 19⅔ Metzen erforderlich geweſen wäre.

Wenn nun dieſe 4380 Quadratſchritte nach der ordentlichen Art hätten gepflügt werden ſollen, ſo würde es nach obigem Verhältniſſe in 4 Stunden 16 Minuten mit 2 Pflügen einſpännig geſchehen ſeyn, da nun mit dem Arndtiſchen vierſchaarigen Pfluge nur 1 Stunde 34 Minuten nöthig waren, ſo ſind an der Zeit 2 Stunden 42 Minuten erſparet worden. Wer ſiehet nicht, daß in dieſer Zeit mit dem dreyſchaarigen Haaken, der nicht mehr Aufwand und Kraft des Zugviehes erfordert, in dieſer erſparten Zeit der Acker mit dem dreyſchaarigen Haaken nochmals hätte gerührt und geackert werden können. Die Erſparung des Saamens will Rec. nicht erwähnen, da es willkührlich iſt, dick oder dünne zu ſäen: er iſt aber vollkommen überzeugt, daß, da der Saamen nicht, wie beym ordinairen Pfluge in Kämme oder Streiffen, ſondern aller Orte gleich fällt, derſelbe vollkommen und genüglich ausgeſtreuet worden iſt. *)

Der Herr Commiſſionsrath Arndt hat Recht, wenn er ſagt: daß das der beſte Beweiß vom Nutzen einer Sache ſey, wenn ſie vom gemeinen Manne nachgeahmt wird: als Rec. den Verſuch mit dem vierſchaarigen Pfluge machte, (es war den 19ten October) ſo waren drey verſtändige Bauern aus der Nachbarſchaft, welche ihn mit anſahen, vom Nutzen dieſes Inſtruments ganz überzeugt, ließen ſie ſogleich den Wagner kommen, welcher das Maas zu drey Stück nehmen mußte, und wollten lieber acht Tage ſpäter ſäen, als mit dem ordinairen Pfluge jetzt mit der wenigen übrigen Saat fertig ſeyn.

Eben ſo hat ein Beamter von einem großen Cammergute, in meiner Nachbarſchaft, von dieſen und einigen andern Verſuchen gereitzt, gleich bald einen größern Verſuch machen laſſen,

*) Daß ich nicht nach Quadratruthen vermeſſen, war Schuld, daß ich die Ruthe nicht bey der Hand hatte; da ich an egale Schritte gewohnt bin, ſo will ich denen zu lieb, welche eine Reduction vornehmen wollen, hier ſagen: daß 5 meiner Schritte 7 Sächſiſche Ellen betragen.

laſſen, und gefunden: daß ein Stück Land, das gewöhnlich mit drey Dresdner Scheffeln Winterroggen beſäet wird, jetzt 5 Pflüge, jeder mit 2 Ochſen beſpannt, 3½ Stunden Zeit erforderte, um das darauf geſäete Korn ſeicht unterzupflügen; wenn im Gegentheile 1 Paar Ochſen, an den Arndtiſchen vierſchaarigen Pflug geſpannt, nur 3¼ Stunde bedurfte, um ein eben ſo großes Stück Feld mit eben ſo vielem Saamen unterzupflügen. Da nun nicht nur Zeit, ſondern dabey vier Pflüge, alſo auch 4 Knechte und 8 Ochſen erſpart werden: ſo wird jeder leicht einſehen, welche Vortheile der Arndtiſche Pflug in der Saatzeit leiſtet, wo oftmals ſchlimme Witterung die Zeit ſehr edel macht. In der Folge haben auch andere Nachbarn ein gleiches bewähret, ſo, daß Rec., da er ſonſt ſelbſt gegen den Arndtiſchen Pflug — ſo lange er ihn nicht verſucht, nur geſehen hatte — eingenommen war, ihn nun nicht genug anpreiſen kann; zumal er der Winterſchen und Cookſchen Säemaſchine — die wohl ſo bald noch nicht bey uns eingeführt werden dürften, ſo ſehr werth ſie es auch ſind — zur Seite geſetzt werden darf.

Bu.

36. Proceß gegen den Orden der Tempelherren. Aus den Originalacten der Päpſtlichen Commiſſion in Frankreich. Von Daniel Gotthilf Moldenhawer, Doctor und Prof. der Theologie und Oberbibliothekar der Königl. Bibliothek in Kopenhagen. Hamburg, bey Bohn, 1792. gr. 8. 638 Seiten, nebſt XVI S. Vorrede. 2 Rthlr.

Von den zwey bekannten Reiſen des Hrn. Doctor Moldenhawers, fiel die erſte gerade in die Zeit, wo Hrn. Nicolai's Verſuch über die dem Tempelherrnorden gemachten Beſchuldigungen allgemeine Aufmerkſamkeit unter den Freunden der Geſchichte in Deutſchland erregte. Es war daher zu erwarten, daß ein ſo feuriger und unermüdeter Forſcher, wie Hr. Dr. Moldenhawer, jede Gelegenheit eifrigſt und ſorgfältigſt benutzen würde, ſich nach aufklärenden Denkmälern über dieſen Punkt in den Ländern, wo ſie am erſten zu erwarten waren, und die er eben in gelehrten Abſichten beſuchen ſollte, umzuſehen. In der Vorrede zieht er von ſei-

nen Forſchungen Nachricht. In der Abtey St. Germain des Prés war er ſo glücklich, gerade die Handſchrift zu finden, aus der Dupuy den wichtigſten Anhang zu ſeiner Geſchichte (das Extrait d'un gros Regiſtre, intitulé: Proceſſus contra Templarios) entlehnt hatte. Aus allen äuſſern und innern diplomatiſchen Kennzeichen dieſer Handſchrift urtheilt Herr Moldenhawer, daß ſie das wirkliche Exemplar ſey, welches die päpſtlichen Commiſſarien ſelbſt von einem ihrer Notarien verfertigen ließen und in dem Archiv Unſrer lieben Frau von Paris verwahrlich niederlegten. Es iſt von den, dem Papſte und der Synode von Vienne vorgelegten Acten, wornach ſie das Urtheil ſprachen, ohne Zweifel das wichtigſte Stück, iſt vollſtändig und authentiſch. — Leſer, der du mit dem Gelehrten, wenn ihm ſeine Forſchungen gelingen, ſympathiſiren kannſt, ſtelle dir die Freude vor, die Hr. Moldenhawer bey dieſer wichtigen Entdeckung empfinden mußte! — Das Glück war ihm auch darin günſtig, daß er auf der zweyten Reiſe ſeine Abſchrift mit der Urkunde nochmals vergleichen, und ſie, was auf der erſten Reiſe der Mangel an Zeit nicht erlaubt hatte, vollſtändig machen konnte.

Dieſes Document nun, das größtentheils zwar in der lateiniſchen, an vielen Stellen aber, in der altfranzöſiſchen, limoſiniſchen und cataloniſchen Sprache geſchrieben iſt, liefert uns Herr Doctor Moldenhawer in einer deutſchen Ueberſetzung. Die Mühe, die zu dieſer Ueberſetzung, zu dieſer Entzifferung eines in ſo uncultivirten Dialekten geſchriebenen, zwey hundert und zwanzig Foliobogen beſtehenden Documents erfordert wurde, wird derjenige ohngefähr ſchätzen können, der mit den Proben ſolcher Stellen beym Düpuy bekannt iſt. Dieſe Mühe übernehmen und die damit verknüpften Schwierigkeiten überwinden, konnte nur der muthvollſte Eifer mit den glücklichſten Sprachtalenten verbunden.

Mehr, als die Ueberſetzung dieſer Urkunde, hat uns Hr. Moldenhawer dieſesmal nicht mitgetheilt. Aber er macht uns Hoffnung zu einem Werke, dem wir mit der größten Sehnſucht entgegen ſehn. Dieſe Hoffnung iſt in dem Schluß ſeiner Vorrede enthalten, den wir ganz hieher ſetzen wollen:

„Zu Bemerkungen über das Benehmen der Commiſſarien und der ihnen als Vertheidiger und Verkläger des Ordens geſtellten Brüder; über den Gang des Proceſſes, der ſich durch die ſchwärzeſte, wie unerhörteſte Argliſt [illegible]

„[illegible]ung ganz von ſeiner angeblichen Beſtimmung verirrte, „über die Einflüſſe, die ſie auf das ganze Unterſuchungsge„ſchäfte verbreitet hat; über das Charakteriſtiſche der Schulen, „aus welchen die mit unvergeßlichen Eindrücken entlaſſenen „Zeugen hervortraten; auch über den Geiſt des Zeitalters, „der ſich ſo oft in den kenntlichſten Zügen verräth, fand ich „in der Ausarbeitung häufige Anläſſe, die keiner anhaltenden „Aufmerkſamkeit entgehen durften. Aber ſie ſind zu einer „Ausführlichkeit gediehen, welche die Grenzen einer Vorrede „weit überſchreitet. Sie und die, aus Gegeneinanderſtellung „der Zeugen mir einleuchtend gewordnen, Reſultate im Be„treff der Anklagen wider den Orden, behalte ich einer beſon„dern Abhandlung vor, der ich den noch übrigen Vorrath mei„ner in England, Frankreich und Spanien geſammelten Bey„träge zur Aufklärung ſeiner letzten Epoche und Beurtheilung „ſeiner Verwandſchaft mit noch lebenden Orden anzuſchlieſſen „gedenke. Voritzt liefere ich nur Acten, ſo wie ſie dem Papſt „und der Synode von Vienne vorgelegt wurden, um das Ver„dammungsurtheil zu ſprechen. Nach Verlauf eines Zeit„raums von beynahe fünf Jahrhunderten liegen ſie nunmehr „am Tage. Der Unbefangne urtheile über Verklagte, „Kläger und Richter."

An dieſem hier verſprochnen Werke werden wir eine neue und vollkommne Reviſion des großen Prozeſſes von dem competenteſten Richter erhalten, denn ſchwerlich hat jemals ein Richter mehr Fleiß, Aufmerkſamkeit und Scharfſinn zur Unterſuchung einer Sache mitgebracht, als Herr Moldenhawer, und ſo weit wir wiſſen, iſt er von jedem Verdachte vorgefaßter Meynungen gänzlich frey. Ohne Zweifel wird unſern Leſern in obiger Stelle nicht entgangen ſeyn, daß Herr Moldenhawer neue, bisher unbemerkte Seiten bey dieſem Prozeß entdeckt hat, die ſeiner verſprochnen Reviſion ein neues Intereſſe ertheilen werden. Auch ſehen wir in obiger Stelle, daß er neue Quellen in Spanien benutzt hat.

Indeſſen, bis jenes angekündigte Werk erſcheinen wird, beſorge kein Leſer, daß für ihn gegenwärtige Acten nur eine trockne, unnütze Lectüre ſeyn würden. Wir können ihm das Gegentheil verſichern. Die Umſtändlichkeit vieler Ausſagen, der in ihnen herrſchende ſehr verſchiedne Ton, bald der Ungewiſſenheit und Naivetät, bald der Furcht, bald des Muthes, bald der Gefälligkeit, bald der Standhaftigkeit, bald der Schwan-

Schwanken zwiſchen Gewiſſen und Befürchtungen, zwiſchen Wahrheitsliebe und der Beſorgniß, ſich durch die Wahrheit zu ſchaden, und endlich die vielen Züge, die zu einem Gemälde des Zeitalters dienen, haben uns keine Langeweile empfinden laſſen. Und dann dünkt uns, muß es jedem Leſer eine angenehme Beſchäftigung ſeyn, aus dem hier Gegebnen ſelbſt Reſultate zu ziehen, um ſie einſt mit denen, die Herr Moldenhawer verſpricht, zu vergleichen.

Uns dünkt, für jeden Unbefangnen müſſen durch dieſes Hauptactenſtück folgende Puncte zur Evidenz gebracht ſeyn.

I.

Man verfuhr ſchändlich wider den Orden; man hatte zum Voraus den feſten Vorſatz gefaßt, ihn ſtrafbar zu finden; man hatte das Verdammungs- und Aufhebungsurtheil zum Voraus beſchloſſen. Man hatte daher

1) alle Arten unrechtmäßiger Mittel angewandt, die nachtheiligſten Ausſagen wider den Orden zu bekommen; man hatte Drohungen, Gefängniß und Folter gebraucht, dergleichen zu erpreſſen, Verſprechungen, Beſtechungen ſie zu erkaufen. Wir berufen uns unter der Menge von Zeugniſſen, die dieſe unſre Behauptungen erhärten, nur auf die S. 33. 34. 38. 40. 61. u. f. (wo eine ſchändliche, von den Feinden des Ordens geſpielte Intrigue vorkommt,) 229., (der daſelbſt redende Zeuge ward dreymal gefoltert, weil, ſagt er, ſein Bekenntniß nicht nach dem Sinn und der Vorſchrift ſeiner Verhörer war;) S. 298. (wo beſonders der von dem Zeugen angeführte Umſtand zu bemerken iſt, der Bruder Egidius de Rotangi habe ihm und andern ſeiner Mitgefangnen im Kerker mit häufigen Thränen verſichert, ſie würden ſich ſelbſt um Leib und Leben bringen, wenn ſie nicht durch das Bekenntniß der Gottesverläugnung und Kreutzverſpeyung dem entſchiednen Untergange des Ordens beförderlich würden); S. 496. 498. 502 und 503.

Man erſchwerte dem Orden nicht allein ſeine Vertheidigung, ſondern machte ſie ihm unmöglich. Man bemerke, der Proceß war wider den Orden, als Orden angeſtellt. Nicht bloß einzelne Mitglieder deſſelben, ſondern die Societät, das Corpus ſelbſt, ſollte verderben, ſollte ſtrafbar ſeyn, d. i. der Orden ſollte ſtrafbare Statuten haben; es ſollten ketzeriſche Meynungen, es ſollten ketzeriſche und ſchändliche Gebräuche

in denſelben mit Vorwiſſen und Genehmigung der Obern eingeführt ſeyn. Sobald dargethan war, daß es keine Statuten ſtrafbaren Inhalts, daß es keine, von den Obern autoriſirte ketzeriſche Meynungen noch ſchändliche Gebräuche im Orden gab, ſo war der Orden, als Orden unſchuldig, wenn gleich noch ſo viele einzelne Mitglieder deſſelben, ſich den einen oder den andern dieſer Punkte, oder auch ſie alle zu Schulden hätten kommen laſſen. Gegen ſolche ſtrafbare Brüder müßten Specialproceſſe verhängt werden, und wenn man ganze Zweige oder Diöceſen des Ordens — (Schulen nennt ſie Hr. Dr. Moldenh.) — vom Verderben angeſteckt gefunden hätte; ſo hätten dieſe die Ausſtoßung und jede andre angemeſſene Strafe verdient; aber um ihrer Strafbarkeit willen, mußte nicht der Orden ſelbſt dafür büßen, ſo wenig man eine Handelscompagnie dafür büßen läßt, wenn einige Intereſſenten derſelben überführte Betrüger ſind. — Allein, als die mächtigen Feinde des Ordens merkten, daß zu viel günſtige Zeugen für ihn auftraten, wurde der Gang der Unterſuchung auf die ſchwärzeſte Art, wie Herr M. mit Recht ſich ausdrückt, mit unerhörter Argliſt von ihrer anfänglichen, wenigſtens anfangs vorgegebnen Beſtimmung abgeleitet. Unſre Leſer werden es wahrſcheinlich nicht ungern ſehen, daß wir ihnen die Geſchichte dieſer Argliſt, dieſer abſcheulichen Argliſt, kürzlich erzählen. — Die päpſtlichen Commiſſarien waren dazu ernannt und bevollmächtigt, alle Brüder des Ordens und auch alle andre, die zur Vertheidigung des Ordens etwas zu ſagen hätten, zu vernehmen. In ihrer erſten Seſſion vom 7ten Aug. 1309 beſchloſſen ſie eine Vorladung ergehen zu laſſen, die auch wirklich publicirt wurde, daß alle, die dieſe Abſicht hätten, ſich vom 12ten Nov. deſſelben Jahrs, und an den folgenden Tagen vor ihnen ſtellen ſollten. Weil an beſagten Tagen niemand erſchien, wurde der Termin einigemal prorogirt, bis ſich am 22 Nov. zuerſt ſechs, und nach und nach mehrere dazu meldeten. Furcht hatte ſie anfangs zurück gehalten. Jetzt hatte man Zutrauen zu den Commiſſarien gefaßt, und bis zum 14 März 1310 hatten ſich ſchon über 400 mit der größten Freudigkeit zur Vertheidigung des Ordens erboten. (man ſehe S. 54 — 72.) Es kamen in den folgenden Tagen noch mehr dazu. Allein was geſchah? Gegen viele dieſer Brüder wurden vom Erzbiſchof von Sens, der auf dem Provincialconcil zu Paris Specialproceſſe angeſtellt hatte, zum Executionsproceß geſchritten, das hieß im Grunde,

 wie

wie es einer der Brüder vor den päpſtlichen Commiſſarien ausdrückt, ſie zwingen, von der Vertheidigung abzuſtehen. (S. 223). Dieſe Stelle hat zwar auch Dupuy in ſeinem Extract; ſie iſt aber noch nicht benutzt, konnte auch nicht benutzt werden, weil dieſes ganze argliſtige Verfahren aus ſeinen Extracten nicht deutlich wird. Die päpſtlichen Commiſſarien ſahen ſelbſt, wohin dieſe Tücke zweckte, und ſie ließen dem Erzbiſchof von Sens Vorſtellungen darüber thun; darüber, daß **vier und funfzig von den Tempelbrüdern, die ſich vor ihnen zur Vertheidigung des Ordens erboten hätten, verbrannt werden ſollten**; aber ſie thaten dieſe Vorſtellung mit aller der Behutſamkeit ſolcher Menſchen, die zwar ihr Gewiſſen gern befriedigen, aber es mit den Mächtigen auch nicht gern verderben wollen. (S. 236. 237.) Wollen unſre Leſer die Eindrücke und Wirkungen dieſer Schreckensnachricht bey den Tempelbrüdern ſehen, ſo leſen ſie 238. 239. 243. 244. 248 und 249. Hätte nicht ein rechtſchaffner Advocat des Ordens wider die Brüder, die ſeit jenem Verfahren des Erzbiſchofs von Sens, ſeit jenem Tage der beſchloßnen Hinrichtung etwas Nachtheiliges gegen den Orden ausſagten, die gegründeteſten Exceptionen machen können. Doch

3) es gab der Exceptionen noch mehrere wider dieſe Zeugen, Exceptionen, die ihre Glaubwürdigkeit wenigſtens bey der unbefangnen Nachwelt verdächtig machen. Der neunte Zeuge will bey ſeiner Aufnahme Jeſum dreymal verleugnet haben, (S. 193) Der 157ſte, der bey dieſer Aufnahme zugegen geweſen, verſichert, es ſey nichts unerlaubtes dabey vorgefallen. (S. 541). Widerſprüche finden ſich in den Ausſagen des 46ſten (S. 352.) und des 135ſten Zeugen (S. 510); des 122ſten (S. 487) und 151ſten (S. 531). — Die meiſten Zeugen, die ſo viel Nachtheiliges wider den Orden ſagten, waren ſchon abſolvirt und ausgeſöhnt, das iſt, hatten ſchon Zuſicherung ihrer Begnadigung und Verſorgung erhalten. S. 432. 455. 462, 489. Es gab Zeugen, die anfangs ſich erboten hatten, den Orden zu vertheidigen, nun aber wider ihn zeugten, weil ſie, wie ſie naivement ſich ausdrückten, ganz andre Rathgeber um ſich hätten. S. 417, 421. Sodann hätten die vielen, ſehr guten Zeugniſſe für die Unverdorbenheit, für die Unſträflichkeit des Ordens Erwägung verdient, z. E. S. 490. Der daſelbſt redende Zeuge ſcheint ſehr gewiſſenhaft und dabey gut unterrichtet geweſen zu ſeyn — 494. 495 u. f. 488 — 541.

Es ſcheint uns, daß, wer alle dieſe Zeugenausſagen geleſen hat und dann ſich der bedenklichen Worte erinnert, womit Clemens V den Orden aufhob, nicht lange anſtehen könne, ſich für die Unſchuld des Ordens in Abſicht der ihm vorgeworfnen Verbrechen zu erklären. Der Papſt hebt den Orden auf, nicht durch ein Endurtheil, weil er dieſes den angeſtellten Unterſuchungen und Proceſſen zufolge von Rechtswegen nicht ſprechen könne, ſondern aus Vorſorge und Kraft ſeiner apoſtoliſchen Gewalt, (non per modum definitivae ſententiae, cum eam ſuper hoc ſecundum inquiſitionis et proceſſus ſuper iis habitos non poſſemus ferre de jure, ſed per viam proviſionis ſeu ordinationis apoſtolicae perpetuo valitura ſuſtulimus ſanctione. Wäre der Papſt von der Wahrheit der dem Orden angeſchuldigten Greuel überzeugt geweſen, was hätte ihn abhalten können, den Orden von Rechtswegen zu verdammen? wäre dieſes nicht ſogar ſeine Pflicht geweſen?

II.

Es ſind wohl ohne Zweifel Verleugnungen Jeſu und Unanſtändigkeiten bey einzelnen Receptionen vorgefallen. Allein weder das eine noch das andre war beym ganzen Orden eingeführter Gebrauch. So viel Rec. bisher bey der erſten Durchleſung dieſer Acten hat bemerken können, läßt ſich auch nicht einmal behaupten, daß es nur bey der einen oder der andern Diöceſe oder Schule des Ordens eingeführter Gebrauch geweſen wäre. Ferner iſt evident aus dieſen Acten, daß dieſe Unſittlichkeiten nicht etwa höhern oder beſondern Graden des Ordens vorbehalten waren; man findet überall keine Spur von ſolchen Graden, und jene Unſittlichkeiten, wo ſie vorfielen, wurden gleich bey der erſten Aufnahme *) begangen. Rec. iſt ſicher, daß man keine Ausſage finden wird, die dieſer Unanſtändigkeiten erwähnt, wo ſie nicht gleich beym Eintritt in den Orden, bey der erſten Aufnahme vorgefallen wären. Endlich ergiebt ſich aus bey weitem den mei-

*) Ich nenne ſie die erſte Aufnahme, nicht als ob es eine zweyte, dritte u. ſ. w. gegeben hätte, ſondern nur anzuzeigen, daß dieſe Unanſtändigkeiten, wo ſie begangen wurden, gleich bey den Neulingen, die erſt in den Orden traten, ausgeübt wurden.

meiſten dieſer Ausſagen, daß jene unanſtändige Handlungen, nicht als eigentliche zur Reception gehörige Formalitäten vor der ganzen verſammelten Geſellſchaft, ſondern entweder vor oder nach dem eigentlichen Receptionsactus, in einem Nebenzimmer, im Ankleidezimmer, oder ſonſt in einem Winkel oder Aborte von wenigen und vor wenig Zeugen ausgeübt würden. (S. 406. 420. 423. 443. 530. 549. 550.) Wer auf dieſe Umſtände acht giebt, und auf das Benehmen derer, die ſolche Zumuthungen an die Aufzunehmenden machten, — (ſie beſtanden ſelten auf ihren Zumuthungen, wenn der Aufzunehmende entweder ſehr entſchloſſen, oder auch ſehr erſchrocken war, (z. E. S. 402. 630.) Ferner wer bedenkt, daß dergleichen Zumuthungen faſt nur an die aus geringerm Stande geſchahen, daß die Vornehmen, die in den Orden traten, damit verſchont wurden (S. 600. 602.); der wird vielleicht folgende Vermuthung des Recenſenten nicht unwahrſcheinlich finden. Dieſe Zumuthungen waren gar nicht ernſtlich gemeynt; ſie waren, wenn ich ſo ſagen darf, eine Art von Intermezzo, womit die muthwilligen, die luſtigen Brüder des Ordens die ernſthafte Feyerlichkeit der Aufnahme zu ihrem eignen Vergnügen, ſo bald Ort und Zeit dazu günſtig waren, unterbrachen. Unter dieſen luſtigen Brüdern mag denn mancher entſchloßne Freygeiſt geweſen ſeyn, deſſen Unglaube ſich in Haß der Religion und ihres Stifters verwandelt hatte *); denn daß es überhaupt in jenen Zeiten unter allen Ständen kühne, alle Religion verachtende Freygeiſter gab, iſt bekannt, und war eine natürliche Folge der damaligen Verdorbenheit der Religion. Daß aber der Unglaube ſolcher Menſchen von Haß, vom heftigſten Haß gegen die Religion pflegt begleitet zu werden, lehrt die Erfahrung auch unſrer Zeiten. Ferner iſt es zu vermuthen, daß es unter jenen Brüdern manchen Laſterhaften gab, den das An- und Auskleiden des neuen Bruders

*) Die Zumuthungen der Verleugnung ſcheinen in einigen Diöceſen häufig geſchehen zu ſeyn, nicht weil ſie dort Regel waren, ſondern weil der Unglaube ſich dort am meiſten unter den Brüdern verbreitet hatte, z. E. in der Diöceſe von Clermont S. 562. 564. 623. — Dieſe Zumuthung kann auch urſprünglich eine unſchuldige, oder gut gemeynte Veranlaſſung gehabt haben, in der Folge aber von Leichtſinnigen und Ungläubigen gemißbraucht ſeyn.

ders zu unſittlichen Zumuthungen reizte. Dieſes war vielleicht der Fall, wenn der Receptor ſelbſt ein laſterhafter Menſch war, und er den neuen Bruder nicht in der Verſammlung, ſondern privatim recipirte. Ein Exempel von einem ſolchen leichtſinnigen Receptor ſ. S. 284.

Daß aber auch dieſe Unordnungen nicht ſo häufig vorfielen, um die Obern des Ordens zu beſchuldigen, daß ſie durch Nachläßigkeit oder gar durch Theilnahme das Einreiſſen derſelben befördert hätten, ergiebt ſich theils aus der Menge der Zeugen, die verſicherten, nie das geringſte von ſolchen Unordnungen gewußt zu haben S. 429. 538 — 541. theils aus der Unglaubwürdigkeit vieler Zeugen, denen ſolche Zumuthungen ſollten geſchehen ſeyn z. E. S. 522. — theils aus der Wahrſcheinlichkeit, daß die meiſten Zeugen vorher von den Feinden des Ordens unterrichtet waren, was ſie ausſagen ſollten.

III.

Dieſe Acten enthalten keine Spur von ketzeriſchen Meynungen, die ſich im Orden verbreitet hätten. — Ketzeriſche Meynungen, beſondre Meynungen in Religionsſachen ſind Früchte des Speculirens; man trift ſie bey Menſchen von allerley Ständen, deren Lebensart, deren vieles Sitzen z. E. Anlaß zum Speculiren giebt. Unter Menſchen hingegen, die ſich in einer thätigen Sphäre befinden, die ihren Geiſt nicht cultivirt haben, und deren grobe Sinnlichkeit im Genuß leicht erworbner Reichthümer immer mehr Reitz ſowohl als Befriedigung findet, unter ſolchen Menſchen ſind eher entſchloßne Ungläubige, kühne, ruchloſe Freygeiſter als Ketzer zu erwarten. Dieſes war offenbar der Fall mit den Tempelherren, Leuten, die kein Buch laſen, die kaum ihren Namen ſchreiben konnten.

deren

ſeyn. Vielleicht wollte man anfänglich die neuen Brüder auf die Probe ſtellen, ob ſie ſich, wenn ſie in die Gefangenſchaft der Saracenen gerathen ſollten, zur Verleugnung des Herrn entſchlieſſen würden. So erklärten ſelbſt einige Brüder die Abſicht dieſer Zumuthung. S. 538. 437. 445. Die falſchen Vorſtellungen, die man von den Saracenen und ihrer Feindſchaft gegen die chriſtliche Religion und ihren Stifter hatte, machen dieſe Vermuthung einigermaßen wahrſcheinlich.

deren Lebensart ſie zum Speculiren wenig aufgelegt machte. Dreyerley kommt in dieſen Acten vor, das als Ketzerey konnte betrachtet werden; 1) Die Anbetung eines gewiſſen Kopfes, wovon wir nachher reden wollen; 2) die Weglaſſung der Conſecrationsworte beym Abendmahl, und 3) die Abſolution, die der Groſsmeiſter, ein Weltlicher, den Brüdern am Ende eines Convents ertheilte.

Was die Weglaſſung der Einſetzungsworte beym Abendmahl — hoc eſt corpus meum — anbetrifft, ſo geſtanden zwey oder drey Prieſter des Ordens, daſs ihnen dieſe Weglaſſung von ihrem Receptor befohlen wäre. S. 259. 263. 280. Aber weit mehrere der abgehörten Zeugen verſicherten ganz poſitiv, daſs dieſe Worte nie weggelaſſen wurden; einige Ordenspriester verſicherten, daſs ſie ſelbſt nie dergleichen Befehl erhalten, und, wenn ſie die Meſſe vor den Brüdern geleſen, dieſe Worte ausgeſprochen; andere, daſs ſie dieſe Worte deutlich, richtig und ohne Verſtümmelung aus dem Munde der Meſſe leſenden Prieſter gehört hätten. S. 205. 212. 268. 353. 452. Ein merkwürdiger Umſtand iſt, daſs die Ausſagen der wenigſten Zeugen über dieſen Punkt aufgezeichnet ſind. Wären viele Ausſagen darüber ungünſtig für den Orden ausgefallen; ſo würden die Commiſſarien ſie gewiſs haben niederſchreiben laſſen; denn dieſe Weglaſſung würde nach dem damaligen Begriff die ärgſte Ketzerey verrathen haben, und blos um ihrentwillen hätte der Papſt den Orden de jure aufheben können, ja, wir können behaupten, ex officio aufheben müſſen — Geſetzt, die zwey oder drey Prieſter, die den Befehl der Weglaſſung wollten empfangen haben, wären glaubwürdig, ſo kann man annehmen, daſs ihre Receptoren kühne Ungläubige waren, die eigenmächtig den Schritt thaten, dieſe ihrem Unglauben anſtöſsigen Worte da, wo ſie zu befehlen hatten, zu verbieten. (Man ſehe noch S. 575.) Auch war das Verbot wohl kein förmliches Verbot, ſo wie heut zu Tage ein ungläubiger Kirchenpatron dem von ihm abhängenden Pfarrer vielleicht heiſsen könnte, dieſe oder jene Formel beym Gottesdienſte wegzulaſſen, ohne es ihm förmlich zu befehlen.

Ueber die vorgegebene Abſolution, die der Groſsmeiſter am Schluſs eines Convents gewöhnlich ertheilt haben ſollte, lauten die meiſten Ausſagen ſo, daſs wahrſcheinlich die Commiſſarien ſelbſt nichts Ketzeriſches darin fanden. Z. E. S. 322 — 24. 330 — 33. [illegible]. 457.

IV.

IV.

Leſer, denen der bisherige Streit über die Schuld oder Unſchuld der Templer bekannt iſt, werden ſehr begierig, zu ſehen, was in den Acten über den Baffemetuskopf, wie wir ihn der Kürze wegen nennen wollen, vorkommt. Wenn die Templer mit einigem Scheine beſchuldigt werden konnten, in ihren Verſammlungen mit einem Kopfe, der weder ein Heilands- noch ein Heiligenkopf war, Abgötterey zu treiben; So konnte überhaupt der Papſt den Orden nicht allein de jure verdammen, ſondern er mußte es auch ex officio. Man ſollte alſo erwarten, daß die Aufmerkſamkeit der Commiſſarien ganz vorzüglich auf dieſen Punct gegangen wäre. Allein es iſt überaus wenig, was in den Ausſagen darüber vorkommt. Sollten die Commiſſarien ſo wenig nachgefragt, oder ſo unbedeutende Antworten, daß ſie ſie des Niederſchreibens nicht werth erachtet, bekommen haben? Die hieher gehörigen merkwürdigſten Stellen ſind 213. 232 — 33. 349 — 90. 396 — 97. 480. 589 — 90. 598 — 99. 622. 625. Merkwürdig iſt, daß die Commiſſarien erſt am 5ten Febr. 1311 beſchloſſen, ſich in dem Pariſer Tempelhauſe erkundigen zu laſſen, ob dort ein ſolcher Kopf vorhanden wäre. (S. 597.) Und erſt am 11ten May erſchien vor ihnen „Wilhelm Pidoye, der „Aufſeher über die Güter des Pariſer Tempelhauſes, in deſ„ſen Verwahrung ſich auch alle ſeit dem Verhaft der Brüder „daſelbſt entdeckten Reliquien befinden ſollten. Er, und die „beyden ihm zugeordneten Aufſeher, Wilhelm de Giſors und „Rayner Bourdon hatten ſchon längſt von den Commiſſarien „den Auftrag erhalten, ihnen alle Köpfe von Holz und Me„tall, die ſie vorfinden würden, zu bringen. Pidoye brachte „jetzt einen ſchönen Kopf von vergoldetem Silber und weibli„cher Bildung. Inwendig fand man in einem weißen leinenen „Tuche, welches ein Streifen röthlichen Kattuns bedeckte, „Knochen eingehüllt, die denen eines weiblichen Kopfes glichen, „und einen Zettel eingenäht mit der Inſchrift: Caput LVIII. „Von einigen der Anweſenden ward er für den Kopf einer der „eilftauſend Jungfrauen erklärt. Mehr Köpfe, als dieſen „verſicherte Pidoye nicht gefunden zu haben. Jetzt lieſſen die „Commiſſarien den Bruder Wilhelm d'Arreblay rufen, der „nebſt einigen andern in ſeiner Ausſage eines bärtigen Haup„tes, welches man im Generalcapiteln verwahrt habe, er„wähnt, und die Vermuthung eines von ihnen angebeteten „Götzen geäußert hätte. Der Kopf ward ihm gezeigt und er „gefragt,

„gefragt, ob es der nemliche ſey? Antwort: Nein, er könne „nicht einmal mit Gewißheit behaupten, ob er ihn jemals in „dem Pariſer Tempel geſehen habe. (S. 609 — 11. vergl. „mit 995."

Es liegt in dieſen Acten ſo viel Stoff zu intereſſanten Anmerkungen, daß wir mehrere Seiten damit anfüllen könnten. Wir wollen alſo lieber abbrechen, als die Gränzen einer Recenſion überſchreiten. Auch haben wir allen Grund zu erwarten, daß Herr Dr. Moldenh. in ſeinem verſprochenen Werke dieſen Stoff benutzen wird, und wer könnte ihn beſſer bearbeiten? Wir bitten ihn, dieſe unſre bisherige Anmerkungen nicht einer Begierde, ihm zuvorzukommen, zuzuſchreiben; wir wollten ihm nur einen Beweis geben, wie ſehr wir die Wichtigkeit dieſer von ihm aufgeſuchten, gefundnen und überſetzten Acten zu ſchätzen wiſſen, und mit welcher Begierde wir ſie geleſen haben. Unſtreitig hat Herr M. dadurch nicht nur einen wichtigen Beytrag zur Geſchichte geliefert, nicht nur die Aufklärung einer höchſt intereſſanten Begebenheit erleichtert, ſondern auch dem vertilgten Orden den großen Dienſt geleiſtet, ſeine Unſchuld in Anſehung der vorgeworfenen Verbrechen auf eine unwiderſprechliche Art ans Licht zu bringen. Denn aus dieſen authentiſchen Acten iſt evident, daß der Orden, ob er gleich einzelne ruchloſe Mitglieder hatte, die mit den Gebräuchen des Ordens, die mit der Religion ihr Geſpött trieben, dennoch als Orden, im Ganzen, und in ſeinen meiſten, bey weitem den meiſten Mitgliedern, den Lehren und Vorſchriften der damaligen chriſtlichen Kirche im Glauben und Wandel getreu war, und ſein hartes Schickſal nicht verdiente.

Ab.

37. Ueber die vereinigten Niederlande. Briefe von J. Grabner. Lieutenant in Ver. Niederl. Dienſten. Mit Kupfern. Gotha, bey Ettinger. XXII und 490 S. 1792. 8. 1 Rthl. 16 gr.

Von allen Völkern Europens, hat wohl keins von jeher ſo viel harte, partheyiſche Urtheile über ſich ergehen laſſen müſſen, als das vereinigte niederländiſche. Selbſt in den beſſern Schriften über den Geiſt, den Charakter und die Sitten dieſer Nation ſtößt man auf ſo viel einſeitige und ſchiefe Behaup-

tun-

rungen; und unter dem großen Haufen der Reiſebeſchreiber, die das Land oft ohne die unentbehrlichſte Vorkenntniße durchflogen, war es immer Modeton verächtlich und wegwerfend von einer Nation zu ſprechen, die ſo große Dinge gethan, und noch jetzt in vieler Rückſicht gründliche, wenn gleich minder glänzende Verdienſte hat. Der Verf. der hier angezeigten Briefe, der ſich mehrere Jahre im Lande aufgehalten, faſt alle Stände und Klaſſen der Einwohner genau kennen lernen, ſucht in ihnen das allgemeine Urtheil (denn freylich urtheilen einzelne beſſer unterrichtete Perſonen ganz anders) zu berichtigen, und eine Nation, von der man ſo viel Böſes geſagt, auch einmal von ihrer vortheilhaften Seite zu zeigen. Doch darf man nicht glauben, daß der Verf. ein Enthuſiaſt für die Holländer ſey; er tadelt, was wirklich zu tadeln iſt, und in ſeinem Gemälde iſt ſo wohl Schatten, als Licht. Das, was er hier dem Publikum vorlegt, iſt nur als Fragment eines größern Werks über den ganzen gegenwärtigen Zuſtand der vereinigten Niederlande anzuſehn, an deſſen Vollendung ihm bis jetzt die Umſtände verhindert haben. Wir zeichnen einiges zur Probe aus dieſem intereſſanten und gut geſchriebenen Buche aus, das ein treueres und vollſtändigeres Sittengemälde der vereinigten Niederlande liefert, als man in irgend einem vorhandenen, deutſchen oder ausländiſchen Werke finden wird.

S. 10. Die nordholländiſchen Seedeiche, die von dem Wirringerward bis Ververwik nicht mehr, als 37,142½ rheinl. Ruthen oder ohngefähr 18¾. deutſche Meilen betragen, haben gleichwohl von 1732 — 1788 die ungeheure Summe von 18,571,000 Gulden gekoſtet. Man rechnet, daß die Republik jährlich wenigſtens 8,000,000 Gulden auf ihren Waſſerſtand verwenden müſſe. S. 16. Dies blühende Land, dies Denkmal des menſchlichen Fleißes, wird wahrſcheinlich in einigen Jahrhunderten ein Denkmal menſchlicher Schwäche und größtentheils ein Raub des Meers ſeyn. Ja dieſer ſchreckliche Zeitpunkt liegt vielleicht noch näher. Sollte die Rep. immer zu ſinken fortfahren; ſollte ſie nur einige Jahre lang ihre ſo koſtbaren Dämme nicht unterhalten können; ſo würde es um ihr Grundgebiete geſchehen ſeyn. Aber auch außerdem kann es nur durch eine äußerſt unwahrſcheinliche Revolution der Natur gerettet werden. Der Mund des Rheins, der Maas und der Schelde verſtopft ſich täglich mehr; die Fußbetten erhöhen ſich ſtündlich und bilden weite Buſen in dem Lande; das Haar-

[illegible] Meer greift jährlich ſtärker um ſich; laſſet Erſcheinungen, welche die baldige Vernichtung des koſtbarſten und reichſten Theils der V. N. d. i. der Provinzen Holland, Seeland und Friesland faſt mathematiſch gewiß machen. Die Geſchichte des Landes liefert aus allen Jahrhunderten Szenen, die dieſe ſchreckliche Kataſtrophe vorzubereiten ſcheinen. Der Biesboſch, gegenwärtig ein bekanntes Fahrwaſſer zwiſchen Gertruidenberg und Dort, war bis 1421 eine fruchtbare Ebene mit 72 Dörfern und Flecken, die in einer Nacht vom Meere verſchlungen wurden. Noch vor 50 Jahren ſah man verſchiedene Thurmſpitzen daraus hervorragen, die aber ſeitdem durch die Gewalt der Wellen vernichtet ſind. In dieſem Jahrhundert haben nicht weniger als drey Ueberſchwemmungen den ſchönſten Provinzen ein gleiches Schickſal gedroht. (1717. 1775. 1776.) S. 20. Oft enthält ein einziger Tag den ſtürmiſchſten Herbſtmorgen, einen warmen Sommermittag, einen Frühlingsabend und eine Winternacht. Mitten im Junius folgt auf einen hellen heiſſen Tag oft eine empfindliche Kälte, die die Waſſergräben mit Eis bedeckt. Dagegen ſah der Verf. im Merz 1786 als die Flüſſe noch gefroren wären, plötzlich eine ſo groſſe Hitze eintreten, daß Kinder ſich in aufgethauten Gräben badeten, indeß andere nicht weit davon noch Verſuche im Eislauf machten. Junius und Julius ſind die wärmſten Monate. S. 22. Seeflamme, ein ſonderbares Phänomen in den Strandgegenden. Sie ſteigt im Frühjahr oft an heitern Tagen unerwartet am Horizont der See als eine leuchtende Wolke auf. Ihre Wirkung gleicht, an Schnelligkeit, der des Blitzes. Gras, Blüthen und Blätter, die ſie in ihrem Lauf berührt, verdorren augenblicklich, und laſſen ſich zwiſchen den Fingern zerreiben. Oft folgen ihr eine Menge Fliegen, die den Gewächſen gleichfalls viel Schaden thun. Die Gegenden von Alkmaar, Amſterdam und Haarlem haben am meiſten davon zu leiden. — Man ſetzt die Mortalität der V. N. gewöhnlich viel zu hoch an. In Amſterdam ſtirbt der 27 höchſtens 26 Menſch: im Haag iſt die Mortalität zwiſchen $\frac{1}{31}$ und $\frac{1}{32}$ in Gouda zwiſchen $\frac{1}{28}$ und $\frac{1}{29}$ in Utrecht $\frac{1}{33}$ und $\frac{1}{34}$. Haarlem, deſſen Bevölkerung in allen Geographien noch auf 40,000 geſetzt wird, hat nur noch 20,900 Einwohner. — Thiere und Pflanzen fallen in den V. N. gröſſer aus, als in Deutſchland. Alle, beſonders die Hausthiere, ſind hier ſanftmüthiger, wie anderwärts. Kühe, Schaafe, Pferde u. ſ. w. zu verſtümmeln oder zu mishandeln, wird als eine groſſe Miſſethat betrachtet,

trachtet, und wenn es auf den Weiden geſchehen, nach den Geſetzen, mit dem Tode beſtraft. Die Niederländer gehen nicht ſo zärtlich mit ihren Pferden um, wie die Deutſchen. Sie fahren ſelbſt mit beladnen Wagen nie anders, als im Trab. Eine holl. Kuh bringt jährl. 70 — 80 Gulden ein. Die Güte der holl. Butter und des Käſes iſt weniger Folge der Weide, als der ſorgfältigen Zubereitung. An vielen Orten in Deutſchland könnte man, wenn man nur wollte, ſie eben ſo gut zu Stande bringen. Reicher Ertrag der Schafzucht auf dem Texel. Jedes Stück bringt jährlich 8 Gulden, oder ohngefähr ſo viel, als eine Thüringiſche Kuh ein. Die Bienenzucht wird in Gelderland und Utrecht eifrig betrieben. Man transportirt die Körbe zu Waſſer und zu Lande von einer Gegend nach der andern, um ihnen jederzeit reichliches Futter zu verſchaffen. Die Seefiſche haben ſich ſeit geraumer Zeit an den Niederländiſchen Küſten vermindert, und werden von Jahr zu Jahr theurer. Es giebt mehr Ackerbau in den V. N. als man in Deutſchland faſt allgemein glaubt. Die ökonomiſchen Geſellſchaften haben hier mehr reellen Nutzen geſtiftet, als in manchen andern Ländern. Man fängt ſchon an, große Strecken urbar zu machen. Gelderland und Utrecht zeugen eine große Menge Weitzen, Roggen, Gerſte u. ſ. w. Gröningen hat einen ſolchen Ueberfluß an Haſer, daß jährlich mehrere Schiffsladungen nach England gehen. Die Kunſtgärtnerey wird jetzt mehr als Handlungszweig, denn als Liebhaberey betrieben. Eine Quadratruthe Torfland giebt gewöhnlich 56 Tonnen Torf, die Tonne zu 8 Stüber, ſo daß ein Morgen von 600 Quadratruthen der kaum 3 — 400 Gulden koſtete, durch das Ausveenen 2 — 3000 G. werth wird. Daher Eigenthümer von einem etwas beträchtlichen Stücke Veenland, welche Erlaubniß erhalten, den Torf auszugraben, von dem Augenblick an, als reiche Leute zu betrachten ſind. Allein dieſe Erlaubniß wird nur mit der äuſſerſten Vorſicht ertheilt, weil Holland und Friesland, wo ſich der meiſte Torf befindet, bereits ſo ausgegraben ſind, daß ſie, wenn das Waſſer einmal die Dämme durchbrechen ſollte, in Gefahr ſtehn, ohne Rettung unter dieſem Elemente begraben zu werden. — Den eigentlichen Niederländer muß man heut zu Tage nur noch auf dem Lande ſuchen, da die Städter zu ſehr mit fremden Abkömmlingen untermengt ſind. Er gleicht noch ziemlich der Schilderung, die Tacitus von den alten Batavern macht. Die Weiber ſind verhältnißmäßig größer, als die Deutſchen, doch

nicht vom feinſten Knochenbau; Hände und Füße ſind zu groß. Deſto ſchöner iſt ihr Wuchs. Bey keiner Nation in der Welt ſind vielleicht die Kinder ſo ſchön, als hier. Die Blattern ſind weniger verheerend, als bey uns: viele Perſonen bekommen ſie gar nicht, oder erſt in einem hohen Alter. Unter dem weibl. Geſchlecht giebt es eine Menge bucklicher und lahmer Perſonen. — In den Ehen herrſcht eine unbegrenzte Zärtlichkeit: die Niederländer ſind froſtige Liebhaber, aber warm und zärtlich in der Ehe. — Von Titelſucht, die die Deutſchen in einem ſo lächerlichen und kleinem Lichte zeigt, weiß man hier nichts. Vor einigen Jahren wollten verſchiedene Amſterdamner Kaufleute Gebrauch von den Titeln machen, die ſie von Höfen, die ihre Schuldner waren, erhalten hatten: ſie wurden aber von allen rechtſchaffenen Negozianten ausgelacht, ernteten ſtatt der gehoften Ehre Verachtung, und ſo wurde dieſe tolle Sucht, die immer zum Luxus führt, hier in der Wiege erſtickt. Die Vorwürfe von Grauſamkeit und Rachſucht, die man den N. macht, ſind ungegründet, wenigſtens ſehr übertrieben. Der gemeine Mann beſitzt zwar viel Iraſcibilität, die um ſo mehr in die Augen ſpringt, weil er nicht wie in Ländern von anderer Regierungsform gewohnt worden, ſie zu verlarven, allein ſie artet faſt nie in Rachſucht aus. Ein charakteriſtiſcher Zug der Nation iſt eine grenzenloſe Neugierde, die jedoch zum Beweis dienen kann, daß die Schilderungen des N. Phlegmas übertrieben ſeyn müſſen. Doch ſind ſie dabey weit weniger leichtgläubig als Deutſche, Engländer und Franzoſen. Abentheurer, Charlatane machen ihr Glück nicht. — Sehr gut ſetzt der Verfaſſer die Gründe aus einander, warum ſich der große Hauſe der Reiſenden in den Niederlanden ſo wenig gefällt und gefallen kann, woraus denn die ſchiefen und verkehrten Urtheile entſtehen, die man in gewöhnlichen Reiſebeſchreibungen über den Charakter, die Sitten der Nation lieſt. Wohlwollen iſt, nach dem Vf. der Hauptzug im Character der Niederl. Mit ihm ſind Geduld, Beharrlichkeit, Muth, Fleiß, Sparſamkeit, Ehrlichkeit, Menſchenliebe und Wohlthätigkeit verbunden. S. 132. Die Niederl. Induſtrie beſteht weniger in raſcher Thätigkeit, als Anhaltſamkeit; mehr darinne, daß alle auch die kleinſten Kräfte entwickelt und die geringſten Vortheile benutzt werden, als daß ſich die eine oder die andere Klaße vom Volk in der Arbeit übernähme. Jedermann iſt hier thätig, aber Niemand arbeitet ſo viel, daß er nicht einige Stunden des Tages zum

Lebens-

Lebensgenuß abmäßigen ſollte. Die Achtung, die der Reichthum in den N. genießt, vertheidigt der Vf. mit den beſten Gründen. Muthwillige Bankerotte ſind äuſſerſt ſelten. Kein Volk in der Welt hat ſolche Armenanſtalten, wie die Niederländer. „Jeder arme Kranke, von welcher Religion er auch „ſey, findet in dieſem Lande der Milde eine Anſtalt zu ſeinem „Troſte, wo ihn eine ſolche Fülle, ein ſolcher Ueberfluß erwar„tet, daß viele deutſche Handwerksleute ſich glücklich dabey „ſchätzen würden.“ Die Koſten für die milden Stiftungen der reformirten Gemeinde in Amſterdam belaufen ſich noch etwas höher als die Staatseinkünfte von Kur-Trier, wenigſtens auf eine Million Gulden. Die Armenanſtalten der übrigen Sekten kann man eben ſo hoch anſetzen. In dem harten Winter 1784 betrugen die Extracollecten wenigſtens 1,006,000. Rthlr. Von lumpichten, halbnakten, baarfüßer Geſindel, das man ſelbſt in England findet, iſt hier keine Spur. — Zärtliche Mutterliebe ein Hauptzug im Charakter der Niederländerinnen. Die erſte körperliche Erziehung der Jugend hat ſich ſeit zehn Jahren ſehr gebeſſert. Die Zahl der öffentlichen Schulen beläuft ſich auf 1700. Sie ſind ſehr in Verfall. Zu Privatlehrern zieht man Deutſche vor, nur macht man ihnen den Vorwurf, daß ſie als Freunde deſpotiſcher Regierungsformen beytrügen, den republikaniſchen Geiſt zu erſticken. — Alle nicht von der weltlichen Obrigkeit beſtätigte Ehen werden als ungültig angeſehen, und als Konkubinat beſtraft. Die Taxe iſt folgende: ein einmonatlicher Konk. wird mit 100, ein 2 monatl. mit 300, ein 3 monatl. mit 700 Gulden, und ein längerer mit willkührlicher Geldbuße und einem zehnjährigen Banne beſtraft. Der Wittwerſtand iſt ſehr verhaßt: Männer von 60 — 70 Jahren, die ihre Gattin verloren, heurathen gewöhnlich wieder. Die V. Niederlande ſind unter allen cultivirten Staaten nicht nur die ehereichſten, ſondern auch die reichſten an glücklichen und zufriedenen Ehen. Der Grund hievon liegt in dem Wohlſtand, der Entfernung von Nahrungsſorgen, dem glücklichen Temperament, vorzüglich aber in dem vernünftigen und ſanften Betragen der Eheleute gegen einander. So Prunk- und Geräuſchlos wie das ganze Leben dieſes Volkes, ſind auch ſeine Leichenbegängniſſe. Die meiſten Todten werden am Tage, aber ohne Sang und Klang, zu Grabe getragen. Unbegreiflich iſt es, daß bey einem ſo aufgeklärten Volke die Kirchenbegräbniſſe noch nicht abgeſchaft ſind, und alle Vorſchläge und Ermahnungen vergeblich

geweſen ſind. Die Klagen über den Luxus ſind übertrieben. Noch iſt es unter dem vorzüglichſten Stande der Nation, dem Kaufmannsſtande Gebrauch, einen Theil der jährlichen Einkünfte auf den Nothfall zurückzulegen. Die Möbeln ſind mehr nett, als prächtig. Magazine von Porzellain ſind ein unentbehrliches Bedürfniß für jede Niederländerinn. Es iſt nichts ſeltnes, bey wohlhabenden Bäuerinnen Vaſen und Schüßeln, das Stück für 50 — 100 Gulden, und 30 — 40 Dutzend Taſſen von allen möglichen Kalibern zu finden, indeß ſie ihren Thee aus Delfter Fayence oder engl. Steingute trinken. Die Reinlichkeitsſucht wird von den Niederländerinnen nicht mehr zu der lächerlichen Höhe, wie ehedem getrieben. — Die Sucht, Wein zu trinken, die auch in die unterſten Stände gedrungen iſt, hat nicht nur die ſonſt ſo anſehnlichen Bierbrauereyen zu Grunde gerichtet, ſondern auch der Nationalgeſundheit einen großen Stoß gegeben. Da die Abgaben vom Wein ſehr ſtark ſind, der gemeine Mann aber gleichwohl nur wenige Groſchen für die Flaſche bezahlen will, ſo ſehen ſich die Weinhändler genöthigt, zu ſchädlichen Verfälſchungen ihre Zuflucht zu nehmen. — Die gemeinen Nordholländerinnen ſind ſo in die Schnürbrüſte verliebt, daß ſie ſie weder bey Tag noch Nacht, ſelbſt nicht während der Schwangerſchaft und der Stillzeit ablegen. Um dem Kinde die Bruſt zu reichen, öffnen ſie ein Schieberchen, das zu dem Zweck oben in der Schnürbruſt angebracht iſt; die volle Bruſt tritt hervor, das Kind wird geſtillt, und der Buſen wieder in ſeinen Kerker zurückgezwängt. — Eine auffallende Sonderbarkeit iſt es, daß die Niederländer, die im geſellſchaftlichen Umgange ſo ſparſam mit Titeln ſind, in ihren Schriften, beſonders den kritiſchen bis zum Ekel verſchwenderiſch damit um ſich werfen, da heißt es beym dritten Worte Sr. Ehrwürden u. ſ. w. — Die Krone aller Niederl. Landhäuſer iſt das Hopiſche ohnweit Haarlem, das ſeinem Erbauer, einem der reichſten Negocianten der Republik, über eine halbe Million Gulden gekoſtet hat. — Das Theater iſt noch in ſeiner Kindheit. Zur Muſik hat die Nation von Natur wenig Anlage, und aus dem Tanze macht ſie ſich noch weniger. Oeffentliche Bälle ſind, den Haag ausgenommen, ſelbſt in den volkreichſten Städten ganz ungewöhnlich. Eine Nordholländerinn ſchilderte dem Vf. ihren liederlichen Sohn mit folgenden Worten: „Er iſt liederlich, ein Taugenichts; mit einem Wort. Der Junge lernt tanzen.“ Reduten werden durchaus nicht geduldet: in Amſterdam iſt das bloße Maskiren bey 100 Gulden oder ſechswöchent-

chentlicher Zuchthausſtrafe verboten. — Das Steckenpferd der Niederländer ſind die ſogenannten Liebhabereyen (Liefhebbereien), oder Sammlungen von Seltenheiten, die ſo verſchieden ſind, als der Geſchmack ihrer Beſitzer. Ein Rotterdammer wendete, um eine recht ſeltene Liebhaberey zu haben, viel Geld auf eine Collection von allen möglichen Arten von Schuhen und Knöpfen. Volksluſtbarkeiten. Ueber die Niederländiſche Sprache. Die Schriftſteller ſehen ſehr auf die Reinheit derſelben, und nationaliſiren weit weniger fremde Wörter, als die Schriftſteller anderer Nationen. Faſt alle Kunſtausdrücke in der Philoſophie und den ſchönen Wiſſenſch. die wir den Griechen abgeborgt haben, ſind bey ihnen überſetzt; Syſtem Leerſtelzel, Theater Schawburg, die Grazie in Schriften het bevallige. Einem Deutſchen wird es leicht, das Niederländiſche verſtehen zu lernen, aber ſehr ſchwer, die richtige Ausſprache zu erlangen. Poeſie. Proſaiſten, ſtehen den Dichtern weit nach. Poetiſche Geſellſchaften in Leiden, Rotterdam, Utrecht, Amſterdam und dem Haag. Verhältnißmäßig wird in den Niederlanden weniger geſchrieben und gedruckt, als in England, Frankreich und Deutſchland. Jährlich erſcheinen kaum 200 Schriften. Gelehrte Zeitungen giebt es gar nicht, deſto mehr politiſche, in denen zugleich litterariſche Neuigkeiten bekannt gemacht werden, und die große Summen einbringen. Der Herausgeber der Haarlemer Zeitung bezahlt jährlich 5000, und die Herausgeberin der Leidenſchen 10,000 Gld. Pacht an den Magiſtrat. Die Cenſur in religiöſen Materien iſt ſehr ſtreng. Zu Viſitatoribus librorum ſind Prediger angeſtellt, die keine Schrift von einem reformirten Geiſtlichen zum Druck gelangen laſſen, in der ſie den kleinſten Verſtoß gegen die Lehre der Dortſchen Synode und deren Poſt-acta wittern. Kinderſchriften und ökonomiſche Werke finden jetzt, nachdem der politiſche Taumel vorüber iſt, die meiſten Leſer. Vor 20 Jahren überſetzte man nichts als franzöſiſche und engliſche Werke; ſeit zehn Jahren aber herrſcht die Manier jedes deutſche Meßprodukt ſo ſchnell als möglich holländiſch heraus zu geben. Die Buchhändler führen in den Zeitungen täglich die luſtigſten Klopffechtereyen wegen der Priorität, einen Wiſch, den oft in Deutſchland Niemand, als der Vf. und ſein Verleger kennt, ins Niederl. überſetzen zu laſſen. — Die Gymnaſien oder lateiniſchen Schulen ſind ſehr ſchlecht eingerichtet. Es werden faſt nichts als alte Sprachen getrieben, und doch verſtehen die wenigſten Schüler,

ſer, wenn ſie im 15 oder 16 Jahre die Akademie beziehen, einen klaſſiſchen Autor. Den Akademien ſchadet die unverhältnißmäßige Anzahl. Sechs Akademien für eine Nation von 2½ Millionen Menſchen, von der noch überdieß die Hälfte der Studirenden, alle Katholiken ins Ausland, vorzüglich nach Löwen gehn! Die Zahl der Studirenden beläuft ſich in Leiden höchſtens auf 400, und die übrigen Akademien haben zuſammengenommen nicht 500. — Zuſtand der ſchönen Künſte. Die N. haben jetzt einige geſchickte aber keinen großen Maler. Bildhauer giebt es in Menge, ſie erheben ſich aber nicht über das Mittelmäßige. Der beſte Steinſchneider in der ganzen Republik iſt ein Deutſcher Namens Schepp aus dem Naſſauiſchen. Er hat den größten Theil ſeines Lebens unter dem ohnlängſt verſtorbenen Hemſterhuis gearbeitet, und ſich vorzüglich durch dieſen geſchmackvollen Mann gebildet. Schepp iſt zugleich ein guter Medaillenſchneider und nächſt Holzbey der beſte in den Niederlanden. — Religionszuſtand. Die Prieſter ſelbſt der herrſchenden Kirche genießen nicht einmal einen befreyten Gerichtsſtand. Sie werden ſehr geehrt, aber ſchlecht bezahlt. Ihr Gehalt beträgt ſelten über 100 Dukaten, und dabey ſind ſie allen Abgaben unterworfen. Ihr Amt iſt aber auch ſehr leicht. Das Abendmahl wird nur alle halbe Jahre ausgetheilt. Von Beichtſitzen, Krankenbeſuchen, Leichenpredigten und andern Caſualverrichtungen ſind ſie ganz frey. Zur Erbauung der Kranken giebt es eine eigene Klaſſe von bibelfeſten Leuten, die man nach ihrem Geſchäfte Ziekentrooſter (Krankentröſter) nennt, und die trotz aller Prädeſtination dem Sterbenden die Hölle oft heiß genug machen. In manchen Städten muß der Prediger eine Strafe bezahlen, der länger als eine beſtimmte Zeit auf der Kanzel bleibt. Die Anzahl der Katholiken überſteigt noch die der Reformirten, obgleich die Geſetze gegen ſie weit ſtrenger, als gegen andere Religionsverwandte ſind. Ein Reformirter oder Lutheraner, der im Dienſt des Staats iſt, wagt nichts, wenn er eine Arminianerinn, Mennonitin, Jüdinn u. ſ. w. heyrathet; fällt ſeine Wahl aber auf eine Katholikinn, ſo iſt er ſeines Amtes verluſtig. So hart dieſes Geſetz ſcheint, ſo weiſe und gerecht iſt es gegen eine Sekte, deren beſtändiges Trachten und Streben dahin geht, alle andern zu verſchlingen. Die kathol. Paſtoren müſſen durchaus Weltprieſter und eigentlich im Gebiet der Republik geboren ſeyn. Vor der Antretung ihres Amtes müſſen ſie durch einen feyerlichen Eid dem

wahr-

wahnwitzigen Grundſatze Roms, daß der Papſt als Oberhaupt der Kirche, die Unterthanen von ihrer Pflicht gegen den Souverain freyſprechen könne, entſagen und zugleich beſchwören, ihre Kirchenkinder zur Treue gegen die Landesobrigkeit zu ermahnen, und von ihnen unter keinerley Vorwand den kleinſten Beytrag für Klöſter und milde Stiftungen auſſer Landes anzunehmen. Uebrigens ſind die niederl. Katholiken durchgängig aufgeklärter, als in den meiſten deutſchen Staaten, und gehören mit zu den arbeitſamſten und nützlichſten Staatsbürgern. Nächſt ihnen haben die Lutheraner die mehrſten Gemeinden. Die Mennoniten, Remonſtranten u. d. gl. vermindern ſich von Tag zu Tag. Die Reichern von ihnen verbinden ſich oft mit reformirten Mädchen, und laſſen ſowohl dem Hausfrieden zu gefallen, als auch um ihren Nachkommen den Weg zu öffentlichen Aemtern nicht zu verſperren, ihre Kinder in der reformirten Religion erziehen. — — Dieſe Proben werden hoffentlich hinreichen, das günſtige Urtheil zu beſtätigen, das wir von dieſem reichhaltigen und gründlichen Buche gefällt haben.

Ga.

38. **Skizze von Wirtemberg, vorzüglich zum Unterricht der Jugend beſtimmt. Stuttgart, bey Erhard und Löfflund. 1792. 8. 3½ Bogen. 3 Kr. m. Kupf. 9 Kr.**

Eine Speculation von ein Paar jungen Kupferſtechern Leypold und Schlotterbeck, welche die Bildniße der Wirtenb. Herzoge ſtechen wollten, gab dem Verleger Anlaß, ſich von Jemand einen Text dazu ſchreiben zu laſſen, welches zur Entſtehung dieſer Skizze führte. Die Kupferſtiche ſind mittelmäſſig, doch ſind die Herzoge ziemlich getroffen. Vor dem Texte ſteht ein Vorbericht, worin der V. zu erkennen giebt, daß ſeine Abſicht dahin gegangen ſey, „zum Beſten der vaterländiſchen Jugend einen kurzen Abriß von demjenigen zu entwerfen, was Wirtembergs Verfaſſung und Geſchichte vorzüglich Merkwürdiges habe." Der Gedanke iſt ganz gut, und Rec. findet es immer nützlich, wenn vaterländiſche Jugend früh mit der inländiſchen Geſchichte bekannt gemacht wird. Er läßt aber die Vorſchläge, die der Verf. für Lateiniſche und deutſche Schulen

 macht,

ſchenfreund ſo nöthige Characterkunde muß bey ſolchen Arbeiten, wie die gegenwärtige, unausbleiblich gewinnen, und das Gute, welches dergleichen Schriften ſtiften können, wird ſeine heilſame Wirkungen zur Aufklärung des Geiſtes und Veredelung des Herzens bey gutgeſinnten Menſchen nie verfehlen, geſetzt auch, daß der Biograph auf einzelne Begebenheiten ſeines Lebens, und auf gewiſſe einzelne Handlungen einen Werth ſetzen ſollte, der dem unbefangenen Leſer nicht in die Augen fallen will. Wenn auch in gegenwärtiger gewiß ſehr lehrreicher und unterhaltender Schrift dem Recenſenten manche Stellen und Sachen aufgefallen ſind, die füglich hätten wegbleiben können, weil ſie den Leſer wenig oder gar nicht intereſſiren, und mit dem Ganzen ſelbſt in keiner nothwendigen Verbindung ſtehen; ſo ſoll doch eigentlich hiemit weder dem Buche noch ſeinem Verfaſſer ein Vorwurf gemacht werden. Ein jeder Schriftſteller ſchreibt doch eigentlich um ſein ſelbſt willen, indem er ſich bey Ausarbeitung ſeiner Schriften eine gewiſſe Summe von Vergnügungen des Verſtandes und Herzens zu verſchaffen ſucht, die bey dieſer Art von Ausarbeitungen für ihre Verfaſſer natürlicher Weiſe dadurch einen größern Reitz bekommen, weil ſie unmittelbar aus einer Beſchäftigung mit ſich ſelbſt entſpringen, und ſich bald auf eine nähere, bald auf eine entferntere Art mit dem ſchmeichelhaften Gefühl von Selbſtkraft und Selbſtthätigkeit und folglich auch mit unſrer Eitelkeit vereinigen, die uns nicht ſelten auch Kleinigkeiten, die wir von uns erzählen, als wichtige Erſcheinungen der menſchlichen Natur darſtellt, — ein Grund, warum mehrern Selbſtbiographen das Detail ihrer jugendlichen Empfindungen und Handlungen aus den erſten Jahren ihrer Kindheit verziehen werden kann. Zu den Sachen, die aus dieſer Lebensgeſchichte hätten wegbleiben können, rechnet der Rec. vornehmlich eine Menge Kleinigkeiten, die der Verf. aus ſeiner frühern Kindheit erzählt; und die für andre weiter kein Intereſſe haben, weil ſie ſich zum Theil blos auf gewiſſe ſehr gewöhnliche Spiele einer jugendlichen Einbildungskraft beziehen, und mit dem übrigen ſehr ernſthaften, oft philoſophiſchen Inhalte des Buchs einen großen Contraſt machen. Z. B. der unter dem Namen à la Rouſſeau angeführte Diebſtahl eines Medicinkäſtchens, (wobey der Zuſatz à la Rouſſeau doch nicht einmal paßt, indem Rouſſeau weit älter, als unſer Verfaſſer war, da er den bekannten Jugenddiebſtahl begieng, auch waren die Antriebe zum Stehlen in beyden Fällen ſehr verſchieden.) ferner das, was Seite 77 und 78 auch S. 102 und überhaupt von den Streitigkei-

digkeiten und Fauſtkämpfen mit ſeiner Schwiegermutter weitläuftig erzählt wird. Eben ſo ſcheint manches etwas übertrieben zu ſeyn, z. B. daß ſein Vater als ein Knabe von acht Jahren von einem polniſchen durchreiſenden Herrn mit Peitſchenſchlägen gezwungen worden ſey, einen ganzen Eimer voll Waſſer auszutrinken, S. 11; daß der erſte Schulmeiſter des Verfaſſers ſeinen Schülern nicht ſelten, und zwar wie es ſcheint ganz ungeſtraft, Ohren abgeriſſen, und Augen ausgeſchlagen habe, u. ſ. w.

Dahingegen iſt alles das ſehr leſenswerth und vortreflich, was der Verfaſſer, — obgleich mit einem hie und da hervorleuchtenden, aber wahrlich ſehr verzeihlichen Egoismus, — von ſeinem unerſättlichen Durſt zu den Wiſſenſchaften, und zum Forſchen nach Wahrheit ſagt. Dieſen geſammten Theil des gegenwärtigen Werks, der unſtreitig für den Pſychologen der wichtigſte iſt, hat Recenſent mit gröſtem Vergnügen, und mehr als einmal geleſen. Von früher Kindheit an bemerkt man an dem Verfaſſer einen emporſtrebenden Geiſt, der zum Selbſtdenken geſchaffen iſt, und ſich durch eigene Kraft und Anſtrengung den Weg dazu bahnt, ob ſich ihm gleich unzählige Schwierigkeiten hiebey entgegenſtellen. Eigentlich iſt ihm bey ſeinem Streben nach neuen Kenntniſſen alles hinderlich. — Sein Aufenthalt mitten unter einem höchſt ſtupiden Volke, — ſein Mangel an guten Büchern und allem Geiſtaufklärenden, zweckmäſſigen Unterrichte, — ſeine Armuth und das äuſſere Elend ſeiner Familie, — ſeine ſchreckliche häußliche Lage, in welcher er vom eilften Jahre an von ſeinem Weibe, und ſeiner teufliſchen Schwiegermutter tyranniſirt wird, — und mehrere andere traurige Umſtände kamen zuſammen, um ſeinen Trieb zu wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen zu erſticken, und die Schnellkraft ſeines Geiſtes auf immer zu hemmen; allein mit dem Anwachs aller dieſer Schwierigkeiten vermehrte ſich ſein Muth, ſie zu überwinden. Der Funke des Denkens war einmal in ihm durch einen hohen Grad von Wißbegierde angefacht, und er konnte nun durch nichts mehr ausgelöſcht werden. Der Vater des jungen Maimon, ein orthodoxer Rabbiner, hat zwar ſeinem Sohn, blos den Talmud zu leſen, befohlen; allein der Knabe von ſieben Jahren ſteht des Nachts auf, und lieſt bey einem Stück Kühnholz heimlich D. Gans aſtronomiſches Werk, welches ſeine ganze Aufmerkſamkeit feſſelt, ob ihn gleich über deſſen Inhalt keiner näher belehren kann. Endlich gelangt er durch wiederhohltes Leſen zur Vorſtellung

ſtellung vom Himmelsglobus, und verfertigt ſich ſelbſt ausge-flochtenen Ruthen eine Sphaeram armillarem, muß aber, ſein geliebtes Inſtrument ängſtlich vor ſeinem ſtrengen Vater verbergen, weil ihm dieſer bloß den Talmud zu ſtudiren befohlen hat. —

Das Studium dieſes Buchs macht auch lange Zeit hindurch ſeine Hauptbeſchäftigung aus. — Ein Talenndiſt hat auf alle Aemter und Ehrenſtellen der jüdiſchen Gemeinde den erſten Anſpruch, er wird beynahe von ſeiner Nation angebetet; dieſe glänzenden Ehrenbezeugungen ſcheinen wohl am meiſten den jungen Maimon zu jenem Studium verführt zu haben, und er bringt es darin ſo weit, daß er ſchon in ſeinem eilften Jahre einen vollkommenen Rabbiner abgeben konnte. Allein dieſes Werk ſättigt ſeinen Trieb nach Erkenntniß der Wahrheit nicht, der viele Unſinn, den es enthält, macht ſeinen Durſt nach reinern Kenntniſſen rege; aber leider! fehlt es ihm an allen nöthigen Hülfsmitteln hiezu, beſonders an Kenntniß mehrerer, und zwar fremder Sprachen. Durch eine bewundernswürdige Anſtrengung, und durch einen eiſernen Fleiß, der bey einem ſo jungen Knaben äuſſerſt ungewöhnlich iſt, lernt er endlich deutſche Buchſtaben zuſammen ſetzen, die er unter den Alphabeten corpulenter hebräiſcher Bücher entdeckt hat, — einige Blätter aus einem alten deutſchen Buche fallen ihm zufälliger Weiſe in die Hände, und er fängt nun durch eigenes mühſam erworbenes Geſchick deutſch zu leſen an. Aber noch iſt immer ſeine Begierde nach Wiſſenſchaften und Kenntniſſen nicht vollkommen befriedigt. Er ſucht dieſe Befriedigung in der heiligen Wiſſenſchaft der Juden, in der Kabbala, und läßt ſich in die Synagoge heimlich einſchließen, um ein kabbaliſtiſches Buch zu leſen, welches der Unterrabbiner des Orts nach dem Gebete in der Synagoge zu leſen, und dann daſelbſt zu verwahren pflegte. Maimon vergißt darüber Eſſen und Trinken, und ſeine Freude iſt unbeſchreiblich, als ihn nachher der Unterrabbiner mehrere kabbaliſtiſche Bücher giebt. Die hiebey angeführten Umſtände ſind ſehr naiv erzählt. Der nehmliche Unterrabbiner glaubt die Kunſt, ſich unſichtbar zu machen, zu beſitzen. Der junge Kabbaliſt wünſcht ein Adept in dieſer Kunſt zu werden, und ſein ſchwärmeriſcher Lehrer läßt ihm ſehr harte Proben deshalb ausſtehen, bis den jungen Maimon eine derbe Ohrfeige von einem ſeiner Cameraden von der Nichtigkeit der ganzen Kunſt überzeugt. Unterdeſſen fährt

er

er unermüdet in dem Studium der Kabbala fort, ſucht ihre Geheimniſſe aufzuklären, ſie nach Principien der Vernunft aufzulöſen, und ſchreibt darüber ein ganzes Werk. — Allein er wünſcht die Wiſſenſchaft nicht in Fabeln eingehüllt, ſondern in ihrem natürlichen Lichte zu ſehen, und macht daher eine weite Reiſe zu Fuß mitten im Winter zu einem Oberrabbiner in S . . , um deſſen deutſchen Büchervorrath zu nützen, und erhält von ihm zu ſeiner unbeſchreiblichen Freude eine alte Optik und Sturms Phyſik, aus welcher er die Grundſätze der carteſianiſchen Philoſophie kennen lernt. Die Meynung, daß die Thiere nichts, als Maſchinen ſind, zieht ihm den Namen eines Verrückten zu, indem er behauptet haben ſollte, daß eine Ziege eine Trommel ſey. Bey dieſem unerſättlichen Durſt zu den Wiſſenſchaften, (der junge Maimon gieng einſt nach einem gewiſſen Orte dreyßig Meilen zu Fuß, um ein hebräiſch = peripatetiſch = philoſophiſches Buch aus dem zehnten Jahrhundert zu ſehen,) bleiben ſeine äußern Umſtände immer noch die traurigſten und dürſtigſten von der Welt. Um Frau und Kinder zu ernähren, muß er eine höchſt erbärmliche Hofmeiſterſtelle bey einem unwiſſenden und plumpen Pächter in Litthauen annehmen, vor deren Beſchreibung man zurückſchaudert. — Endlich entſchließt ſich der Verfaſſer durch ſeine äuſſere fürchterliche Lage gezwungen, und zugleich von ſeiner immer noch glühenden Begierde zu neuen Kenntniſſen angetrieben, nach Deutſchland zu gehen, und in dieſem Wohnſitze der Wiſſenſchaften Medicin zu ſtudiren. Ein jüdiſcher Kaufmann nimmt ihn mit nach Königsberg, wo er ein leſenswerthes Entretien mit einigen Studenten über Mendelsſohns Phädon hat. Von Königsberg geht er auf Anrathen jener Studenten zu Schiffe nach Stettin, und muß in einer ſchrecklichen Lage, vom Hunger und Durſt geplagt, fünf Wochen lang darauf verweilen. Von Stettin ſetzt er ſeine Reiſe nach Frankfurt an der Oder zu Füße fort, er hat keinen Pfennig Zehrgeld bey ſich, um ſeinen Hunger und Durſt noch einmal vor dem bevorſtehenden jüdiſchen Faſttage zu ſtillen, ſeine Kleider ſind zerriſſen, ſeine Sprache kann keyner verſtehen, ſeine Lage iſt die traurigſte die man ſich denken kann. Um ein elendes Glas voll ſaures Bier zu trinken, muß er ſein letztes bey ſich habendes Kleinod — einen eiſernen Löffel, den er mit zu Schiffe genommen, im Wirthshauſe verhandeln; findet aber doch bey Fortſetzung ſeiner Reiſe bey einem Juden eine beſſere Aufnahme und Nahrung für ſeinen

mar Sev., Schol. Laur. Raſtor., et Ebr. et Graec. linguae Prof. Publ. Nürnberg, bey Stein. 1792. in 4. 22 Seiten. 2 gr.

Der Verf. beweiſt mit mehreren Stellen, daß die Hebräer, wenn ſie von einem Soph oder Scheol reden, wo die menſchlichen Seelen vor der Geburt ſich aufhalten, darunter keinen unterirrdiſchen Ort, ſondern einen Platz über der Erde verſtehen.

Er.

41. M. Tullii Ciceronis Cato Maior et Laelius, ſeu de Senectute et Amicitia dialogi et Paradoxa, perpetua adnotatione et excurſu illuſtravit *Io. Chriſt. Frid. Wetzel*, Lignitii, ſumtibus Siegert. 1792. XXVIII. 292 Seiten. gr. 8. 16 gr.

Herr Wetzel, Lehrer am Bunzlauer Pädagogium in Schleſien, wollte durch dieſe Ausgabe einiger der geleſenſten und beliebteſten Abhandlungen des Cicero einem Bedürfniſſe abhelfen, daß jeder Schulmann, der dieſe kleinen, und vor allen andern gemeinfaßlichen Schriften ſeinen Schülern zu eigner Lectüre gern empfehlen möchte, ſchon längſt fühlte. Noch immer fehlte es an einer ſolchen Ausgabe, die, mit einer kritiſchen Richtigkeit des Textes, in einer fortlaufenden Interpretation alle die Schwierigkeiten gehoben hätte, bey welchen ſich Ungeübtere nach einer fremden Hülfe umſehen müſſen. Redſeelige und in den Geſchäften grau gewordene Staatsmänner, die in beyden Dialogen vom Cicero ſprechend eingeführt werden, beziehen ſich ganz natürlich faſt alle Augenblicke auf politiſche Ereigniſſe und Familienverhältniſſe, die damals allen Römern bekannt ſeyn mußten, jetzt aber eine ſehr genaue und vom Anfänger nicht zu erwartende Bekanntſchaft mit jenen Zeitaltern vorausſetzen. In einer Handausgabe erwartet der jüngere Leſer um ſo gewiſſer Aufſchlüſſe darüber, je weniger er ſich hier ſelbſt im hiſtoriſchen Index bey der Erneſtiniſchen Clavis Raths erholen kann, da dieſer grade der dürftigſte und unverarbeitetſte Theil jenes ſonſt ſo vor-

vortrefflichen Hülfsmittels zum Verſtändniß des Cicero iſt, auch der bey den Reden und Briefen in dieſem Fache ſo reichlich ausgeſtattete Commentar des Paulus Manutius hier ganz fehlt, und durch die ſaftloſe Variantenſammlung ſeines Sohnes im geringſten nicht erſetzt wird. Grade dieſem Hauptbedürfniſſe iſt durch Herrn Wetzels hiſtoriſche Anmerkungen in dieſer neuen Ausgabe ſehr gut abgeholfen worden. Beſonders hat uns in dieſer Rückſicht der auch auf dem Titel bemerkte Excurs gefallen, in welchem Hr. W. theils die vorzüglichſten Merkwürdigkeiten vom Cato Cenſorius und ſeiner Familie, theils die Stammtafeln der Scipionen, Aemilien und Lölius, die faſt auf allen Seiten dieſer Dialogen vorkommen, mit groſſer Genauigkeit und Beleſenheit (R. Reineccii noch immer brauchbare hiſtoria Iulia, konnte ihm vielleicht mehr Mühe erſparen,) zuſammengeſtellt hat. Eine andere Schwierigkeit liegt in der Ueberſicht der Gedankenfolge und der etwas verwickelten Behandlungsart der hier vorgetragnen Materien. Es werden Staatsmänner im vertrauten Geſpräch redend eingeführt. Was ſie ſprechen, ſind gewiſſermaßen Herzenserleichterungen über Gegenſtände aus der Philoſophie des Lebens. Hier eine ſtreng logiſche ſchulgerechte Schluß- und Gedankenreihe zu erwarten, wäre Pedanterei. Und doch muß dafür geſorgt ſeyn, daß der jüngere Leſer den Faden des Ganzen nie aus den Händen verliere. Hr. W. hat dies durch zwey neu ausgearbeitete, weitläuftigere Inhaltsanzeigen, die den Dialogen vorausgeſchickt werden, zu erreichen geſucht, und dieſe können Lehrern und Lernenden allerdings von großem Nutzen ſeyn. Nur bedauern wir, daß der Herausgeber nicht noch etwas tiefer eingedrungen iſt, und ſo manchen feinen Zug, den Cicero abſichtlich in die Reden des Cato legte, weil ſie ſeinem aus der Geſchichte bekannten Character ganz angemeſſen waren, unbekannt gelaſſen hat. Dahin rechnen wir die hier überall durchſchimmernde Ruhmredigkeit, die auch Plutarch als etwas Characteriſtiſches von ihm angemerkt hat. Cato machte den Polyhiſtor ſeines Zeitalters, und that ſich unter andern beſonders viel auf ſein chronologiſches Werk, Origines genannt, viel zu Gute. Daher läßt Cicero in der Schrift de Senectute oft abſichtlich den Cato bey chronologiſchen Angaben mit einer Umſtändlichkeit verweilen, (z. B. Cap. 5, 4.) die ſonſt unerträglich ſeyn würde, hier aber im Munde des Chronologiebefliſſenen Greiſes die beſte Wirkung thut. Dies Auskramen von Kenntniſſen macht nun auch jene ſonſt mit

INST ... TAYLOR

Recht zu tadelnde Epiſode von der Landwirthſchaft (Cap. 15 — 17) nicht allein erträglich, ſondern auch zu einem Hauptzug im Gemälde des auch als theoretiſchen und practiſchen Landwirths, ſich gern auszeichnenden Cato. Billig hätte auf dieſe Kunſt des Cicero in Haltung der Charakter auch in den Anmerkungen aufmerkſam gemacht werden ſollen. Denn nur hierdurch erhält erſt dieſer Dialog jene täuſchende Wahrheit, die der Künſtler ſelbſt an ſeinem Werke rühmt, (de amicit. 1, 18.) und die auch noch jetzt jeden hinreißt, der dieß zu faſſen weiß, wovon der verewigte Semler noch in ſeiner letzten Gelegenheitsſchrift einen merkwürdigen Beweis ablegte. Eben ſo haben wir in dem Büchelchen de amicitia die Angabe eines Geſichtspunkts vermißt, ohne welche die ganze Schrift den heutigen Leſern kaum halb verſtändlich iſt. Es ſprechen hier republikaniſche Staatsmänner von der Freundſchaft. Bey ſolchen miſcht ſich nur allzuleicht Politik und Partheygeiſt ins Spiel, wenn ſie Verbindungen knüpfen. Darum iſt hier faſt immer nur von politiſchen Verbindungen zur Erreichung eines patriotiſchen Zwecks die Rede, mithin von einer Art von Freundſchaft, wie ſie bey ganz veränderter Lage der Dinge heut zu Tage in unſerm Privatleben faſt gar nicht ſtatt findet. Man leſe nur mit beſtändiger Hinſicht auf dieſen Punkt die ganze Abhandlung, beſonders vom 11ten Capitel an, und erwarte keine moraliſche Vorleſung über die Freundſchaft nach unſerm Sinne: ſo wird man gewiß alles in einem ganz andern, und weit hellerem Lichte erblicken. — In einem andern Theile der Interpretation, der die einzelnen Worterklärungen anbetrifft, hat uns, wie wir aufrichtig geſtehn müſſen, die Herausgabe noch weit weniger Gnüge gethan. Das zu dieſer Abſicht angehängte Wortregiſter iſt viel zu unvollſtändig und dürftig, als daß es den Mangel der Anmerkungen in dieſem Fache, wie ſie der junge Leſer hier zu erwarten berechtigt ſeyn dürfte, ganz erſetzen könnte. So ſollte z. B. hemicyclium (de Amic. 1, 5.) um ſo mehr erklärt ſeyn, da ſelbſt Erneſti in der Clavis den Begriff des Worts nicht ſcharf genug gefaßt, und mit ſolium verwechſelt hat (es waren halbrunde Sitze mit Kiſſen, worauf mehrere Perſonen Platz hatten, um mit einander in vertrauten Geſprächen zu plaudern. S. Poll. 6, 9. Plut. in Nicia p. 531. B. In offenen Gallerieen hieſſen ſie exhedrae, unter welcher Benennung ſie mehrmals beym Cicero vorkommen, bey Gaſtmahlen ſigmata). So bedurften topiarii, und die gleich darauf folgenden ſervi qui tergunt,

ungunt

vagunt Parad. 5, 9. gewiß einer Erläuterung, da letzteres noch dazu von Grävius falſch erklärt wird. So hätten auch die Begriffe von gewiſſen Worten, wodurch der Römer manche feinen Schattirungen in den Tugenden und Untugenden bezeichnete, z. B. faſtidium, importunitas, de Amicit. 18. Adulatio, blanditia ib. c. 25. (Erſteres iſt κολάκεια, das zweyte ἀρέσκεια. S. Caſaub. ad Theophraſt. Ch. p. 62.) iurgium, rixa u. ſ. w. beſtimmt, und mit Anfügung des gleichbedeutenden deutſchen Ausdrucks verſtändlich gemacht werden ſollen. Auch ſind wir hier und da auf einige ganz falſche Erklärungen geſtoßen, wie z. B. de Seneſt. 16. wie ſtudio rerum ruſticarum *provectus* ſum gegen Erneſtis richtigere Erklärung durch alt werden erklärt wird, wofür provectus ſum ohne einen beſtimmenden Zuſatz von guten Lateinern nie gebraucht wird, und de Amicit. 5. wo der aus dem früheſten Culturkreis der Menſchen zu erläuternde Ausdruck aqua et igni ganz falſch ausgedeutet wird. — Die Recenſion des hier abgedruckten Textes iſt mit wenigen in der Vorrede ausgezeichneten Ausnahmen die Erneſtiniſche. Lobenswürdig iſt hier der Fleis des Herausgebers, womit er oft die willkührlichen und ſtillſchweigenden Aenderungen in der ſo fehlerhaften letzten Ausgabe von Erneſti anzeigt und beurtheilt, z. B. de amicit. 5, 15. Doch iſt er hie und da bey der Wahl einer andern Lesart nicht ganz glücklich geweſen. So iſt im Fragment des Pacuvius de Amicit. 26. das Gräviusſche *unxeris* weit ſchlechter, als das gewöhnliche luſeris. Uns hat immer die Verbeſſerung des Hemſterhuis ad Lucian. T. I. p. 353. *emunxeris*. am meiſten befriedigt. Es iſt aber überhaupt für die Critik auch in dieſen Büchern noch eine reiche Erndte übrig, die freylich eine ſchärfere falcem criticam, als die des Herrn Wetzel zu ſeyn ſcheint, fodern möchte. Beſonders würde ein Wolf auch hier durch Ausmerzungen und Verſetzungen noch gar viel aufzuräumen finden. So muß, um wenigſtens ein Beyſpiel anzuführen, in der angefochtnen Stelle de Amicit. 26, 1. ſtatt der gewöhnlichen Lesart durch eine leichte Verſetzung *in concione*, id eſt, *in ſcena* geleſen werden. Auch wäre wohl zu wünſchen geweſen, daß zu mehrerer Bequemlichkeit für die Anfänger, die kritiſchen Anmerkungen auch hier von den erklärenden abgeſondert worden wären, ſo wie viel Platz durch eine beſſere Vertheilung hätte gewonnen werden können. Endlich haben wir auch noch außer dem am Ende angezeigten, zahlreichen Druckfehlern, eine

Menge anderer, den Sinn ſehr entſtellender, z. B. S. 14. lin. 11. *putat* für *patet*, und zweydeutige z. B. S. 223 faſt am Ende ἀνακυεύειν für ἀνακνέειν gefunden, die doch grade in einer ſolchen Ausgabe am ſorgfältigſten vermieden werden ſollten.

Bey alle dem ſind wir doch gar nicht geſonnen, Herrn Wetzeln das Verdienſt einer ſehr zweckmäſſigen Handausgabe für Anfänger geliefert, und gute Anlagen zur Bearbeitung der Alten gezeigt zu haben, im geringſten zu ſchmälern. Schulmänner werden dieſe Ausgabe zur Privatlectüre ihren Schülern empfehlen können, und zur ſchnellen Ueberſicht auch für ſich manches geſammelt finden. Ließen ſich gleich dieſe von einem groſſen Meiſter in der ſchönſten Reiſe ſeiner Erfahrung und ſchriftſtelleriſchen Verdienſte vollendeten Stücke noch auf eine ganz andere Weiſe bearbeitet denken, ſo verdient doch auch dieß, was wir hier erhalten haben, Dank und Aufmunterung.

Li.

42. Entwickelung der natürlichen Urſachen, welche die ſchnelle Ausbreitung des Chriſtenthums in den erſten vier Jahrhunderten, beförderten, von Johannes Andreä, der Gottesgelahrheit Candidaten. Helmſtädt, 1792. 8. 74 Seiten mit einer kurzen Vorrede. 5 gr.

Rec. iſt vollkommen überzeugt, daß ein pragmatiſcher Geſchichtſchreiber u. Geſchichtforſcher die Urſachen gewiſſer Begebenheiten und vorzüglich des Reſultats derjenigen, welche durch eine fortgeſetzte Dauer als Urſache und Würkung zuſammenhängen, aus den Geſetzen der Natur und dem natürlichen Laufe der Dinge herleiten müſſe. Eben dieſes Geſetz muß und kann daher auch bey der Entwickelung der ſchnellen Ausbreitung des Chriſtenthums in den erſten vier Jahrhunderten beobachtet werden. Folglich muß man dieſelbe nicht gleich zu einem Wunder machen, deſſen beſtimmter Begriff mehr auf einzelne Begebenheiten ſich ſtützt, nie aber auf eine zuſammengekettete, durch Jahrhunderte währende Reihe von Begebenheiten ausgedehnt werden darf. Darinn ſind gewiß alle vernünftig denkende Theo-

logen

zogen mit dem Herrn Verfaſſer einverſtanden, weil ſie überzeugt ſind, daß ſich die Providenz äuſſerſt ſelten der Wunder bedient, wohl aber die Natur ihren Geſetzen überläßt, und natürliche Dinge zu einem herrlichen Reſultate und Zwecke lenkt. Die Einführung des Chriſtenthums, ſo wie die Einführung der Reformation, haben das Schickſal gehabt, daß, weil man ſie gedankenlos anſtaunte, man überall Wunder ſuchte, wo man, wenn man hätte nachdenken wollen, das Reſultat aus ganz natürlichen Urſachen weit zuverläßiger hätte erklären können. Rec. hat daher dieſe Ausführung des Verf. gern geleſen, und hoft von ſeiner guten Anlage erwünſchte Früchte.

Es iſt ganz gewiß, daß man, um Reſultate angezeigter Art nach dem natürlichen Laufe der Dinge zu erklären, auf drey Stücke achten müße, 1) auf die **Umſtände**, ob ſie vortheilhaft oder nicht vortheilhaft geweſen; aber eben dieſe hiſtoriſche Intuition — iſt ſehr mühſam und zu einem ſolchen Scharfblick hat nicht Jeder Anlage genug. 2) auf die **Mittel**, wie vieles dieſelben zu einer glücklichen Begebenheit beygetragen haben; 3) auf die **Hinderniſſe**, deren Kraft berechnet werden muß.

Was in der Anwendung auf die ſchnelle Verbreitung des Chriſtenthums die Umſtände betrift, ſo rechnet der Verfaſſer dahin, **die glückliche Lage der Sachen bey der Alleinherrſchaft der Römer**. Er ſchreibt aber auch dieſem Umſtande nicht mehr zu, als daß dadurch wenigſtens die Ausbreitung der **Folgen** einer merkwürdigen Begebenheit **möglich** gemacht worden. Denn im Grunde reichten die Folgen auch bis über die Gränzen des Römiſchen Reiches hinaus, Act. II. 9. Mehr Gewicht hat der Umſtand von der Zerſtreuung der Juden durch die ganze bekannte Welt, wovon auch in der heil. Schrift ſelbſt eine zweckmäßige Anwendung gemacht wird. Von ähnlichem Gewicht iſt der Zuſtand der jüdiſchen Religion auſſerhalb und innerhalb Paläſtina, ein Umſtand, der ſehr vieles zur ſchnellen Verbreitung des Chriſtenthums beytrug. Selbſt ihre Intoleranz und Verfolgungsſucht ward der Keim einer ſtärkern entgegenſtrebenden Kraft. Der Umſtand von dem Zuſtand der heidniſchen Religion §. 4. als eine natürliche Urſache der ſchnellen Verbreitung des Chriſtenthums, ſcheint dem Rec. ſo wie er hier dargeſtellt wird, doch nicht ganz bündig zu ſeyn, und wenn auch die Duldung, ſo lange ſie da war, den Zweck befördern konnte, doch mehr wegen der

Sinnlichkeiten und des Eigenen Vortheils, der im Heydenthum mit religiöſen Gegenſtänden und ihren Fabriken und Gewerben verbunden war, zum Fache der Hinderniße zu gehören, wozu die Apoſtelgeſchichte ſelbſt Belege liefert.

Was die Mittel betrifft, ſo rechnet der Verf. dahin die Bedürfniß einer Religion, welche der Sittlichkeit wieder aufhalf, und dahin zieht er die Erſcheinungen Johannis des Täufers und Jeſu zu dieſem Zwecke in Paläſtina, in ſo fern die Neuheit ihrer Lehre und die Art, wie ſie dieſelbe vortrugen, eine natürliche Urſache der Verbreitung des Chriſtenthums ſeyn konnte. So gar ſchnell gieng es dabey nicht zu, wie der Verfaſſer S. 13. ſelbſt einſieht, indem die Anzahl derer, welche Jeſus während ſeines Lebens überzeugte, nicht volle tauſend Menſchen ausmachen dürfte. Wenn man alſo auch hier die Hinderniſſe berechnen wollte, welche ſich den Mitteln entgegen ſetzen, ſo ſcheint die ſchnelle Verbreitung des Chriſtenthums ohne ein Wunder Gottes aus natürlichen Urſachen nicht erklärbar zu ſeyn. Dieſe Einwendung macht ſich der Verf. ſelbſt.

Er beantwortet ſie aber auch §. 6. durch die Ausbreitungsgeſchichte der chriſtlichen Religion im erſten Jahrhundert. Hier wirkten 12 Apoſtel, die 70 Jünger und andere Anhänger, die man unter dem Namen der apoſtoliſchen Männer begreift, und ihr Wirkungskreis war zwar anfangs auf Paläſtina eingeſchränkt, vermehrte aber die Anzahl der Anhänger Jeſu auf einmal mit 3000 Proſelyten, welche die Religion als Fremde mit nach Hauſe nahmen, und an verſchiedenen ſelbſt den entfernteſten Orten zugleich bekannt machten. Nun konnte ſich das Chriſtenthum auch auſſer Paläſtina auf dem natürlichſten Wege ſchnell verbreiten. Denn die Apoſtel verlieſſen Jeruſalem noch mehrere Jahre nicht, obwohl ſie von daraus theils einzelne Reiſen machten Act. VIII. 14. theils ihre Schüler ausſandten: Die Verfolgung der neuen Sekte und die Steinigung des Stephanus in Jeruſalem gab endlich Anlaß zum Emigriren, die Apoſtel aber und ihre Jünger kamen bey weitem nicht an allen Orten herum, ſondern giengen fürs erſte nur in die größern Städte.

Nun zählt der Verf. §. 7. die Urſachen der ſchnellen Verbreitung im erſten Jahrhundert auf. 1) Weil die ganze bekannte polizirte Welt damals römiſche Provinz war. Dieſe kann Rec. nicht ſehr bedeutend finden; 2) weil die neue Religion

ligion gerade zu einer Zeit in die Welt eingeführt wurde, als der Eifer für die Religion in allen heidniſchen Ländern bereits erkaltet war. — Auch dieſe Urſache findet Rec. nicht ganz überzeugend, wenigſtens ſo beſchaffen, daß ſich manche hiſtoriſche Zweifel dem Gemüthe darſtellen. 3) Hingegen iſt Rec. ganz der Meynung des Verf., daß es Männer aus dem Volke oder Günſtlinge des Volks ſeyn müſſen, die eine ſchleunige Revolution unter dem Volk bewirken wollen. Dieſe Urſache wirkte bey der Verbreitung des Chriſtenthums, ſo wie hernach auch der Reformation ausſerordentlich ſtark. In beyden Fällen mußte zuerſt das Volk gewonnen ſeyn, und dazu hatte man Volksmänner nöthig. 4) Ihre Methode war ganz ſo, wie man ſie von Volksmännern erwarten konnte. 5) Die Zerſtörung von Jeruſalem und die Vernichtung aller Hoffnung des Meſſias als eines weltlichen Beherrſchers. 6) Die genaue Verbindung der Juden und der Nazaräer. Da die Chriſten anfangs ſich meiſtens an die Synagogen hielten, folglich genoßen die Chriſten eben dieſelbe Duldung wie die Juden. 7) Die Inſtitute, welche die Chriſten hatten, und ihre Mildthätigkeit, welche Jedermann in die Augen fiel. Selbſt unter den vorgeblichen Hinderniſſen kommen einige vor, welche vielmehr Urſache zur ſchnellern Verbreitung wurden. So wurden alle die Drangſalen, welche den Chriſten von den Juden angethan wurden, ein glückliches Mittel, die Juden immer mehr von den Chriſten zu ſcheiden, und den Eifer der Chriſten für ihre Religion anzufeuern. Die Verfolgungen der Chriſten unter den Kayſern werden, wie es ſich erwarten ließ, weit minder zahlreich und minder ſchrecklich dargeſtellt: aber ſelbſt dieſe hatten die natürliche Folge, daß das Chriſtenthum für einen Märtyrer 10 neue Anhänger bekam. Die Geſtalt und Art der Lehre im erſten Jahrhundert wird als ſehr dürftig, blos als hiſtoriſch, dargeſtellt, und ſelbſt dies hat ſehr vieles zur Reinheit einzelner Dogmen beygetragen, daß ſie ſich auf Geſchichte ſtützten. Es iſt aber ſehr begreiflich, daß jede Claſſe von Menſchen ihre religiöſe Ideen, die ſie zuvor hatten, mit zum Chriſtenthum brachten. Da nun dieſe ſich nicht ſo gleich auslöſchen lieſſen, ſo wurden ſie ſehr bald mit dem Chriſtenthum vermengt, und die Lehrer hatten ſich viele Mühe zu geben, wenn ſie durch ihren Unterricht die alte Form der hiſtoriſchen Reinheit wieder herſtellen wollten. Beſſer waren die Gemeinden daran, bey welchen authentiſche Schriften eines Apoſtels hinterlegt waren, aber auch dieſer Vortheil war aus

mehrern Gründen nicht allgemein und nicht beträchtlich. Nach und nach erhielt die Religion durch ihre Pythagoräiſch-Platoniſche Einkleidung und durch ihr philoſophiſches Gewand einen Zutritt bey Hof, und ſie erſchien allda ſo verfeinert, daß endlich Conſtantin ſich ſelbſt für dieſelbe bekannte, den unſer Herr V. ſchlechterdings nicht für den rechtſchaffenen Mann erkennen will, für welchen ihn andere lobpreiſen. Das Sinnliche in der Religion ward immer herrſchender, und Conſtantin blieb noch als Chriſt grauſam, und machte gewiſſe heydniſche Gebräuche mit. Chriſtliche Religion war nun Reichsreligion, und heydniſche Religion wurde durch ein Geſetz des Kayſers unterdrückt. Wie ſchnell ein ſolches Geſetz zur Verbreitung des Chriſtenthums beytragen mußte, das ſieht jeder ein. Vielleicht aber wird von Wenigen darauf geachtet, daß eben dieſes Geſetz der Anfang des innern Verfalls des Chriſtenthums iſt, und daß von dieſer Epoche an Herrſchſucht und geiſtlicher oder kirchlicher Deſpotiſmus immer auffallender zu werden beginnt. Rec. hätte indeſſen doch gewünſcht, daß der Verf., weil er ſich denen zugeſellt, welche von den erſten Chriſten eben nicht die vortheilhafteſten Begriffe haben, doch auch die Vorſtellungsart des Vitringa in Obſerv. Sacr. L. IV. c. VII und VIII. vom Zuſtande der chriſtlichen Kirche von Nero bis Trajan mit der Seinigen verglichen hätte.

Agb.

43. Johann Chriſtoph Lenzens — Handbuch für Banquiers und Kaufleute, worinn die neueſten Wechſel- und Geldcourſe der Wechſelarten und Wechſelzahlung der vornehmſten Handelsplätze auf das deutlichſte erkläret, und denen Uſo Reſpecttage, öffentliche Banken, Verordnungen, Meſſen in- und ausländiſche Münzen, Papiergeld, Handels-Gold und Silber-Gewicht, Ellenmaß und Maße zu trocknen und flüßigen Waaren aufs genaueſte angezeigt ſind. Aus den bewährteſten und zuverläßigſten Quellen ausgehoben, und für die Wechſel und Waarengeſchäfte eines

jeden

jeden Handelsplatzes brauchbar bearbeitet. Leipzig, bey Hertel. 1792. 44 B. 8. 1 Rh. 16 gr.

Der ausführliche Titel ſagt zur Gnüge, was man in dieſem Buche zu ſuchen hat, und er verſpricht in der That nicht mehr, als geleiſtet wird. Für Handlungsbefliſsne hat der Verf. mit dem gröſten Fleiß, mit beſonderer Faßlichkeit, und mit der beſten Auswahl aus Kruſe, Gerhard, Ricard und andern Schriftſtellern das nothwendigſte ausgehoben: und es nicht dabey bewenden laſſen, dieſe ſeine Quellen überhaupt anzuzeigen, ſondern auch dann, wenn ſie von einander abweichen, es ſorgfältig angemerkt. Er hat überdies ſich bemühet, die neueſten Courszettel der groſsen Handelsſtädte vom Jahr 1791 zu ſammlen, ſie eingerückt, und dabey die feſten und veränderlichen Preiſe genau bemerkt. Am Ende hat er annoch eine Nachricht von den neueſten franzöſiſchen Münzen und Papiergelde hinzugefügt, die jedem, der von dieſem Werk Gebrauch machen will, angenehm ſeyn muß. Wenn nun gleich Gerhard und Kruſe unweit vollſtändiger ſind, ſo können ſich doch Jünglinge mit dieſem (wohlfeilern) Werk immer behelfen, und daſſelbe mit vielem Nutzen gebrauchen.

Ak.

44. Menſchenkunde. Sammlung der beſten und vorzüglichſten Wahrnehmungen und Erfahrungen über den Menſchen. Mit einem Anhange intereſſanter Belege und Beyſpiele aus der Geſchichte ganzer Nationen und einzelner Menſchen. Ganz für's gemeine Leben brauchbar. Erſter Band. Leipzig, in der Gräffſchen Buchhandlung. 1792. 372 Seiten. 8. 1 Rh.

Schon wieder aus zehn Büchern das eilfte! Fürwahr eine bequemere Art von Schriftſtellerey kann es nicht geben, als wenn man die Arbeiten anderer, nicht etwa ſtellenweiſe in die ſeinige überträgt, oder in einen Auszug bringt, ſondern ganz und unverändert wieder abdrucken läßt, und ſeine ganze Kunſt blos darinn ſetzt, dieſen von allen Seiten zuſammengetragenen Stücken einen vielbedeutenden Titel vorzuſetzen. Der Her-

den, die aber dadurch ihr größtes Intereſſe verlieren, daß die Namen der Perſonen, von welchen ſie herrühren, nicht genannt ſind. — Dieß kann genug ſeyn, unſere Leſer auf das Uebrige, und mithin auf den Werth der ganzen Sammlung ſchlieſſen zu laſſen. Sie enthält viel gute, aber wenig zweckmäßige Aufſätze; und anſtatt alſo dem Herausgeber, wie er wünſcht, neue Quellen, aus denen er ſchöpfen, d. h. ausſchreiben könnte, nachzuweiſen, wollen wir ihm lieber den guten Rath geben, ſich einer Schriftſtellerey, die in einem puren Plagiat beſteht, gänzlich zu begeben.

Sw.

45. Politiſch - philoſophiſche Geſpräche. Verfaßet von C. von Knoblauch. Erſter Theil. Berlin, in der Voßiſchen Buchhandlung. 1792. 224 S. 8. 16 gr.

Das erſte Geſpräch führt die Aufſchrift die Wälder, und ſchärft die höchſtnöthige, und doch ſo ganz unbegreiflich vernachläßigte Holzſparung ein. Wenn dem Uebel nicht bald und kräftig Einhalt gethan wird, ſo werden unſre Enkel uns fluchen, und wir werden es verdienen. Man glaubt nicht, wie weit die Sorgloſigkeit über dieſen Punkt ſelbſt in ſolchen Ländern geht, die in vieler Rückſicht unter die am beſten eingerichteten gehören. Rec. lebt ſelbſt in einem ſolchen Lande, das keinen Mangel, aber auch nichts weniger, als Ueberfluß an Waldungen hat, und wo jährlich wegen der ſchlechten Anſtalten, des collidirenden Privatintereſſes der höhern und niedern Forſtbedienten, der grundloſen Wege u. ſ. w. für mehrere tauſend Thaler des beſten Holzes verfault. — Zugleich eine Empfehlung des Obſtbaus. Dieſer nimmt doch jetzt in mehrern deutſchen Ländern ſichtbar zu. Hier ſo wie in allen Dingen kömmt ſehr viel auf die erſten Verſuche an. Zeigt ſich eine neue Anlage belohnend und einträglich, ſo findet ſie bald Nachahmer, da der Faule ſo viel, und noch mehr dabey intereßirt iſt, als der Fleißige. Werden hingegen unglücklicher Weiſe die erſten Verſuche ohne genugſame Ueberlegung und Kenntniß gemacht, und misglücken folglich, ſo iſt der guten Sache auf lange Zeit ein ſchweres Hinderniß in den Weg gelegt. So konnte der Obſtbau in der Gegend des Rec. unter den

den Landleuten lange Zeit keinen Eingang finden, weil der erſte Verſuch eines Gutsbeſitzers, eine Obſtpflanzung ſo kopflos gemacht worden war, daß er wegen der Lage des Orts und der Beſchaffenheit des Bodens ſchlechterdings misrathen mußte. Aber auf ſolche Umſtände nimmt der Landmann leider! keine Rückſicht: er ſchließt: dieſer Verſuch iſt verunglückt, alſo taugt die ganze Sache nicht für uns! — Zweytes Geſpräch: Die Bevölkerung. Wenn ein Land ſo viel Einwohner hat, als es bey gehörigem Fleiß derſelben bequem ernähren kann, ſo hat die Bevölkerung ihr Maximum erreicht. Dieſe einleuchtende Wahrheit wird gleichwohl von der neuen menſchenfeindlichen Afterpolitik verkannt. Menſchen! Menſchen! ſchreyt man: der Reichthum des Staats hängt von ſtarker Bevölkerung ab. Ob dieſe Menſchen eine glückliche oder nur erträgliche Exiſtenz genießen können, darnach fragen dieſe Herren nicht, genug, daß ſie Abgaben bezahlen, und für das Wohl und die Sicherheit des Ganzen (oder auf deutſch: für die Kaſſe, die Launen und eingebildete Intereſſe eines Einzigen) hungern, ſchwitzen, vor Elend und anſteckenden Krankheiten in Lagern ſterben. Denn bey der neueſten Manier Krieg zu führen, wird es einem armen Teufel ſelten ſo gut durch feindliches Bley oder Eiſen ſeiner Marter los zu werden. Den lebendigſten und traurigſten Beweis von der Schädlichkeit der Uebervölkerung unfruchtbarer Gegenden für das Glück der Individuen liefert das Land, auf welches der Verf. S. 40 anſpielt. Und ein Phänomen, daß die Aufmerkſamkeit des Philoſophen verdient! dieſes Volk, das ſich mit ſo unbegreiflicher Geduld von der Hand des Deſpotismus ausmergeln läßt, gilt zugleich für ein ſehr kriegeriſches Volk und iſt es wirklich. O moderner Heldenmuth! Was biſt du in den meiſten Fällen mehr, als Verzweiflung, und Ueberdruß des Lebens, der aus leerem Magen und gänzlichem Mangel des Genuſſes entſpringt! Drittes Geſpräch. Fortſetzung des Vorigen. — Viertes Geſpräch: die ſtehende Miliz. Es ſoll bewieſen werden, daß die ſtehende Miliz im Ganzen nicht etwa blos ein nothwendiges Uebel, ſondern eine Wohlthat für die Societät ſey. Unpartheyiſche und ſachkundige Perſonen werden dem Verf. dieſen Satz zugeſtehen, nur einen etwas bequemern und richtigern Ausdruck deſſelben wünſchen. Die Vergleichung dieſes Dialogs mit einer Abhandlung über denſelben Gegenſtand in einem der neueſten Hefte der Schlözerſchen Staatsanzeigen kann Stoff zu lehrreichen Betrachtungen und manche Be-

haup-

hauptung unſers Verf. näher zu beſtimmen und zu berichtigen dienen. Fünftes Geſpräch. Geſetzgebung. Moral. Unbedeutend. Sechſtes Geſpräch. Von der Geſetzgebung. Siebentes Geſpräch. Fortſetzung. Einige gute Jdeen, nur zu wenig Zuſammenhang und Stetigkeit. Achtes Geſpräch. Das Recht zu ſtrafen und Endzweck der Strafen. Strafe wird definirt: ein phyſiſches Uebel, welches jemanden um eines ſittlichen Uebels willen zugefügt wird. Man ſieht, ohne unſer Erinnern, wie viel ſich ſowohl gegen das erſte, als gegen das letzte Glied dieſer Definition einwenden läßt. Nach ihr wäre manches keine Strafe, was doch allgemein dafür erkannt wird, folglich ſeyn muß: und wenn nur ſittliche Uebel d. h. geſetzwidrige Handlungen, die mit freyem Willen und bey vollem Gebrauche der Vernunft begangen werden, Strafe verdienten, wie vieles müßte unbeſtraft bleiben, das auch der billigſte, menſchenfreundlichſte Geſetzgeber nicht ungeſtraft laſſen kann. Wie unendlich ſchwieriger, ja in den meiſten Fällen ganz unmöglich würde die Vefriedigung der Forderungen werden, die ſo mit an den Richter geſchehen müßten. Neuntes Geſpräch. Ueber reelle und perſönliche Majeſtät. Selbſt in der Monarchie hat die Nation allezeit die reelle, und ihr ſichtbares Oberhaupt nur die perſönliche Autorität. Hätte die Nation keine Majeſtät, ſo hätte ſie auch keine geben oder übertragen können, und woher käme die des Regenten? Von einem göttlichen Rechte? „dieß iſt eben ſo gewiß vom Himmel herabgekommen, als die Suren und Ajeds des Koran, als die Oriflamme und die kleine artige Bouteille, woraus die allerchriſtlichſten Könige zu Rheims geſalbt werden.“ Zehntes Geſpräch. Ungültigkeit der Teſtamente nach dem bloßen Naturrecht. Wird aus den gewöhnlichen Gründen dargethan. Eilftes Geſpräch. Urrechte der Menſchbeit. „Es giebt urſprüngliche, angeborne, von Verträgen und poſitiven Geſetzen unabhängige Menſchenrechte, die alſo der bürgerlichen Geſellſchaft ihre Entſtehung nicht zu danken haben, und auch durch ſie nicht aufgehoben werden können. Denn dieſe Rechte laſſen ſich von der Natur eines vernünftigen und perfectiblen Weſens, welches ohne ſie ſeine Beſtimmung nicht erreichen könnte, nicht trennen. Sie dauern daher ſo lange fort, wie jene Natur ſelbſt fortdauert, d. h. ſie ſind unveräuſſerlich. Alle Menſchen ſind in Anſehung dieſer primitiven Rechte — welche keinesweges aus gefälligen Verhältniſſen entſpringen, worinn der

eine

eine Menſch ſich befindet und der andere nicht — einander gleich." Denn es iſt hier kein Grund der Ungleichheit denkbar. Rechte, die dem Menſchen, in ſo fern er ein Menſch iſt, zukommen, können dem einen nicht mehr und nicht weniger zuſtehn, als dem andern, weil der eine nicht mehr und nicht weniger Menſch iſt als der andere." Zwölftes Geſpräch. Die Conſolidation. Es iſt hier von Privatconſolidationen die Rede. Der Verf. erkennt das Gute, das dieſe obrigkeitliche Verfügung einiger Länder in verſchiedenem Betracht geſtiftet, nur eifert er mit Recht, gegen die Willkühr und die Art von Gewaltthätigkeit, womit man, unter dem Vorwand des gemeinen Beſten, den Landmann ſeines Eigenthums beraubt. Freylich ſollte man billig nie zu Gewalt ſchreiten, ſondern nur nach freyer Einſtimmung beyder Theile handeln. Derjenige, der durch Conſolidation gegen ſeinen Willen ein Grundſtück verliert, wird dadurch nicht immer entſchädigt, daß er dafür ein anderes von gleicher Größe erhält. Dreyzehntes Geſpräch. Ob der Ackerbau wirklich den Grund des Reichthums der Staaten ausmacht? Zu oberflächlich. Anhang zum erſten und dritten Geſpräch. Dies iſt der Inhalt der in dieſem erſten Bande enthaltenen Geſpräch, die aber von der Form des Dialogs eben keinen groſsen Reitz erhalten haben. Der Vortrag iſt faſt ganz dogmatiſch, doch gut und lebhaft. Der Baron docirt ex cathedra; der Marquis (ein Franzoſe, keine ſehr wahrſcheinliche Fiction), ſpielt die Rolle des Opponenten in einer akademiſchen Diſputation. Er bringt ein paar Gründe und Einwendungen tant bien que mal vor, und dann aus Höflichkeit concedit totum argumentum. Die Einmiſchung lateiniſcher Verſe kömmt, zumal in den erſten Geſprächen zu häufig vor, um den Leſern nicht läſtig zu werden. Nirgend dringt der Verf. ſehr tief in den Gegenſtand ein: dafür aber gebührt ihm das Verdienſt eine Anzahl allgemein intereſſanter Wahrheiten in einem angenehmen und faßlichen Vortrag weiter in Umlauf gebracht zu haben.

Bs.

46. Auswahl der nützlichſten und unterhaltendſten Aufſätze für Deutſche aus den neueſten brittiſchen Magazinen. Vierzehnter Band. — Und auch unter dem Titel:

Neue

47. Neue Auswahl — Erſter Band. Leipzig, in der Weygandſchen Buchhandl. 1792. 22 Bde. 8. 21 K.

Die Sammlung iſt ſchon bekannt, und auch dieſer Band enthält manches Gute. Für uns iſt am anziehendſten geweſen: 1) Anekdoten von den beyden Geitzigen Harvey und John Elwes, die auch beſonders heraus iſt. — 2. Nachricht von einer Hindoſtanerin, Witwe eines Braminen, die ſich mit ihrem verſtorbenen Manne im Jul. 1779 lebendig verbrannt hat. Dieſe Sitte dauert alſo noch fort, beſonders unter den höhern Volksklaſſen, und wird beſonders vom Ehrgefühl unterſtützt, weil eine Wittwe, die ſich dieſem Gebrauch nicht unterwirft, zeitlebens verachtet bleibt, als ob ſie aus einer niedrigern Kaſte wäre, und meiſt ſich genöthigt ſieht zu dienen. Ein Fremder, oder der nicht von der Religion der Hindus iſt, kann durch die Berührung der Dame ſie retten und dann heyrathen, weil dadurch das Opfer entweiht wird; aber die Perſon, deren Verbrennung hier erzählt wird, hatte zum Voraus erklärt, ſie würde ſich nicht retten laſſen, und im Fall einer ſolchen Berührung ein ander Mittel ſuchen, ihr Leben abzukürzen. (Andre behaupten, dieſer Gebrauch ſchränke ſich nur auf die Kaſte der Braminen ein.) — 3) Ueber die Cretins oder blödſinnigen Menſchen im Walliſer Lande, (auch weiße Negers, weiße Indianer und Kakerlaken). — 5) Etwas über die Gelehrigkeit der Thiere (beſonders der Elephanten). — 9) Geſchichte des Hrn. du F. (oder der unmenſchliche Adelſtolz.) Ingleichen etliche Anekdoten aus der 10ten Nummer.

Ph.

47. Theoretiſch-praktiſche Darſtellung der Handlung in deren mannichfaltigen Geſchäften, von Johann Georg Büſch, öffentlichem Lehrer in der Mathematik und Vorſteher der Handlungsakademie in Hamburg. Erſter Theil, 327 und XIV Seiten. Zweyter Theil, 396 Seiten. 8. Hamburg, bey Hofmann, 1792. 2 Rthlr. 4 gr.

Schon der Name des Verf. bürgt dafür, daß wir nicht zu viel thun, wenn wir unſern Leſern dieſes Buch als ein klaſſiſches Werk empfehlen. Wir haben freylich ſchon ähnliche Schriften, aber dieſe übertrifft alle andere bey weiten. Die Hamburgiſche Handlungsakademie gab dem Hrn. Profeſſor die erſte Veranlaſſung, Vorleſungen über die Handlung zu halten, welche von vielen Jünglingen, die ſchon würklich auf Comtoiren arbeiteten, beſucht würden. Dieſen Vorleſungen hat man faſt alle Schriften deſſelben über Staatswirthſchaft und Handlung zu verdanken. Da er den Mangel eines guten Lehrbuchs, das bey jenen Vorleſungen zum Leitfaden dienen konnte, empfand, ſo entſchloß er ſich, wie er eine Veranlaſſung hatte, jenen Vortrag zu erneuern, ſeinen Zuhörern das Nöthige zu dictiren. Dieſe Dictaten wurden durch Abſchriften vervielfältigt, und erregten bey den Leſern den Wunſch, ſie, weiter ausgeführt, im Druck zu ſehen. Dieſer Wunſch iſt erfüllt, und ſo vortreflich erfüllt, daß ſich ſchwerlich jemand wagen wird, nach ihm, ein Lehrbuch über die Handlungswiſſenſchaft zu ſchreiben. Nach einer kurzen Einleitung §. 1—7. theilet der Verf. ſeinen Gegenſtand in fünf Bücher. Das erſte (S. 7—122.) handelt von dem Gelde, den die Stelle des Geldes vertretenden Zeichen des Werths und den mannichfaltigen damit betriebenen Umſätzen. Mit Recht nimmt die Lehre vom Gelde die erſte Stelle ein: denn iſt es gleich nicht der eigentliche Gegenſtand der Handlung, ſo iſt es doch das erſte Erforderniß in derſelben, ſo wie ſie jetzt getrieben wird. Im erſten Kapitel von dem Gelde überhaupt und dem Verhältniß des Goldes und Silbers wird von dem Gehalt, vom Gold- und Silbergewicht, vom Münzfuß, vom Schlagſchatz u. ſ. w. geredet. Zu Kruſens Contoriſt, auf den §. 2. 8

verwieſen wird, können wir Gerhards allgemeinen Contoriſten hinzufügen, den der Verf. noch nicht kennen konnte. — In handelnden Staaten, wo eine lebhafte Handlung iſt, macht die baare Auszahlung des Geldes viel Mühe, dieſer wird durch die Banken abgeholfen; von denen und den durch dieſelben entſtehenden und andern Zeichen des Werths das zweyte Kapitel handelt. Die Banken ſind entweder Giro- oder Zettelbanken. Die Scheine der letztern haben einen leichtern Umlauf als baares Geld; die Circulation derſelben und des Geldes (3. Kap.) iſt theils eine einheimiſche, unter den Gliedern eines Staats; theils eine ausländiſche, zwiſchen verſchiedenen Staaten. Die inländiſche wird hauptſächlich dadurch befördert, wenn der fleißige Bürger und Landmann das Geld ſeiner reichen Mitbürger benutzen kann. Für dieſe Benutzung giebt er Zinſen (4. Kap.); doch muß er auch Credit haben, um Geld zu erhalten; das heißt, er muß eine gute Meinung von der Sicherheit der Wiederbezahlung für ſich haben. Es giebt einen hypothekariſchen und einen perſönlichen Credit; von letzterm hängt der Wohlſtand des Kaufmanns ab. Wenn die Zinſen in einem Lande niedrig ſind, und der perſönliche Credit wenige Schwierigkeit findet, ſo gehen alle Handelsgeſchäfte leicht fort. Es können mit Vortheil Manufakturen angelegt werden, zu deren Anlegung ein großes Capital und lange Vorausbezahlung der Materialien gehöret. Die Zinſen haben auch auf den Ackerbau Einfluß, und richten ſich nach den Staatsſchulden. Bey der ausländiſchen Circulation kommt die Ausgleichung von dem Werth des Geldes der verſchiedenen Staaten im ſogenannten Pari (5. Kap.) in Betracht. Die Münzirrungen in ſo vielen Staaten, das Papiergeld u. ſ. w. machen die Berechnung des Pari ziemlich ſchwer. Die Hamburgiſche Bank dient dem größten Theil des handelnden Europa zum beſten Mittel, um den Werth und Gehalt aller im Handel vorkommenden Silbermünzen zu berechnen und zu vergleichen. Der Kaufmann bedient ſich jedoch des baaren Geldes zur ausländiſchen Circulation ſelten, ſondern der Wechſel (6. Kap.), durch welche einer den andern an ſeine in der Fremde habende Forderungen verweiſet. Das Wechſelgeſchäfte iſt in der Handlung von der äuſſerſten Wichtigkeit. Mit Recht hat daher der Hr. Verf. dieſes Kapitel ungemein vollſtändig bearbeitet, wobey er beſonders auf das Hamburgiſche Wechſelrecht und Uſanzen Rückſicht genommen hat. Dieſes ergiebt ſich [illegible] §. 11, wo es heißt: „daß

der letzte Indoſſat eines Wechſels, der nicht bezahlt worden iſt, das Recht hat, aus allen Indoſſaten denjenigen auszuwählen, von welchem er glaubt, das Geld am erſten zu bekommen.“ Denn ſo billig dies iſt, ſo verordnen doch einige Wechſelordnungen, z. B. die Leipziger, Art. 19, die Bremer, Art. 52, die Wiener, Art. 25 ausdrücklich, daß man keinen Indoſſaten vorbeygehen ſoll. Daß ſich, wenn alle, deren Namen auf dem Wechſel ſtehen, fallirt ſind, der Inhaber an alle Maſſen mit der ganzen Forderung wenden könne, iſt auch nicht aller Orten Gebrauch — allein, die Einrichtung werde gemacht, wie ſie wolle, ſo bleibt ſie allemal dem einen oder dem andern Theil nachtheilig — Rec. würde die Schranken einer Recenſion überſchreiten, wenn er ſeine Gedanken hierüber ausführlich eröffnen wollte, vielleicht hat er Gelegenheit, ſolches zu einer andern Zeit zu thun — §. 12 ſagt der Hr. Verf.: „Kein Indoſſement ſey gültig, welches nach dem Verfalltage noch auf den Wechſel geſchrieben werde.“ — Dies läßt ſich wohl nicht ohne Ausnahme ſagen. Ich will nur ein Beyſpiel anführen. Ein Kaufmann in London hat einen Wechſel auf Hamburg, der noch vierzehn Tage zu laufen hat; er hat in Amſterdam zu bezahlen, und findet den Cours vortheilhaft, jenen zu dieſer Bezahlung zu gebrauchen. Er ſendet ihn dahin, widrige Winde aber halten das Paketboot (wie beſonders im Winter nicht ſelten geſchieht,) ſo lange zurück, daß der Wechſel erſt den ſechszehnten Tag in Amſterdam ankommt: wie ſoll ihn der Amſterdamer einziehen, wenn er ihn nicht indoſſiren dürfte? — Dergleichen Uſanzen eines Orts bedürfen einer Verbeſſerung. Was §. 16 von Wechſeln auf Sicht geſagt wird, verdient beherzigt zu werden. Rec. kennt angeſehene kluge Kaufleute, die nie Wechſel auf Sicht ausſtellen; und warum kann man nicht auch die Tage beſtimmen, in denen man das Geld zu erheben wünſcht? Iſt die Entfernung des Orts, wo der Wechſel bezahlt werden ſoll, von dem, wo er ausgeſtellet wird, z. B. acht Tage, und jemand begehret einen Wechſel dahin auf drey Tage Sicht, ſo kann er ihn ja eben ſo gut auf 12 à 14 Tage nach dato nehmen. Sehr gründlich und belehrend ſind die Bemerkungen vom Wechſelpari und dem Cours §. 20 — 32, und von den Urſachen, warum dieſer und jener Ort nicht auf einen andern Wechſel abgeben könne (§. 38 — 42.); wovon Rec. ſich in keinem kaufmänniſchen Lehrbuch etwas ſo Befriedigendes geleſen zu haben erinnert.

In dem 2ten Buch S. 123—191 wird von den Waaren als dem Gegenſtande der Handlung und der Waarenhandlung im Allgemeinen gehandelt. Waare überhaupt (1. Kap.) nennet man die Produkte der Natur oder der Kunſt, die ein Bedürfniß Vieler ſind, die nicht von jedermann und ohne Mühe aus der Natur genommen, oder mit roher Kunſt bearbeitet werden können, an welche irgend jemand ein Eigenthumsrecht hat, und die nicht zu ſchnell verderben, ſondern ſich eine gewiſſe Zeit erhalten können. Wenige Produkte können in ihrem natürlichen Zuſtande ſchon ein Gegenſtand des Handels werden, ſondern erfordern eine Bearbeitung, manche eine Sortirung, wozu gewiſſe Kenntniſſe erfordert werden. Der Kaufmann muß die Waaren kennen, mit denen er handeln will; das Studium der Natur- und Kunſtgeſchichte iſt ihm dazu behülflich, er erlangt dadurch den ſo nützlichen Beobachtungsgeiſt. Die Dienſte des Mäklers machen ihm daſſelbe nicht entbehrlich. In allgemeiner Rückſicht iſt die Waarenhandlung einzutheilen (2. Kap.) in Produktenhandel, Colonienhandel, Manufakturhandel und Zwiſchenhandel. Man theilet ſie auch in den Städten, wo die Zwiſchenhandlung blühet, in die Eigne- Commiſſions- und Speditionshandlung. Und in Abſicht auf die Art der Thätigkeit, mit welcher ein Volk den Handel betreibt, in den Activ- und den Paſſivhandel. Alle Waaren ſind körperliche Maſſen. Dieſe werden durch Maaße und Gewichte beſtimmt (3. K.); Gefäße, worin die trocknen Waaren enthalten ſind, werden entweder gewogen, oder es wird dafür eine nach der Erfahrung beſtimmte Thara nach Procenten gegeben. Auch wird in Hamburg bey dem Waarenhandel im Groſſen ein Abzug aufs Gewicht unter der Benennung Gutgewicht verſtattet. Aus der Bezahlungsfriſt, die dem Manufacturiſten und Krämer beym Einkauf zugeſtanden werden muß, entſtand der Rabatt, der noch in den Niederlanden und in Hamburg bey gewiſſen Waaren gebräuchlich iſt. Die Umſtände beſtimmen größtentheils den Preiß der Waaren im groſſen Handel (Kap. 4.) Wenn der Kaufmann aus fremden Ländern Waaren zieht, oder dahin verkauft, hat er ſowohl nothwendige als willkührliche Koſten in Anſchlag zu bringen, ehe er den Preiß feſt ſetzen kann. Dieſe Berechnung nennt man eine Waarencalculation. Allein, hiedurch erfährt er zwar den Preiß, für welchen er ohne Schaden ſeine Waare geben kann, aber ſein Gewinn und Verluſt hängt von der Nachfrage ab. Die

Vermuthung einer hohen Nachfrage, in deren Folge der Kaufmann Waaren anſchafft, um Nutzen daraus zu ziehen, nennt man eine Speculation. Dieſe iſt oft mißlich, und ſchlägt fehl: daher muß das, was ein Gegenſtand der Speculation für jedermann oder für viele iſt, es nie für den verſtändigen Kaufmann ſeyn. In dem dritten Buch S. 192 — 504 redet der Verf. von den mancherley Arten, die Handlung zu betreiben. 1) Von der Proper- oder eignen Handlung (1. Kap.). Sie iſt die natürlichſte und älteſte; wurde anfangs durch Tauſch betrieben, und die Kaufleute reiſeten ſelbſt mit ihren Waaren; deſſen es jetzt nicht bedarf. Der eigne Handel beſtimmt ſich nach der Lage der Plätze, in welchen er betrieben wird. So giebt es Niederlagen, Stapelſtädte, Marktplätze. Zum eignen Handel gehört auch die Commandite. II. Von dem Commiſſionshandel (2. Kap.). Die Erfindung der Wechſel, die Sicherheit der Landſtraßen, die Anordnung der Poſten waren wichtige Erleichterungen der Handlung, die der Kaufmann immer mehr benutzte; dadurch knüpfte ſich an die eigentliche Handlung der Commiſſionshandel. Dieſer beſteht darin, daß ein Kaufmann die Waaren, die er von einem entfernten Handelsplatz gebraucht, durch einen dortigen Einwohner einkaufen läßt, oder ihm Waaren zum Verkauf einſendet, und ihm dafür einen Lohn bezahlt, welchen man die Proviſion nennet. In vielen großen Manufakturſtädten werden Einkaufscommiſſionen ein wichtiges Geſchäft; das einen beträchtlichen und gewiſſermaßen ſicherern Gewinn bringt, als der eigne Handel. Es gehört aber dazu eine ſtarke Caſſe, weil er gemeiniglich vielen Vorſchuß fordert. Verkaufscommiſſionen geben freylich mehr Sicherheit, weil man die Waare in die Hände bekommt; je dennoch weil der Einſender gemeiniglich Vorſchuß begehrt, ſo erfordern ſie große Geldeskräfte, ſind auch nicht ganz ohne Gefahr des Verluſtes. Bey Ertheilung von Einkaufscommiſſionen hat der Committent Urſach, vorſichtig zu verfahren. Bey den Verkaufscommiſſionen iſt der Credit das Bedenklichſte, wenn der Commiſſionair nicht del credere ſteht. III. Von dem Tranſito- und Speditionshandel (3. Kap.). Dieſer iſt eigentlich kein Handel. Er wird durch Stapelgerechtigkeiten und Zölle erſchwert. Für die Spedition erhält der Spediteur eine gewiſſe Belohnung. (Der Hr. Verf. irret, wenn er glaubt, daß ſich dieſe Belohnung auf ein Drittel p. C. von dem Werth der durch den Spediteur beförderten Güter geſtellt habe: es mag in Hamburg

bey einem groſſen Theil der Kaufleute gegenwärtig der Fall ſeyn, ſo iſt er es doch wenigſtens nicht in Haarburg, Lüneburg, Bremen, Münden u. a. O., wo die Spedition gemeiniglich nach Schiffpfunden, oder nach Stücken, als Fäſſern, Packen u. ſ. w. berechnet wird.) IV. Von der Geſellſchaftshandlung unter Privatperſonen (4. Kap.). Dieſe iſt ſehr gewöhnlich. Veranlaſſungen zu derſelben geben die Art der Geſchäfte und die dabey nöthigen Reiſen, der groſſe Umfang und die Schwierigkeit der Geſchäfte; die Unfähigkeit des Haupts der Handlung; die Vermehrung des zur Handlung nöthigen Capitals; aber bey allen dieſen Anläſſen finden ſich Bedenklichkeiten. V. Zu den öffentlichen Handlungscompagnien (5. Cap.) beruhet die gewöhnliche Veranlaſſung in der Meynung, daß die Geſchäfte, welche den Gegenſtand der Compagnie ausmachen ſollen, entweder gar nicht oder doch nicht mit hinlänglich lebhaftem Betriebe von einzelnen Kaufleuten in Gang geſetzt werden können. Eine ſolche Compagnie wird durch Actien errichtet. Handlungskenntniſſe werden nur von den Directeurs gefordert, welche ſie jedoch nicht immer beſitzen. Die Actien ſind verkäuflich. Sind die Geſchäfte vortheilhaft, ſo werden Dividende ausgetheilt. Nach dieſer gröſſern oder geringern Austheilung richtet ſich der Werth der Actien. In ältern Zeiten kannte man dergleichen nicht. Die Holländer errichteten die erſte im Jahr 1602. Aber jetzt machen ſie die Vortheile nicht mehr, welche man ſich davon verſpricht; ſie werden vielmehr ſchädlich für den Staat; können jedoch unter gewiſſen Bedingungen zuträglich werden. Compagnien, welche nur die Vertheilung gemeiner Koſten einer Handlung zum Zweck haben, oder ſich zur Vertheilung des Schadens einer Gefahr vereinigen, ſind dem Staat vortheilhafter. Dergleichen ſind die Brandcaſſen, oder die in den mehreſten Staaten freywillige oder anbefohlne Vereinigung zur Erſtattung der Brandſchäden an Gebäuden. Aſſecuranzcompagnien für Seegefahr ſind gewiſſermaſſen auch dahin zu rechnen: Sie haben in ihrer Einrichtung eine Uebereinſtimmung mit Handlungscompagnien, aber groſſe Vorzüge vor jenen. Eine Creditaſſecuranzcaſſe iſt zwar nicht unmöglich, hat aber groſſe Schwierigkeiten. VI. Zu einigen minder gewöhnlichen Arten, die Handlung zu betreiben, (6. Kap.) rechnet der Verf. den Groſſavanturhandel, da auf entfernten Reiſen einem Schiffmann oder anderem Güter auf Borg gegeben werden, um das Geld dafür nach ſeiner Zurückkunft, oder wenn

die

die Güter verlohren gehen, gar nicht zu bezahlen. Die Lieferungscontrakte: der Handel auf Lieferung, wo Waaren, ehe ſie an Ort und Stelle ſind, gekauft und verkauft werden. Mit demſelben hat der Prämienhandel etwas Aehnliches, der aber gewiß dem einen Theile ſehr ſchädlich und mehrentheils ein Spiel iſt, daher ihn die Geſetze in vielen handelnden Staaten verbieten. Der Actienhandel, oder der Handel mit den Papieren der öffentlichen Handelscompagnien iſt ſelbſt für dieſe Compagnien und deren Geſchäfte unnütz, und dennoch in neuern Zeiten ſehr übertrieben worden. Auch die Staatsſchulden ſind ein Gegenſtand des Handels, wenn ihr Werth eines Steigens und Fallens fähig iſt. Mit den Brittiſchen Staatsſchulden wird insbeſondere ein großer Handel getrieben. Indeß wäre es beſſer, wenn jenem Handel mit Staatsſchulden vorgebeugt würde.

In dem vierten Buche, mit welchem der zweyte Theil anfängt, handelt der Verf. von den Hülfsgeſchäften der Handlung, S. 1—173. Hier ſteht billig die Schiffahrt (1. Kap.) oben an. Sie iſt ein wichtiges und im Ganzen einträgliches Gewerbe. Der Schiffbau iſt eine wichtige Manufaktur für jedes Volk, das viele eigne Schiffe braucht. In ältern Zeiten benutzte der Kaufmann ſein Schiff zu ſeinem eigenen Handel. Noch jetzt betrachtet er es als ein auf Gewinn und Verluſt laufendes Capital. England, Frankreich ꝛc. gebraucht ſeine Schiffe zum Colonienhandel und in der Küſtenfahrt. Auch iſt die Fiſcherey eine Hauptveranlaſſung des Gebrauchs der Schiffe im eigenen Gewerbe. Doch fahren die mehreſten Schiffe auf Fracht, indem ſie entweder von einem Kaufmann allein gemiethet werden, oder auf Stückgüter in Ladung legen; aber derer Vorausſetzungen ſind ſehr viele, ohne welche eine Nation nicht zu dem Gewinn einer Frachtfahrt gelangen kann. Eine Nation hat vor der andern natürliche, ökonomiſche und politiſche Vortheile voraus. Der Bau der Seeſchiffe iſt eine Kunſtarbeit, die vielen Verdienſt giebt, und zugleich ein Manufakturgewerbe, indem manches Schiff zum Verkauf gebauet wird. Inländiſche Gegenden, die keine Seeſchiffahrt haben, können, wenn ſie an einem ſchiffbaren Fluß liegen, des Vortheils der Flußſchiffahrt genießen; nur wird dieſelbe durch Stapelgerechtigkeiten und Zölle erſchwert. Auch da, wo keine Schiffahrt war, kann die Kunſt ſie bewirken, indem Kanäle gegraben und Schleuſen angelegt werden.

 Solche

Solche Canäle am rechten Ort angelegt, ſind der Handlung vortheilhafter als die natürlichen Flüſſe. Jede Verführung der Waaren, ſowohl zu Lande als zu Waſſer, iſt mit großen Koſten verbunden, die durch die Fracht erſetzt werden. Doch giebt es bey der Seefahrt beſondere Verluſte, welche Avarey genennet werden (2. Kap.). Eine jede Seereiſe hat ihre gemeine Koſten, welche die Ladung mit trägt. Dieſe Unkoſten führen den Namen Avarey ordinaire, und werden auch bey der glücklichſten Fahrt bezahlt. Mit dieſem Wort Avarey, welches eigentlich die für die Koſten zu machende Durchſchnittsrechnung bedeutet, (doch iſt man über die Ableitung des Worts nicht einig *), werden alle Seeſchäden benennet, wenn gleich keine Durchſchnittsrechnung zur Schätzung eines ſolchen Schadens Statt hat. Schäden, die als Folgen eines Entſchluſſes zu Rettung des Ganzen angeſehen werden können, werden vom Schiff und der Ladung gemeinſchaftlich getragen, und nach Procenten des Werthes berechnet. Dieſes nennet man Averie groſſe. Ein Schaden, der dem Schiffe oder gewiſſen Gütern allein widerfährt, wird particuläre Avarie genannt. Die einzigen Zeugen von den Vorfällen, aus welchen die Avarey entſteht, ſind der Schiffer und das Volk. Sie legen ihr Zeugniß vor gerichtlichen Perſonen in dem erſten Hafen ab; und dieſes führt den Namen einer Verklarung. Die Berechnung der Avreyen geſchieht durch einen dazu von dem Staate angeſtellten Mann, der ein Dispacheur und ſeine Berechnung eine Dispache genennet wird. — (Wenn der Verf. ſagt: „In kleinen Häfen, dergleichen die Nothhäfen mehrentheils ſind, fehlt es an einem ſolchen Manne, und ſie kann daher nicht dort aufgemacht werden; dann aber kann ſie auch bis zum Abgangshafen verſpart werden“ u. ſ. w., ſo ſcheint es, als wenn die Meinung ſey, daß der erſte Hafen, in welchen nach erhaltenem Schaden das Schiff einläuft, derjenige ſey, wo die Dispache aufgemacht werden müſſe; dies iſt aber ein Irrthum. Denn eine Avarie groſſe muß nach den Geſetzen des Beſtimmungsplatzes des Schiffes regulirt werden, wenn dort aber kein dazu fähiger Mann iſt, oder der Ort wohl gar keine eigentliche See-

rechte

*) Einige leiten es von Hafen her, weil die Berechnung erſt nach Ankunft des Schiffs im Hafen gemacht wird; andre von Habe, oder dem Gute des Kaufmanns, welches Schaden gelitten hat, andere mit dem Verf. von dem Engl. Average Durchſchnitt.

rechte hat, ſo kann und muß es am Abgangsplatze nach den daſigen Geſetzen geſchehen. Eine particuläre Avarey wird aber nach den Geſetzen des Orts, wo die Verſicherung geſchehen iſt, berechnet.) Der Werth der Güter wird in der Avarie Groſſe nach der Einkaufsrechnung oder auch nach dem Werth am Beſtimmungsplatz, und das Schiff nach dem Werth, den es hat, wenn es aus der See kommt, berechnet: durch Aſſecuranzen oder Verſicherungen (3. Kap.) übernimmt ein anderer die Erſetzung des Schadens, der dem Eigenthum eines Kaufmanns aus der Waſſerreiſe entſtehen kann, gegen einen gewiſſen Preiß, der die Aſſecuranzprämie genennet wird. Das darüber ausgefertigte und von dem Verſicherer unterſchriebene Document heißt die Polize — Der Verf. theilt das Formular einer Hamburgiſchen Polize auf Güter mit, und begleitet dieſelbe mit ſehr guten Erläuterungen und richtigen Bemerkungen. — Es giebt, auſſer den Aſſecuranzen auf Schiffe und Güter, Verſicherungen auf Intereſſe und Nichtintereſſe, welches bloſſe Wetten und für den Aſſecurateur bedenkliche Verſicherungen ſind; und Verſicherungen auf imaginären Gewinn. Hier irrt der Verf., wenn er glaubt, daß dieſe Verſicherungen wenig gewöhnlich ſind. Denn weil in dem Börſenpreiß, über welchen der Verluſt auf beſchädigte Güter vertheilt wird, die Fracht, Zölle und andre Unkoſten begriffen ſind, der Verſicherte aber nicht mehr als den wahren Einkaufswerth ſeiner Güter bis im Schiff verſichern laſſen kann, ſo würde er bey aller Erſetzung des Aſſecurateurs dennoch verliehren, wie das von dem Verf. angeführte Beyſpiel darthut, wenn er ſich nicht durch Verſicherung auf imaginären Gewinn deckte — Die Aſſecuranz hat in dem Gange der Handlung überhaupt groſſe Veränderungen gemacht, die theils als vortheilhaft, theils als nachtheilig angeſehen werden können. Von der Bodmerey handelt das 4te Kap. Rheder ſorgen dafür, daß ein Schiffer am Beſtimmungsort, oder in den Häfen, wohin er auch nur muthmaßlich auf der Reiſe einlaufen möchte, ſo viel Geld findet, als er bedarf, und weiſen ihm einen Einwohner an, der ihm damit aushilft. In alten Zeiten bedurfte ein Schiff ſolcher Anweiſungen ſelten, weil die Eigner faſt immer mit reiſten. In vielen Fällen war es aber auch faſt unmöglich, für ein Schiff in dem jetzt üblichen Wege im voraus zu ſorgen. Daher entſtanden manche Verlegenheiten. Man ſuchte und fand Geld, aber gegen hohe Zinſen. Die Alten nannten dieſe Zinſen foenus nauticum (Schiffahrtswucher).

Sie ſind der Grund der Bodmerey; welche Benennung die Geldanleihe bezeichnet, die auf den Boden des Schiffs ſolchergeſtalt gegeben wird, daß es dem Leihenden zum Unterpfande dienet, um ſich lediglich daran zu halten, ſo daß, wenn das Schiff verunglückt, der Geber des Geldes keine Anſprüche an den Empfänger deſſelben weiter hat. In gegenwärtigen Zeiten giebt es zwey Veranlaſſungen, Geld auf Bodmerey zu nehmen: die erſte, wenn der Schiffer oder der Eigner nicht das Vermögen hat, eine koſtbare Reparatur des Schiffs und die Ausrehdungskoſten, die nothwendig erfordert werden, wenn das Schiff ſich den Gewinn einer guten Fracht nicht entgehen laſſen will, zu beſtreiten, und daher Geld auf Bodmerey nimmt; die zweyte, die noch weit gewöhnlicher iſt, wenn der Schiffer in einen Nothhafen einläuft, wo er keine Freunde ſeiner Rheder findet, die ihm mit Geld aushelfen. Zwar kann er auch einen Theil der Ladung verkaufen, aber nur dann, wenn er kein Geld auf Havarie bekommen kann. Der Bodmereygeber kann ſein Geld verſichern laſſen. Seine Forderung hat einen Vorzug vor allen Anſprüchen der Aſſecuradeure und Eigner. Wird mehr als einmal auf einer Reiſe Geld auf Bodmerey genommen, ſo hat der letzte Bodmeriſt den Vorzug vor dem erſten. Um den ſchweren Bodmereyzinſen auszuweichen, haben die Hamburgiſchen Aſſecuranzcompagnien die kluge Einrichtung getroffen, daß ſie in allen großen und kleinen Häfen, hauptſächlich längſt den Nordiſchen Meeren, Bevollmächtigte geſetzt haben, an welche ſich ein jeder Schiffer wenden kann, der da weiß, daß in Hamburg Theilnehmer ſeines Schiffs oder ſeiner Ladung leben. Bey Strandungen von Schiffen kömmt das Strandrecht in Betracht. Bergelohn nach Verhältniß der geleiſteten Hülfe iſt billig; aber daß der Landesherr ſich von den Schiffen und Gütern, die an ſeinem Strande verunglücken, einen Antheil anmaßet, iſt ein Ueberbleibſel aus den barbariſchen Zeiten, und wird auch an nicht herrenloſen Gütern nur noch in den Däniſchen Staaten geübt, wo nur ein Theil den Eignern, ein zweyter Theil den Bergern gegeben wird, und den dritten Theil der Königliche Fiſcus nimmt. Zwar iſt es den Eignern unverboten, um deſſen Schenkung zu bitten, aber die Fälle ſind nicht ſelten, daß dieſe Bitte kein Gehör gefunden hat. — Rec., der ſeit verſchiedenen Jahren Gelegenheit gehabt hat, ſich mit dergleichen Vorfällen bekannt zu machen, hat mehrentheils gefunden, daß der Fiſcus ſeinen dritten Theil geſchenkt hat, auſſer in den beyden letztern Jahren

hat

hat er die Bemerkung gemacht, daß man zu wiſſen verlanget, ob Schiff und Ladung verſichert ſey, und von dem Verſicherten den Drittel behalten, von dem Unverſicherten aber geſchenket hat. In dem Fürſtenthum Jevern wird das Strandrecht eben ſo ſtrenge beobachtet, und Rec. iſt kein Fall bekannt, da der Fiscus auch auf wiederholtes Bitten ſeinen Theil den Eignern geſchenkt hätte.

Die Makeley iſt ein Hülfsgeſchäft der Handlung (5. Kap.) Mäkler ſind bey der Handlung nothwendig. Man kannte ſie ſchon bey den Alten unter dem Namen Proxenetæ. Sie dienen dem Kaufmann als Unterhändler, als Zeugen ſeiner Unterhandlungen, durch ihre Waarenkenntniß, auch wohl in Beſorgung kleiner Zahlungen; in Hamburg beſonders bey der Seefahrt und Aſſecuranzprämien. (An manchen Orten ſind die Wechſel- und Geldmäkler zugleich Caſſirer der Kaufleute.) Wenn Mäkler in gutem Ruf ſind, ſo können ſie einem jungen Kaufmann zum Credit behülflich ſeyn. Ihnen iſt alle Handlung verboten. Oeffentliche Waarenauctionen ſind ein gewinnvolles Geſchäft für ſie. Der Kaufmann muß nicht alles zu ſehr auf den Mäkler ankommen laſſen.

Buchhalten (6. Kap.) iſt bey der Handlung unentbehrlich. Richtige Rechnung über Einnahme und Ausgabe iſt dem Kaufmann nothwendig. Dieſe kann ohne Buchhalten nicht geführet werden. Ein Verzeichniß aller ſeiner kaufmänniſchen Geſchäfte mit Beziehung auf alle Umſtände, welche den Geldbelauf in denſelben beſtimmen, muß dabey zum Grunde liegen. Dieſes Verzeichniß nennet man Memorial. Aus demſelben kann auf eine ſehr einfache Art das ſogenannte deutſche Buchhalten geführt werden, welches für einen Mann, der wichtige Geſchäfte treibt, nicht hinreichend iſt. Ihm iſt das ſogenannte Italiäniſche oder gedoppelte Buchhalten nothwendig — Wie dieſes entſtanden ſeyn könne — Wie die Rechnungen perſonificirt werden — Grund der Beſtimmung des Debitors und Creditors im Buchhalten — Aus dem Memorial wird das Journal formirt, und aus dieſem werden die Pöſte im Hauptbuche übergetragen. Dieſe beyden letztern Bücher haben bey Gerichten in Streitfällen die Kraft des Beweiſes. Nothwendige Nebenbücher ſind das Lagerbuch und Caſſabuch. Bücher von nicht allgemeiner Nothwendigkeit ſind das Bancobuch — wobey eine kurze Erklärung des Agio gegeben wird — und Riscontrobuch. Der Verf. hat, wie man leicht einſieht, und

er

er auch ſelbſt ſagt, keine eigentliche Anweiſung zum Buchhalten geben, ſondern nur allgemeine Anmerkungen machen wollen, ſonſt würde er eine unweit mehrere Anzahl von Nebenbüchern angeführt haben, die einem Kaufmann, der wichtige Geſchäfte treibt, nothwendig ſind, wenn er ſeine Sachen in gehöriger Ordnung erhalten will. Am Schluß dieſes 4ten Buches weiſet der Verf. dem Bankerot (7. Kap.) nicht als einem Hülfsmittel, ſondern als einem böſen Hinderniß der Handlung ſeine Stelle an. Wenn die Hoffnung des Gewinns trügt, oder wenn der Gewinn nicht groß genug iſt, um dem handelnden Kaufmann ſein Auskommen zu geben, ſo geräth er auſſer Stand, zu bezahlen. Dieſes Unvermögen erklärt er ſeiner Obrigkeit, ſucht ihren Schutz, und übergiebt ſeinen Gläubigern ſein Vermögen. Dieſen Vorgang nennt man einen Bankerot. Strenge waren in alten Zeiten die Rechte gegen den nicht zahlungsfähigen Schuldner; und ſind es an einigen Orten noch. Die Abtretung der Güter (Beneficium ceſſionis bonorum) hat für den Schuldner nur das Wohlthätige, daß er von der Verfolgung ſeiner Gläubiger frey wird; inzwiſchen geräth er dadurch in den hülfloſeſten Zuſtand. Das ſtrenge Wechſelrecht iſt jetzt die gewöhnlichſte Veranlaſſung zum Bankerot. Vorhin, ehe die Wechſelgeſchäfte in einen lebhaften Gang kamen, wurde er am gewöhnlichſten durch Seegefahren veranlaſſet. Damals war der gewöhnlichere Weg, dem Anſchein nach, ein Moratorium zu ſuchen, welches ſich mit dem Wechſelrecht nicht gut verträgt. Die Hauptwohlthat, wodurch ſich ein kaufmänniſcher Bankerot von der gewöhnlichen Ceſſione bonorum in ſeinen Folgen unterſcheidet, iſt die Beendigung deſſelben durch einen Accord. Der Gläubiger iſt dazu bereitwillig, weil er gewohnt iſt, zu verliehren, und weil er, wenn er ein Ausländer iſt, die Schwierigkeit, ſein Recht durchzuſetzen, zu ſehr fürchtet. Doch ſollten dieſe Wohlthaten nur Kaufleuten zu gut kommen, keinesweges aber andern Perſonen, die keinen unerwarteten Unfällen ausgeſetzt ſind, ſondern von feſtgeſetztem und zufälligem Verdienſte leben, und durch ſchlechte Wirthſchaft in Schulden gerathen. Dem Kaufmann iſt es nöthig, die Fallitgeſetze der Staaten zu kennen, auf welche er handelt; beſonders in Anſehung der Ausnahme, welche dieſelben in den zum Concurs kommenden Gütern machen. Die ſtrenge Gemeinſchaft der Güter zwiſchen Eheleuten, die in Hamburg und Lübeck, doch nur in wenig andern handelnden Staaten gilt, hat für die Frau etwas Hartes und Unbilliges. Die Fallitgeſetze haben auſſer-

auſſerdem noch manche Mängel. Dahin gehören: daß ſie der ungemeinen Langſamkeit in Beendigung der Concurſe nicht vorbeugen; daß ſie den Mißbrauch nicht hemmen, den ein dem Bankerot naher Kaufmann von ſeinem Credit macht, um ſeine Maſſe auf Unkoſten einzelner zu verbeſſern; und daß ſie wider das Decken; d. i. die kurz vor dem Bankerot geleiſtete Bezahlung an Verwandte und Freunde in Hoffnung künftiger Unterſtützung nichts verordnen.

Hiemit ſchließt das 4te Buch, und wenn man nun die vorhandenen Lehrbücher der Handlungswiſſenſchaft mit dem, was der Verf. vorgetragen hat, vergleichet, ſo wird man geſtehen müſſen, daß er nicht nur nichts zurückgelaſſen hat, was in jenen befindlich iſt, (eine kurze Handlungsgeſchichte ausgenommen, die er mit Vorbedacht weggelaſſen hat,) ſondern daß er auch alles in dem ſchönſten Zuſammenhang, in der anziehendſten Schreibart, mit der größten Faßlichkeit und mit der äuſſerſten Gründlichkeit abgehandelt hat; und ſein Werk daher mit Recht vor allen bekannten Werken dieſer Art einen Vorzug verdienet. Aber dieſer Vorzug wird noch durch das fünfte Buch vergrößert, welches S. 174—368 von der Handlungspolitik handelt, wovon die gewöhnlichen Lehrbücher nichts ſagen. Nachdem der Verf. im erſten Kapitel: Allgemeine Bemerkungen über die Veränderungen der Handlungspolitik bis zu unſern Zeiten gemacht und gezeiget hat, daß ſie erſt im 16ten Jahrhundert entſtanden ſey, und ſich ſeitdem ſo geändert habe, daß ſie gewiſſermaßen als eine ganz neue Kenntniß anzuſehen ſey; die ſich gegenwärtig aller Höfe ſo ſehr bemächtigt, daß ſeit einem Jahrhundert alle Kriege, den kurzen Krieg von 1733 ausgenommen, die Handlung zur erſten Veranlaſſung gehabt haben, oder in dem Verfolge Handlungskriege geworden ſind; ſo trägt er die allgemeinen Grundſätze der Handlungspolitik in dem Produkten- Colonie- Manufaktur- und Zwiſchenhandel vor, und betrachtet ſie demnächſt in Anſehung der Schiffahrt, der Hülfsmittel der Handlung, der Abgaben überhaupt und der Zölle inſonderheit. Der Produktenhandel (2. Kap.) iſt der ſicherſte. Die Gewinnung vieler Produkte ſetzt Fruchtbarkeit des Bodens und Fleiß der Menſchen voraus. Der Fleiß wird durch Zwang oder durch Geldgewinn bewirkt. Zwang und Knechtſchaft erhält die Menſchenzahl klein, daher iſt den Ländern, in denen der Landbau ſich auf Zwang und Knechtſchaft gründet, ein

größer

größerer Vorrath an Produkten, als verbraucht wird. Wenn das Produktengewerbe zu einem ausländiſchen Handel wird, ſo verliehrt es ſich nicht leicht wieder von einem Lande. Itzt trägt der ſtehende Soldat und eine durch Manufakturen oder durch den Bergbau volkreiche Gegend ungemein viel zur Unterhaltung des inländiſchen Handels mit den nothwendigſten Produkten bey. — Freye Ausfuhr des Korns ſcheint ein ſicheres Mittel zu ſeyn, den Mangel zu verhüten. Mineralien ſind ebenfalls Landesprodukte, und der Bergbau liefert wichtige Erzeugniſſe, liefert Materialien zu vielen Manufakturen und zu den nothwendigen Werkzeugen derſelben. Reichthum an edlen Metallen wirkt der Cultur entgegen. **Coloniehandel** (3. K.) hatten die Alten nicht, denn ihre Colonien waren keine Handlungscolonien. Dieſe entſtanden erſt, als vor dreyhundert Jahren Spanien und Portugall entfernte Länder, die ſo große Vortheile aller Art verſprachen, in Beſitz nahmen. Handlungscolonien müſſen Produkte haben, die dem Mutterlande fehlen; ſie müſſen Bedürfniſſe haben, und in deren vermeinter oder wahrer Nothwendigkeit erhalten werden, welcher nur durch Zufuhr aus dem Mutterlande abgeholfen werden kann, ſie müſſen mit Einwohnern aus dem Mutterlande bevölkert werden. Ein Staat, der Colonien beſitzt, hält mit Recht darauf, daß die Handlung dorthin und zurück nur zwiſchen ihnen und dem Mutterlande, und nur mit den Schiffen des letztern getrieben werden darf. Das Gegentheil iſt der Handlung im Allgemeinen nicht zuträglich. An den Coloniehandel knüpft ſich der Negerhandel; der ehemals bey vielen Nationen ein Monopol ihrer öffentlichen Handlungscompagnien war, jetzt ein Geſchäft der Privatinduſtrie geworden, wahrſcheinlich aber ſeinem Ende nahe iſt. **Manufakturen** (4. Kap.) haben große Vortheile für den inländiſchen Geldumlauf und für den auswärtigen Handel. In manchen Staaten werden ſie nur des letztern wegen geſchätzet, da doch die inländiſche Circulation von weit ſichererm Beſtand iſt. Indeſſen erhält ſich der inländiſche Vertrieb der Manufakturen gewiſſer, wenn ein ausländiſcher daneben entſtanden iſt. Dieſen bewirken 1. wohlfeile Preiſe und Güte der Manufakturen. Jene hangen ab 1. von dem wohlfeilen Preiſe der Lebensmittel, von dem Münzfuß, von den Auflagen, von dem Zinſenfuß und Privatcredit, von dem Lohn der Arbeiter; dieſe hingegen von den Materialien, ob ſolche im Lande erzeugt, oder aus der Ferne zugeführt werden; von einer gehörigen Vertheilung der Arbeit; von einer

ſorgfäl-

ſorgfältigen Aufſicht zu Verhütung des Betrugs; von einem gemeinſchaftlichen Beſtreben der Manufakturiſten, gute Waare zu liefern; von der Vollkommenheit der Maſchinen; von der Freyheit der Arbeit für jeden, der ſie verfertigen kann. — Die wichtigſten Manufakturen für ein Land ſind die, welche der groſſe Haufe vorzüglich braucht; nur muß der Landmann abgehalten werden, ſich dergleichen Bedürfniſſe ganz durch eigne Arbeit zu verſchaffen, und um Verbraucher ſolcher Kunſtprodukte ſeyn zu können, an denen er die erſte Arbeit thut, muß er zur Reinlichkeit und zu einem gewiſſen Wohlleben Luſt haben — Indeſſen genießt Frankreich Vortheile aus Manufakturen, die zum Wohlleben der höhern Volksklaſſen dienen, welche aber in Deutſchland nicht ſo gelingen. Der Beſtand einzelner Manufakturen beruht auf gewiſſen Nebenumſtänden, z. B. Feuerung, Transport, hinlänglicher Anzahl von Arbeitern — Wird eine Manufaktur unter mißlichen Umſtänden angelegt, ſo kann kein Beſtand derſelben bey freyem Handel erwartet werden, ſondern man muß Zwangsmittel gebrauchen: durch Auflagen auf fremde Manufakturen gleicher Art, oder gänzliches Verbot. Monopolien haben gewöhnlich ſchädliche Folgen. Es giebt Manufakturen, die ſich nicht in jeden Staat verpflanzen laſſen; aber auch ſolche, die ein jedes Volk muß haben können, wenn es will. Es iſt ein Fehler, wenn Manufakturen für das hohe Wohlleben von dem Regenten einer vorzüglichen Aufmerkſamkeit gewürdigt, und diejenigen hintangeſetzt werden, die für die nothwendigen Bedürfniſſe des groſſen Haufens arbeiten. Auch in der Wahl des Orts verſieht man es oft, in welchem man eine Manufaktur von Belang hervorzubringen ſucht.

Die Regeln, die bey der **Handlungspolitik in Anſehung des Zwiſchenhandels** zu beobachten ſind (ſ. K.), ſind einzutheilen: 1) in diejenigen, welche der Staat anzuwenden hat, der den Zwiſchenhandel ſelbſt treibt, oder bey ſich entſtehen machen will, und 2) in diejenigen, welche ein jeder Staat in Anſehung des in und durch ihn gehenden Zwiſchenhandels befolgen muß. I. Der Beſtand des Zwiſchenhandels beruhet hauptſächlich darauf, daß eine hinlängliche Anzahl und Mannichfaltigkeit von Waaren an Einem Orte zuſammen komme, ſo daß die Nachfrage der Käufer andrer Gegenden nicht leicht vergeblich wird. Ein ſolcher Ort wird dadurch zu einem Marktplatz. Derſelbe kann keine hohe Zölle leiden. Der

eigne

eigne Handel miſcht ſich daſelbſt mit dem Commiſſions- und Speditionshandel. Meſſen dienen jetzt einem ſolchen Orte nicht mehr. Bey einem Zwiſchenhandel, der nicht über den Wohnſitz derer geht, die ihn treiben, kann der Staat nichts wirken. Große Geldgeſchäfte knüpfen ſich natürlich an einen großen Zwiſchenhandel. II. Die Handlung älterer Zeiten beruhete faſt ganz auf der Betriebſamkeit der kleinen Staaten, welche durch den Zwiſchenhandel blüheten; die legte ihnen der Handelsneid Hinderniſſe in den Weg; in ſpätern Zeiten ſuchte man ihn auf allen Wegen zu erſchweren. Es iſt ein Vorurtheil, wenn Fürſten glauben, eine jede Handlung, welche ſie andre Staaten treiben ſehen, ihren Staaten eigen machen zu können. Geographiſche und politiſche Urſachen hindern es. Die Gründe für den Kaufmann, den directen Handel dem Zwiſchenhandel vorzuziehen, ſind nicht immer ſicher; dem Manufakturiſten wird er inſonderheit ſchwer, doch nicht, wenn er hinlängliche Kräfte zum directen Handel hat. Der Zwiſchenhandel behält eine große Nothwendigkeit durch die Schwierigkeit der Zahlung in und aus der Ferne. Er belebt nicht weniger den Manufakturhandel in abgeſonderten Staaten. Aus ihm entſteht der Tranſitohandel. Staaten, durch welche der Tranſithandel nothwendig gehen muß, machen ſich denſelben durch Zölle einträglich, müſſen aber nicht zu weit gehen, wenn ſie ihn nicht ganz vernichten wollen. Iſt aber die Lage des Landes ſo, daß der Tranſithandel noch ſeinen Weg neben demſelben finden kann, ſo muß er ſo viel möglich mit Zöllen verſchont, und dieſe mit großer Gelindigkeit eingefordert werden; auch muß der Staat für gute Landſtraßen ſorgen. In den Ablagerplätzen, die der Tranſithandel erfordert, muß der Staat eine Vorſorge für gute Ordnung in denſelben tragen. Es muß am Fuhrweſen zu keiner Zeit fehlen, das Frachtgeld billig bleiben, und das Speditionsweſen mit Ehrlichkeit, Sicherheit und mit möglichſt geringen Nebenkoſten fortgehen. Was die Handlungspolitik in Anſehung der Schiffahrt betrifft (6. Kap.) ſo hat der Regent alle mögliche Sorge anzuwenden, um den Gewinn dieſes Gewerbes ſo groß und inſonderheit für ſeine Unterthanen ſo gewiß zu machen, als es nur immer bey der natürlichen Mißlichkeit deſſelben möglich iſt. Er muß zwar ſeine Unterthanen leiten, in dem Handel, den ſie ſelbſt treiben, eigne Schiffe, oder nur die Schiffe ihrer Mitbürger zu gebrauchen, welches die Britten durch ihre Navigationsacte erzwungen, worin ihnen andre Staaten nicht

folgen

folgen können. Jedoch ſtören Kriegsvorfälle die Schiffahrt oft. Sogar der Colonienhandel kann nicht allemal mit eigenen Schiffen betrieben werden, ſo ſehr auch die Staaten die Fahrt auf ihre Colonien ſelbſt mitten im Kriege ganz an ſich zu halten geſucht haben. Die Seeräubereyen der bekannten Afrikaniſchen Staaten hindern ebenfalls manchen Staat, ſeine eigne Handlung mit ſeinen eignen Schiffen zu betreiben. Daher wird vielen Staaten die Frachtfahrt andrer Nationen unentbehrlich. Unkunde der Schiffer iſt für manches Volk ein Hinderniß eigner Schiffahrt: daher der Regent Urſache hat, für gute Navigationsſchulen zu ſorgen. In unſern Zeiten werden die Seekriege auch der Frachtfahrt derer Nationen hinderlich, welche nicht an denſelben Theil nehmen. In dem vorigen Jahrhundert war die Herrſchaft über die See eine ſtrittige Frage. In dem unſrigen ſträuben ſich die Britten wider das Recht der neutralen Flagge und wider den Grundſatz: daß ein freyes Schiff auch das feindliche Gut frey mache. Dies veranlaßte im letzten Seekriege die bewaffnete Neutralität, deren Erfolg aber noch ſehr unvollkommen iſt. Ein ſeefahrendes Volk muß ſeine Seemacht in einem guten Stande erhalten; denn darauf beruhet die Sicherheit ſeines Colonienhandels und ſeiner Fiſcherey. Zur Erhaltung derſelben dienen gute Seeſchulen, Einſichten in die Kunſt des Schiffbaues, wohlverſorgte Arſenale. Auch ein blos zu Lande mächtiger Fürſt kann ſeine Flagge in Reſpekt erhalten, welches Friedrich der Große bewieſen hat. Für kleine Freyſtaaten, die durch Zwiſchenhandel blühen, ſind wenige oder gar keine Maasregeln der Handlungspolitik in Anſehung der Schiffahrt anwendbar. Was der Regent in Anſehung verſchiedener Hülfsmittel der Handlung nach der Handlungspolitik (7. K.) zum Vortheil ſeines Volks zu thun hat, hängt theils mit den übrigen ſchon angeführten Maasregeln ſehr genau zuſammen, theils wird es ein Gegenſtand der Geſetzgebung über die Handlung. Die Banken hat der Staat oft gemißbraucht, bey jeder ihm entſtehenden Verlegenheit ſich auszuhelfen. Bey Errichtung von Banken finden ſich viele Bedenklichkeiten. Kein Staat, der in dringender Geldverlegenheit iſt, errichte eine Bank, und beſonders nicht in der Abſicht, dieſer Verlegenheit abzuhelfen; er ſorge vor Errichtung derſelben für gute Münze und einen recht zuverläßigen Münzfuß. Schon beſtehende Banken ſcheitern inſonderheit an übertriebenen Darlehnen auf liegende Gründe; wenn der Staat ſeine Banknoten als

eine Reſource anſieht, mit welcher er Krieg ſogar über die Gränze hinaus führen, oder groſſe Handelsſpeculationen betreiben könne. Die franzöſiſchen Aſſignate ſind eine ganz neue Erſcheinung. Frankreich iſt ein Staat, welchem am wenigſten von allen das Papiergeld zuträglich iſt. Auch die Poſten, dieſes Hülfsmittel der Handlung, ſind ein Gegenſtand der Politik; ein jeder Regent kennt die Einträglichkeit derſelben, und macht ſie mehr und mehr koſtbar. Die Leichtigkeit und Bequemlichkeit der Poſten giebt der Handlung eine groſſe Erleichterung. Ueber die Handlungspolitik in Anſehung der Zölle (8. Kap.), ſo wie aller Abgaben überhaupt, ſich zu unterrichten, iſt für den Kaufmann nothwendig. Anfänglich belegte der Regent die Handlung nur deswegen mit Zöllen, um ſich dieſelbe einträglich zu machen: aber ſchon damals wurde ſie durch die Zölle erſchwert, indem man dieſelben von ausgehenden Waaren, wie von einkommenden, hob und Gränzzölle anlegte. Davon iſt noch vieles übrig geblieben; noch jetzt beſtehen in allen Staaten eine Menge Zölle und Abgaben, bey welchen ſich kein Zweck denken läßt, als daß ſie dem Regenten Einkünfte verſchaffen. Es iſt auch ſo wenig rathſam als möglich, die Handlung von Zöllen zu befreyen. Erſt in den neuern Zeiten hat man angefangen, die Zölle als ein Mittel anzuſehen, die Handlung zu leiten. Sie thun ihre Dienſte im Produktenhandel, in Anſehung der Ein- und Ausfuhr; im Coloniehandel, in Abſicht auf die Colonieprodukte und die Zufuhr zu denſelben. In dem Manufakturhandel helfen ſie zur Unterſuchung, ob eine Manufaktur im Lande beſtehen könne. Materialien zu einer Manufaktur, die man nur durch fremde Einfuhr erlangen kann, müſſen mit keinen Zöllen beſchwert werden. Giebt ſie das Land ſelbſt, und man hält ihre Ausfuhr den Manufakturen ſchädlich, ſo wird ſie mit ſchweren Zöllen belegt oder verboten. In Anſehung des Zwiſchenhandels haben Staaten, die durch denſelben blühen, Urſache, ihre Zölle ſo viel möglich zu ſimplificiren.

Allgemeine Anmerkungen über die Handlungsrechte (9. Kap.) machen den Beſchluß dieſes Werks. Alle Geſetzbücher ſind in Anſehung der Handlungsrechte ſehr mangelhaft, und bis jetzt iſt der Preußiſche Staat der erſte, der ein gewiſſermaßen vollſtändiges Handlungsgeſetz hat. Die Urſachen ſind: daß die Geſetzbücher der Staaten neuerer Zeiten früher als deren Handlung entſtanden; daß die Römer die

Hand-

Handlung viel zu wenig kannten, als daß ſie darüber Geſetze machen ſollen; und daß die Rechtsgelehrten unſrer Zeiten zu wenig Kenntniſſe von den Geſchäften der Handlung haben; die immer verwickelter werden. Bey Abfaſſung neuer Handelsgeſetze muß nichts übereilet werden. Indeſſen haben ſich die Kaufleute aller Zeiten zu einer gewiſſen Norm ihres Verfahrens vereinigt durch die Handelsuſanz. Kaufmänniſche Contracte werden mit Beyſeitſetzung aller juriſtiſchen Umſtändlichkeiten vollzogen. Zeugen und Beweiſe ſind blos die Mäkler und die Handelsbücher. Das Recht entſtand unter Kaufleuten früher als die Geſetze. Der gute Glaube veranlaßte eine allgemeine Uebereinſtimmung in dem kaufmänniſchen Verfahren. Nur fehlt es bey den Handelsuſanzen noch daran, daß ſie nicht hinlänglich, ſo wie die Geſetze, geſammlet ſind; daß, da ſie größtentheils unter den Kaufleuten ſelbſt nicht hinlänglich beſtätigt ſind, zu viel Gelegenheiten zum Widerſpruch darüber entſtehen; und daß ihnen die obrigkeitliche Beſtätigung fehlt. Handlungsgerichte ſind in einem jeden Staate nothwendig, deſſen Handlung lebhaft iſt, deren Richtern der Verf. am Schluß gute Räthe ertheilet.

Wir hoffen nicht, daß wir den Leſer durch dieſe umſtändliche Darſtellung des Inhalts eines Buchs ermüdet haben werden, deſſen Wichtigkeit es verdient, allenthalben Leſer zu finden. Schon aus dieſem Skelet wird man den Gang des Verf., ſeine tiefen Einſichten in die Sache, und ſein anhaltendes Nachdenken über dieſelbe nicht verkennen. Mit ſeinem gefälligen, anziehenden, überzeugenden Styl wird der Leſer aus ſeinen andern Schriften bekannt ſeyn. Demjenigen Leſer aber, der Beurtheilung ſtatt Anzeige erwartet, verſichert Rec., daß er mit dem Verf. übereinſtimmend denkt. Zur Erläuterung des Ganzen und einzelner Stücke des Werks verſpricht der Verf. Zuſätze, denen wir mit Verlangen entgegen ſehen.

H.

48. Gemälde von dem Leben und Charakter, den Meinungen und Schriften des Philoſophen F. M. A. von Voltaire, entworfen von Julius Friedrich Knüppeln, Doctor der Philoſ. Leipzig, 1792. in Commiſſion bey Hilſcher, 260 Seit. 8. 14 gr.

In dieſem Büchlein findet man mancherley, was der Titel zu erwarten nicht berechtigt; nämlich: eine Skizze von dem Leben, Charakter, den Meinungen und Schriften des Philoſophen Voltaire; Anekdoten und Charakterzüge; das Jahrhundert Voltaire's, vom Verf. des philoſophiſchen Almanachs; philoſophiſche Aufſätze des Weiſen von Ferney; Verzeichniß der vorzüglichſten Schriften des Hrn. v. Voltaire; den Manen Voltaire's, eine Dithyrambe, welche den Preiß von der Franzöſiſchen Akademie erhalten hat; endlich eine Elegie von Pertola auf den Tod Voltairens. In dem erſten Stücke macht der Verf. mehr den Panegyriſten als den Biographen Voltairens. Die Fehler, deren er als Menſch und Schriftſteller ſehr große hatte, läugnet er entweder, oder ſtellt ſie ganz in den Hintergrund; erſteres nicht ſelten mit der offenbarſten Unwahrheit und Ungerechtigkeit gegen andere; letzteres mit unverkennlicher Partheylichkeit. So iſt, um nur eins anzuführen, Voltaire ihm der Vater der Geſchichte; vor ihm war alles mit Mönchsfabeln angefüllt, und durch den Geiſt der Kleinigkeit entſtellt, als ob nicht ſchon vorher mehrere vortrefliche Geſchichtſchreiber, ſelbſt in Frankreich, geweſen wären; von den Unrichtigkeiten, Flüchtigkeiten und oft ſehr einſeitigen Reflexionen Voltairens wird keine Notiz genommen. Voltairens Meinungen werden ſehr mangelhaft berührt; alles ſchränkt ſich auf weniges über ſeinen angeſchuldigten Atheismus ein. Eine pragmatiſche Biographie ſucht man vergebens; die Schreibart endlich, abgerechnet die häufigen Druckfehler, und auf deren Rechnung manches geſchrieben, woran ſich zweifeln läßt, ob es dahin gehört, iſt mehr declamatoriſch als hiſtoriſch, und mit mancherley Unrichtigkeiten befleckt. Die Anekdoten und Charakterzüge enthalten nichts, was nicht ſonſt ſchon bekannt wäre, und ſind faſt alle ſo gewählt, daß ſie nur die ſchöne Seite darſtellen, aus **Formey's** Souvenirs d'un Citoyen, hätte ſich mehreres von der entgegengeſetzten Seite beybringen laſſen. Allein, Vollſtändigkeit iſt überhaupt des Verf. Sache nicht; ja, um alle Gedanken an **Formey** und **Büſching** zu entfernen, ſprützt er auf die würdigen Männer Koth.

XI.

Lettere

49. Lettere Italiane e Tedeſche ſopra le notabili particolarità della città elettorale di Monaco; reſidenza della Baviera etc. 18 ℔. (Und auch mit einem deutſchen Titel.) München, bey Zangl, 1792. 13 Bogen. gr. 8.

Etwas von den Churfürſtlichen Schlöſſern und Gärten in München und deſſen Umkreiſe, viel von Gemälden in München. Doch wird der Leſer wenig antreffen, das nicht ſchon in andern Büchern gleichen Inhalts eben ſo gut und beſſer ſteht. Eigentlich ſollen dieſe Briefe ein Nachtrag zu denen von Bianconi ſeyn. Folgendes haben wir allenfalls bemerkenswürdig gefunden: S. 88 u. ff. zwey prächtige auf Pergament geſchriebene Notenbücher, die die Bußpſalmen vom berühmten Orlando Laſſo enthalten, und am Rande mit auſſerordentlich ſchönen Miniaturgemälden geſchmückt ſind, entdeckte man vor wenigen Jahren in einer eiſernen Kiſte im Reſidenzſchloſſe zu München. Eines von dieſen Büchern ſoll 3325 Scudi gekoſtet haben. Dieſer Orlando Laſſo war erſt Capellmeiſter zu Rom im Lateran, nachher bey Herzog Albert V. von Baiern, der ein Kenner von Muſik war, und ſich auch einige Horaziſche Oden von ihm ſetzen ließ. Hier ſteht ein erbaulicher Druckfehler, beydes im Original als in der Ueberſetzung: mater *ſacra* (ſaeva) cupidinum. — Die Miniaturgemählde ſind von J. Wielich, und ſtellen die vornehmſten Fürſtl. Perſonen und Tonkünſtler des damaligen Münchner Hofes vor. S. 114 Kirche der Exjeſuiten zu S. Michael, die der Verf. für die prächtigſte und ſchönſte in Deutſchland, auſſer der Dresdniſchen Hofkapelle, hält. Ihr Erbauer (vielmehr Vollender) war der große Jeſuitenfreund, Herzog Wilhelm V. (Er ſtarb aber nicht, wie hier ſteht, als Koſtgänger der Jeſuiten, ſondern ſein Vater Albert: er ſelbſt endete ſein Leben in einem Cartheuſerkloſter bey Regensburg.) Die Kirche koſtete der Bairiſchen Nation ungeheure Summen. — S. 120 und 22. Gerechte Klage über die Vernachläßigung, Verhüllung, Beräucherung und Zerſtichelung der meiſterhafteſten Gemählde in den katholiſchen Kirchen in Deutſchland und Italien. S. 146. Militäriſches Arbeitshaus in der Au, wo ſchon 2000 Bettler beſchäftigt werden, die ſonſt das Publikum beläſtigten. Ueberhaupt iſt die Betteley (Gott ſey Dank!) und das Almoſengeben endlich einmal in München verboten,

und eine Armenverſorgungsanſtalt nächſt dieſem Arbeitshaus errichtet, welches rühmliche Werk der bekannte General Thompſon durchgeſetzt haben ſoll. S. 158 wird die ſchlechte Zubereitung der Italiäniſchen Weine mit Grund getadelt. — S. 184. Lob der deutſchen Oefen, die man auch in Italien einzuführen anfängt.

Nun noch einige Worte von der Ueberſetzung, die der Verf., wie er in der Vorrede ſagt, aus Erſuchen ſeiner hochadelichen Schüler, beydrucken laſſen, und dieſe mögen ihm denn ihren ergebenſten Dank dafür abſtatten. Fürs übrige deutſche Publikum ſind ſie nicht. Hier und da iſt ein erträglicher Paragraph, dann aber wieder ein unfriedliches Durcheinander, wo man ganz nicht weiß, was er haben will. Beyſpiele davon könnten unſre Leſer ſehr beluſtigen, wenn hier Raum dazu wäre; Fehler wider den Sprachgebrauch und Bayriſche Provinzialismen wollen wir nicht einmal rügen. Der Corrector muß auch nichts taugen, denn bald findet man grobe orthographiſche Fehler — wie z. B. ſchon auf dem italiäniſchen und deutſchen Titel: Anetodi und Anecroden — bald Auslaſſungen, entweder im Original oder in der Ueberſetzung.

Of.

59. Reiſen im Innern von Nordamerika, welche eine Schilderung der Sitten und Eigenthümlichkeiten des Landes Kanada, Neu-England und Virginien, ingleichen die Geſchichte des Feldzugs, der Uebergabe und der fernern Schickſale der Armee unter dem General Bourgoyne enthalten. In Briefen, von Thomas Anburey, einem Officier bey dieſer Armee. Aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von Georg Forſter. Mit zwey Kupfertafeln. Berlin, 1792, in der Voßiſchen Buchhandlung. 372 Seiten. 8. 1 Rthl. 8 gr.

Dieſe Briefe des Hrn. Thomas Anburey hätten gerade die Rechtfertigung nöthig, mit welcher ſie Hr. Forſter, als Ueberſetzer, dem deutſchen Publikum in die Hände giebt.

Seine

„Seine Nachrichten, ſagt er in der Vorrede, enthalten zwar „wenig Neues für den Gelehrten von Profeſſion, und insbe„ſondere für den Statiſtiker; allein, ſie machen die Lebensart „der Kanadier und Amerikaner und die Naturbeſchaffenheit „jenes Welttheiles in einem leichten Tone dem groſſen Publi„kum anſchaulicher, als manches hochgeprieſene, mit Tabellen, „Berechnungen u. dgl. reichlich durchwebte, vor lauter Gelehr„ſamkeit nicht lesbare Buch. Es gehört aber zu den Sünden „mancher Recenſenten, daß ſie nur gar zu oft ein Buch, wel„ches gerade für ihr Fach nicht ergiebig war, aus Mangel an „Theilnehmung an den Bedürfniſſen anderer Leſer, mit weg„werfendem Tone verurtheilen, und als unbrauchbar ver„ſchreyen, da es doch lediglich an ihrem eingeſchränkteren Ge„ſichtspunkte lag, daß nicht auch ſie befriedigt davon giengen.“ Der Rec. will ſich nicht ſo weit verſündigen, daß er dieſe Briefe mit wegwerfendem Tone verurtheilen, oder ſie ganz als unbrauchbar verſchreyen wollte, weil er nach mancher Wiederholung ihm längſt bekannter Dinge, die aber doch, ſo wie ſie vom Verf. wiederholt ſind, für die Glaubwürdigkeit aller ſeiner Erzählungen bürgen, nach manchem zu leichten, durchaus nicht durchdachten, oder ganz einſeitigen Raiſonnement doch manches Neue, Gutes und Brauchbares in denſelben dargegen gefunden, und in dem jungen Verfaſſer durchaus den Blick wahrgenommen hat, der den beobachtenden Mann auf alle ihm neue Gegenſtände mit gleicher Lehrbegierde hinzulenken pflegt. Der Mann hatte nur für dieſen Blick, um ihn bis zum richtigen Scharfblick zu erheben, weder wohlgeſammlete Gelehrten- noch reife mit Prüfung und Erfahrung abgewogene Welt- und Menſchenkenntniß genug. Ihm iſt daher alles neu, alles, auch die gröſſeſte Kleinigkeit wichtig; alles erſcheint ihm nur von einer Seite, die nach der Güte und Ausdehnung, oder nach dem Mangel und dem engen Bezirk ſeiner in der Jugend eingeſogenen Ideen und Grundſätze wahr oder falſch, ausgedehnt oder eingeſchränkt von ihm gefaßt worden iſt. Auch ſein junges, noch nicht durch Grundſätze zu Gefühlen geſtimmtes, von dem erſteren Eindrucke ſogleich hingeriſſenes Herz nimmt oft Parthey. Er wehklagt oft über Härte und Unmenſchlichkeit, wo ein anderer nichts als ein Verfahren, das die in Kriegszeiten allgemein angenommenen Geſetze von ſelbſt zur Regel machen, oft über ſchreckliche Verwüſtung und unwiederbringliches Verderben, wo ein anderer nichts als die ganz natürlichen Folgen des einmal ausgebrochenen Krieges

 ſieht.

ſieht. Mit einem Worte, die Briefe des Hrn. Anburey ſind die ungezwungenen Herzensergieſſungen eines jungen Mannes, der, den ihm einmal eingepflanzten Grundſätzen getreu, ſeinen Freunden alles ſo mittheilt, wie es ſeine Seele bey dem erſten Anblick gedacht und ſein Herz bey dem erſten Eindruck empfunden hat. Nicht, daß wir ſie damit herabwürdigen wollen! Reiſebeſchreibungen von der Art ſind für den größern Haufen unſrer itzigen Leſewelt gerade die willkommenſte, und — wir ſetzen es mit innerer Ueberzeugung hinzu — die nützlichſte Lektüre. Noch mehr: wo der Verf. entweder aus jugendlicher Unwiſſenheit oder aus irrigen Maximen gestrauchelt hat, da iſt, um allem Schaden vorzubeugen, der Hr. Ueberſetzer zur rechten Zeit zu Hülfe gekommen. Mit ſo feiner Delicateſſe Hr. F. die Schwachheiten ſeines Schriftſtellers in der Vorrede zu rechtfertigen gewußt hat, mit ſo freymüthiger Offenherzigkeit hat er ſie an Ort und Stelle in den Noten ohne alle Schonung getadelt.

Der Verf. gieng im Jahre 1776 mit der Armee des Generals Bourgoyne als Fähndrich nach Quebeck, wohnte dem unglücklichen Feldzuge von 1777 bey, wurde in dieſem mit dem ganzen Corps bey Saratoga ein Gefangener der Amerikaner, und als Gefangener zuerſt nach Neuengland, ſodann nach Virginien, darauf nach Maryland verlegt, und endlich ausgewechſelt und nach England zurückgeſchickt. In jeder Lage, von jedem neuen Aufenthalte aus unterhält er ſeinen Freund theils von den Schickſalen der Armee, theils von dem, was ihm neu und ſeiner Aufmerkſamkeit werth vor die Augen getreten iſt. Von beyden wollen wir, da nun einmal ſeine Briefe auf deutſchen Grund und Boden verpflanzt worden ſind, das mittheilen, was für unſere Leſer das Merkwürdigſte ſeyn möchte.

Die Nachrichten von dem Anfang, Fortgang und Erfolg des Feldzugs des Generals Bourgoyne, die der Verf. als Augenzeuge und Theilnehmer erzählt, und wir hier in einem Zuſammenhange aus allen Briefen zuſammenſtellen wollen, ſind bey weitem die wichtigſten. Sie faſſen alle die Urſachen, warum die ganze Unternehmung keinen andern Ausgang nehmen konnte, bis zur gänzlichen Entſchuldigung des Generals und der Armee in ſich. Die Armee war bey ihrem Ausmarſche gut diſciplinirt, rückte mit Muth in das Feld, und hatte die beſten Anführer, Bourgoyne, Riedeſel, Philipps und Frazer

Frazer an ihrer Spitze. Es vereinigten ſich aber gleich anfangs ſo viele mißgünſtige Umſtände zuſammen, daß jeder neue Marſch der Armee mit unendlichen Hinderniſſen verbunden war. Bourgoyne konnte nirgends Magazine anlegen, fand auch nirgends Proviant für ſich, mußte ihn alſo allenthalben, wo er hinrückte, nachführen, und an vielen Orten von den Soldaten ſelbſt nachtragen laſſen; die Armee war mit der Kunſt, den Krieg faſt allein in Waldungen zu führen, wenig bekannt, und die Amerikaner verſtanden ſie ganz; die engliſchen Generale wußten von den Zügen und Planen ihrer Gegner nichts, und die Amerikaniſchen Generale von dem Plane der Britten alles. Dennoch war der Anfang des Feldzugs glücklich; die Ueberfahrt über den See Champlain, die von den Amerikanern mit leichter Mühe erſchwert werden konnte, gieng ohne alle Verzögerung von ſtatten. Ticonderago, ſobald der General Philipp die Anhöhe Sugar-Hill beſiegt hatte, wurde ohne Schwerdtſtreich geräumt, mit den Amerikanern bey ihrer Verfolgung glücklich gefochten, und das Fort Eduard eingenommen. Jeder neue Marſch koſtete aber dem General ſo viele Zeit und Mühe, daß er, wie der Verf. ſchreibt, für eine Stunde Ueberlegung, wo er ſeine Armee hinrücken laſſen wolle, zwanzig andere Stunden darauf denken mußte, wie er ſie ernähren werde. Noch mehr; die ohnedies beſchwerlichen Wege waren von den Amerikanern durch gefällte Bäume um ſo viel beſchwerlicher gemacht werden, daß der Transport des Proviants und der Artillerie eine beynahe ganz unmögliche Sache war. An ſchnelles Fortrücken war alſo gar nicht zu denken, und dem General das einzige Mittel, ſeiner Unternehmung einen glücklichen Ausgang zu verſchaffen, aus den Händen geriſſen. Dazu kam noch, daß er von den Bewegungen der Howiſchen Armee durchaus nichts erfahren, auch keine Nachricht auf irgend eine Weiſe von den gefangenen amerikaniſchen Officiers auspreſſen konnte. Alle dieſe dem engliſchen Generale im Wege ſtehenden Hinderniſſe waren ſo viele Vortheile für den General Gates, die ſich dann bey Cambridge und darauf bey Saratoga im großen Uebergewicht zeigten. Der Angriff auf den General Gates bey Cambridge wurde nur unternommen, um entweder einen Durchweg zu forciren, oder den Feind vom Platz zu treiben, um damit den Rückzug der Armee zu begünſtigen. Wie er für die Britten und Deutſchen ausſchlug, iſt bekannt. Gates, der nun ſchon entſchiedner Ueberwinder war, gieng ganz mit aller der Vorſicht zu Werke, als wenn er der

 ſchwä-

ſchwächere Theil wäre; hütete ſich, mit ſeinem Feinde im offenen Felde zu ſchlagen, that ihm deſto mehr Abbruch durch ſeine Scharfſchützen; ſchnitt ihm den Proviant ab, und folgte ihm Fuß für Fuß mit ſo guten Maasregeln, daß er ſchon alle Ufer beſetzt hatte, als Bourgoyne ſie zu der Rettung ſeiner Armee erreicht zu haben glaubte. „Es war unſer Unglück, ſchreibt „unſer Verf. S. 185, daß wir in keinem unmittelbaren ge„nauen und regelmäßigen Einverſtändniß mit der ſüdlichen „Armee ſtanden; der traurige Ausgang unſers Feldzugs be„weiſet, wie nothwendig es iſt, einem General den Plan des „Krieges anzuvertrauen, und ihm freye Hand zu laſſen. Bey „der Armee war es die allgemein angenommene Meinung, „daß die Abſicht unſeres Feldzuges wäre, uns mit des General „Howe Armee zu vereinigen. Sie können leicht denken, in „welches Erſtaunen uns die Nachricht ſetzte, daß die Armee „des Generals Howe nach Philadelphia zurückgegangen ſey. „Ich bin überzeugt, daß der Mangel an zuverläßigen Nach„richten (Bourgoyne wußte von der Vorrückung des Generals Vaughan nicht ein Wort) hauptſächlich an einem unglücklichen „Ausgange unſres Feldzugs Schuld war, und daß man uns „deswegen die gewählten anſtändigen Bedingungen ſo willfäh„rig zugeſtand, weil General Gates vorausſah, daß wir uns, „ſeiner größern Kriegsmacht ohngeachtet, bis aufs äuſſerſte „vertheidigen würden, wenn wir erführen, daß uns ein Deta„ſchement ſo nahe wäre.“ Nach der Verſicherung des Verf. war dieſer kurze Feldzug für die ganze Armee überaus hart und ſauer. Die Soldaten hatten den ganzen Feldzug hindurch nicht ein Stückchen Brod, mengten ihr Mehl zu Kuchenteig und buken es vor dem Feuer auf einem Stein, hatten ſehr ſelten Brandtewein, ſelten friſche Lebensmittel. Die Klagen, welche der Verf. von den indianiſchen und amerikaniſchen Bundsgenoſſen der Armee führt, mögen wohl wahr ſeyn, aber offenbare Partheylichkeit iſt es, wenn er bey jeder Gelegenheit ſeine Britten auf Unkoſten der deutſchen Hülfstruppen zu ſehr in das Licht zu ſetzen, und den Antheil der letztern an den erfochtenen Vortheilen ſogar zu ſchmälern ſucht. Das Schickſal der gefangenen Armee war bey den öftern Verlegungen in die verſchiedenen Staaten freylich mit manchen unangenehmen Abwechslungen verbunden; aber der Verf. ſieht oft Verletzung der Convention und ſchreckliche Härte, wo der kaltblütige Leſer nichts als Raiſon des Krieges erblicken wird. Nichts beweiſet ſo ſehr, wie leicht es dem Verf. ſey, auf den erſten Blick in

dem

dem Betragen der Amerikaner Barbaren zu ſehen, als daß man ſie bey einem von einem gutwilligen Wirthe vorgeſetzten Pudding alle vergeſſen, und bey der Erinnerung des genoſſenen Guten im Ernſte ausrufen kann, „wenn ſolche Geſinnungen „unter den Amerikanern allgemeiner wären, ſo würden die vie„len abſcheulichen Barbareyen und Verfolgungen unterbleiben, „die aus dieſem unnatürlichen Kriege entſtehen! u. ſ. w.

Von den Sitten und Eigenthümlichkeiten des Landes hat der Verf. unter vielen bekannten Nachrichten auch manche gute Bemerkung mitgetheilt. Daß Canada zur Ein- und Ausfuhr nur einen Fluß hat, auf welchem die Schiffahrt jährlich ſechs Monate durch das Eis geſperrt und in der andern Jahreshälfte wegen der dicken Nebel langſam und unſicher iſt, bleibt für den vollen Wohlſtand, auf welchen ihm die Fruchtbarkeit des Bodens und die geſunde Luft einen Anſpruch giebt, ein großes Hinderniß. So lange Canada unter der franzöſiſchen Regierung ſtand, und die Seigneurs noch ihre drückende Herrſchaft ausübten, ſo waren die Canadier ein träges Volk, weil ſie den Ertrag ihres Fleißes nicht ſelbſt einerndten konnten. Jetzt weiß es ſeine vielen Artikel zum Handel mit Weſtindien beſſer zu benutzen; es werden jährlich große Vorräthe von Mehl, Dielen und Bauholz nach Weſtindien geſchickt. Auch in Canada bereitet man aus dem Ahornbaum viel Zucker, beſonders einen Bruſtzucker, der bey dem Huſten vortrefliche Dienſte leiſtet. Die liebſten Waaren für die Indianer, für welche ſie ihr Rauchwerk vertauſchen, ſind Pulver, Flintenkugeln, Flinten, Farben, Brandtewein und Toback. Die Rauchhändler reiſen mit unglaublicher Geduld und Mühe über weite Seen und Flüſſe, und führen ihre Waaren in die entfernteſten Gegenden von Amerika. Gewöhnlich bleiben ſie drey Jahre von ihrer Familie entfernt, und machen vor ihrer Abreiſe ihr Teſtament, weil die Wilden, um den Tod eines einzigen Indianers zu rächen, oft eine ganze Geſellſchaft von Reiſenden ums Leben bringen. Der Winter iſt in Canada ſo hart, daß während der Kälte keine Gräber gemacht werden können, und die Leichname ſo lange über der Erde gehalten werden müſſen. Die Indianer fahren mit wahrer Pfeilſchnelle Schlittſchuhe. Vor einigen Jahren machten ſich drey Indianer um einer Wette willen mit Tagesanbruch von Montreal nach Quebeck, ſechzig franzöſiſche Meilen, auf den Weg, und kamen noch, ehe es dunkel ward, alle vor Quebeck an. Zwey ſtarben aber

auf

auf der Stelle, und der dritte acht Tage darauf. Im Kriege ſind die Indianer am brauchbarſten zu Ueberfällen. Sie wiſſen den Feind und die Anzahl deſſelben an den Fußtritten zu erkennen. Auf ihrer Reiſe durch die Wälder bemerken ſie ſich den Weg an den hohen Fichten oder durch Einſchnitte in die Bäume. Ihre Canots bauen ſie überaus leicht. Sie machen ſie aus Birkenrinde, heften die Stücke mit Fäden zuſammen, die aus der innern Rindenlage der Birke verfertigt, und mit einem Pech oder pechähnlichem Harz überzogen werden, damit das Boot nicht leck werde. Zu den Rippen nehmen ſie Zweige des Ahornbaums. Die Größe der Canots iſt ſo verſchieden, daß einige 2 und andere bis 30 Perſonen in ſich faſſen können. Unter den Indianern lobt der Verf. die Uttawas, als die tapferſte und menſchlichſte Nation. — Auch er beſtätigt die Nachricht, daß die Schweine die gefährlichſten Feinde der Klapperſchlange ſind. Ein Boot ſchlug einmal nahe an der ehedem durch die Menge der Klapperſchlangen ſo fürchterlichen Diamanteninſel um. Die Schweine ſchwammen auf die Inſel, und wurden den Tag darauf von ihren Beſitzern, die ſie mit ängſtlicher Sorge wiederholten, alle und alle ſehr fett, und hingegen nur eine einzige Klapperſchlange auf der Inſel vorgefunden. Ein Neger entdeckte durch bloßen Zufall das einzige ſichere Mittel gegen den tödtenden Biß der Klapperſchlange, die gekaueten Blätter der Polygala Senega Linn., weil er ſie blos zur Abkühlung auf ſeine Wunde legte. — Die Waſſerfälle am Paſiacfluß beſchreibt der Verf. S. 258 mit wenigen Worten ſchön. „Der Fluß, ſchreibt er, iſt beynahe 40 Schritte „breit, und der Strom läuft ſchnell, aber ſanft, bis er eine „tiefe Höhle erreicht, die ſein Bette durchſchneidet, wo er in „einem Schuß gegen 70 Fuß ſenkrecht herunterſtürzt. Das „eine Ende dieſer Höhle oder Felſenſpalte iſt verſchloſſen, und „am andern bricht das Waſſer mit unglaublicher Schnelligkeit „in einem ſcharfen Winkel hervor, und fällt in ein großes „Baſſin, aus welchem es ſich durch verſchiedene Felſen windet, „und ſich dann in einem ziemlich großen Bette ausbreitet.“ In Penſylvanien traf der Verf. die von einem Deutſchen, der ſein Leben den frommen Betrachtungen in der Einſamkeit überließ, geſtiftete Sekte der Dumplers an. Ihr ganzes Leben iſt zwiſchen Gebet, Arbeit und Schlaf getheilt. Zweymal alle Tage und Nächte werden ſie aus ihren Zellen gerufen, um dem Gottesdienſte beyzuwohnen. Sie läugnen die Ewigkeit der Höllenſtrafen, halten die Lehre von der Erbſünde für

Gottes-

[illegible], kleiden ſich äuſſerſt einfach, eſſen kein Fleiſch, ſondern blos Gartenfrüchte, haben den Ackerbau und die Manufakturen hoch empor gebracht, entſagen der Ehe nicht ganz, ziehen aber, ſobald ſie Ehegenoſſen ſind, allein, und legen den Ertrag ihres ſämmtlichen Fleiſſes in ein gemeinſchaftliches Magazin. Die Loyaliſten in Penſylvanien waren mit dem General Howe durchaus unzufrieden, daß er Philadelphia nach ſeinem dort genoſſenen Wohlleben verlaſſen, und ſie alle den Amerikanern Preiß gegeben hatte. Die Schilderung, welche Hr. A. von den Plantagebeſitzern giebt, iſt nicht vortheilhaft. Sie führen ein träges, ſorgenloſes Leben, überlaſſen die ganze Aufſicht der Plantagen ihren Inſpectoren, und alle ſaure Arbeit den armen Negern allein, die den Mittag nichts als Hominy und Salz, und als eine groſſe Wohlthat zweymal in der Woche etwas ſaure Milch, oder geräuchertes Fleiſch, oder Heering zur Speiſe bekommen. — Das Boxen der Engländer iſt gegen das Boxen der Virginier was Menſchliches. Beiſſen, Augenauskratzen und noch weſentlichere Verſtümmelungen ſind in daſſelbe, jedoch jedes nur nach den in der Verabredung getroffenen Bedingungen, eingeſchloſſen. Das Wettrennen mit zwey Pferden auf eine Viertelmeile weit iſt unter den Coloniſten der innern Gegenden dieſer Provinz was ſehr Gebräuchliches. Zu Neuyork gab es ſonſt überaus viele Hummern von auſſerordentlicher Gröſſe, die aber nach der Canonade auf Long-Island die Küſte alle wieder verlieſſen. Sie waren auf eine eben ſo unerwartete Art dahin gekommen. Sie entwiſchten aus einem Boote, das Hell-Gates paſſiren mußte, und ſcheiterte, blieben da, und vermehrten ſich auſſerordentlich. — Warum der General Waſhington gerade damals die Armee des Generals Cornwallis aufforderte, als die engliſche Flotte zur Rettung derſelben von Neuyork abſegelte, darüber giebt der Verf. eine Aufklärung, deren Gewißheit wir an ihren Ort geſtellt ſeyn laſſen müſſen. So wie die Flotte abgieng, ſo hieng ein erklärter Rebell zu Neuyork, der ſich unter der Maske eines Loyaliſten verbarg, eine weiſſe Fahne, als das Loſungszeichen, auf der Spitze ſeines Hauſes aus. Sogleich wurde von Dorf zu Dorf bis an General Waſhingtons Lager eine Canone abgefeuert, und am zweyten Tage forderte er die Armee zur Uebergabe auf. Ein ſo heftiger Antirepublikaner der Verf. iſt, mit ſo ſchwarzen Farben er alles anſieht, was die Vertheidigung der amerikaniſchen Freyheit angeht, ſo muß er doch dem groſſen Waſhington volle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

laſſen. Sogar in der Verurtheilung des unglücklichen Major Andre führet er ſeine Rechtfertigung, und findet die ganze Schuld derſelben in der Unbeſonnenheit des Schlachtopfers allein.

Die Ueberſetzung iſt, wie alle Forſteriſche Ueberſetzungen, ſehr gut. In der einzigen Stelle S. 231 „allein, wir müſſen zufrieden ſeyn, denn die Macht des Stärkern regiert über die ganze Welt“ würden wir für über lieber in geſetzt haben.

Di.

51. Bibliothek der neueſten Länder- und Völkerkunde. Für Geographiefreunde. Herausgegeben von T. F. Ehrmann. Zweytes Bändchen. Tübingen, bey Heerbrandt, 1792. kl. 8. 364 S. 16 gr.

Dieſes Bändchen enthält, dem im erſten Bändchen angezeigten Plane gemäß, mehrere Abhandlungen, in welchen das Neueſte und Intereſſanteſte aus den Reiſebeſchreibungen ausgehoben worden iſt. In einer kurzen Abhandlung über die Völkerkunde wird der Begriff der Völkerkunde entwickelt, und der weite Umfang, die Schwierigkeiten, aber auch die Annehmlichkeiten des Studiums der Völkerkunde kurz gezeigt — ein Verzeichniß einiger Schriften zur allgemeinen Völkerkunde iſt angehängt. Dann folgt des Hrn. v. Beauchamp Reiſe nach Perſien im Jahre 1787, welche im Journal des Savans und im Esprit des journaux 1791. t. VI. zuerſt bekannt gemacht worden, und eigentlich nur ein vorläufiger Bericht von derſelben iſt. Dieſe Reiſebeſchreibung ſchildert vornämlich den neueſten Zuſtand Perſiens, und der Verf. vergleicht öfters damit den ältern Zuſtand deſſelben. So kurz ſie iſt, und ſo wenig Neues ſie liefert, ſo iſt ſie doch unterhaltend geſchrieben. Angenehm iſt auch die Beſchreibung des gegenwärtigen Zuſtandes von Perſien, welche der Ueberſ. aus den neueſten Reiſebeſchreibungen zuſammengetragen hat. Die andern Aufſätze ſind Auszüge aus den neueſten Reiſebeſchreibungen, als über den Zuſtand der Negerſclaven in den vereinigten Staaten von Nordamerika aus Briſſots Reiſe — Beſchreibung des ſüdlichen Theils von Nordafrika und Nigritien, aus den Berichten des Lukas und des Hrn. v. Einſiedel — Habeſſinien und die Habeſſinier aus James Bruce Reiſe — Neueſte Nachrichten von Monomotapa aus

Tho-

Thomanns Reiſe und Lebensbeſchreibung. — Neueſte geographiſche Eintheilung von Frankreich — Beſchreibung der engliſchen afrikaniſchen Inſel St. Helena, aus Langſtedts Reiſen — Die Auszüge ſind zweckmäßig und unterrichtend. Den Beſchluß macht die Fortſetzung des Verzeichniſſes der neueſten geographiſchen Schriften, welche Aſia, Afrika, Amerika und Südindien betreffen.

Pe.

52. Der glückliche Schweizerbauer, oder Anfangsgründe des hieſigen vortheilhaften Landbaues, auf Erfahrung und Vernunft gegründet; von der löblichen ökonomiſchen Geſellſchaft in Bern, mit einem ausgeſetzten Preiſe bekrönt. Bern, auf Koſten der typographiſchen Geſellſchaft. 154 Seiten in 8. 10 gr.

Ganz ohne Jahrzahl! Man kann alſo nicht vermuthen, daß dies Buch jetzt im Jahr 1792 eine neue Auflage von einem Werke, das eine Preißſchrift des Hrn. Pfarrer Bertrand zu Orbe war, und ſchon 1773 in den Abhandlungen der ökonomiſchen Geſellſchaft zu Bern, dem 1ten Stucke, ſtand, vorſtellen ſolle. Wenn auch das Titelblatt mit Vorrede noch ſo neu gedruckt worden, ſo enthält doch der Text nicht mehr, nichts weniger, als was auf eben ſo vielen Seiten (154 an der Zahl) 1773 gedruckt war, und der herrlichen Methode: den Weinſtock ohne Dünger fortzupflanzen, ſo wie einer dritten: über die vortheilhafte Manier, den Kleeſaamen einzuſammlen, zur Seite ſtand; und davon das 2te Stück auf 118 Seiten den 14ten und letzten Jahrgang voll machte. So gut auch die eben neu zum Handel gebrachte Schrift iſt, ſo hätte es doch billig auf dem Titel geſagt werden ſollen; ob dies eine neue Auflage oder ein beſonderer Abdruck aus der 1773ger Sammlung ſey. Es iſt bereits dieſer 14te Band in unſrer Bibliothek 37ten B., und im Anhange zum 24—36ten Bande 4ten St. angezeigt worden. Da damals über den ganzen Band weggegangen worden, ſo wiſſen wir nicht, warum wir jetzt über dies einzelne und daraus nur entlehnte Stück weitläuftiger urtheilen ſollten?

Bu.

Briefe

53. Briefe zweyer ausländiſcher Mineralogen über den Baſalt, überſetzt von C. Ul. v. Salis Marſchlins, nebſt einem Anhange. Zürich und Leipzig, 1792. 8. bey Ziegler und Söhne. 4 B. 4 gr.

Bey aller ſeiner Kürze ein wichtiges Aktenſtück in der noch hängenden Streitſache über den Urſprung des Baſalts! Wenn man mehreren Naturforſchern, welche ihn unbedingt dem Feuer zuſchreiben, nicht ohne Grund den Vorwurf gemacht hat, ſie hätten die deutſchen Baſaltgebirge gar nicht, oder mit eingenommenen Gemüthe geſehen; ſo wäre der Vorwurf eben ſo gerecht, den ſie ihren Gegnern machten, ſie hätten den Baſalt bey noch feuerſpeyenden Bergen nicht an ſeiner Geburtsſtätte geſehen, kennen ſie nur aus Beſchreibungen, die ſie nach ihrem Sinn auslegen, und ſeyen daher bey alle dem entſcheidenden Ton, den ſie ſich anmaßen, eben ſo wenig kompetente und unpartheyiſche Richter in der Sache. Zuerſt tritt in einem Briefe an den Herausgeber der Commenth. von Dolomieu auf, der als ein genauer Beobachter der brennenden Berge des untern Italiens und der benachbarten Inſeln, aber eben ſo ſehr als ein beſcheidner Gelehrter bekannt iſt. Ihm dünkt es, der Streit liege eigentlich in der verſchiedenen Bedeutung, welche man dem gleichen Worte gebe; Feuer und Waſſer wirken oft durch eine faſt ähnliche Eigenſchaft, aber jedes drücke doch ſein ihm eigenes Siegel auf. Unter allen alten, vorzüglich egyptiſchen, Denkmälern, die er zu Rom zu unterſuchen Gelegenheit hatte, und deren Stoff die Alterthumskenner Baſalt nannten, fand er nur eine mit Hieroglyphen bedeckte Bildſäule aus Lava; gewöhnlicher war der vorgebliche Baſalt Trapp, derbe Hornblende, Syenit mit überwiegender Hornblende, grüner Hornfels, oft mit eingemengtem Feldſpat, lauter Foſſilien, die ſicherlich nicht durch Feuer entſtanden ſind; Hr. v. D. geſteht zwar zu, es könne ſchwarze Steine von der Natur des Trapps geben, die in große ordentliche Säulen geſpalten ſeyen; aber er habe eben ſo gewiß und ſehr oft unwiderſprechliche dichte ſchwarze, nach äuſſern Kennzeichen von Trapp nicht zu unterſcheidende Lava in ähnlichen Säulen geſehen, deren vulkaniſcher Urſprung unbezweifelt ſeye; überhaupt könnten ſich ſehr wohl aus Waſſer abgeſetzte und vom Waſſer zuſammengeſchlemmte Foſſilien, ſelbſt z. B. vulkaniſcher Tuff, bey dem Trocknen und Erhärten in Säulen ſpalten; auch müſſe man anſchei-

anſcheinende Säulen, wie z. B. die Tyroliſchen Porphyrfelſen, nicht mit wirklichen verwechſeln: Aus der Lage und dem Standpunkte müſſe man auf den Urſprung einer Steinart ſchließen. Beſſer wäre es (darin ſtimmen wir dem Verf. gänzlich bey), ſtatt des Namens Baſalt die Namen: ſäulen- oder kugelförmige Lava, oder Trapp zu gebrauchen.

Der zweyte Brief an Hofr. Zimmermann zu Braunſchweig iſt von Abb. Fortis, und nimmt vornämlich auf die Schrift des Hrn. v Veltheim über dieſen Gegenſtand Rückſicht. Er ſelbſt habe Baſaltſäulen vom Aetna bey dem Carriglioni della Trizzacan Strande, wo ſich der Lavaſtrom ins Meer ſtürzte, angetroffen; auch finde man dergleichen zwiſchen Catawa und den Mündungen, aus welchen ſich vor noch nicht hundert Jahren der Lavaſtrom über dieſe Stadt ergoſſen, er habe neben den Baſalten, oder doch nicht weit davon immer vulkaniſche Körper angetroffen; das Vorgebirge Minerva und die Klippen, welche zwiſchen ihm und der Inſel Capri liegen, ſeyen Kalkfelſen, und die trabes lapideae des Padr. della Torre ſicherlich kein Baſalt.

Der Anhang iſt von dem Herausg. ſelbſt, und gegen die Wiedemanniſche Preißſchrift gerichtet; er beantwortet zuerſt die Zweifel gegen den vulkaniſchen Urſprung des Baſalts, und ſucht nachher die Beweiſe für den neptuniſchen Urſprung zu entkräften: der deutſche Baſalt komme ganz mit dem italiäniſchen überein: der Fall laſſe ſich ſehr natürlich denken, daß ſich ein Lavaſtrom über Flözlager und Waſſerprodukte ergieße.

Abſ.

54. Abhandlungen einer Privatgeſellſchaft von Naturforſchern und Oekonomen in Oberdeutſchland. Herausgegeben von Franz von Paula Schrank, der Phil. und Theol. Doctor, Churpfalzbair. geiſtl. Rath und Profeſſor an der Univerſität zu Ingolſtadt. Erſter Band. Mit ſechs Kupfern. München, bey Lindauer, 1792. 339 Seiten. gr. 8. 1 Rl. 4 gr.

Es iſt allerdings für die Aufnahme der Wiſſenſchaften in jedem Fache ſehr zuträglich, wenn einzelne Bemerkungen ge-

lehrter und mit Beobachtungsgeiſte verſehener Männer dem Publikum von Zeit zu Zeit zur Prüfung und weiterm Nachdenken vorgelegt werden. Die Geſellſchaft würdiger Männer, welche ſich zu dieſem Endzwecke in Oberdeutſchland vereinigte, ſo wie beſonders der Herausgeber dieſer Abhandlungen, können daher mit Recht auf den Beyfall und Dank aller derer, denen es um Ausbreitung und Erlangung nützlicher Kenntniſſe zu thun iſt, rechnen.

Die in dieſem erſten Bande befindlichen Aufſätze ſind freylich nicht alle von gleicher Wichtigkeit und Werthe; doch glaubt Rec. behaupten zu können: daß keiner darunter ſey, der nicht wenigſtens einige des weitern Nachdenkens werthe Bemerkungen enthielte. Für den Plan unſrer Bibliothek wird es hinlänglich ſeyn, wenn ich hier nur den Hauptinhalt dieſer Abhandlungen anzeige. „Ihre Bearbeitung fällt (wie der Herausg. ſagt) in das Jahr 1787 und zum Theil noch früher,“ daher man denn freylich darinne manche Ideen antrifft, die bereits in einigen ſpätern Schriften angeführt, oder durch neuere Erfahrungen berichtigt und umgeformt worden ſind; doch dies benimmt der Brauchbarkeit des Ganzen nichts; der aufmerkſame und wißbegierige Leſer wird darinne noch immer viel Nützliches und Unterrichtendes finden.

1) Beſchreibung einer neuen Art Siedofens, in welchen jede Gattung der gewöhnlichen Feuermaterialien, nämlich: Holz, Torf, Stein- und ſogenannte Braunkohlen zum Brauen, Vitriol- Alaun- Salpeter- und dergleichen Siedereyen mit guter Wirthſchaft angewendet werden kann, nebſt einer erklärenden Figur; von Hrn. Schroll. 2) Etwas vom Geräuſche, einer Viehkrankheit; vom Hrn. D. Thwinger. 3) Ein ſonderbares Zuſetzen an Roggenähren und die Urſachen deſſelben; vom Hrn. D. Helfenzrieder. 4) Anmerkungen über die Verbeſſerungen der particulären Landchatten; vom Hrn. Franz Fällinger zum Thurn. 5) Beſchreibung eines ſeltenen Vogels, aus der Gattung der Würger; vom Herausgeber. Lanius Surinamenſis. Davon die 2te Kupfertafel eine nette Abbildung enthält. 6) Nähere Beſtimmung dreyer Barſcharten; vom Herausgeber. 7) Ueber die Pflanzen mit Orchisblüthen; vom Herausgeber. 8) Botaniſche Beobachtungen; vom Herausgeber. Berichtigungen verſchiedener Fehler, die bey Beſchreibungen einiger Pflanzen ſind begangen worden. 9) Beſchreibung des Gebirges bey Laudenbach;

denbach; vom Freyh. v. Stengel. 10) Probſtein von Laudenbach; beſchrieben vom Herausgeber. 11) Abhandlung von den Kirchhöfen in den Städten; vom Hrn. D. Brunnwieſer. Der Verfaſſer ſucht darinne die Unſchädlichkeit der Kirchhöfe in den Städten aus phyſiſchen und chemiſchen Gründen, die nähere Erwägung verdienen, zu erweiſen. 12) Handgriffe bey Errichtung eines Blitzableiters; vom Hrn. D. Helfenzrieder. 13) Etliche Gedanken, die Luftſchifferey betreffend; von Ebendemſelben. 14) Fortſetzung chemiſcher Verſuche, in Abſicht auf mineraliſche Körper; vom Hrn. Haim. 15) Geographiſch-mineralogiſche Ueberſicht der Salzburgiſchen Berg- und Hüttenwerke, vom Hrn. Schroll. 16) Forſtwirthſchaftliche Bedenken, vom Herausgeber.

Cb.

35. Auflöſung einer chronologiſchen Aufgabe — von Joh. Fr. Häſeler, Curator und Ephorus der Amelungsborniſchen Kloſter- und Stadtſchule in Holzmünden. Lemgo, mit Meyerſchen Schriften, 1792. 3 Bogen. 4. 6 gr.

Erklärung und Gebrauch des Kalenders — von J. Fr. Häſeler, Abt von Amelungsborn. Lemgo, mit Meyeriſchen Schriften, 1792. 6½ Bogen. Verzeichniß der Lectionen zu Holzmünden. 1 Bogen. 4. 7 gr.

Beydes Programmen, darin von Einrichtung der Schule und Unterricht in ihr Rechenſchaft gegeben wird. Die chronologiſche Aufgabe iſt: Für jedes gegebnes Datum in jedem gegebnen Jahre der chriſtlichen Zeitrechnung den Wochentag zu finden. Hr. H. wählte ſie, weil ſie viele intereſſiren kann, und Buchſtabenrechnung und Algebra dabey entbehrlich iſt, obgleich jeder Rechner auch damit ſollte umgehen können. Hr. H. meldet, ein Mann der praktiſchen Feldmeſſerkunſt, der hübſche Riſſe machte, auch ſich mit Bauen und Fortification abgab, habe behauptet, man ſtehe in Gefahr, durch Buchſtabenrechnung, Algebra und Logarithmen unklug zu werden, und ſey für ſeine Collegen, die ſich damit abgaben, ſehr beſorgt geweſen.

Molliter oſſa cubent ſagt er von ihm, als einem ſonſt ehrlichen Manne. Die Auflöſung der Aufgabe iſt: Man dividire die Zahl des gegebenen Jahres durch 4, zum Quotienten in ganzen Zahlen, ohne ſich um den Reſt zu bekümmern, addire man die Zahl des nächſtvorhergehenden Jahres, und zur Summe, die Anzahl der Tage, die im gegebenen Jahre bis zum gegebenen Datum verlaufen ſind, das Datum aber nicht mitgezählt. Von der Summe ziehe man 11 ab, wenn die Jahrzahl zwiſchen 1700 und 1800 fällt, den Reſt dividire man durch 7; um den Quotienten dieſer Diviſion bekümmere man ſich nicht, ſondern betrachte den Reſt; nachdem der 0; 1; 2; — 6 iſt, iſt der Wochentag Sonnabend, Sonntag, Montag — Freytag. Dieſe für den neuen Kalender. Für den Julianiſchen wird von erwähnter Summe nicht 11 abgezogen, das übrige wie vorhin. Was man für Jahre auſſerhalb 1700 — 1800 thun muß?

Das zweyte Programm ſetzt die Begriffe, die, den Kalender zu verſtehen, nöthig ſind, ſehr umſtändlich und deutlich auseinander, und giebt einen Kalender auf 1793, für die Stadt Braunſchweig berechnet. Hr. H. vermehrt durch dieſe Arbeit ſeine ſchon ſo häufigen Verdienſte um Ausbreitung und nützliche Anwendung der Mathematik. Der dritte Tag nach dem Chriſttage heißt in beyden Kalendern 18000 unſch. Kind. Wenn dieſe ungeheuer ungereimte Zahl etwa von Alters her im Landcalender ſteht, ſo hätte der Mathematiker ſie doch weglaſſen ſollen. Daß man nach den unterſchiednen Tagen, auf welche der Oſtervollmond fällt, 35erley Kalender hat, wird als eine herrliche Frucht der Weisheit des Nicäniſchen Concilii verſpottet; aber es iſt bekannt, daß das Concilium dieſe Anordnung nicht gemacht hat. Es giebt keinen Weg für Könige zur Wiſſenſchaft! ſoll Archimed zum Könige von Syracus geſagt haben, der es ſeinem Sohne hübſch leicht wollte gemacht haben. Proklus meldet das vom Euklid, und der König war ein Ptolemäus, der Sohn wird nicht erwähnt. Der Mathematiker ſollte doch auch in der Geſchichte, zumal wo ſie ſeine Wiſſenſchaft angeht, der Wahrheit treu bleiben.

Hz.

56. Leitfaden zu popular-metaphyſiſchen Vorleſungen, bey Gelegenheit einer öffentl. Prüfung herausgegeben von Auguſtin Storer, Prof. der Philoſophie und

und Mathematik im Reichsſtifte Wettenhauſen. Günzburg, gedruckt bey Wagegg, 1792. 8. 6 Bogen. 6 gr.

Die Bemerkung, daß die beſſere Philoſophie auch nach und nach in den Klöſtern ihre Verehrer findet, muß jedem Freunde der Wahrheit Vergnügen verurſachen. Die Folgen dieſer Erſcheinung können für die Zukunft nicht anders als wohlthätig ſeyn; und diejenigen Männer, die es zuerſt wagen, den Saamen beſſerer Kenntniſſe auch da auszuſtreuen, wo bisher nur Bigotismus, Dummheit und Aberglauben herrſchten, verdienen vorzüglich die allgemeine Achtung. Der Verf. dieſes Leitfadens zu popular-metaphyſiſchen Vorleſungen vereint mit der Gabe des Vortrags die nöthigen Kenntniſſe, der beſſern Philoſophie auch in den Klöſtern immer mehrere Verehrer zu gewinnen. Obgleich dieſer Leitfaden eigentlich nur eine Sciagraphie der Metaphyſik iſt; ſo zeichnen ſich doch die philoſophiſchen Talente des Verf., beſonders die Ordnung im Denken, in dieſen wenigen Bogen ſehr vortheilhaft aus. Hätte der V. bey ſeiner Arbeit auf die neueſte Revolution in der Philoſophie mehr Rückſicht genommen: ſo würde er Einiges aus ſeinem Leitfaden ganz weggelaſſen, Einiges anders beſtimmt, und hin und wieder Einiges eingeſchaltet haben, was jetzt mangelt. Da nach dem Grundbegriff der Metaphyſik alle Erfahrungskenntniſſe gänzlich aus ihrem Gebiete verwieſen ſind; ſo fallen einige ihrer bisherigen Theile gänzlich weg, und andere erhalten eine beſtimmtere Einſchränkung. Uebrigens wollen wir es dem Verf. gar nicht zum Vorwurf machen, daß er bey ſeinem Leitfaden ſo wenig Rückſicht auf die Kantiſche Philoſophie genommen hat; da er das, was für ſeine Schüler gehört, in dem mündlichen Vortrag mit einfließen laſſen kann. Der Ideengang des Verf. iſt folgender: Er theilt die Metaphyſik in die Ontologie, Kosmologie, Pſychologie und natürliche Theologie. Die Ontologie handelt er in folgenden Hauptſtücken ab. a) Von den ontologiſchen, oder den erſten Grundſätzen alles Denkens. Von den Grundſätzen des Widerſpruchs, und des zureichenden Grundes. b) Von dem Dinge einzeln und für ſich allein betrachtet. Von dem Begriff des Dinges überhaupt, von den verſchiedenen Arten ſeiner Beſtimmungen, und von den allgemeinen Eigenſchaften der Dinge. c) Von den Dingen in Verbindung mit andern. Von den Principien

und Urſachen überhaupt, von den wirkenden Urſachen insbeſondere, von den Beweg- End- und Gelegenheitsurſachen, von der Materie und Form. d) Von dem Dinge in Vergleichung mit andern. Von der Identität oder dem Einerleyſeyn, der Aehnlichkeit und Gleichheit der Dinge, von Raum und Zeit, von Ordnung und Vollkommenheit. e) Von den Hauptklaſſen der Dinge. Vom einzelnen und allgemeinen Dinge, vom einfachen und zuſammengeſetzten Dinge, vom endlichen und unendlichen Dinge. In der Kosmologie handelt der V. von dem Begriffe einer Welt überhaupt und ſeinen nächſten Folgen, von den Theilen einer Welt, von den Begebenheiten einer Welt, von der Vollkommenheit und Güte einer Welt. Hier vermiſſen wir ungerne ein Kapitel von den allgemeinſten Weltgeſetzen. In der Pſychologie handelt der Verf. von dem Daſeyn, der Selbſtſtändigkeit und Einfachheit der Seele, von Verbindung der Seele mit dem Körper, und ihren Kräften überhaupt, von der Vorſtellungskraft, von der Willenskraft, von der Ab- und Unabhängigkeit, und von der Freyheit der Willenskraft, von dem Urſprunge und Fortdauer der Seele, von den Seelen der Thiere. In der natürlichen Theologie handelt der Verf. von dem Daſeyn und der Einheit Gottes, von den Kräften, dem Weſen und der Natur Gottes, von den Eigenſchaften Gottes, von den Werken Gottes. In einem Anhang handelt der Verf. noch beſonders von der Vollkommenheit und Güte der Welt, und von der Unſterblichkeit der Seele. Den Beweiſen für das Daſeyn Gottes, die der Verf. in den ontologiſchen, kosmologiſchen, phyſiſchen, moraliſchen und hiſtoriſchen eintheilt, fügt er folgende gründliche und beſcheidne Bemerkung bey: „Vereint, meine ich immer, thun dieſe Gründe beſſere Dienſte, als getrennt. Und wenn ſie auch alle mit einander noch ſo wenig erweiſen: ſo erweiſen ſie wenigſtens, daß es Beydes, höchſtes Intereſſe des menſchlichen Verſtandes — und höchſtes Intereſſe des menſchlichen Herzens ſey, das Daſeyn einer Gottheit anzunehmen — und wem iſt dies nicht genug?“

G.

57. Lehrbuch der theoretiſchen Philoſophie, von M. Joh. Chriſtoph Vollbeding, Gouverneur beym adelichen Cadettencorps in Berlin. Berlin, bey Maurer, 1792. 8. 488 S. 1 Rthl. 6 gr.

Die

Die Geſchichte der Philoſophie macht den Anfang, ſie geht aber nur, man weiß nicht warum, bis auf Sokrates und einige ſeiner erſten Schüler; ſie erzählt ſehr weitläuftig die Leben und Begebenheiten der Philoſophen, und die Philoſophien der Chaldäer, Sineſer, Aegypter, Inder u. ſ. w., aus denen doch am Ende nichts Philoſophiſches zu erlernen iſt; ſie ſpricht von den Syſtemen und dem philoſophiſchen Geiſte der Griechen dagegen deſto ſparſamer und kürzer; mit einem Worte, ſie iſt wenig geſchickt, dem jugendlichen Geiſte Nahrung oder Streben nach Nahrung mitzutheilen. Die Behandlung der Philoſophie ſelbſt enthält wenig Beſtimmtheit, ſyſtematiſche Anordnung und philoſophiſchen Geiſt; nicht einmal was Philoſophie iſt oder ſeyn ſoll, ſucht der Verf. in gehöriges Licht zu ſetzen, noch die Wiſſenſchaft dem Anfänger von irgend einer Seite intereſſant zu machen. Ueberhaupt aber hätte vor dem Ausarbeiten eine genaue Unterſuchung über das hergehen müſſen, was dem Verſtande der zu bildenden Jugend angemeſſen, und welche Methode ihm am bequemſten iſt. Hierüber iſt bisher noch wenig Befriedigendes geſagt worden, und eben darum ſind die Lehrbücher für die erſte Bildung zur Philoſophie ſo mangelhaft und in ihren Planen ſo himmelweit verſchieden. Ob der Verf. hier einen Plan hatte, oder nur nach Gutdünken heraushob, ob er für den ganzen Gang des Vortrages einen überdachten Abriß entworfen hatte, wird man nicht belehrt.

F.

58. Alexis, oder das Häuschen im Walde. Eine Handſchrift, die am Ufer der Iſere gefunden ward, herausgegeben von dem Verfaſſer von Lolotte und Fanfan. Erſter Theil. Leipzig, im Verlage der Dykſchen Buchhandlung, 1792. 304 Seiten. 8. XIV S. Vorrede. 18 gr.

Eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen. Das Original hat der Rec. nicht geſehen, auch giebt der Ueberſ. keine weitere Auskunft darüber. (Eine böſe Gewohnheit unſerer deutſchen Ueberſetzer!) Er ſagt blos in der Vorrede: es ſey einer der neueſten und gewiß der beſſern franzöſiſchen Romane des Tages. Rec. will dieſem den Kritikern vorgreifenden Urtheile eben

nicht eigenſinnig widerſprechen, um die Galle des Ueberſetzers, die ſich in der Vorrede ſehr heftig gegen die Recenſenten ergießt, nicht noch mehr rege zu machen. Er will dies um ſo weniger, da der Ueberſetzer ſelbſt den Werth ſeines Originals bald darauf genauer und ziemlich richtig alſo beſtimmt: es ſey kein Meiſterſtuck in ſeiner Art, nicht das Werk eines originellen Genies, es werde nicht ewig, nicht lange leben; aber es ſey Kunſt in der Anlage einer verwickelten und doch nicht verworrenen Intrigue darinnen, die Geſchichte des jungen Alexis enthalte Begebenheiten, die meiſtens glücklich erfunden, oft das Verdienſt der Neuheit haben, die Erwartung bis auf den letzten Augenblick in Spannung erhalten, und endlich auf eine für das moraliſche Gefühl wohlthätige Art befriedigen. — Das Letzte müſſen wir wohl erſt erwarten, ehe wir darüber urtheilen können. Uebrigens iſt in dieſem Urtheile des Ueberſetzers allerdings viel Wahres; Wunderbares oder vielmehr Abentheuerliches iſt genug in dieſem Roman, und am Schluſſe des erſten Theils läßt uns der Verf. gerade da ſtehen, wo ſich ein neues und vielleicht eines der auffallendſten Abentheuer ankündiget. Aber auch an langweiligen, halb wahren, halb falſchen Epiſoden fehlt es nicht, und die deutſchen Leſer würden vermuthlich nicht gezürnt haben, wenn der Ueberſetzer dergleichen einſchläfernde Opiate, die den franzöſiſchen Romanen ſo gut, wie den deutſchen, eigen zu ſeyn ſcheinen, weggeworfen hätte, was im vorliegenden Falle auch, ohne Schaden des Ganzen, an vielen Stellen gar füglich hätte geſchehen können. Inzwiſchen hat ſich der Rec., der als Kritiker eine ziemlich ſtarke Doſis Geduld beſitzt, mit Hülfe derſelben glücklich durchgearbeitet, und, theils dem Ueberſetzer einen Beweis davon zu geben, theils um der noch folgenden Theile willen, (denn der Rec. weiß nicht, ob das Buch mit dem zweyten Theile werde geſchloſſen werden,) mögen hier aus mehreren beym Leſen bemerkten Stellen einige ſtehen, die ſowohl nach Form als Materie wohl anders hätten ſeyn können. Gleich die Einleitung iſt herzlich langweilig. Der Verf. beginnt das 1te Kap., das die Ueberſchrift hat: Der ſinkende Tag; mit der Unterſuchung der wichtigen, und wer weiß, wie viel tauſendmal ſchon debattirten Frage: Wovon hängt das Glück oder Unglück unſers Lebens ab? — Antwort: Von unſerm Charakter. Erziehung aber entwickelt den Charakter, die Leidenſchaften geben ihm ſeine Richtung. — Ein anderer kehrt es vielleicht eben ſo richtig um. Die hier befindlichen Schilderungen eines jungen

Wüſtlings und eines jungen unverdorbenen Landmanns ſind oft gebrauchte Declamationen, mit einigen Schnörkeln aufgeſtutzt, die bey mancher Wahrheit ſich doch auch manche Uebertreibung zu Schulden kommen laſſen, wodurch jene Wahrheiten ihre ohnehin ſchwache Kraft völlig verliehren. Und wozu ſoll auch das ewige Lobpreiſen der Glückſeligkeiten und der Unverdorbenheit des Landmanns auf Koſten der Städter? Man darf ja nur zum Thor hinausgehen, um zu lernen, daß bey der freylich in manchem Betracht glücklichen Lage des Landmanns dennoch auch bey ihm ſo gut, wie bey andern Menſchenkindern, Sorgen und Kummer, Cabale und Laſter, vielleicht aber nur unter andern Formen, zu Hauſe ſind. Der Verf. fühlt dies auch, und meint, ſie wären dort doch ſeltener. Es kann ſeyn. Sollen wir denn aber darum alle aus der Stadt aufs Land ziehen, oder ſoll der Städter ſich durchaus in die Form des Landmanns gießen laſſen? Vieles könnte freylich bey dem Städter anders ſeyn; aber wahrlich, man muß den Landmann nicht anders als aus Büchern kennen, wenn man ihn ſo uneingeſchränkt zum Ideal menſchlicher Glückſeligkeit und menſchlicher Tugend erhebt. Wie ſehr der V. bisweilen deräſonnirt, davon iſt S. 6 ein Beyſpiel: „Die Erziehung, die man in öffentlichen Schulen erhält, führt nur zu oft zum Ehrgeiz, zur Eiferſucht, zum Händelmachen; ſie zeigt den Weg, den man betreten muß, wenn man ſeinen Platz in dem ſtürmiſchen Leben der Stadt erhalten will. (Immer dankenswerth, wenn ſie das nur immer thäte!) Die Erziehung, welche die Natur ſelbſt auf dem Lande giebt, führt zur Mäßigung, zur Tugend, zur Religion." Man ſollte wohl gar, wenn man dies lieſt, auf den Gedanken kommen, die Städte würden nur von Schurken bewohnt, die in öffentlichen Schulen ex profeſſo gebildet werden, und nur auf dem Lande wohne die Ehrlichkeit. Nun Gott ſey Dank! ſo arg iſt es doch mit dem Verderben der Städte und ihrer öffentlichen Schulen noch nicht, aber eben ſo wenig die ſo ſehr geprieſene Unverdorbenheit des Landmanns gegründet. Alle Schilderungen aus dem arcadiſchen Schlaraffenleben, dergleichen hier mehrere vorkommen, können durchaus zu nichts frommen, wohl aber manches verderben. „Welch ein auffallender Contraſt, ſo ſeufzet der Verf., zwiſchen der Stille des Landes und der Unruhe der Stadt!" (Er meint Paris.) Der Rec. findet den Contraſt freylich ſehr auffallend, aber auch ſehr natürlich und der Ordnung der Dinge gemäß, und welcher vernünftige Menſch könnte nun wohl in jenem Con-

Contraſte etwas Beſeufzenswerthes finden? Doch unſer Verf. findet es ganz à la Carl von Carlsberg. Man höre; er ſchildert Paris: „Du hörteſt ein verwirrtes Geräuſch von Wagen, Hunden und Pferden, das dumpfe Getöſe, das aus den hellen Stimmen der Menge Leute entſtehet, die ihre Waaren durch alle Straßen ausrufen. Was fühlteſt du dabey? Nicht wahr, ein Seufzer entſchlüpfte deiner Bruſt?“ — Nicht doch, antwortet der Rec. Warum gerade ein Seufzer? Eine gewiſſe frohe Empfindung drängt ſich mir dann auf, ich bewundere die menſchliche Induſtrie, Thätigkeit und Geſchäftigkeit; es freuet mich, wenn ich ſehe, wie in der groſſen Maſchine immer ein Rad ins andere greift, wie jeder, durch gewiſſe Motive beſtimmt, ſein Scherflein zum Glück des Ganzen beytragen muß, und dadurch auch ſelbſt an ſeinem eigenen Lebensglück arbeitet, ohne immer beſtimmt, die Art und Weiſe, die Mittel und Wege angeben zu können. — Wir brechen dieſen Artikel ab, weil wir noch Raum für einige andere gewinnen müſſen, worüber wir ſowohl mit dem Verf. als mit dem Ueberſetzer zu rechten haben. Der Ueberſ. äuſſert in der Vorrede ziemlich richtige Begriffe über die moraliſche Tendenz der Romane. Viel Gutes, meint er, wäre ſo wenig davon zu hoffen, als Schlimmes zu fürchten. Darinnen ſind wir nun nicht ganz ſeiner Meinung. Ohne eben ſehr viel auf die Moral eines Romans zu bauen, läßt ſich doch wohl begreifen, daß er, wenn er die Menſchen nimmt, wie ſie ſind, und uns ſolche Menſchen ſchildert, in denen wir uns ſelbſt und unſers Gleichen wieder finden können, allerdings mehr Gutes ſtiften könne, als der Ueberſetzer ihm zuzuſchreiben ſcheint; aber daß von Romanen nicht auch mehr Schlimmes zu fürchten ſey, als der Ueberſetzer meint, davon liefert die Erfahrung Zeugen genug. Wir glauben daher nicht mit dem Ueberſetzer, daß es bey einer ſolchen Schrift ſchon hinlänglich ſey, wenn ſie nur nichts Unmoraliſches enthalte, wenn man das Unmoraliſche blos in laſciven Schilderungen oder in billigender Darſtellung ſchlechter Handlungen ſuchet; aber ein ſtrenger Moraliſt würde doch auch hier Urſach zur Unzufriedenheit finden. Es giebt Grundſätze und Maximen, die nicht geradezu eines der heiligen zehen Gebote Lügen ſtrafen, aber darum nichts weniger unmoraliſch ſind. So z. B. taugt die Moral S. 60 durchaus nichts, wo bewieſen werden ſoll, „im geſellſchaftlichen Leben giebt es keinen Mittelweg: man muß betrügen, ſich betrügen laſſen, oder kriechen.“ Der Rec. proteſtirt für ſeine Perſon feyerlich

dagegen, und hofft, daß es dem Verf. und dem Ueberſ. damit kein Ernſt war, denn auch ſie leben doch wohl im geſellſchaftlichen Leben, und nicht in einer Einöde. Sollten ſie wirklich eines von den dreyen, entweder Betrüger, oder wiſſentlich Betrogene, oder Schmeichler und Heuchler ſeyn oder ſeyn wollen? Ueberhaupt muß man ſo etwas nicht in Büchern lehren. Es iſt ſchlimm genug, wenn das Böſe zu ſeiner Zeit ungerufen kommt. Eben ſo wenig kann der Rec. des Hrn. Dumonts Grundſätze S. 102 ff. billigen. Gott bewahre uns vor ſolchen mönchiſchen Miſanthropen. Der Ueberſ. ſcheint es gefühlt zu haben, und ſucht ſich in einer Anmerkung dagegen zu verwahren. S. 116 zanken ſich zwey Ehegatten, ein Graf und eine Gräfin, in Gegenwart ihres Sohnes auf eine ſehr plumpe Art. Wir erinnern dies nicht in Abſicht auf Moralität, denn der Auftritt war vermuthlich in der Abſicht vom Verf. veranſtaltet, um das Unmoraliſche ſolcher Menſchen zu zeigen, aber wir glauben nicht, daß dies der rechte Weg ſey, es zu zeigen; auch zweifeln wir, daß ſich Perſonen von der Art auf ſolche Weiſe und über ſolche Dinge Vorwürfe machen, ob wir uns gleich gar wohl erinnern, auch unter Perſonen von Stande Pöbel der niedrigſten Art gefunden zu haben. Weil jedoch ſowohl der Verf. als der Ueberſ. auf Lauterkeit ihres Romans in Abſicht der Moralität ſo ſehr pochen, ſo müſſen wir geradezu ſagen, daß ſolche transparente Gemählde, als S. 21 und 253 zu finden ſind, damit nicht beſtehen können. — Clärchens Charakter (ſie iſt in einem Walde erzogen, und ſah gewöhnlich niemand in der Nähe, als ihren Vater und Germain, einen alten Bedienten,) iſt durchaus verzeichnet. Ihre Sprache iſt nicht immer die Sprache eines ſolchen Naturkindes, oft z. B. S. 34. 38. 179. iſt es ein Gemiſche von Naivete und franzöſiſcher Etourderie; eine Dame von bon ton in Paris könnte nicht anders ſprechen. S. 24 vergißt der Verf., daß Clärchen noch kein Wort von Alexis Geſchichte gehört hatte und gehört haben konnte. Am wenigſten befriedigte er uns bey Schilderungen der Naturſcenen, z. B. S. 60 ruft er bey der untergehenden Sonne aus: Wer kennt das allmächtige Weſen, das dieſe purpurnen Vorhänge über das Geſtirn des Tages ziehet. S. 10 Ein purpurner Vorhang entzog den Vater des Lichts (?) den Blicken der Sterblichen, und vergönnte ſeine Strahlen nur noch den Gipfeln der Berge u. ſ. w.

Zum

Zum Schluſs noch ein paar Worte an den Ueberſetzer. Ohne das Original zur Hand zu haben, ſind wir auf viele Stellen geſtoßen, die ihn einer Flüchtigkeit beſchuldigen, und wo man den verfehlten Ausdruck nur auf Rechnung des Ueberſ. ſchreiben kann. S. 7. Sitzend am Rande eines kleinen Bäches — — überſieht er die ganze Länge dieſes naſſen Pfads. S. 9. Als er durch das Thor von Valence gieng. (Man weiß nicht, kam Alexis herein, oder gieng er hinaus? Erſt lange nachher läßt ſich aus dem Zuſammenhange errathen, daß im Original ſortir gebraucht ſeyn müſſe.) S. 50. Für Entſetzen ſchaudern machen. S. 37. Sie betrachten den Menſchen mit ſehr eingenommenen Augen. S. 144. Entſchloſſen ehe (eher) zu (an) meiner Seite zu ſterben. — Die folgenden Bogen ſcheinen mit mehr Fleiß überſetzt zu ſeyn. Wir haben uns etwas lange bey dieſem Roman aufgehalten, weil wir ihn nicht unter die ſchlechten franzöſiſchen Produkte, die zu uns in Menge herüber getragen werden, zählen können; aber dennoch müſſen wir, die Wahrheit zu ſagen, geſtehen, daß wir, bey der großen Menge vaterländiſcher Produkte von der Art, es kaum der Mühe werth halten, dieſen, obgleich nicht ſchlechten, franzöſiſchen Roman, ſo ganz ohne Abkürzung zu verdollmetſchen. Aber freylich, wenn es wahr iſt, was der Ueberſetzer ſagt: „Wer beweiſen will, daß zu viel Romane geſchrieben werden, muß beweiſen, daß ihrer mehr gedruckt, als gekauft und geleſen werden“ — wenn es wahr iſt, daß, wie der Ueberſetzer ſagt, „auch mittelmäßige, ſchlechte und elende ihre Leſer finden“ — ſo iſt dadurch alle Kritik total geſchlagen. Ob das alles aber wahr ſey, mögen die Verleger wohl beſſer als die Recenſenten entſcheiden können.

D.

59. Mammuth, oder Darſtellung der menſchlichen Natur nach unverjüngtem Maaßſtabe, in einer Reiſe mit Keſſelflickern nach den innern Gegenden von Afrika; von dem Mann im Monde. Aus dem Engliſchen überſetzt von M. C. A. Wichmann. Leipzig, in der Pottiſchen Buchhandlung, 1792. Erſter Band; 268 Seiten. 8. Zweyter Band; 296 Seiten. 1 Rt. 8 gr.

Der

Der Verf. dieſes Buches iſt, zufolge der Bemerkung des Ueberſetzers, James Thomſon, (wohl zu unterſcheiden von dem Dichter der Jahreszeiten) und Urheber von ein paar andern unter uns nicht eben bekannt gewordenen oder überſetzten Romanen. Die Ueberſetzung iſt fließend, und mit beſonderm Fleiße gearbeitet. Die Lagen, worin der Held des Romans erſcheint, ſind nicht mannichfaltig genug, mithin wird die menſchliche Natur ſehr mangelhaft und noch dazu nicht von einer ſehr allgemein belehrenden Seite dargeſtellt. Auf Satyre ſcheint es wohl hauptſächlich abgeſehen zu ſeyn, aber dazu gebricht es dem Verf. an glänzendem und ins Lächerliche mahlendem Witze; zudem ſcheinen manche Anſpielungen zu local, um uns Ausländern verſtändlich zu ſeyn. Dennoch hat das Ganze wegen der Sonderbarkeit mancher Auftritte unter den Zigeunern und den ungeheuern Mammuthiern einiges Anziehende; wie auch wegen verſchiedener guten Belehrungen über die Menſchen und ihre Fehler einiges Unterrichtende, ſo daß es zur Füllung einer leeren Stunde gar wohl dienen kann.

Ai.

60. Les conſeils et les maximes de *Pilpay*, philoſophe Indien; ſur les divers états de la vie. 1792. 238 Seit. ohne die Vorr. 8. 18 Kr.

Die Brachmanen oder Braminen der Indianer waren Prieſter, Staatsmänner und Gelehrte. Ein ſolcher Bramine war Pilpay, ein vorzüglich weiſer und ſtaatskluger Miniſter unter der Regierung des Königs Dabſchelim. Seine Lehren kleidete er, der Gewohnheit des Zeitalters gemäß, in Parabeln ein, und bediente ſich zur Verbreitung gemeinnütziger Wahrheiten der Dichtungsgattung der Fabel. Er führte Thiere redend ein, um, vermöge dieſes Vehikels, in jenen deſpotiſchen Ländern ſich nicht in Gefahr zu ſetzen. Die jetzige neue Erſcheinung des Buchs haben wir dem Herrn Herzog Friedrich Auguſt von Braunſchweig und Lüneburg zu danken. Es enthält muſterhafte Grundſätze, weiſe Rathſchläge und einen Schatz von Erfahrung, Welt- und Menſchenkenntniß. Die eigentlichen Erzählungen des Pilpay werden in vier Kapiteln vorgetragen. Zuvor wird über die Entſtehung des Buchs das Nöthige vorausgeſchickt, wie Dabſchelim durch Veranlaſſung eines Traums erſt einen Schatz und mit demſelben auf einem

Stücke

Stücke weiſſen ſeidenen Zeuges die hinterlaſſenen Lehren des Königs Houſchenk und darauf den Pilpay gefunden habe. Dieſer zeigt in vielen Beyſpielen, wie Könige ihre Unterthanen regieren ſollen. Schmeichler, Freunde und Feinde werden gewürdigt und in ihrer wahren Geſtalt aufgedeckt. Das 1te und 2te Kap. enthält die Liſt, die Schmeicheleyen und Anwendung aller Kunſtgriffe eines Fuchſes, Damna genannt, wodurch er ſich am Hofe beliebt zu machen, und den Stier, Namens Chotorbe, beym Könige anzuſchwärzen und endlich zu ſtürzen trachtete, welches ihm auch gelang. Allein, der Schuldige ward entlarvt, überwieſen und geſtraft. Das 3te Kap. liefert Beyſpiele wahrer Freundſchaft, ſo wie das 4te den Krieg der Raben und Eulen enthält, um daraus ein beſtändiges Mißtrauen gegen ſeine Feinde zu lernen. — Eine Erzählung folgt gewöhnlich der andern, und jede iſt mit einer Lehre begleitet. Tugenden, z. B. die Freundſchaft, werden in ein helles Licht geſtellet, ſo wie die Laſter der Verſtellung, des Geizes, des Neides u. ſ. w. in ihrer Häßlichkeit und mit ihren traurigen Folgen geſchildert werden. — Die S. 81 befindliche Fabel, vom Kranich und dem Krebſe, iſt mit einiger Abänderung unter den vier Indiſchen Fabeln in Fabri's geogr. Leſeb. 3. B. S. 159. gleichfalls befindlich. Rec. glaubt nach ſeiner Empfindung, daß dieſes Buch eine Fundgrube ſey, aus der man Lebensweisheit genug an den Tag fördern könne. La Fontaine hat die Erfindung mancher Fabeln dem Pilpay zu danken, ob er gleich hin und wieder einige kleine Abänderungen damit vorgenommen hat. Rec. führt zum Beweiſe nur die beyden Fabeln: S. 185 D'un chaſſeur et d'un loup. und S. 191 Les deux amis, an, die la Fontaine der Hauptſache nach ebenfalls den ſeinigen einverleibt hat.

Ad.

61. Praecepta nonnulla et exempla bene dicendi. Ex probatiſſimis latinitatis auctoribus excerpſit notisque instruxit *Theoph. Erdm. Gierig,* Gymnaſiarcha et Prof. Theolog. in Archigymn. Tremonienſi. Lipſiae, Schwickert, 1792, (1791.) 8. 212 Seit. 12 gr.

Zu dieſem Buche hat der Verleger die erſte Veranlaſſung gegeben. Er erſuchte, wie die Vorrede meldet, Hrn. G., eine lateiniſche Chreſtomathie zu entwerfen, die ſich durch etwas Neues in ihrem Inhalte oder in ihrer Einrichtung empföhle. Dadurch iſt Hr. G. bewogen worden, aus den rhetoriſchen Schriften der Römer ein Excerptenbuch abzufaſſen, und zwar von folgender Art: 1) es ſollte eines Theils die Theorie der Beredſamkeit aus den Alten vollſtändig enthalten, und nur das Unnütze oder minder Nützliche abgeſondert werden; 2) nicht in trockener Compendienform, oder in der magern Geſtalt eines Syſtems; ſondern ſo, daß es zugleich die angenehme und bildende Lectüre eines alten klaſſiſchen Schriftſtellers gewährte, folglich wohlgewählte und zuſammenhängende Abhandlungen mit den eigenen Worten der beſten Schriftſteller darſtellete, in welchen man das Abgeriſſene nicht wahrnehmen könnte, und die wieder unter ſich ſelbſt, als Theile und Glieder eines Körpers oder Ganzen, in Verbindung ſtänden; 3) andern Theils ſollte zu dieſen theoretiſchen Abhandlungen zugleich eine Beyſpielſammlung hinzukommen, zuſammengeſetzt aus lauter ſolchen Muſtern, welche ausgezeichnete Vorzüge oder Schönheiten beſäßen, die auch für ungeübte Gemüther und ohne Theorie fühlbar wären, wodurch das Gefühl für das Schöne erweckt, und woran der Geſchmack geübt werden könnte. Den Text beyder Theile des Werks nahm er ſich vor, durch zweckmäßige, erläuternde Anmerkungen unten am Rande für junge Leſer zu erleichtern. Wir wollen, nach dieſem Plane des Buchs, unſern Leſern zuerſt von der zweyfachen Sammlung deſſelben, hernach von den untergeſetzten Anmerkungen Rechenſchaft ablegen.

Die erſte Sammlung beſteht aus theoretiſchen Aufſätzen. Ihrer ſind dreyßig. Die fünf erſten betreffen die großen Erforderniſſe eines Redners und den hohen Werth der Beredſamkeit überhaupt, aus Cic. Or. I. Num. 6 — 21. Or. n. 3 — 6. et n. 260 ſqq. Or. I. n. 30 — 34. Or. II. n. 33-37. I. n. 49 — 70. n. 113 — 119. Summa praeceptorum rhetoricorum. Or. I. n. 142 — 146. Utrum plus conferat ars, an natura. Quint. II. 19. Exercitationes. Or. I. 149 — 159. Lectio. Quint. X. 1. Imitatio. Or. II. 90-96. Quint. X. 2. Scribendi exercitatio. Quint. X. 3. Iudicia aliorum cognoſcenda. Hor. A. P. 419 — 452. Quae praecipue ſcribenda. Quint. X. 5. Ampla et varia oratoris doctri-

doctrina. Or. I. n. 75. Philoſophiae et hiſtoriae uſus. Or. n. 12—16. et 113—120. Orator ſit vir bonus. Quint. XII. 1. Pectus diſertos facit. Erneſti Opuſc. Or. p. 23 ſqq. De triplici dicendi genere, ſubtili, medio, vehemente. Or. n 69—72. et n. 102 ſqq. n. 76—99. De elegantia orationis et pronuntiationis. Or. III. 38—49. De Ornatu. Or. III. n. 52. et 96—103. De laude ſingulorum verborum. Or. III. n. 148. De continuatione verborum. Or. III. n. 171. De figuris. Or. III. 200—208. Commendatur ornatus. Quint. VIII. 3, 1—10. Iudicia de celeberrimis Gr. et Lat. ſcriptoribus. Quint. X. 1, 46—131. Wie weit dieſe Excerpten die Theorie der Beredſamkeit erſchöpfen, oder nicht, läßt ſich aus den angezeigten Aufſchriften überſehen und beurtheilen. Die meiſten und die wichtigſten Gegenſtände kommen ſicher vor; allein, wenn manche in mehrern Stücken ſehr weitläuftig ausgeführt und erläutert werden, ſo finden wir, daß einige dagegen mit einer ganz flachen Erwähnung davon kommen; z. B. über den Periodenbau, über die Bilderſprache oder die mancherley Arten der Tropen und ihre untergeordnete Gattungen. Wir wiſſen gar wohl das Uebertriebene und Ungereimte des ehemaligen Schulunterrichts über die letztern zu unterſcheiden; allein, deutliche, entwickelte und richtige Begriffe, und ſelbſt auch Terminologie ſind gleichwohl in gar mancherley Rückſicht unentbehrlich und ſehr nützlich. Indeſſen ſtimmte es nicht mit der übrigen Abſicht des Buchs überein, ſich darauf einzulaſſen, ſofern es kein eigentliches Lehrbuch, ſondern ein Buch zur klaſſiſchen Lectüre ſeyn ſollte. Wir glauben daher, daß es überaus nützlich ſeyn könne, junge Leute durch dies Buch unvermerkt mit der Theorie bekannt zu machen, oder darauf vorzubereiten, alsdann aber, nach dieſer Lectüre, einen beſondern ſyſtematiſchen Unterricht darauf folgen zu laſſen. Und zu dieſer Abſicht iſt es würklich dienlicher, dieſe Auszüge, ſofern ſie ziemlich ein Ganzes ausmachen, mit jungen Leuten auf Schulen zu leſen, als die ganzen Bücher de Oratore, welche den geſammten Cötus in die Länge ermüden, ganz zu vollenden; ob wir gleich wünſchen, daß einzelne junge Leute daraus eine Privatlectüre machen.

Der zweyte Theil iſt der Beſtimmung nach praktiſch, das heißt, er ſoll gebraucht werden, um das Gefühl für das Schöne zu erwecken, und die theoretiſchen Regeln und Bemerkungen in würklichen Beyſpielen anſchaulich oder fühlbar zu machen.

machen. Er beſteht aus 27 einzelnen Stücken oder Excerpten: Delphinus Hipponenſis. Plin. IX. Ep. 33. Philemon et Baucis. Ovid. M. VIII. 620 ſqq. Horatiorum et Curiatiorum certamen. Liv. I. 24. Albae excidium. Liv. I. 29. Niſus et Euryalus. Virg. Aen. IX. 176—449. Villa Laurentiana. Plin. II. Ep. 17. Villa in Tuſcis. Plin. V. Ep. 6. — Zehn ausgeſuchte Schilderungen einzelner Vorzüge oder Verdienſte des Trajans, aus Plin. Paneg. 4. 11. 12. 13. 15. 16 f. 20. 22. 29—32. 45 und 47. 81: 83 ſq. Parricidii atrocitas. Cic. Roſc. Am. 22—26. Verris crudelitas in Gavium. Verr. V. 61—67. Verris crudelitas in navarchos. V. 41—46. Preces pro Fonteio. Cic. pro Font. 17. Conſilium abeundi datur Catilinae. Cat. I. 7. Iure interdum alter interficitur. Cic. Mil. 3. 4. Cauſſa Miloniana. Cic. Mil. 9. 10. Apum ſtudia, examen, pugna. Virg. G. IV. Superſtitionis foeditas. Lucret. I. 63—102. Ingeniorum Graec. et Rom. comparatio. Erneſti Opuſc. Or. p. 117 ſqq. Natürlich ſollen alle dieſe Erzählungen und Beſchreibungen hier beſonders in rhetoriſcher Abſicht geleſen werden, worauf der Lehrer daher eigene Rückſicht nehmen muß. Alsdann iſt zu erwarten, daß ſie gewiß zur Bildung des guten Geſchmacks und einer guten Schreibart ſehr viel beytragen, und dem Lehrer ſelbſt ſehr nützliche Dienſte zum Unterricht leiſten werden. Einige werden ſich übrigens wundern, daß im erſten, wie im zweyten Theile dieſer rhetoriſchen Sammlung, mitten unter alten klaſſiſchen Muſtern, einige Stücke aus des ſel. Erneſti Schriften aufgenommen worden. Wir glauben, daß dadurch dieſem vortreflichen Lehrer und Schriftſteller unſers Zeitalters große Ehre, aber gewiß keine unverdiente Ehre widerfahren iſt.

Die Anmerkungen, welche Hr. S. ſeinen rhetoriſchen Excerpten aus den Alten beygefügt hat, ſind größtentheils exegetiſch; ganz ſelten und nur wenige ſind kritiſch. Viele davon ſind Auszüge aus den Commentarien anderer, als: des Strebäus, Davis, Geßner, Heyne, Harles u. a. m., deren Namen er auch beygeſetzt hat; bisweilen beurtheilt und widerlegt er ſie; bisweilen erklärt er ſelbſt. Unſerem Bedünken nach hätte Hr. S. gar nicht nöthig gehabt, ſich auf Namen einzulaſſen. Er hätte mit eigenen Worten und nach eigener Einſicht erklären ſollen, was ihm dunkel ſchien, ohne darauf zu achten, wer vor ihm ſo oder anders eine Stelle oder ein Wort erkläret habe. Im Uebrigen ſind die Erläuterungen

ausgeſucht und zweckmäßig. Hier und da war uns einiges anſtößig. Z. B. S. 9. aus Cic. Or. I. n. 32. bemerkt er bey den Worten: ne ſemper forum, ſubſellia, roſtra curiamque meditere etc. aus des Strebäus Commentarien, daß *forum* die obern Gerichtsplätze bedeute, worin der Prätor präſidirt; *ſubſellia* hingegen minora iudicia, quae fiant a minori magiſtratu. Dieſer Unterſchied iſt ſehr ſubtil, unerweislich und hier unnöthig, da bekannt iſt, daß ſubſellia die mancherley Perſonen bezeichne, die in den Gerichten erſchienen, und an der Verhandlung Theil nahmen, oder die mancherley Geſchäfte ſelbſt, welchen ſie ſich dabey unterzogen. S. 32 aus Cic. Or. II. 94. Ecce tibi exortus eſt Iſocrates, magiſter iſtorum omnium, cuius e ludo, tanquam ex equo Troiano, meri *principes* exierunt. Hier erklärt Hr. G. das Beywort *meri* durch *praeſtantes*. Das ſcheint es uns nicht zu bedeuten, am wenigſten hier, wo ſelbſt das Hauptwort *principes* ſchon den Begriff jenes Beyworts einſchließt, und folglich ein ſolches Beywort unnütz macht. Es ſoll ohnfehlbar eben ſo viel ſeyn, als non niſi, oder nullis immixtis mediocribus. In einigen Stücken ſind die Anmerkungen mehr äſthetiſchen Inhalts. So z. B. ſind die zur Fabel von Philemon und Baucis aus Ovids Metamorphoſen, auch die zur Beſchreibung des Wettkampfs zwiſchen den Horatiern und Curiatiern aus dem Livius, bey welcher er nicht verſäumt hat, eine Vergleichung zwiſchen des Livius und Dionys von Halikarnaß Erzählungsart anzuſtellen, und hierdurch alles noch mehr in das Licht zu ſetzen. Und gewiß war es zweckmäßig, in dergleichen Aufſätzen und zu ſolchem Gebrauche geſammlet, hauptſächlich auf ſolche Bemerkungen aufmerkſam zu machen, und die einzelnen Schönheiten, zur Uebung und Bildung des Geſchmacks, genauer zu entwickeln. Lehrer, welche dies Buch dazu, wozu es der V. beſtimmt hat, brauchen wollen, werden wohl thun, wenn ſie, zumal bey dem praktiſchen Theile, den Wink und das gegebene Beyſpiel des Hrn. G. weiter verfolgen.

Dz.

62. **G. Fr. Hildebrandt, der Arzneyk. und Wundarzneyk. Doctor, Prof. der Anatomie zu Braunſchweig, und ordentl. Aſſeſſor im Fürſtl. Ober-Sanitätscollegio daſelbſt, Lehrbuch der Anatomie**

des

des Menſchen. Vierter und letzter Band. 1792. Braunſchweig, in der Schulbuchhandlung, 572 Seiten in 8. 1 Rthl. 8 gr.

Hier handelt des 8. Buches 44. Kapitel, bis zu welchem der Verf. in den vorigen Bänden gekommen war, von den Adern überhaupt; dabey auch vom Blute, „aus welchem alle übrigen Säfte (die rohen müſſen doch davon ausgeſchloſſen werden) durch Abſonderung hervorkommen.“ Hr. H. theilt die Beſtandtheile des Blutes in den Cruor und den ungefärbten Theil; und dieſen wieder in eigentliches auch von der Hitze nicht gerinnendes Blutwaſſer (ſerum); in Lymphe, welche in der Hitze des ſiedenden Waſſers gerinnt; in pars fibroſa ſ. glutinoſa, welche im abgelaſſenen Blute von ſelbſt gerinnt, und mit dem Cruor den Blutkuchen macht. Er nennt lymphatiſche Gefäße (vaſa ſerifera ſ. ſeroſa ſ. lymphatica ſ. aquoſa) die feinern, welche blos Lymphe (worunter nun Hr. H. im Allgemeinen den ganzen ungefärbten Bluttheil verſteht), oder andere Feuchtigkeiten enthalten. — So ſind denn auch die Saugadern darin mit begriffen, die man doch lieber unterſcheiden ſollte! — Dem Verf. heißen „diejenigen Theile des Körpers organiſch, welche Gefäße haben.“ 45. Kap. Von den Blutgefäßen überhaupt. 1. Abſchn. Von den Schlagadern überhaupt. 2. Abſchn. Eben ſo von den blutführenden Venen. Ob rami ſeriferi ſ. lymphatici und abſorbentes venarum ſanguiferarum da ſeyn, läßt Hr. H. mit Anführung derer, die ſie annehmen oder beſtreiten, unentſchieden. 46. Kap. Von dem großen Syſteme der Blutgefäße. 1. Abſchn. Von den Schlagadern; 2. Abſchn. von den Venen deſſelben insbeſondere. Letztere ſind mit Verweiſungen, beſonders auf die Schlagadern, etwas kürzer beſchrieben. 47. Kap. Von dem kleinen Syſteme der Blutgefäße, oder dem Lungenſyſteme, und 1. 2. Abſch. ſeinen Schlagadern und Venen insbeſondere. 48. 49. Kap. Von den lymphatiſchen Venen oder Saugadern überhaupt und insbeſondere. 9. Buch. Vom Nervenſyſteme. 50. Kap. Von dem Gehirne und Rückenmarke. 1. Abſch. Von den Hirnhäuten; 2 Abſch. vom Gehirn und Rückenmarke ſelbſt, wobey auch ihre Adern mitgenommen werden. 51. Kap. Von den Nerven überhaupt. 52. Kap. Von den Nerven beſonders. 1. Abſch. Von den Ner-

ven des Gehirns, — nach der Sömmeringiſchen Eintheilung. — 2. Abſch. Von den Nerven des Rückenmarks. Das 10. Buch handelt endlich noch im 51. 54. Kap. von der Verſchiedenheit des Geſchlechtes und Alters; im 55. Kap. von dem Fötus.

Mit dieſem Bande iſt nun dies ſehr brauchbare Handbuch geſchloſſen, worin der Verf. denſelben Plan mit derſelben Gründlichkeit, wie in den vorhergehenden Bänden beybehielt. Auf die Zergliederungsweiſe hat er ſich jedoch weniger eingelaſſen, und davon nur etwas beym Gehirne, aber deſto fleißiger wieder überall die nöthige Literatur beygebracht. Von Ueberſetzung der Kunſtwörter ſcheint Hr. H. kein Freund zu ſeyn, daher das Buch mit ziemlich vielem und doch oft unnöthigem Latein durchwebt iſt. In der obigen Seitenzahl iſt auch ein doppeltes Regiſter über Sachen und Schriften begriffen.

62 a) D. Wilh. Joſephi's, der Medic. Anat. und Geburtsh. Profeſſor auf der Univerſität zu Roſtock, Beytrag zum erſten Bande der Anatomie der Säugthiere. Nebſt vier Kupfertafeln. Göttingen, bey Dieterich, 1792. 36 S. 8. 6 gr.

Die ſchönen Abbildungen, welche in dieſem kleinen, aber ſchätzbaren, Beytrage mitgetheilt werden, ſind aus der Sammlung des Hrn. HR. Sömmerings genommen, wie der Verf. dankbar rühmt. Der kurze Text erklärt nur dieſe Abbildungen, welche wohl auch beſſeres Papier verdient hätten! Taf. I. ſtellt den Kopf des Choras (Sim. ſ. puſio Mormon) im Profile vor, der unter allen Affen, Pavianen und Meerkatzen in der Bildung des Kopfes am weiteſten vom Menſchen abſteht, und ſich mehr der Geſtalt des Schweinskopfes nähert. Dies zeigen die Ausmeſſungen und die übrigen Abweichungen der einzelnen Knochen, beſonders des Oberkiefers, der ſich durch einen erhabenen Rücken auszeichnet, und kein planum orbitale abgiebt. Der Unterkiefer allein iſt 6 Zoll 7 Linien lang, und doch der ganze Kopf nur 10 Zoll. Taf. II. derſelbe Kopf von vorn. Der Zwiſchenkiefer und das Naſenbein ſind jeder nur ein Knochen. Doch vermuthet Hr. J. eine Verwachſung.

vom Alter. Von der Naſen- und Augenhöhle, dem Gaumen hätte hier Rec. gern mehr finden mögen. Taf. III. Fig. 1. der Kopf eines Winſelaffen (Sim. capucina L.) zeigt, wie alle Meerkatzen, im Schädelbaue viel Menſchenähnliches, der Schädel iſt zum Geſichte größer, als bey allen Affenarten. Fig. 2. Ebenderſelbe Kopf, halb von der Seite, halb von vorn vorgeſtellt, ſo daß mehr vom Geſichte und den Augenhöhlen zu ſehen iſt. S. 27 bey a. iſt wohl das rechte mit dem linken Jochbeine, S. 28 das Gaumenbein mit dem Jochbeine, und die linke Seite mit der rechten verwechſelt worden! e. ſey das Merkwürdigſte am ganzen Kopfe, nämlich: ein ziemlich rautenförmiges Loch in der Scheidewand der Augenhöhlen, wodurch dieſe mit einander Gemeinſchaft haben. Gerade dies Loch iſt in der Figur nicht deutlich. Auch ſagt Hr. J. nicht, zwiſchen welchen Knochen es durchgeht. f. und g. finden ſich in der rechten Augenhöhle, die doch die Sehelöcher der rechten und linken Seite bezeichnen ſollen. Fig. 3. Kopf des Uiſtiti (Sim. Iachus) von der Seite. Langer und flacher Schädel, und unter allen Affenarten am wenigſten hervorragendes Geſicht. Fig. 4. Derſelbe Kopf von vorn, woran ſo die breite calvaria, der breite Naſenfortſatz des Stirnbeins, die breiten Naſenbeine, die Augenhöhlen u. ſ. w. in die Augen fallen. Der Verf. macht den wenigen Abſtand der Augenhöhlen von einander zum Hauptcharakter des Affenkopfes, den beſonders Fig. 2. beſtätigt, dieſe dagegen zu entkräften ſcheint. Aber ſo breit hier, im Zuſammenſtoßen des Naſenfortſatzes des Stirnbeins mit den Oberkiefern, der Vordertheil der Scheidewand zwiſchen den Augenhöhlen iſt, ſo äuſſerſt und bis zum Durchſcheinen dünn wird ihr Hintertheil. Taf. IV. Fig. 1. Eine Vorſtellung der Hirn- (Schädel-) höhle des Coaita oder Beelzebubs (Sim. Paniſcus L.) vom ſel. Camper gezeichnet, worin das merkwürdige, aus zwey Scheiben beſtehende, tentorium cerebelli oſſeum erſcheint. Ohne Zweifel kommt es vom Abdruck, daß hier wieder die Angabe der rechten und linken Seite in der von Campern hinterlaſſenen kurzen lateiniſchen Erklärung nicht genau auf die Figur paßt. Fig. 2. Umriß des Kopfes des Orangutang in natürlicher Größe, im Profil, von Camper gezeichnet und von Sömmering copirt. Fig. 3. Eine ſehr ſchöne Abbildung des Kopfes des Makoko (Lemur Catta), von Sömmering gezeichnet, der viel Aehnliches mit einem Fuchskopfe hat, mit vier kleinern Schneidezähnen im Zwiſchenkiefer; wovon die mittlern durch eine Lücke

abſtehen, und ſechs längern und ſpitzen Schneidezähnen im Unterkiefer.

Es.

62 b. Juriſtiſches Wörterbuch zur Verbeſſerung des Actenſtyls und Einführung einer reinen deutſchen Schreibart in gerichtlichen und auſſergerichtlichen Geſchäften, mit praktiſchen Beyſpielen erläutert, von Heinrich Kuppermann. Leipzig, bey Breitkopf, 1792. 660 S. gr. 8. 1 Rt. 16 gr.

Der Gerichts- und Actenſtyl wird, ungeachtet aller Kritiken, die beſonders ſeit einem Jahrzehend darüber gemacht ſind, zum Theil noch immer durch Anhäufung gleichbedeutender Wörter und den unſchicklichen Gebrauch lateiniſcher, franzöſiſcher u. ſ. w. Ausdrücke und Redensarten ſo ſehr entſtellt, daß jede Bemühung, eine reine deutſche Schreibart in die gerichtlichen Verhandlungen zu bringen, Dank verdient. Hommel in ſeinem bekannten Antibarbariſchen Lexicon (vor deſſen Flavius) und Schott in dem kurzen juriſtiſchen Wörterbuche, haben ſchon in glücklichen Verſuchen gezeigt, daß unſere Mutterſprache reichhaltig genug iſt, um lateiniſche juriſtiſche Kunſtwörter gegen deutſche vertauſchen zu können. Dem ungeachtet findet man aber, wie es die Erfahrung eines jeden Geſchäftsmannes bewähren wird, nicht nur in den meiſten Schriften der Advocaten, ſondern auch in Beſcheiden und Urtheilen jene gehäuſten lateiniſchen Ausdrücke beybehalten, und man würde es vielleicht hin und wieder gar für Pedanterey und Neuerungsſucht erklären, wenn Jemand ſtatt derſelben einen paſſenden deutſchen Ausdruck wählen wollte. Bey den ſo mancherley Urſachen und Hinderniſſen, welche ſich den ſchnellern Fortſchritten der Verbeſſerung des Gerichts- und Actenſtyls entgegen ſtellen, und da nur wenige ſich gegen den Schlendrian und juriſtiſche Sprachbarbarey ſträuben, bleibt es alſo immer ein Verdienſt, derſelben entgegen zu arbeiten. Auf den wenigſten Univerſitäten kann auch der angehende Juriſt gehörige Anweiſung erhalten, in Rückſicht auf die Schreibart in rechtlichen Geſchäften ſich zu üben; der Vortrag iſt oft ſelbſt nicht ganz von Sprachfehlern frey, und die für die Praxis geſchriebenen Lehrbücher enthalten zuweilen eine fehlerhafte deutſche

deutſche Schreibart. Nach zurückgelegten akademiſchen Jahren wird der junge Juriſt, er mag ſich dem Richteramte oder der Praxis widmen, nicht genugſam auf eine gute juriſtiſche Schreibart aufmerkſam gemacht, und man giebt ihm Acten, ohne genugſame Auswahl, zu leſen, und ſchränkt ſo ſeine Aufmerkſamkeit blos auf Anwendung der Sachen ein; wobey alsdenn der juriſtiſche Styl, weil das Neue deſſelben gefällt, mit allen ſeinen Fehlern treulich nachgeahmt wird. Ein juriſtiſches Wörterbuch iſt daher allezeit ein gutes Hülfsmittel für einen Anfänger, ſich an eine gute deutſche Geſchäftsſprache frühzeitig zu gewöhnen; und ſelbſt der geübtere juriſtiſche Geſchäftsmann kann ſich eines ſolchen Wörterbuchs zuweilen mit Nutzen bedienen, wenn ihm etwa nicht ſogleich ein paſſender deutſcher Ausdruck einfallen ſollte. Der Verf. der oben angezeigten Schrift hat ſein Werk nach den Hommel- und Schottſchen Verſuchen entworfen; allein, beyde ſowohl an Vollſtändigkeit und Reichhaltigkeit der Artikel, als auch der gewählten Ausdrücke übertroffen. Nicht immer ſind freylich die lateiniſchen juriſtiſchen Wörter ganz glücklich gegen deutſche vertauſcht, z. E. annus utilis, **nützliches Jahr**, adoptio, **Anwünſchung**, anatociſmus, **unerlaubter Wucher**, fideicommiſſum familiae, **Familiengeſtifte**, fideicommiſſum univerſale, **vertraute ſämmtliche Erbſchaft**, fideicommittens, **Erblaſſer einer vertraulichen Erbſchaft**, ius repraeſentationis, **Stellvertretungsrecht** u. ſ. f. Inzwiſchen ſind doch dabey größtentheils mehrere Ausdrücke bemerkt, unter welchen jeder nach ſeiner Einſicht wählen kann. Am wenigſten hat uns aber die Verdeutſchung ſolcher lateiniſchen Ausdrücke gefallen können, die gleichſam einheimiſch bey uns geworden, und allgemein verſtändlich ſind, z. B. **Credit, Agnaten, Archiv, Abolition, Citation, Dilation, Exemplarien** u. ſ. w., welche billig im Beſitze ihres einmal erlangten Bürgerrechts hätten gelaſſen werden ſollen.

Dw.

62c. Litteratur des Kaiſerlichen Reichskammergerichts. — von Egid Joſeph Karl v. Fahnenberg auf Burgheim, des gedachten Kammergerichts Aſſeſſor — Wezlar, bey Winkler, 1792. 334 Seiten. 8. 18 kr.

Ein angenehmes Geſchenk für alle Freunde der juriſtiſchen, insbeſondere der kammergerichtlichen Litteratur. Vorzüglich ſchätzbar ſind die Notizen, die der Verf. von den Ausgaben der angeführten Cameralſchriften, von dem Inhalt, dem Werth, der Brauchbarkeit derſelben giebt, welche er hin und wieder mit unterhaltenden Anekdoten von der Geſchichte des in Frage ſtehenden Buchs oder ſeines Verfaſſers begleitet hat. Hr. v. F. handelt in zwölf Kapiteln von der Kammergerichtsliteratur überhaupt; von den einzelnen Abdrücken der Kammergerichtsgeſetze; von den Kammergerichtsſchriftſtellern von 1495 bis zum Deput. Abſchied von 1600; nach dem D. A. bis zum jüngſten Reichsabſchied; nach dem J. R. A. bis zum Viſit. Abſchied von 1713; vom Viſit. Abſchied bis zum Reichsſchluß von 1775; von der neueſten K. G. Literatur; von den Geſetzen und Schriftſtellern des kaiſerlichen Reichshofraths; von den kaiſerlichen Hof- und Landgerichten; von den K. G. Diſſertationen und kleinen Schriften; von den Reichshofrathsdiſſertationen und kleinen Schriften; von den K. G. Staatsſchriften und Deductionen. Auch die wenn ſchon öfters ſehr kurze und mangelhafte biographiſche Nachrichten von Cameralſchriftſtellern ſind eine erwünſchte Zugabe. Unſer Verf. iſt am 9. Oct. 1749 zu Mons in der Grafſchaft Hennegau, wo damals ſein Vater als K. K. Hauptmann in Garniſon lag, gebohren; er ſtudirte zu Würzburg und Heidelberg, practicirte zu Wetzlar; trat 1773 als Secretär in Oeſterreichiſche Dienſte mit dem Auftrag, unter ſeines Oheims, des Freyh. v. Borie *) Aufſicht ein Repertorium über die Münſter-Weſtphäliſche Friedenshandlung in Regensburg zu verfaſſen, womit er zwey volle Jahre zubrachte; ward 1775 Regierungsrath in Freyburg; 1776 Herzogl. Burgundiſcher Präſentatus zum Kammergericht; und hat am 1. Jun. 1782 als Aſſeſſor aufgeſchworen. Er iſt auch Verfaſſer des Entwurfs einer Geſchichte des K. R. K. Gerichts unter den hohen Reichsvicarien, in zwey Bänden, Lemgo, 1790. 1791. 8. Wir ſetzen noch einige Beyträge zu Berichtigung dieſer Literatur her. S. 20. Die Hr. v. F. aus der Storriſchen juriſtiſchen Litteratur der Deutſchen von 1771 bis 1780. (III. Theil, S. 64.) hätte erſehen können, daß von der Pachneriſchen Sammlung aller Reichsſchlüſſe der 3te und 4te Theil 1776 und 1777 erſchienen

iſt;

*) Von welchem er uns S. 160. ff. Nachricht giebt.

iſt; warum ſpricht er nur von zwey Bänden, die ſchon 1740 herausgekommen ſind? S. 23. D. Aug. Fr. Wilh. Cronis Wahlkapitulation des R. Kaiſers Leopold II. Hildburghauſen, 1791. 4. hätte erwähnt zu werden verdient. S. 92. Nik. Chr. Reichsfreyherr v. Lynker, ein biographiſcher (freylich nicht gar gut gerathener) Verſuch von Joh. Chr. Hellbach, Eiſenach, 1789. 8. hätte wegen des Verzeichniſſes der 193 Lynkerſchen Schriften bemerkt werden ſollen. S. 126. Joh. Pet. v. Banniza ſtarb den 11. Jun. 1775. S. 128. Joh. Ge. Eſtor ſtarb den 25. Oct. 1773, nicht 1753. S. 132. Joh. Fr. Wilh. v. Neumann ſtarb den 7. Sept. 1768, nicht 1760. S. 140. Joh. Jak. v. Zwierlein ſtarb den 22. Jun. 1772. S. 163. Joh. Jak. v. Moſer, ehemals Würtemb. Landſchaftsconſulent, ſtarb als Königl. Däniſcher Etatsrath zu Stuttgart den 30. Sept. 1785. S. 185. Carl Fr. Häberlin ſteht ſchon ſeit 1786 nicht mehr zu Erlangen, ſondern als Rechtslehrer zu Helmſtädt, und iſt den 5. Auguſt 1756 gebohren. S. 188. Joh. Fr. Brandis ſtarb ſchon den 9. May 1790 als Rechtslehrer zu Göttingen. S. 220. Fried. Carl. Freyherr v. Moſer privatiſirt nun zu Ludwigsburg im Würtembergiſchen. S. 235. Carl. Ferd. v. Jung ſtarb den 2. März 1772. S. 254 fehlt J. Fr. Schmidlin Betrachtungen über die geſetzgebende Gewalt in Deutſchland während eines Zwiſchenreichs, Stuttgardt, 1790. 8.

Nf.

62 d. Criminalgeſchichten; aus gerichtlichen Acten gezogen. Erſter Theil. Berlin, 1792. 8. 224 Seiten. (Mit einer ſchön gezeichneten Titelvignette, auf welcher die erſte Geſchichte vorgeſtellt wird.) 14 gr.

Einige dieſer Geſchichten, wie die bekannte von dem Schäfer Gädke, welcher aus religiöſer Schwärmerey ſeine drey Kinder ermordete, ſind ſchon in der Berliniſchen Monatſchrift abgedruckt, alle aber gut und ſo erzählt, wie ſie für empiriſche Seelenlehre wichtig ſind, auf welche immer mehr, als auf eigentliche Rechtskenntniſſe Rückſicht genommen worden iſt; inzwiſchen mögen ſie doch aus vielen zum Zweck des Verf. ausgeſucht worden ſeyn; denn in der That möchte man unter den Helden

dieſen ſiebzehn Geſchichten keinem, auſſer vielleicht dem der zehenden Geſchichte, den Namen eines ſchlimmen Böſewichts geben; nach Rec. Erfahrung aber, welcher auch ſchon manche Criminalacten geleſen und referiren gehört hat, ſind der aus würklicher Bosheit begangenen Verbrechen, beſonders Mordthaten, gewiß weit mehrere, als derer, welche aus religieuſer Schwärmerey oder Lebensüberdruß begangen werden. Der Verf., welcher ſich in der Vorrede Karl Müchler unterſchreibt, handelt in der Einleitung von der Immaterialität der Seele, Freyheit des Willens, beſonders aber von den Quellen der Verbrechen nach Erfahrungen, worüber er uns beſſer, als in ſeinen Speculationen gefällt. Wir können uns nicht enthalten, von dieſer Einleitung einiges mitzutheilen. S. 15 ſagt der Verf.: „Wer es weiß, in welchem Elende der gröſte und „arbeitſamſte Theil der Nationen ſchmachtet, wenn ihm oft „die Wege abgeſchnitten oder erſchwert werden, ſich auf eine „ehrliche Art zu ernähren; wie die höhern Klaſſen ihn blos „darum, weil er dürftig iſt, mit dem entehrendſten Mißtrauen „zu kränken ſich berechtigt halten; wer es kennt, wie wenig „man ſich Mühe giebt, dem gemeinen Mann richtige und ver„nünftige Begriffe von Religion und Sittlichkeit beyzubringen, „wie man im Gegentheil es recht darauf anlegt, ihn in ſei„nen ſchädlichen Vorurtheilen zu beſtärken, wie man es oft als „ein Verbrechen ausſchreyt, ihn über die zu ſeiner Beruhigung „höchſt nöthige Wahrheiten zu belehren, wie man den Aber„glauben gegen die Aufklärung in Schutz nimmt, wie man „wider alles, was geſunde Vernunft iſt, declamirt, und, ſtatt „ihm Religion des Herzens zu predigen, ſeine Einbildungskraft „durch Myſtik erhitzt, der wird erſtaunen, daß bey dem viel„fachen Druck auf der einen, und bey dem Mangel an wah„rem Lichte, das dem ſo geprieſenen und gepredigten innern „Lichte gerade entgegen iſt, (auf der andern Seite,) die An„zahl der Verbrecher gegen die Volksmenge der Staaten noch „ſo geringe bleibt. — Wohl Euch, Ihr Groſzen der Erde, „wenn Ihr, nicht geblendet von dem Glanze Eurer Hoheit, „oder umringt von falſchen Rathgebern, die Euch das Licht „der Aufklärung verdächtig machen wollen, dieſe erſte Regen„tenpflicht (den Quellen der Verbrechen entgegen zu arbeiten,) „nicht verabſäumt.“

Aß.

Beytrag

62 e. Beytrag zur Geſchichte des Glaubens an das Daſeyn Gottes in der Theologie. Nebſt einem Auszuge aus der erſten abendländiſchen ſyſtemartigen Dogmatik des Erzbiſchofs Hildebert von Tours, von Werner Carl Ludwig Ziegler, D. und Prof. der Theologie. Göttingen, im Vandenhöck- und Ruprechtſchen Verlage, 1792. 127 S. 8. 6 gr.

Eine kleine, aber gedachte Schrift, über deren Hauptſätze itzt kein Streit mehr unter Theologen ſeyn ſollte. Wir wollen ihre Hauptmomente kurz darlegen. Die Theologie kann keinen eigentlichen Beweis für das Daſeyn Gottes aus der Bibel führen, in ſofern die Bibel das Daſeyn Gottes poſtulirt, und den religiöſen Glauben daran, oder die Ueberzeugung davon als entſchieden vorausſetzt. Denn ehe Religionsdocumente exiſtiren konnten, mußte ſchon lange Religion vorhanden geweſen ſeyn, und ehe Religion da war, der Begriff von einem höhern Weſen als Veranlaſſung dazu. Ferner: ehe Offenbarung Statt finden konnte, mußte der Begriff von Gott, der ſich offenbaren wollte, vorausgehen, und der Begriff von Gott ſchon Veranlaſſung zu irgend einer Religion gegeben haben, bevor geoffenbarte Religion und ihre Documente eintreten konnten. Offenbarung kann den Menſchen nur lehren, 1) was Gott iſt, um den Begriff von Gott, den der Menſch durch Gefühl und Nachdenken erfand, und entweder ſehr unvollkommen erfand, oder mit der Zeit ſehr unvollkommen machte, zu berichtigen und zu veredeln; und 2) was Gott will, um das Verhalten des Menſchen zu beſtimmen. Beydes geſchieht ſchon im A. T. (bey aller anerkannten Unvollkommenheit der Begriffe von Gott) weit erhabener und vollkommener, als in den Schriften anderer gleichzeitiger und ſpäterer Völker, die in Geiſtescultur den Hebräern weit überlegen waren. Es kann daher nicht inconſequent ſcheinen, die reinern Begriffe von Gott, als dem Baumeiſter, Regierer, Erhalter der Welt und dem Geſetzgeber von einer nähern göttlichen Entdeckung abzuleiten, durch auſſerordentliche Menſchen, die, ausgerüſtet mit göttlicher Kraft, von der Hand der Vorſehung als Inſtrumente gebraucht wurden, den Geiſt ganzer Nationen zu heben, und ſie moraliſch zu erziehen. Aber noch conſequenter iſt es, zu glauben, daß dieſe Männer auf einem auſſerordentlichen

Wege

Wege zu dieſen Einſichten gelangten, wenn entweder ſie ſelbſt oder ihr Zeitalter jene Einſichten zu ungewöhnlich und zu erhaben hielten, als daß ihnen dabey der gewöhnliche Weg der Wahrnehmung ſchicklich ſcheinen konnte. (Aber dann glaubte doch nur jenes Zeitalter und jene Männer ſelbſt, die den Gang des menſchlichen Geiſtes nach ſeinen Labyrinthen noch nicht erforſcht hatten, den auſſerordentlichen Urſprung ihrer Ideen: ein anderes iſt: ſollen auch wir, die wir in der Erforſchung der Entwickelung der menſchlichen Seele weiter gekommen ſind, denſelben glauben?) Nie aber haben ſich jene weiſern Männer angemaßt, das Weſen der Gottheit zu ergründen, ſondern vielmehr ſtets das Unergründliche und Unbegreifliche und die Unermeßlichkeit deſſelben anerkannt. Und daher haben auch denkende Theologen nie mehr als eine analoge oder ſymboliſche Erkenntniß des Weſens der Gottheit im Syſtem vertheidiget, und der Schwäche des menſchlichen Verſtandes ſo viel nachgegeben, daß er ſich theilweiſe durch Attribute zu dem Weſen der Gottheit erheben dürfe.

Da die bibliſche Theologie eines Beweiſes für das Daſeyn Gottes entbehrt, ſo muß ihn die ſyſtematiſche Theologie, wenn er geführt werden ſoll, von der Philoſophie borgen. Es iſt ihr aber zu rathen, ſich nicht blos an einen Beweis zu halten, ſondern ſie alle aufzuzählen, weil nicht jeder für alle gleich faßlich und gleich fruchtbar an praktiſchen Folgen iſt. Der moraliſche Glaube, oder der Kantiſche Beweis vom Daſeyn Gottes, hat allerdings groſſes praktiſches Intereſſe; allein, der koſmologiſche und phyſikotheologiſche hat es nicht minder: und wenn es der Theologie ſowohl auf allgemeine Faßlichkeit, als auf die Fruchtbarkeit der Principien ankommt, ſo müſſen die letztern in der Theologie den Vorzug behalten, beſonders da ſie auch die Bibel dazu empfiehlt. Kant ſelbſt verkennt dies nicht, und iſt in dieſem Stück weit toleranter, als die von ihm benannte Schule. Sollte es aber allen dieſen Beweiſen an höchſter Evidenz fehlen, und ein doctrinaler Glaube an das Daſeyn Gottes das endliche Reſultat der langen Anſtrengung der Verſtandeskräfte bleiben; ſo wird die Theologie dadurch nicht erſchüttert: denn das Bewußtſeyn des Menſchen von ſeiner Abhängigkeit bleibt. Ueberdies hat ſich die chriſtliche Theologie zehn volle Jahrhunderte mit dem Glauben an das Daſeyn Gottes beruhiget, und noch im zwölften Jahrhundert nur den Glauben an das Daſeyn Gottes in der chriſtlichen Religionstheorie verlangt.

Bis auf Anſelm wurde das Daſeyn Gottes zum Glauben gerechnet; er führte für daſſelbe zuerſt einen Beweis a priori aus dem gröſsten Gedenkbaren, den nach der Zeit Carteſius in einer andern Geſtalt noch einmal gab, und der, freylich mit etwas andern Modificationen, unter dem Namen des ontologiſchen lange ſein Glück gemacht hat. Der Verf. führet nun Anſelms Beweis, nebſt Gaunilo's, eines Mönchs im Kloſter Noirmo, Widerlegung in einer Ueberſetzung (doch mit beygefügten lateiniſchen Originalworten) an. Darauf Anſelms Antwort und die Geſchichte dieſes Beweiſes. Die gleichzeitigen und ſpätern Theologen nahmen denſelben, ob er gleich von dem allgemein verehrten Oberhaupt der Scholaſtik herkam, doch nicht auf, ſondern fuhren fort, das Daſeyn Gottes ſchlechthin zum Glauben zu rechnen, vermuthlich weil man von der einmal gewählten Methode in dem chriſtlichen Religionsunterricht nicht abgehen wollte. Der Verf. führt den Beweis hievon aus Hildeberts Dogmatik, dem erſten Verſuch eines Syſtems im Occident, am Ende des eilften oder ſpäteſtens im Anfang des zwölften Jahrhunderts. Zugleich nützt er dieſe Gelegenheit, durch einen gedrängten Auszug aus dieſem erſten Syſtem zu zeigen, welche Form, und welchen Umfang die erſte chriſtliche Dogmatik des Occidents hatte. Es kommen Spuren von Meinungen darin vor, die man jenen Zeiten nicht leicht zugetraut hätte. Nur eine zum Beleg: „Einige Theologen damaliger Zeit erklärten die Schöpfung in ſechs Zeiträumen für eine menſchliche Erzählung und Bequemung des Moſes nach den Begriffen des Volks. Bey der Schöpfung der Gottheit finde eigentlich kein Zeitraum Statt; ſondern ſie ſchaffe alles auf einmal. Moſes redete aber zu einem rohen Volk (rudi populo); er mußte alſo die Gottheit und die Werke derſelben menſchlich darſtellen und in Zeiträume theilen, damit ſie das Volk faſſen könnte. Sie nannten die ſechs Schöpfungstage ſex operum diſtinctiones, quae ſecundum Deum factae ſunt ſimul, ſed ordine dici oportuit.“ So dachten die für Barbaren geſcholtene Theologen des 11ten und 12ten Jahrhunderts: und die neuern Theologen, die zu denſelben Ideen zurückgeführt haben, werden dagegen Aufklärer, die Moſen zu einem Schriftſteller more ethnicorum machten, genannt! Gewiſslich ein herrliches Document von der tiefen Gelehrſamkeit der neueſten Wächter der ſogenannten Orthodoxie.

Die

Die Vorrede des Verf. enthält für ſie manches bedeutende Wort, zu ſeiner Zeit geredet. „Aber Ohren haben ſie, und hören nicht!“

Eb.

62 f. Beyträge zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion. Sechszehntes Heft. Winterthur, 1792. in der Steinerſchen Buchhandlung. 206 Seiten. gr. 8. 12 Gr.

Von den Evangelien. Das Wort αρχη auf den Johannes zu ziehen, gefällt auch Rec. beſſer, als die gewöhnliche Erklärung, zumal es dem Sprachgebrauche völlig gemäß iſt. In Abſicht der aus den ältern Zeiten uns übrig gebliebenen Evangelien iſt zu bedauern, daß gerade die ungereimteſten dies Loos getroffen hat, mit denen der Kritiker nichts anzufangen weiß, als etwan die kleinfügige Wunderſucht und fromme Erfindungsgabe der Judenchriſten daraus zu beſtätigen. Schwerlich haben ſie das Alter, das man ihnen gemeiniglich beymißt. — Die Unterſuchung der Verſchiedenheit der Marcionitiſchen Recenſion des Evangeliums Lucä von der, welche die katholiſche Kirche geſtempelt hat, iſt bey Recenſenten immer zur Beſtätigung der Semlerſchen Meinung ausgefallen, daß man den Marcion ohne Grund ſo gröblich angeklagt hat. Die Beleuchtungen, die hier über Tertullian und Epiphanius vorkommen, müſſen jedem Kritiker äuſſerſt wichtig ſeyn. Mit größtem Vergnügen hat Rec. die ganze Abhandlung, und beſonders, was vom Evangel. Johannes geſagt iſt, nicht geleſen, ſondern ſtudirt. Denn die Abhandlungen dieſes Verfaſſers, die ſehr kenntlich ſind, wollen ſtudirt ſeyn, dann aber iſt ihre Ausbeute reich. Freye Pfingſtbemerkung. Gloſſa, und Gloſſä, ein idiotiſches Wort des Hellenismus, wodurch man ſchöne Sprüche von Gott, Pſalmſtrophen, Gebete, einzeln überſetzte Bibelſtellen, nach verſchiedenen Idiomen, die zu Jeruſalem von Fremden und Einheimiſchen in den verſchiedenen Synagogen der Judäer und Hieroſolymitaner, Galiläer, Griechen, Syrer, Lateiner, Araber und Perſer gebraucht wurden, bezeichnete. Der beſcheidne Verf. giebt es nur für Hypotheſe aus. Uns dünkt es mehr zu ſeyn. Sprachgebrauch, damalige Gewohnheit und Parallelſtellen empfehlen

dieſe-

dieſe Erklärung, wenn ſie auch weniger eine der ſchwerſten und ſonderbarſten Geſchichten aufkläre. Mit Grotius und Semler die Apoſtel allein hier zu verſtehen, hat, wie der gelehrte Verfaſſer mit Recht bemerkt, ſeine exegetiſche groſſe Schwierigkeit, und das Sprachenwunder bleibt, wie es iſt, da die mehr oder weniger Perſonen im Grunde nichts Weſentliches ändern. Warum wird doch von keinem Apoſtel irgend jemals die Anwendung eines ſolchen Sprachwunders erzählt? Nach der hier erklärten Hypotheſe kann man das Wunder entbehren, und, was noch beſſer iſt, auch die harte Beſchuldigung, als ſey grober Betrug und unſinnige Schwärmerey eingemiſcht geweſen, zumal — wie eine vortrefliche Anmerkung zeigt — es immer ein erbärmliches Theilchen der Geſchichte des menſchlichen Verſtandes war, daß die Leute behaupteten, die Gebete, die nicht in der Landesſprache, ſondern ausländiſch geſprochen, oder wohl gar geſungen würden, ſeyen kräftiger. **Ueber die Controvers von der Gottheit Chriſti.** Ja wohl thut es Einem wehe, wenn dieſe Controvers auch nur aufgewärmt wird. Der Verf. mißbilligt den Ausdruck deitas oder divinitas Chriſti, weil nur Eine Gottheit iſt, und nur Eine ſeyn kann; auch weil der Ausdruck nicht bibliſch iſt. Von den Socinianern könne man nicht ſagen, daß ihnen die Erkenntniß eines wahren Gottes mangele, (wie kein Vernünftiger behaupten wird,) ſondern ſie erkenneten die wahre Gottheit nicht in einem beſondern Lichte. Die Frage über Herzensrechtſchaffenheit der Unitarier gehöre nicht hieher, ob ſie gleich mit den Trinitariern das Gleiche einſehen könnten, wenn ſie nur wollten. (Das dächten wir nicht. Die Ueberzeugungen der Menſchen hängen nicht von ihrem Willen, ſondern von anerkannten Gründen ab. Und nur dann, wenn ſie von ihrem Willkühr abhängig gemacht werden, kommt Herzensrechtſchaffenheit ins Spiel.) Der Vorſchlag des gutmeinenden Verf. iſt folgender: die wahre Gottheit hat mehr als einerley Art, ſich mitzutheilen, (phyſiſch, oder moraliſch?) ſie hat unbegreifliche Gradationen, wie ſie ſich verſchiedenen Geſchöpfen und Menſchen mittheilen kann. (Moraliſch oder myſtiſch?) Unter dieſen Vereinigungsarten iſt Eine die höchſte, die möglich iſt. Das Gottheißende in Jeſu kann nichts höhers ſeyn. Folglich ſollten oder könnten die Unitarier dies Einwohnen der Gottheit in Chriſto für möglich erkennen. (Sie ſagen aber, ſie können keine phyſiſche Vermiſchung des Endlichen mit dem Unendlichen als möglich erkennen.) Die

Klage

Klage über Vernunftwidrigkeit der Lehre, und die Meinung, daß die Selbſtmittheilung der Gottheit an Chriſtus eine Ungereimtheit ſey, ſollte wegfallen, weil doch irgend einem Menſchen das höchſtmögliche Göttliche mitgetheilt ſeyn muß, und der iſt Chriſtus. (Rec. zweifelt, ob die Hypotheſe irgend Einer der ſtreitenden Partheyen gefallen möchte. Auf eben die Weiſe könnte man auch die Teufelsläugner gewinnen, weil doch unter allen Creaturen Einer der allerſchlimmſte ſeyn muß.) Uebrigens empfiehlt der billige Verf. alle Geduld und Schonung gegen diejenigen, die allen weiter gehenden Beſtimmungen, die zu Widerſprüchen führen könnten, nicht hold und ergeben ſind.

Da in den vorigen Heften hin und wieder vortrefliche kritiſche Bemerkungen über das Wort Logos und deſſen Abſtammung und Bedeutung, bey ſo vielen Sekten, zur Zeit Chriſti, und vorher und nachher, befindlich ſind, die zur geſchichtlichen Aufklärung allerdings beytragen ſollten: ſo verweiſen wir die Leſer darauf, und hoffen, daß ſie mit uns es fühlen werden, daß zwiſchen philoſophiſchen Hypotheſen und geſchichtlichen Erklärungen einiger Unterſchied iſt. Betrachtung über die Träume des Joſeph und der Maria. Von beyden heißt es: ein Engel erſchien ihnen. Das heißt nichts mehr und nichts weniger, als: es hat ihnen geträumt. Die perſönliche Darſtellung eines Engels macht zu viele Weitläuftigkeit. Zudem iſt auch ein Traum keine Kleinigkeit, und man handelt nicht gründlich, wenn man ihn geringe hält, da er oft das angeſtrengteſte Nachdenken im wachenden Zuſtande übertrifft. Hier verhielte ſich die Sache anders, wie gewöhnlich. Maria und Joſeph konnten in der Ordnung nicht ſo etwas träumen, und deshalb muß Gott durch ein Wunder dieſe Träume gewirkt haben, welches ſo gar auf die Worte zu ziehen, in welchen ſie uns aufgeſchrieben ſind (11). Uebrigens, ſagt der Verf., habe ich mehr Vergnügen daran, daß ich Jeſum als göttliche Weisheit und Kraft kenne, als daß ich ſeine auſſerordentliche Geburt von einer Jungfrau vertheidige. Auch hier muß Rec. abermals die Leſer auf vorhergegangene kritiſche Erläuterungen in den vorigen Heften aufmerkſam machen; ſo wie auch die folgende vortrefliche Abhandlung, die den hiſtoriſchen Verſuch über den Einfluß der Religion auf die Moral fortſetzet, und die gar keinen Auszug geſtattet, aber von dem ächten Gelehrten, der den hiſtoriſchen Fortgang

der

der mannichfaltigen Religionen in der Welt, als Kette der Weltbegebenheiten im Zuſammenhange beurtheilet, fruchtbar benutzt werden kann. In der Vorausſetzung, daß unſre Leſer die überaus nützliche und jedem Exegeten unentbehrliche Betrachtung über gnoſtiſche Lehrſätze, die den Schluß dieſes an Materialien ſo reichen Hefts ausmacht, in naher Verbindung mit der Abhandlung über die Controvers von der Gottheit Chriſti ſtudiren, und von S. 194 bis zu Ende, dergeſtalt in ſuccum et ſanguinem verwandeln werden, daß es ihnen bey allen exegetiſchen Beſchäftigungen über dieſe Materie immer gegenwärtig bleibe, erſparen wir uns die Mühe, ihnen zu ſagen, wie uns die Betrachtung über das eingegebene Traumwunder gefallen hat.

Dgb.

62 g. Gift und Gegengift, gereicht in Unterredungen über Natur, Staat und Religion. Eine dringende Warnung für die junge Leſewelt. Augsburg, bey Doll, 1792. 8. 34 Bogen. 1 Rl. 4 gl.

Dieſe Schrift iſt höchſt wahrſcheinlich ein franzöſiſches Produkt, obgleich nirgends ein Wink gegeben wird, daß ſie aus dem Franzöſiſchen überſetzt ſey. Der Verf. ſucht in Unterredungen zwiſchen einem gewiſſen Grafen und einem Ritter das Syſtem der Irreligion durch das Syſtem der katholiſchen Kirche niederzuſchlagen. Der V. mengt alles durcheinander. Die Syſteme des Atheismus, Deismus, Naturalismus, Materialismus müſſen dem Verf. Stoff zu ſeinen Tiraden geben, um endlich den Catholicismus auf den Thron zu ſetzen. Bald führt er eine Stelle aus dem Syſteme de la nature, bald aus dem Helvetius, Rouſſeau, d'Alembert, Locke u. ſ. w. an, ohne auf den jedesmaligen Zuſammenhang die geringſte Rückſicht zu nehmen, um alle Ungereimtheiten gleichſam auf einen Haufen zuſammenzutragen, und den Sieg deſto glänzender zu machen. Und doch ſind wir der Meinung jenes Mannes von Einſichten, dem der Verf. laut der Einleitung dieſe Geſpräche vorlas, und der ſodann erwiederte: „Freund, ihr Graf (der Verfechter der Irreligion in dieſen Geſprächen) iſt aber auch „ein ziemlicher Schöps. — Zugegeben, erwiederte ich; „allein, iſt's meine Schuld? Er hat nichts geſagt, als was er

„vermöge ſeiner Grundſätze ſagen mußte, und ſeine Lehrmeiſter „vor ihm geſchrieben haben.“ Wir glauben nämlich, der V. habe dem Catholicismus den Sieg zu leicht gemacht, eben deswegen weil der Vertheidiger der Irreligion in dieſen Geſprächen, nämlich der Graf, ein Schöps iſt. Beſonders viel ſcheint ſich der Verf. darauf zu gute zu thun, daß er die Frage des Grafen: durch was für Merkmale man unter den verſchiedenen Gemeinden, die ſich zur chriſtlichen Religion bekennen, diejenige unterſcheiden könne, bey welcher der wahre Glaube hinterlegt wäre? — mit ſo wenigen Worten und mit ſo viel Licht und Klarheit beantworten konnte. Der V. ſagt nämlich darüber mit der größten Selbſtzufriedenheit in der Einleitung: „Ich wieß ihm (dem Grafen) die große auf dem „Rücken des erhabenen Berges gebaute, den Blicken der gan„zen Welt ausgeſetzte Kirche, welche, gleichwie ſie vermöge „der ihr allein eigenen ununterbrochenen Nachfolge die einzige „Erbin der apoſtoliſchen Vollmacht iſt, alſo auch ganz allein „im Beſitze des Lehrrechts ſeyn muß.“ Kann man wohl den Catholicismus bündiger beweiſen? — Doch wir wollen den ausführlichen Beweis hierüber, ſo wie ihn der Verf. in den Geſprächen führt, noch abſchreiben. S. 440. „Jeſus Chriſtus „hat ſeiner Kirche, als er ſie ſtiftete, Apoſtel, und dieſen ein Ober„haupt gegeben; er hat ihnen befohlen, alle Nationen zu lehren; „er hat die Schlüſſelgewalt nebſt der Hinterlage des Glaubens in „ihre Hände übergeben. Er hat zu ihnen geſagt: was immer „ihr auf Erden werdet gebunden haben, wird auch im Himmel „gebunden ſeyn; und was immer ihr auf Erden werdet auf„gelöſet haben, wird auch im Himmel aufgelöſet ſeyn. Als er „ihnen die Macht mittheilte, die er ſelbſt empfangen, dieſe „nämlich, die Sendung, ſo ihm ſein Vater gab, an ſeine „Nachfolger zu überliefern, hat er ihnen das Wort gegeben, „daß er bey ihnen bis an das Ende der Zeiten verbleiben werde, „hat auch den Gläubigen ein ausdrückliches Gebot hinterlaſſen, „daß ſie die Apoſtel, wie ihn ſelbſt, anhören ſollen. Dieſer „weiſen Anſtalt gemäß lehrt auch die Kirche, welche mit ihrem „Oberhaupte ſtets vereiniget, in alle Welttheile ausgebreitet, „allen Gläubigen zur geiſtlichen Hülfleiſtung an der Hand iſt, „allenthalben mittelſt der Stimme ihrer Hirten. — Hier iſt „alſo ein Gericht, welches die Streitigkeiten, die ſich über die „Auslegung der heil. Schrift und über die Erblehre erheben, „in letzter Inſtanz entſcheidet. — Jeder individuelle Hirte „kann zwar fehlen: darum iſt auch jeder Hirte wegen ſeiner

„Lehre

„Lehre dem ganzen Körper der Hirten und ihres Oberhauptes „verantwortlich, welche ihn richten und zurechtweiſen, wenn „er im Irrthum iſt; oder von dem Schooſe der Kirche abſon„dern, wenn er beym Irrthum hartnäckig beharrt; allein, ſo „lang er mit dieſer Kirche durch das Bekenntniß ebendeſſelben „Glaubens, und durch die Subordination gegen eben dieſelbe „Regierung vereiniget iſt, ſo lange iſt die Lehre eines Jeden „aus ihnen die Lehre der ganzen Kirche, ſo wie ſie im Namen „und durch die Autorität Jeſu Chriſti ſpricht. — Die Päpſte „können keine Macht haben, als nur vermöge der Sendung, „die ſie von Jeſus Chriſtus erhalten haben. Nun hat ſich „aber dieſe Sendung mittelſt der apoſtoliſchen Nachfolge, wel„che bis auf den göttlichen Heiland ununterbrochen zurückgeht, „und den Sitz des Petrus ſtets zum Mittelpunkt der Einigkeit „gehabt hat, unter uns beſtändig erhalten. Sehet da unſere „Urkunden, ſprechen wir zu den von der alten Kirche abgeſon„derten Sekten, ſehet da unſere Rechtsgründe: zeiget uns nun „auch die Eurigen. Nicht nur könnt ihr mit dieſer Nachfolge „nicht aufkommen, ſondern ihr habt euch von dieſer großen „Kirche, die vor euch da war, die vor euch im Beſitz des „Glaubens und der apoſtoliſchen Macht war, ganz und gar „getrennt. Da ihr alſo die Einigkeit abgebrochen habt; ſo „gehört ihr nicht mehr zu dem myſtiſchen Leib Jeſu Chriſti, ſo „habt ihr kein Recht mehr auf das Lehramt, kein Recht mehr „auf den Gehorſam der Völker, keinen Theil mehr an dem „Reiche Jeſu Chriſti.“ Der Verf. ſetzt hinzu: „Ein ſehr „einfacher, einleuchtender, faßlicher, Jedermann verſtändlicher „Vernunftgrund.“ — Doch, wir wollten dieſes Gewebe voll falſchen Vorausſetzungen und Trugſchlüſſen noch hingehen laſſen. Aber, wenn der Verf. die Intoleranz, die Inquiſition, die Bartholomäusnächte u. ſ. w. in Schutz nimmt, ja, ſie gar aus Grundſätzen des Chriſtenthums vertheidiget; ſo eckelt es einem vor einem ſolchen Chriſtenthum.

62 h. Anhang zu der wahren und allein hinreichenden Reformationsart des katholiſchen geſammten Prieſterſtandes nach der urſprünglichen Idee ſeines göttlichen Stifters, von einem erwieſenen Liebhaber der gründlichen Kritik. Ulm, 1792. in Commiſſion der Stettiniſchen Buchh. 8. 6 Bog. 4 Kr.

Das Buch ſelbſt, wozu gegenwärtige Piece ein Anhang iſt, haben wir bereits in unſerer Bibl. B. 101. St. 1. S. 66 fg. angezeigt. Dieſer Anhang enthält eine Vertheidigung jenes Buchs gegen die Augsburger Kritiker, die wahrſcheinlich von dem Verfaſſer ſelbſt, dem P. Stattler in Ingolſtadt, herrührt. Es könnte dem erſten Anblick nach auffallen, daß die Augsburger Exjeſuiten gegen ihren Confrater, den Exjeſuiten P. Stattler, zu Felde ziehen, und ihm ein Verbrechen aus ſeinem Reformationsplan der katholiſchen Geiſtlichkeit machen, da doch gewiß iſt, daß gerade dieſer Reformationsplan, wenn er je ausgeführt werden ſollte, die ganze katholiſche Geiſtlichkeit in Jeſuiten, nur unter einer ſeinen Maske, umſchaffen würde. Wenn man aber bedenkt, daß unter den Augsburger Exjeſuiten nur gerade die dümmſten an der Augsburger Kritik Antheil nehmen, ſo läßt ſichs gar wohl begreifen, daß ſolche Leute ſich gegen einen Reformationsplan auflehnen, der nur auf eine ſehr verdeckte Weiſe und unter fremdem Namen die Jeſuiten wieder in die katholiſche Kirche einzuführen ſucht. In dieſem Anhang erklärt nun der Verf. ſeinen Augsburger Confratern ſehr deutlich, daß ſie ſich mit ihrer Kritik übereilt haben, indem er ja bey ſeinem Reformationsplan keine andere Abſicht habe, als das Jeſuiteninſtitut nur unter einem andern Namen und mit einer ungleich ausgedehntern Wirkſamkeit wieder in die katholiſche Kirche einzuführen. Es iſt der Mühe werth, daß wir die Erklärung des Verf. hierüber abſchreiben. S. 73 heißt es: „Er (nämlich der Verf. des Reformationsplans) „glaubt feſt, weder die Wiederherſtellung der Geſell„ſchaft Jeſu, noch die Ausführung des von ihm nur von neuem „vorgezeigten Plans des göttlichen Stifters ſey ein Werk der „Menſchen. Er ſieht, wie der Kritiker, die Aufhebung der „Geſellſchaft Jeſu für ein großes Uebel an, und für die Urſache „des heutigen ſchrecklichen Verfalls der Religion und der guten „Sitten. Er weiß aber, daß Gott kein wie immer großes „Uebel zuzulaſſen pflegt, auſſer aus Abſicht ein noch viel größe„res Gut eben dadurch zu veranlaſſen. Nun hieraus ſchloß „er, noch was Größeres und Beſſeres werde der weiſe und „gute Gott aus dieſem Uebel herausziehen, als wir ohne deſ„ſen Zulaſſung ſchon in der vormaligen Geſellſchaft und in „dem iſolirten Stand derſelben gehabt hatten. Sollte ſie „auch blos in dieſem Stande wieder hergeſtellt werden; ſo „wäre ſie doch nie vor einer zweyten künftigen Aufhebung „ſicher; und eben ſo wenig blieben manche andere Ordensſtände

„bey

„bey noch ſchlimmern Zeiten, wie die unſrigen ſind, davor ge„ſichert. Zudem ſind in ſo verkehrt philoſophiſchen Zeiten „meiſt und vor Allem ſelbſt gute Ober- und Unterhirten, nicht „nur gute Mithelfer ihres Apoſtolats, nöthig. Unwiderſprech„lich iſt das Hirtenamt ſelbſt das Wichtigſte vor Allem für das „Heil der Heerde Jeſu Chriſti. Dieſes denn vor allen ſollte „in die göttliche Form umgegoſſen werden; und, damit andere „Prieſterſtände dann nicht überflüßig werden, müſſen ſie alle „in ein gleichgebildetes Corpus nur mit den Hirten vereiniget „werden. Dieſe Ideen (ohne alle Art der Geringachtung) „verdrangen bey ihm alle überwiegende Rückſicht auf einzelne „Prieſterſtände. Wenn deswegen einige von Exjeſuiten ein „Anathema über ihn ſprechen; ſo hoffet er vom heil. Ignatius, „der für ſeinen Plan nicht ſo gegen Jeſus Chriſtus eiferſüchtig „ſeyn wird, dafür doppelt geſegnet zu werden."

Wie dummbigot die Augsburger Kritiker ſind, mag daraus erhellen, daß ſie dem Verf. des Reformationsplans auch hierüber einen Vorwurf machen, daß er den Plan zu ſeinem neuen Inſtitute in einer lutheriſchen Stadt (der Reformationsplan wurde in Ulm gedruckt und von der Stettiniſchen Buchhandlung verlegt,) habe drucken laſſen. Sie finden nämlich darin eine Ungleichheit zwiſchen dem Verf. des Reformationsplans und den ältern Ordensſtiftern. „Dieſe (ſagen ſie) „ließen ihr Inſtitut nicht zuerſt im Druck erſcheinen, und leg„ten es erſt hernach, nachdem es alle Welt geleſen hatte, der „Kirche vor: ſie ſcheueten ſich nicht, ihren wahren Namen „vorauszuſetzen. Aber um ſo mehr ſcheueten ſie ſich, ihrem „Inſtitute die **Ehre zu rauben, in einem katholiſchen „Orte das erſtemal gedruckt, und in einem Erdreich, „das die Kirche geſegnet hat, nicht in der Fremde, „gleichſam im Elende, erzeugt zu ſeyn.**" Der Verf. antwortet auf dieſen dummbigoten Vorwurf: „Er habe nicht geglaubt, daß auch die Buchſtaben, die Preſſe und das Papier in einer lutheriſchen Stadt lutheriſch wären." — Wahrhaftig, die Augsburger Kritiker ſollten einmal ihr Handwerk niederlegen, und erſt zu ihrem Mitbruder, dem Exjeſuiten P. Sattler, in die Lehre gehen, um von ihm jeſuitiſche Feinheit in Anlegung und Ausführung weit um ſich greifender Plane zu lernen.

G.

62 i. **Des ſeligen Herrn Etatsraths Samuel Conrad von Schaafskopf hinterlaſſene Papiere; von ſeinen Erben herausgegeben. Breslau, 1792. auf Koſten der Herausgeber. 136 Seiten in 8. 9 K.**

Dieſe Satyre voll Witz und Laune aus der Feder eines unſerer beliebteſten Schriftſteller wird Jedermann mit Vergnügen leſen. Zuerſt findet man hier **Bruchſtücke aus der Lebensbeſchreibung des Herrn Etatsraths von Sch.**, von ihm ſelbſt geſammelt. „Meine Familie iſt bekanntlich „eine der älteſten, angeſehenſten und ausgebreiteſten in un„ſerm Vaterlande; ein Zweig davon aber hat ſich in Däne„mark niedergelaſſen, und dort vorzüglich ſein Glück gemacht. „In Deutſchland ſind, beſonders an einigen kleinern Höfen „im Ober- und Niederrheiniſchen Kreiſe, oft die wichtigſten „Hof- und Staatsbedienungen mit meinen Verwandten be„ſetzt; ja! es giebt Provinzen, in denen niemand zu einer „Ehrenſtelle gelangen kann, der nicht, durch Geburt oder „Heirath, zu dem Stamme derer von Schaafskopf gehöret. „Die mehrſten meiner Verwandten aber leben, als Landedel„leute, auf ihren Gütern. — Mein Herr Vater war in „ſeiner Jugend Cadet in Holländiſchen Dienſten geweſen, hat„te ſich aber hernach, als er 24 Jahr alt war, in Ruhe ge„ſetzt, und für 100 Ducaten einen Kammerherrnſchlüſſel ge„kauft, wodurch er dann Generalmajors Rang bekam.“ — In Mannheim ward unſer Held, durch das Vorwort eines Juden, Hofkammerrath, erhielt darauf, durch ſeine Frau, die viele Freunde unter den Vornehmen hatte, eine gute Stelle in München, wo er bey der Unterſuchung gegen die ſchändlichen Illuminaten gebraucht wurde, und ſich das Zutrauen des Herrn von **Kreitmayr**, von **Dummhof**, und des hochwürdigen Pater Frank erwarb. Hier ward er auch in die gebenedeiete Brüderſchaft der Deutſchen Gold- und Roſenkreuzer, und auf einer Reiſe zu Nürnberg in den alten berühmten Pinſelorden aufgenommen, mit dem, wie er nachher erfuhr, die hochwürdigen Roſenkreuzer Obern in genauem Verhältniſſe ſtanden. Die ganze Einrichtung dieſes Pinſelordens fand er vortrefflich, und verordnete, daß alle Papiere, welche die Verfaſſung deſſelben betreffen und ihm mitgetheilt wurden, nach ſeinem Tode von ſeinen Erben, zur Belehrung der

der argen Welt, herausgegeben werden ſollten. Der Herausgeber fügt dieſen Lebensumſtänden noch die Nachricht bey, daß der ſel. Mann, nachdem er einige Jahre der wohlthätigen Anſtalt des Lotto in Mannheim vorgeſtanden hatte, vermuthlich durch Mitwirkung der geheimen Bündniſſe, einen Ruf nach Heſſen bekam. Hier widmete er ſich vorzüglich den ſogenannten höhern Wiſſenſchaften: der Alchymie, Theoſophie, Erfindung der Univerſalarzney und dem Geiſterzwang. In dieſem Lande behauptete er recht in ſeinem Elemente zu ſeyn. Dennoch verließ er dieſes Goſen, weil er ſich, durch Familienverhältniſſe und höhere Protection, eine Ausſicht in Dänemark eröffnet hatte. Dahin zog er alſo, bekam den Titel als Etatsrath, kaufte ſich ein Gut im Holſteiniſchen, und ſtarb hier im vorigen Jahre an der Waſſerſucht. Seine Kinder ſind ſämmtlich aufs Beſte verſorgt.

Es folgt alſo nun hier zweytens eine umſtändliche Nachricht von der verbeſſerten Einrichtung des uralten Pinſelordens, woraus wir doch Einiges, zur Erbauung unſerer Leſer, denen ſolche nicht bekannt geworden iſt, ausheben wollen. Der große Hauptzweck dieſes Ordens iſt dieſer: der einreißenden Zuverſicht zu der trüglichen menſchlichen Vernunft und deren Herrſchaft entgegen zu arbeiten; die alte Würde eines auf Autorität und Tradition geſtützten Glaubens wieder herzuſtellen; dem mühſamen und beunruhigenden Unterſuchungs- und Forſchungsgeiſte zu ſteuern; das Reich der ſogenannten Aufklärer auf immer zu zerſtören; diejenigen, die über ihre Brüder ſich erhaben glauben könnten, auf alle Weiſe zur Demuth zu bringen, um die goldene Mittelmäßigkeit unter den Menſchen zu erhalten; das abſcheuliche Laſter der Toleranz zu bekämpfen; und gegen die vermaledeiete Publicität, Denk- Sprech- und Preßfreyheit muthig zu ſtreiten. Die Spuren dieſes Ordens ſind in allen Zeitaltern unverkennbar; ihm haben wir unzählige landesherrliche Edicte, Bullen, Abhandlungen, Kunſtwerke, Methoden in der Arzneykunſt, Kriege und Friedensſchlüſſe zu verdanken. Adam war der Stifter des Ordens. Die thätigen Brüder deſſelben aus der alten Jüdiſchen Geſchichte übergehen wir hier. Der Verf. macht ihrer eine ziemliche Anzahl namhaft. In den Griechiſchen Republiken wollte es mit dem Orden nicht recht fort, woran die unglücklichen Begriffe von Freyheit und die philoſophiſchen Schulen vorzüglich Schuld waren. Alexander aber zeigte

ſich als ein würdiges Mitglied der Verbrüderung. Ueberhaupt hat dieſe von jeher unter allen Selbſtherrſchern und unumſchränkten Herren vornehmlich geblühet; und ſchon das allein muß von ihrem Werthe ſowohl, als von den Vorzügen der monarchiſchen Verfaſſung überzeugen. Unter den Römern, die Patricier, Sclaven, ſtehende Armeen, Prieſter hatten, blühete der Orden, und noch mehr unter den Kaiſern. Auguſt, Hadrian, Conſtantin der Große, Juſtinian und viele andere waren durchlauchtigſt hochwürdige Brüder. Das ganze Türkiſche Reich iſt bis auf den heutigen Tag ganz nach den Grundſätzen des Ordens regiert worden. Spanien und Portugal ſind noch itzt die beſten Pflanzſchulen. Unter Ludwig XIV. war eine ſeiner glänzendſten Perioden in Frankreich; und der große Bruder Boſſuet hat unter andern durch ſeine herrliche Lobrede auf die Dragonaden die Dankbarkeit des Ordens gegen ihn an den Tag gelegt. Mit dem Untergange des Hauſes Stuart bekam der Orden in England einen großen Stoß; doch iſt Hoffnung da, daß dort ein neues Reich gegründet werden könnte. (Von Dänemark und Norwegen ſcheint der Verf. falſche Nachrichten zu haben. So viel Anhänger auch der Orden ehemals daſelbſt gehabt haben mag, ſo ergeben doch die neueſten Nachrichten aus dieſen Reichen, daß die Zahl der Ordensbrüder immer mehr abnimmt, und wahrſcheinlich für den Orden dort in kurzem nicht gar viel mehr zu hoffen ſeyn dürfte. Die Grundſätze, nach denen hier regiert wird, weichen wenigſtens ganz von den Grundſätzen des Ordens ab, wie die Darlegung derſelben weiter unten zeigen wird.) In Polen und den Niederlanden fehlt es nicht an muthigen Streitern für die gute Sache des Ordens. In der Schweiz ſind ihm wenigſtens einige größere Cantons treu geblieben. In Italien iſt ſein Anſehen bekanntlich ſehr groß. Dem Orden hat die Welt die größten und herrlichſten Anſtalten zu danken, als da ſind: Inquiſition, Tortur, Leibeigenſchaft, Büchercenſur, Lettres de cachet, Stiftung von Ritter- und Mönchsorden, Bluthochzeiten, Religionskriege u. dgl. m. Die itzt lebenden hohen Potentaten, welche vorzüglich als durchlauchtige Brüder verehrt werden, nennt der Verf. nicht, weil ſie ihm einige Empfindlichkeit über ihre beleidigte Beſcheidenheit zeigen möchten. Aber er verſichert auf ſeine Ehre, daß viele gekrönte Häupter, große und kleine Fürſten die eifrigſten Mitglieder der Verbindung wären. (Das möchte er denn verantworten, wenn der ſelige Mann nicht todt wäre.) In manchen Ländern hat

hat der Orden freylich ſehr zu kämpfen, z. B. in den unglücklichen deutſchen Ober- und Niederſächſiſchen Kreiſen, des abtrünnigen Frankreichs nicht einmal zu gedenken. Aber er hofft, daß ad maiorem Dei gloriam die goldenen Zeiten des Ordens wiederkommen werden. — Was die Gelehrſamkeit und Literatur betrifft, ſo iſt der Einfluß des Ordens darauf, beſonders ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt, auſſer Zweifel. Von zwölf gedruckten Bogen ſind gewiß immer eilf mit ſeinen Grundſätzen angefüllt. Man denke nur an die herrliche Menge theologiſcher, beſonders polemiſcher, exegetiſcher, homiletiſcher, aſcetiſcher Schriften; die Legenden; die Werke der lieben Kirchenväter; die Arbeiten der ſcholaſtiſchen Philoſophen; die Commentarien über die Römiſchen Geſetze; und unzählige andere Schriften. — Es giebt drey Gattungen von Mitgliedern: 1) gebohrne Pinſel; 2) Affiliirte, Ordensfreunde und Beſchützer; 3) wirklich aufgenommene Mitglieder. Nicht alle Perſonen aus einer Klaſſe, die vorzügliche Empfänglichkeit für das Ordensſyſtem hat, taugen deshalb zur Aufnahme; und auf der andern Seite können auch wohl einzelne Perſonen aus ſolchen Klaſſen, die ſonſt gewöhnlich gar nicht zur Aufnahme geſchickt ſind, dennoch dazu würdig gefunden werden. So hat z. B. neulich der Orden einen berühmten Arzt aufgenommen. Ein einzelner Pinſelſtreich qualificirt auch noch keinesweges zum Eintritte in die Verbrüderung. Auch muß man ja nicht den Orden mit den Jeſuiten vermengen, und etwa daraus, daß der liebe Bruder St. ein Mitglied des Ordens iſt, ſchließen, daß er auch ein Jeſuit ſey. Ganz vorzüglich ſoll bey Anwerbung neuer Mitglieder auf folgende Klaſſen, welche die meiſte Empfänglichkeit für das Syſtem haben, geſehen werden: ſehr vornehme und reiche Leute; Fürſten; Edelleute, vor Allen Hofleute und Landjunker; Juriſten, beſonders bloße Civiliſten; Patricier in den Reichsſtädten; ſchöne Geiſter; Domherren; Ordensritter und Mönche; Prediger in Reſidenzſtädten; Aerzte, die mehr die Palläſte der Großen und Toiletten der Damen, als die Hütten der Armen beſuchen, mit Fürſten in Briefwechſel ſtehen, und auf keine Anfrage antworten, die nicht mit einem Goldſtücke begleitet iſt; Prinzenhofmeiſter; Stallmeiſter; Jäger; Tanzmeiſter; Virtuoſen, die herumreiſen; Sprachmeiſter; Mitglieder frommer Secten und myſtiſcher Geſellſchaften. Wo dieſe Menſchenklaſſen ein entſchiedenes Uebergewicht über die andern Bürger des Staats haben, da gedeihen die Arbeiten des

Ordens vorzüglich. — In den Ländern, wo der Orden herrſcht, pflegen ſich die Mitglieder beſcheiden und brüderlich in die ſchlechten irdiſchen Vortheile zu theilen, und die ſtolzen Geiſtesgaben und Güter den armen Vernunftmenſchen Preiß zu geben. Dies befördert zugleich Einigkeit im Orden. Die Vorſchriften, wie die Brüder ſich gegen ihre Feinde zu verhalten haben, ſind meiſterhaft abgefaßt. Wir können ſie aber nicht ganz mittheilen. Nur die hauptſächlichſten zur Probe. Man muß vornämlich dahin ſtreben, den Feinden des Ordens die Achtung des Publici zu entziehen, und ihnen den Muth und die Zuverſicht zu ſich ſelbſt zu benehmen. Wie das anzufangen ſey, wird ſchon gezeigt. Unter die Schriftſteller, welche vorzüglich auf der ſchwarzen Liſte des Ordens ſtehen, gehören vorzüglich **Lichtenberg**, **Nicolai** und unſere arme Bibliothek. Im Ganzen taugt das Bücherſchreiben nicht. Zuletzt ſollten wohl gar der ſchnöde Verſtand und Witz, und Talente und Philoſophie in der Welt eben ſo viel gelten, als Rang, Geburt und Sitz und Stimme im Staatsrath! Die verruchte Preßfreyheit muß aller Orten gehindert, für ſtrenge Cenſur geſorgt, und beſonders Alle, die über Geſetze und landesväterliche Einrichtungen ihre Meinung ſagen, ſcharf gezüchtigt werden. Die Cenſur muß daher in die Hände der Geiſtlichkeit, oder ſolcher Männer, die ſich ehemals dem geiſtlichen Stande gewidmet haben, gelegt werden. Ein glorreiches Beyſpiel davon giebt der hochwürdige Bruder —, der hier nur, um ſeine Beſcheidenheit zu ſchonen, nicht genannt wird. Wie dem einreiſſenden Freyheitstriebe entgegengearbeitet werden müſſe, davon giebt der ſehr ehrwürdige Generalprocurator des Ordens, Hr. v. Sch***ch, in ſeinem p. J. das Muſter. So muß man die Facta verdrehen, die Nachrichten verſtümmeln, ſo den Fürſten ſchmeicheln, ſo die Schwachen in Furcht ſetzen — „o, unnachahmlicher Sch**ch! wenn dir das keine Vermehrung deiner Penſion und deiner Titel einbringt; ſo iſt keine Gerechtigkeit mehr auf Erden.“ — Die Erziehung der Kinder muß nach einer ganz einförmigen Methode geſchehen. Die neuere Pinſelerziehung wird hier gut beſchrieben. Sie führt mit der ältern zu gleichem Zwecke, zu der goldenen Mittelmäßigkeit. Der Unterſchied beſteht nur darin, daß man ehemals den Menſchen zu ihrem Beſten die Füße band, damit ſie ein gewiſſes ſchädliches Ziel nicht erreichten, ſtatt daß man ſie itzt an Bocksſprünge gewöhnt, damit ſie darüber hinaushüpfen. Ja! dieſe letzte Art iſt gewiß die

zweck-

zweckmäßigſte. Ein unruhiger Kopf kann Mittel erfinden, ſeine Bande zu löſen, und dann hat er das Ziel noch immer vor ſich; aber wer einmal einen Sprung darüber hin gethan hat, der ſieht nichts mehr vor ſich, und geräth auf ſo viele kleine Nebenwege, daß er nie wieder auf den Hauptpfad zurückkommen kann. — Die Vorſchriften über den auſſern Anſtand, die Lebensart, Diät und Gewohnheiten eines ächten Pinſels ſind vortreflich. Hier nur ein paar zur Probe. Zwölf Stunden zum Schlaf ſind einem geſunden Menſchen zur Erquickung hinlänglich. Kutſcher und Informatoren werden ins Hinterhaus logirt, damit man keinen Lerm und Tabaksgeſtank in der Nachbarſchaft habe. Bey Gartenanlagen iſt der holländiſche und franzöſiſche Geſchmack zu empfehlen. Wenn man mit Jemand redet, und ihn etwa dabey an einem Rockknopfe oder Ermel feſthält: ſo hat das den Nutzen, daß er uns nicht entwiſchen kann, ſondern aufmerkſam zuhören muß. Seine Mutterſprache rein ſprechen zu wollen, iſt eine unnütze Pedanterey. Die Leute verſtehen uns ja doch. Pfandſpiele, Schenken und Logiren, Kämmerchen vermiethen, ſchärfen den Witz. Geſpräche über Aehnlichkeiten in der Geſichtsbildung ſind ſehr unterhaltend. Es kann nicht ſchaden, wenn man Gerüchte und Anekdoten nacherzählt. Wenn dadurch auch mancher Unſchuldige auf eine Zeitlang in böſen Ruf kommt; ſo bleibt doch die Wahrheit nicht immer verborgen; und ganz ohne Grund pflegt doch auch dergleichen nicht zu ſeyn. — Die moraliſchen Vorſchriften für die Mitglieder des Ordens ſind nicht weniger erbaulich. Auch von dieſen nur ein paar zur Probe. Die Grundſätze müſſen ſich nach den Umſtänden fügen. Gefälligkeit und Geſchmeidigkeit gehören zu den Principaltugenden des Ordens. Keine Duldung gegen die Vernunftmenſchen und ihre Meinungen. Mit den ſchamhaften Armen gebe man ſich nicht ab; aber zu milden Stiftungen, Collecten zu Erbauung von Kirchen und dergleichen reiche man ſein Scherflein. Da ſieht man doch, wo es hinkommt. Immer halte man es mit der herrſchenden Parthey, und ergreiſe in jedem Streite das Intereſſe des ſtärkern Theils. Es iſt ſehr nützlich, Titel, Orden, Adelsbriefe zu kaufen, wenn man nur irgend das Geld dazu hat. In Lotterien und Lotto ſetze man fleißig. — Von den Wiſſenſchaften und Künſten werden den Brüdern die Polyhiſtorey, und denen, die dazu keine Anlage haben, dogmatiſche Theologie, Römiſche Jurisprudenz, Heraldik, Genealogie, Jagdweſen, Nelken- und Tulpenkenntniß, Fracturſchreiben,

ſchreiben, Silhouettenſchnitzeln u. dgl. empfohlen. Man leſe von Voltaire's Werken die ernſthaften philoſophiſchen und hiſtoriſchen Schriften; denn er iſt ein eben ſo zuverläßiger Geſchichtſchreiber, als tiefer Denker. **Mercier** und **Linguet** kann man in dem gedrungenen körnichten Styl zu Muſtern nehmen. In Strasburg wird am beſten überſetzt. In Werken des Geſchmacks werden wir den Holländern noch lange nachſtehen; doch gehören einige unſerer vorzüglichen Genies in dieſer Klaſſe zu den Brüdern des Ordens; als da ſind: **Vulpius, Maſius, Geſellius, Seifried, Kotzebue.** Alle politiſche Blätter kann man entbehren, wenn man das mit eben ſo vieler Beſcheidenheit als Unpartheylichkeit geſchriebene politiſche Journal lieſt. Das Modejournal iſt auch ſehr zu empfehlen. Eine herrliche Erfindung der neuern Zeiten iſt die abgekürzte Orthographie. — Zu den politiſchen Grundſätzen des Ordens gehören folgende: Man ſuche vor allen Dingen zu verhindern, daß die trügliche Vernunft ſich nicht anmaße, über die Rechte der Herrſcher, Vornehmen und Reichen zu raiſonniren, indem das Fundament dieſer Rechte blos allein auf Glauben, Autorität und uralten Beſitz beruhet, folglich keiner weitern Beleuchtung bedarf. Man ſpiegle ſich doch an dem abtrünnigen Amerika, wo man itzt nicht einmal mehr weiß, was für ein Ding ein Edelmann iſt; wo die Leute an nichts denken, als an Handel, Wiſſenſchaften, Künſte, Ackerbau und dergleichen bürgerliche gemeine Gegenſtände; wo alſo, da noch obendrein an keinen Krieg zu denken iſt, niemand ſein Glück machen kann, der nicht im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brod eſſen, oder ſeine beſten Jahre mit den trocknen Pedantereyen der Wiſſenſchaften verderben will. Es iſt unbegreiflich, wie bey ſolchen Einrichtungen ein ſo großes Land beſtehen kann. Die neumodiſchen ketzeriſchen, vom Satanas ſelbſt angegebenen Grundſätze über Menſchen- und Regierungsrechte, welche ohne Unterlaß von den Brüdern beſtritten werden müſſen, und die ächten Glaubenslehren, welche dagegen einzuſchärfen ſind, werden hier zur Schau gelegt. Man kann leicht denken, wie dieſe lauten, und wir dürfen ſie daher nicht erſt anführen.

Das Motto dieſer Schrift lautet: „Die Narren ſollten einem Schriftſteller danken, wenn er ihre Thorheiten ſo ſchildert, daß ſie ſelbſt in allen Ehren darüber mit lachen können; aber ſie verrathen ſich mehrentheils durch Zorn.“

Da

Da wir an guten ſatyriſchen Produkten gar keinen Ueberfluß haben; ſo verdiente dieſe Schrift eine etwas umſtändliche Anzeige.

Gr.

62 k. Sagen der Ritterzeiten. Leipzig, verlegts Böhme, 1792. 188 Seiten. 8. 12 gr.

1) Die Kinder der Liebe; 2) die Wette, nach dem Franzöſiſchen des Grafen von Treſſan; 3) Zſchäpel von Grune, eine Ballade; 4) Litegarde von Zaubingen und Albert der Lautenſchläger; 5) Thekla und Elfried, ein Heldengedicht; ſind die in dem Werke enthaltenen Sagen. Unter den proſaiſchen Stücken gefällt uns die Wette am beſten. — In der Kirche zu Grune ſteht das ſteinerne Bild des Ritter Zſchäpel, welches, nach der Volksſage, die Neckereyen, wodurch ſich der Muthwille an ihm vergreift, mit Backenſtreichen, dicken Köpfen und dergleichen belohnet. Dieſe Sage iſt der Gegenſtand der Ballade. Der Dichter verläßt ſich zu ſehr auf poetiſche Freyheiten, und iſt nicht immer in der Erfindung glücklich. Einige Stellen zur Probe. Zſchäpel nimmt Franzen mit an den Ort ſeiner Quaalen, zeigt ihm ein Bette, und ſpricht:

Hier dies Bett und dieſe Lacken! —
Auf, zück deines Schwerdtes Stahl,
Und birg in des Bettes Lacken
Des gezückten Schwerdtes Stahl!

Zitternd naht kaum Franz die Spitze,
Hu, da flackerts unterm Pfühl,
Hu, da ziſchts! — und Höllenhitze
Schmelzt den Stahl mit Stumpf und Stiel!

Sieh, des Richters harte Strafen;
Sieh, wozu er mich verdammt!
Ach, in dieſem Bett zu ſchlafen,
Welches ewig Feuer flammt.

Zſchäpel giebt nun die Urſache dieſer Strafe an:

Fluch, Fluch meinem Erdenleben!
Spott dem hocherhabnen Gott

War

War mein Thün und mein Beſtreben,
Menſchenſchmach und Menſchennoth!

Wir denken, es wäre natürlicher geweſen, der Dichter hätte die Beſteckungen des Ehebettes und die Entweihungen der keuſchen Schlafſtätten unſchuldiger Mädchen zur Urſache angegeben, warum Zſchäpel in dem Feuerbette ſeine Vergehungen büßen müſſen. Bey den ältrn Rittern waren dergleichen Exceſſe nicht ſelten, und unſere moderne Ritterſchaft würde dann auch mehr Urſache haben, an dem unglücklichen Schickſale des Zſchäpel ein Exempel zu nehmen. — Auch ſind in der Strophe:

Dies, Franz, ſag ich dir zum Heile
Hier am ſchwarzen Thor der Höll,
Und nun gehe hin und eile,
Und errette deine Seel. —

Härten, die das Ohr beleidigen. — Der Inhalt des Gedichts, Thekla und Elfried, iſt eine Volksſage, daß ſich aus dem noch jetzt exiſtirenden Schloſſe zu Salek in Sachſen ehemals ein Ritterfräulein in die Saale herabgeſtürzt habe. Der Stoff iſt hier beſſer bearbeitet, als in dem vorher erwähnten Gedichte, nur deucht uns, iſt der Sinnlichkeit ein wenig zu viel Spielraum darin gelaſſen. Warum ſich eigentlich das Fräulein in die Saale geſtürzt habe, ſpricht die Sage nicht; der Dichter läßt es aus Liebe zu ihrem ertrunkenen Elfried geſchehen. Das iſt auch immer der beſte Märtyrertod, den man ſeine Heldin ſterben laſſen kann; man beſchäftiget da mehr die Sinne, als den Verſtand, und entgeht darüber der Schärfe der Kritik. — Nach dem gegenwärtigen Geſchmack der Leſewelt zu urtheilen, wird man die Sagen mit Vergnügen leſen. Sie ſind kurz, greifen den Kopf nicht an, geben der ſtumpfen Sinnlichkeit, ſonderlich das Heldengedicht, etwas Ton, und es iſt überhaupt, ſo gut es in dergleichen Schriften möglich iſt, für die Bedürfniſſe der Leſer geſorgt.

Ka.

62 1. Opfer ländlicher Einſamkeit, von J. W. Paſiorff. Erſtes Heft. Berlin, 1792. bey Maurer (in Commiſſion). 7 Bogen. 8. 8 gr.

Sollte

Sollte je ein Preiß auf das ſeichteſte Buch geſetzt werden; ſo rathe ich niemand, mit dem Hrn. Paſtorff zu wetteifern. Man kann ſich nichts Elenders denken, wie dieſe in der Verzweiflung der ländlichen Langenweile geſchriebenen Aufſätze. Zuerſt kommen **Paradoxen**, oder vielmehr ein Paradoxon, in einem Briefe; doch haben wir deren in der Folge mehrere zu erwarten. In dieſem wird unwiderleglich bewieſen: „daß weder die tiefſten Kenntniſſe, noch Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit, noch große Thaten das Geringſte nützen.“ Dann folgt eine ſehr ſchülermäßige Ueberſetzung einiger **Todtengeſpräche Lucians**. Hierauf **Bruchſtücke** aus dem **Tagebuche** eines Menſchen, der beſſer gethan hätte, wenn er ſtatt deſſen aufgeſchrieben hätte, was für Wetter es jeden Morgen geweſen wäre. Dann der Anfang einer **maleriſchen und empfindſamen Reiſe** durch Frankreich, Italien und Spanien, wovon aber hier noch nichts erſcheint, als einige ſteife Declamationen über die Schönheiten der Gegend um Sainte-Beaume. Endlich eine kleine **Mordgeſchichte**, die da abgebrochen wird, wo ſie (wenn ſich das von einem ſolchen Scribler erwarten ließe) intereſſant werden könnte.

Pk.

62 m. Erzählungen zur Unterhaltung für alle Stände und Verbreitung tieferer Kenntniß menſchlicher Schickſale. Sapimus per exempla. Augsburg, bey Stage, 1792. 8. 18 Bogen. 18 Kr.

Der Verf. dieſer Erzählungen will nicht nur unterhalten, ſondern auch Menſchenkenntniß durch ſein Machwerk verbreiten. Wenn die gute Abſicht eines Schriftſtellers ein ſchlechtes Buch in ein gutes umwandeln könnte, ſo dürfte der Verf. etwa noch hoffen, nicht ganz umſonſt gearbeitet zu haben; aber da dieſer Fall wohl niemals eintreffen möchte, ſo darf er auf nichts Anſpruch machen, als die Menge ſchlechter Bücher mit dem ſeinigen vermehrt zu haben. Der Erzählungston des Verf. iſt ganz erbärmlich; und man muß ſich durch das Leſen vieler ſchlechter Bücher ſchon einen hohen Grad von Geduld erworben haben, wenn man dieſe Erzählungen, ſo kurz ſie auch ſind, vom Anfang bis zum Ende durchleſen will. Eben ſo ſchlecht empfehlen ſich dieſe Erzählungen von Seiten der darein verwebten

webten Menſchenkenntniß. Wenn der Verf. auch nur eine oberflächliche Kenntniß menſchlicher Leidenſchaften beſäße, ſo würde er das Unnatürliche in ſeinen Erzählungen gefühlt haben.

G.

62 n. Die ſpielende Magie. Viertes Stück. Mit drey Kupfertafeln. Berlin, bey Maurer, 1792. 8 Bogen. gr. 8. 10 gr.

Enthält 1) ſieben hydrauliſche Künſte — 2) eine kurze Theorie der Brennſpiegel — 3) einige Rechenkünſte — 4) Taſchenſpielerkünſtſtücke und Gaukeleyen, und endlich 5) noch 60 Charaden und 4 Räthſel; alles mit eben dem Pathos und der Weitſchweifigkeit beſchrieben, welche wir auch an den vorigen Stücken tadeln mußten.

D. h.

62 o. Vetter Jacobs Launen. Sechſtes Bändchen. Von J. F. Jünger. Leipzig, bey Göſchen, 1792. $9\frac{1}{2}$ Bogen. 8. 10 gr.

Daß nicht alle dieſe Launen ſehr launicht ſind, iſt ſchon bey den vorigen Theilen erinnert worden; ſonderbar iſt es aber noch, daß der Verf. auch Auszüge aus der Geſchichte, z. B. die Lebensbeſchreibung der Königin Marie von Schottland, unter ſeine Launen zählt.

Ez.

63. Die vornehmſten Europäiſchen Reiſen — von Gottlob Friedr. Krebel. Funfzehnte verbeſſerte Auflage. Erſter Theil. — Zweyter Theil. Hamburg, in der Heroldſchen Buchhandlung. 1792. zuſammen etwas unter 2 Alphabet in 8v. 1 Rh.

Der erſte Theil enthält: 1) Reiſe von Hamburg (über Braunſchweig, Gotha, Koburg, Nürnberg) nach Wien. 2) Von Hamburg nach Leipzig, und dann über Regenſpurg nach Wien, Gräz, Trieſt u. ſ. w. 3) Von Hamburg nach Breslau. 4) — nach Venedig. 5) — nach Genev. Der zweyte Theil: Beſchluß der Reiſe über Frankfurt und Strasburg nach Genev. 6) Von Hamburg über Köln nach den Niederlanden. 7) Von Hamburg nach Amſterdam. 8) Von Hamburg über Wißmar, Roſtock, Stettin nach Danzig, Königsberg, Riga und St. Petersburg. 9) Nach Kopenhagen und Gothenburg. 10) Ueber Lübeck und Straſſund nach Stockholm. Die vornehmſten Reiſen durch Dännemark und einen Theil durch Norwegen. — Allen dieſen Reiſen ſind Beywege und Nebenörter beygefügt.

Daß dieſes Buch nun die funfzehnte Auflage erlebt hat, iſt ein Beweis ſeiner Brauchbarkeit, ſo viel auch immer an deſſen vollkommnen Genauigkeit ausgeſetzt werden kann. Ehe wir daher ins Einzelne gehen, müſſen wir einige Generalanmerkungen über Werke dieſer Art machen. Da ihr Zweck iſt, Reiſenden die vornehmſten Merkwürdigkeiten der Oerter die er durchreiſt, oder die er im Vorbeyreiſen zugleich beſuchen kann, anzuzeigen: ſo müſſen ſie bald mehr, bald weniger enthalten, als eine mittelmäßige Länderbeſchreibung. Mancher Ort, mancher Umſtand fällt hier aus, der in eine Geographie und Statiſtik gehört. Was den Sinnen oder dem Forſchungsgeiſte des Wanderers unzugänglich iſt, (wohin auch in ſo vielen, zumal kleinern, Ländern die Staatsverfaſſung gehört) das kann in einem ſolchen Handbuche wegbleiben; dagegen aber mit Fug angezeigt werden, wo man gut logirt, ißt, trinkt und ſich beluſtigt. Doch viele dieſer Nachrichten ſind nur für wenige Jahre; ſo iſt es auch mit dem Aufenthalte

merkwürdiger Perſonen an einem Orte. Daher müßte ſolch ein Buch öfter als alle neun Jahre (denn ſo weit ſind die beyden letzten Ausgaben von einander) aufgelegt und revidirt, oder in der Zwiſchenzeit ein Band Berichtigungen oder Nachträge geliefert werden. Beſonders finden wir bey eben gedachter Gattung Nachrichten: welches die vorzüglichſten Gelehrten und Künſtler an dem und jenem Orte ſind, ſehr viel zu erinnern. Sie ſind nicht nur äußerſt mangelhaft oder unrichtig, ſondern es ſcheint uns auch eine zu deciſive, nicht ſehr höfliche, vielmehr beleidigende Phraſe zu ſeyn, wenn es heißt: **unter den dortigen Gelehrten und Künſtlern ſind die vorzüglichſten.** Wir wiſſen zuverläßig, daß in dergleichen Angaben der Verf. ſich mächtig geirrt hat. Wenigſtens ſollte er ſich behutſamer und etwa ſo ausdrücken: Unter die vorzüglichern oder berühmtern G. und K. dieſer Stadt gehören die Herren A. B. C. — Und um in ſeiner Wahl ſichrer zu ſeyn, ſollte er überall ſeine fleißige Korreſpondenten haben, oder, wo ihm dergleichen abgehen, ſich nur an Hrn. Hofr. Meuſels Gelehrten- und Künſtlerlexikon, und ihre geographiſche Regiſter halten. Andrer Hülfsmittel, als der litterariſchen Journale, der akademiſchen, ſcholaſtiſchen, und Hofkalender nicht zu gedenken. Nun zum Detail! Und ſo wäre das was Rec. an dieſen beyden Bänden aus eigner Erfahrung ſich zu berichtigen getraut, ohngefähr folgendes.

S. 26. u. ff. des erſten Theils, bey **Braunſchweig**, ſollte der dortige Hofporträtmaler Schröder genannt ſeyn, ein ſchon ſeit verſchiedenen Jahren berühmter Zögling der Kaßeliſchen Tiſchbeiniſchen Schule, und der neuerlich durch die Bildniſſe vom Könige von Preußen allgemeine Celebrität in Deuſchland erlangt hat.

S. 32. Wäre bey **Nordhauſen** der dort wohnende ſtarke Metereolog und Naturforſcher Roſenthal zu erwähnen geweſen.

Ebendaſ. **Gotha** — Der Kapellmeiſter Schweizer und der Auſſeher über das dortige Münzkabinet, Geh. Hofrath Schläger, ſind ſchon ſeit etlichen Jahren todt; die Stelle des letztern bekleidet Hr. Hofrath Rouſſeau. Hrn. Rath Hambergers hätte doch bey der öffentlichen Bibliothek als Bibliothekars auch erwähnt werden ſollen: wir verdanken ihm einige gute Schriften.

Nicht

Nicht einmal Hrn. Gotters wird gedacht, den doch gewiß jeder fremde Gelehrte aufſucht, und der ſchon als Islands Lehrer Deutſchland intereſſiren muß. Nichts vom Bildhauer des Herzogs, dem Prof. Döll, deſſen für letztern verfertigte antike und moderne Statuen und Büſten ein anſehnliches Kabinet ausmachen; und dem von ihm gearbeiteten Monument der Frau von Buchwald bey Gotha. — vom Engliſchen Garten des Herzogs und der Herzogin — von der Sternwarte auf dem Seeberg, und dem Aſtronomen Hrn. v. Zach — vom Clubb im Mohren, wo man alle Gothaiſche Gelehrte ſprechen kann, und mehreren geſchloſſenen Geſellſchaften, bey denen man präſentirt wird — vom Ettingeriſchen Buchladen, der mit den neuſten Produkten der Ausländer verſehen iſt: überhaupt von der Politeſſe der Gothaer Honoratioren gegen Fremde. — S. 33. am Ende iſt bey dem Ort Molsdorf noch etwas zu bemerken, welches wir unten bey Gelegenheit der Merkwürdigkeiten von Erfurt beybringen werden, und eben daſelbſt muß es heißen: die Herrenhutherkolonie Neu - Dietendorf (nicht Ditersdorf) — Das Städtchen Ordruf, das an ſich nicht übel gebaut iſt, hätte ſo wie Eisfeld bey Hildburghaußen und manches Dutzt andere, ſo gut ſie auch ihren Platz in einer Geographie verdienen, in dieſem Buche gar füglich wegbleiben können. Denn es ſollte billig durchaus eben ſo zweckmäſſig ſeyn, als der Reiſende weilen und wandern muß, der nicht um einer Kleinigkeit willen etliche Louisdor ſitzen laſſen kann, die er in der nächſten Hauptſtadt beſſer nützen könnte.

Bey Suhl hätte wohl des geſchickten und biedern Künſtlers, des Churfürſtl. Hofgraveurs Döll, gedacht werden können, ſo wie bey Schleuſingen des gründlich gelehrten dortigen Rektor Walchs, der durch manche ſehr gute Schriften, zumal ſeine Statiſtik für junge Leute, bekannt iſt. Das Gymnaſium iſt eine gemeinſchaftliche Landſchule einiger Theilhaber an der Fürſtl Grafſchaft Henneberg. — Koburg S. 34. Der Hr. von Thümmel wohnt ſchon ſeit etlichen Jahren nicht mehr da, ſondern auf dem Lande in der Gegend von Gotha. Die Zieritziſche Bibliothek heißt auch die Regierungsbibliothek. Der Erbprinz hat eine vortreffliche Kupferſammlung. Es hätten mehrere berühmte Gelehrte genannt werden, und dagegen verſchiedene vorgebliche Merkwürdigkeiten wegbleiben können. Der Ausdruck Gymnaſium müßte

iſt überhaupt unbequem und uncharakteriſtiſch; das hieſige iſt ein Gymnaſium academicum.

S. 35. Erlang. Hier wäre des Clubbs zu erwähnen geweſen, deſſen Einrichtung ſehr gerühmt wird. — Nürnberg. S. 38. Von der Ebneriſchen Bibliothek hätte mehr geſagt, auch hätten noch einige vorzügliche Nürnbergiſche Gelehrte genannt werden ſollen. — Bey Regensburg iſt S. 40. die Fürſtl. Taxiſche koſtbare Bibliothek und deren Auſſeher Hr. Kayſer übergangen.

Wien S. 44. u. ff. Die Miethwagen daſelbſt ſind zweyerley, die mit Nummern, oder Fiaker, deren allein 600 ſind, und die ohne Nummern, die weit mehr koſten. Die Gaſſen ſind nicht eben meiſtens enge, ſie ſcheinen es aber wegen der hohen Häuſer, und ihrer ſind wenige; daher die Fußgänger die Durchhäuſer zu Hülfe nehmen müſſen. Kothig und ſtaubicht ſind ſie nicht ſowohl aus Mangel der Reinlichkeit, ſondern in ſo fern es bey ſo ſtarkem Volksgewühl nicht anders ſeyn kann. In Anſehung des Stephansthurms iſt hier ein Widerſpruch gegen S. 311. denn hier wird dieſer, und dort der Straßburgiſche höher genannt. Durch die angegebene Zahl der Schuhe läßt ſich die Ungewißheit nicht ſogleich heben, weil das Verhältniß der Schuhe von beyden Städten erſt aufgeſucht werden muß. Von den hier genannten Gelehrten ſind einige auch ſchon lange todt, z. B. Kollar, Riedel, v. Gebler; v. Born und Hell ſind kürzlich geſtorben. Die auswärts ſo berühmten Schriftſteller und Dichter, Alxinger, Blumauer, Ratſchky, Haſchka, Pezzl und mehrere, ſind vergeſſen, auch fehlen die Kupferſtichhandlungen von Artaria und Löſchenkohl, und verſchiedene andre Künſtler, z. B. Kotzeluch, ſo wie dagegen einige ſchon vor geraumer Zeit verſtorbene als Gluck u. a. noch S. 51. aufgeführt ſind. Das Stadtgut und der Prater ſind auch nicht ganz richtig charakteriſirt; jenes iſt ein natürlich gelaßner Wald, eine Donauinſel ſchließt beyde ein: der Augarten iſt ganz übergangen. In Wiener Wirthshäuſern kann man ſich der großen Koſten wegen nicht über ein paar Tage aufhalten, und muß ohne Verzug eine Wohnung in der Stadt oder einer Vorſtadt miethen, die man in jener freylich nur theuer, aber in dieſen auch ſehr wohlfeil haben kann. =

S. 56.

S. 56. hätte Wernigerode, die Reſidenz der Gräflich Stolbergiſchen Hauptlinie, vor Elbingerode (von dem es ohngefähr 2 Meilen liegt) genannt werden ſollen. Es enthält verſchiedene beträchtliche Merkwürdigkeiten, und (wo wir nicht irren) wohnt der Dichter Göcking da. Uebrigens liegt Elbingerode nicht 1 ſondern 4 Meilen von Goslar, und Eiſenach 3 Meilen von Gotha. — Ebendaſ. Eiſenach. Die Gegend, worin dieſe Stadt liegt, heißt hier mit Unrecht rauh; ſie iſt vielmehr ſehr angenehm und abwechſelnd; einige Weimariſche Herzoge haben lieber da, als in Weimar gewohnt. Hr. Heuſinger, wenigſtens der ältere, iſt todt, die andern beyden Gelehrten ſind uns nicht bekannt; dagegen aber Hr. Superintendent Schneider, und Hr. von Göchhauſen, beyde Schriftſteller. Nach den Worten: „gebracht wurde" kann hinzugeſetzt werden: Man hat eine Beſchreibung und Geſchichte deſſelben vom Hrn. Thon daſelbſt. — Erfurt. S. 57. u. ff. Etliche katholiſche Kirchen und Klöſter können immer beſehen werden, wenn man Zeit übrig hat, unter andern das Nonnenkloſter zum neuen Werke u. ſ. w. aber die Pracht des Kloſters und der Kirche auf dem Petersberge, das übrigens ſchöne Einnahmen hat, kömmt gegen die Klöſter und Kirchen in Franken, und dem übrigen ſüdlichen Deutſchland, in keine Betrachtung. Ein Grabſtein der in letzterer Kirche gezeigt wird, hat zwar die Abbildungen dreyer Perſonen, die man für den Grafen Gleichen und ſeiner beyden Weiber ausgiebt, aber zur Beurkundung dieſer Geſchichte möchte jener Grabſtein wohl nicht hinreichen. Die 5 Univerſitätscollegia dürften vielleicht einen Fremden wenig intereſſiren, auch dürfte er in den Bibliotheken außer einigen Handſchriften und alten Drucken, jetzt noch wenig auffallendes finden; doch wird es ihm nicht unangenehm ſeyn, die frommen Wünſche manches Bibliothekars, beſonders des braven Benediktiners P. Placidus auf dem Petersberge, und die phyſikaliſche Bibliothek der Akademie der Naturforſcher kennen zu lernen. Berühmte Erfurter Gelehrte nennt der Verf. nur zwey: wir wüßten derer weit mehr, unter denen der Sekretair an der Akademie der Wiſſenſchaften, Hr. Prof. Rumpel, wegen ſeiner gründlichen und ausgebreiteten, mit ſeltner Beſcheidenheit verbundnen Kenntniſſe; ingleichen Hr. Herel und andere, ſich auszeichnen. Insbeſondere aber gehört ſeit verſchiedenen Jahren zu den Merkwürdigkeiten Erfurts der daſige Stadthalter Hr. Coadjutor von Dalberg,

der jedem Gelehrten, Künſtler und andern Weltbürger von einigem Verdienſte in ſeiner wöchentlichen Aſſemblee einen Zutritt vergönnt. Der Vortheil ihn zu ſehen und zu hören, wird den Reiſenden, wenn er allenfalls die große Glocke und andre dortige Alterthümer drüber verſäumen ſollte, reichlich entſchädigen. Die Nachricht vom Gewerbe und den Nahrungszweigen der Erfurter wäre ohngefähr ſo zu faſſen: Gemüß- und Waidbau, Wollen-Zeug-beſonders Band- und Strumpffabriken bringen den Erfurtern viel Nahrung. Bey **Molsdorf** iſt hinzuzuſetzen: „wo ein ehemals vom Graf Gotter angelegter, jetzt dem Herzog von Gotha gehöriger und von ihm verſchönerter ſehenswürdiger Garten iſt.“ Und bey Neudietendorf: „Man beſieht dort die Werkſtätte verſchiedner Handwerker, Fabrikanten und Künſtler, die außerordentlich fein und dauerhaft arbeiten. — Zu den Weimariſchen Gelehrten und Künſtlern S. 59. gehört noch Hr. **Buchholz** und **Voigt**, und der Kupferſtecher **Lips**. — So ſind auch in **Jena** die Herren **Döderlein**, **Griesbach**, **Schütz**, **Starke**, **Schiller**, **Reinhold**, **Paulus** und mehrere, vergeſſen, dagegen hätten vielleicht ein paar ehrliche Leute wegbleiben können, die zwar in ihrem Bezirk das nöthige Licht geben, aber zu Weltlichtern nicht beſtimmt ſcheinen. — Drey Stunden von Jena und etwas näher an Weimar liegt die kleine Stadt **Apolda**, über die die Univerſität Jena die niedere Jurisdiktion hat, und wo wahrſcheinlich die größte Strumpffabrik von Europa iſt: denn nach dem Schlözeriſchen Briefwechſel 31. Heft, S. 52. fg. werden dort jährlich 13000 Dutzt Paar Strümpfe verkauft. —

S. 61. **Meinungen**. Beſſer würde dieſer Artikel ſo heißen: Man bemerkt hier das Reſidenzſchloß, welches verſchiedene geſchmackvolle Zimmer, eine Bibliothek mit vielen koſtbaren und ſeltenen hiſtoriſchen, geographiſchen und antiquariſchen Werken, ein Münz- und Naturalienkabinet, letzteres im Stein- und Konchylienfache vorzüglich, und eine zahlreiche und ſeltne Kupferſammlung enthält. Nahe bey der Stadt hat der regierende Herzog einen artigen Engliſchen Garten und eine Schweizerey angelegt, und 2½ Stunde davon in einem angenehmen Walde eine Faſanerie mit einem kleinen Luſthauſe, das mit Geſchmack verziert iſt; in welcher Gegend auch das alte ſehr romantiſch gelegene Stammſchloß **Henneberg** geſehen zu werden verdient. Der Hauptnahrungszweig

zweig der Stadt iſt nächſt der Hofhaltung die Barchentweberey, beſonders der ſchwarze Barchent.“ Das übrige, das Schulmeiſterſeminar ausgenommen, kann füglich wegbleiben. — S. 62. ſollte noch eingeſchaltet ſeyn: „Von Koburg 2 Stunden liegt die Meinungiſche Stadt Sonneberg, berühmt durch eine Fabrik kleiner hölzerner Waare, die unter dem Namen Nürnberger oder holländiſcher Waare bis nach Amerika verführt wird, und wo auch eine Spiegelfabrik iſt. — In der Nachbarſchaft von Sonneberg, ebenfalls im Meiningiſchen Gebiete, liegen das Städtchen Schalkau, und die kleinen Oerter Limbach und Rauenſtein. Im erſtern iſt eine Zeugmanufaktur, in der die ſehr gute dortige und Meinunger Wolle verarbeitet wird, und beyde letztere haben Porzellainfabriken, die viel nach der Levante verkaufen. Auch 2 Glashütten ſind nicht weit davon.

Zu S. 62. Auf halbem Wege zwiſchen Coburg und Bamberg, an der Poſtſtraße, liegt der Freyherrl. Lichtenſteiniſche Flecken Kahm mit einem Schloſſe und ſehenswürdigen Garten, und etwa eine Stunde davon das reiche Benediktinerkloſter Banz, merkwürdig durch eine ſchöne und gut unterhaltene Bibliothek, Kirche und verſchiedene Koſtbarkeiten. Der daſige Prior Sprenger und der P. Ildefons Schwarz ſind als gründliche Gelehrte und Schriftſteller berühmt. — Ebendaſ. Z. 4. von unten, muß es heißen: „in welcher man das alte Fürſtl. Schloß —“ des herrlichen und reichen Juliusſpitals, das ſeit verſchiedenen Jahren in ſeiner innern Einrichtung ſehr verbeſſert (Götting. hiſtor. Magazin 1 B. 3s Stück) und neuerlich auch von außen verſchönert worden, iſt zu flüchtig erwähnt, und des Leiſtenweins (der dem, obwohl feurigern, Steinwein noch vorgeht) gar nicht. (Man ſehe dieſe Bibl. 80 B. S. 15.) Von den angegebnen Würzburger Gelehrten iſt Steinacher ſeit 1789. todt; vorzüglich aber wären die Herren Oberthür, Onymus und Andres zu nennen geweſen. Dieſer letztere hat eine gute Realſchule für Mädchen errichtet. Durch eine gleiche Schule hat ſich Hr. Pfarr Bundſchuh in Schweinfurt verdient gemacht, welcher nebſt dem durch verſchiedene pädagogiſche Schriften berühmten Hrn. Voit bey dieſer Reichsſtadt auf der nachfolgenden Seite hätte angeführt werden ſollen. — Ebendaſ. Die Porzellainfabrik in Bayreuth ſoll vermuthlich die bekannte Fayancefabrik ſeyn. Ob auch eine von ächtem Porzellain

dort exiſtirt, wiſſen wir nicht. — Den Artikel von Anſpach S. 66. würden wir ſo verändern: „Anſpach, die bisherige Marggräflich-Brandenburgiſche Hauptreſidenzſtadt in einem angenehmen Thale an der untern Retzal, an ſich zwar unanſehnlich, aber mit ſchönen modernen Vorſtädten, in denen auch die meiſten Vornehmen ihre Wohnungen haben. Man beſiehet —" Unter den hieſigen Gelehrten fehlen beſonders Hr. Faber, Wezel, Hänlein, Roſe. — In den 4 letzten Zeilen muß es heißen: „und ſonſt der Hof — zu reſidiren pflegte." Man ſehe auch von Anſpach dieſe Bibliothek 96 B. S. 497.

Der Artikel von den Münzſorten S. 73. bedarf verſchiedener Berichtigungen. Auf der Mitte der S. muß es heißen: „Durch Thüringen bis an die Coburgiſche Gränze iſt es eben ſo. Vom Coburgiſchen aber bis ans Oeſterreichiſche bedient man ſich des 24 Gulden Fußes, gilt der Louisdor 6 Thaler, der Carolin und ältere Louisneuf 11 Fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr., der Laubthaler 2 Fl. 45 Xr. oder 1 Rthlr. 20 Gr. und der Convent. Thaler 2 Fl. 24 Xr." Was hier von Fränkiſchen Batzen, als der gangbarſten Münze geſagt wird, iſt falſch, man rechnet wohl nach Batzen zu 5 Xr., alſo 18 zu 1 Thaler, aber die 5 Xr. Stücke ſind äußerſt ſelten, am gewöhnlichſten 3, 6 und 12 Xr. Stücke u. ſ. w. Im Oeſterreichiſchen rechnet man nie nach Thalern, ſondern blos nach Gulden und Kreuzern; oder allenfalls bey kleinen Poſten nach Groſchen zu 3 Xr., Siebnern und Siebzehnern. Im Golde nach Dukaten und Souveräns zu 3 Dukaten. Was übrigens die Spezies der Münzſorten anbetrifft, die auf dieſer Reiſe die bequemſten ſind; ſo iſt rathſam, im nördlichen Deutſchlande (Nieder- und Oberſachſen) ſich mit Louisdoren (Friedrichs- oder Auguſtdoren) zu verſehen, im ſüdlichen aber (Franken, Baiern, Schwaben) mit deutſchen Carolinen oder guten Louisneuf. Doch muß man immer Silberſorten, und zwar Conventions- oder Laubthaler dabey haben; weil an vielen Orten (beſonders in Sachſen und Thüringen) das Verwechſeln des Goldes gegen kleine Münze ſchwer hält, und zugleich mit Verluſt verbunden iſt. Auch hüte man ſich vor ſtarkem Vorrathe von letzterer, die nicht nur meiſt ſehr geringhaltig, ſondern auch oft nur in ihrer Heymath gültig iſt. Im Oeſterreichiſchen muß man ſich Dukaten anſchaffen, und, wo möglich, inländiſche; weil man leicht bey ausländiſchem

Golde

Solche Schaden leidet. Freylich ſind Dukaten auf der ganzen Reiſe gut: aber im mittlern Deutſchland ſelten, und nicht ohne ſtarkes Aufgeld beym Einwechſeln zu haben.

Die Reiſekoſten ſind S. 74. ſicher zu gering angeſetzt, beſonders die Trinkgelder bey Extrapoſten. Auf ordinären Poſten, Landkutſchen und Diligencen ſind letztere indeſſen ſehr leidlich, wenigſtens in Süddeutſchland. Aber wie oft tritt nicht der Fall ein, daß man entweder bey ſchlimmen Wetter, oder wenn die Wägen der ordinären Poſten allzu unbequem ſind, Extrapoſt nehmen muß!

S. 93. kömmt Hr. Adelung noch unter den Leipziger Gelehrten vor, der unten S. 133. bey Dreßden genannt werden ſollte. Clodius (nicht Claudius, wie hier ſteht) iſt lange todt, wenigſtens ſeit 1785., und Leske 1786. als Prof. in Marburg, Heinike aber 1790. geſtorben. — Bey Reichenbach S. 113. wäre des dort gehaltenen Congreſſes zu erwähnen geweſen.

Unter die vorzüglichſten Prager Gelehrten S. 119. gehören gewiß mehrere als hier genannt worden, beſonders aber der alte Gelaſius Dobner, Dobrowsky, J. A. von Riegger, und verſchiedene Perſonen von Stande und Ordensleute, die im Meuſeliſchen gelehrten Deutſchland nachgeſehen werden können. von Chinsky ſoll vermuthlich Graf Kinsky heißen. —

Was S. 163. ſonderlich im 2ten Abſatze von Münzſorten wieder vorkömmt, muß nach den oben bey S. 73. gemachten Anmerkungen ebenfalls berichtigt werden. Sonderbar iſt, daß an beyden Stellen der Conventionsthaler gar nicht gedacht wird; dagegen aber der Louisblancs, die doch an vielen Orten ganz außer Cours geſetzt ſind.

Bey Berlin S. 175. werden wieder, wie gewöhnlich, längſt todte Gelehrte und Künſtler aufgeführt, worunter uns gleich Sack, Moſes Mendelsſohn, Schmucker und Kirnberger beyfallen. Und wie viele höchſtmerkwürdige Männer fehlen! — Weiter können wir auf dieſer Hauptreiſe, aus Mangel an Bekanntſchaft mit jenen Gegenden, nichts berichtigen; und dies iſt auch der Fall bey der vierten Reiſe, die Bemerkung ausgenommen, die S. 264. zu machen iſt, daß das Schiff, mit welchem man bequem und beſonders wohlfeil nach Wien kommen kann, eigentlich von Laningen

oberhalb Günzburg abgeht; wie denn überhaupt jenes wohlgebauten und gewerbſamen Ortes billig hätte erwähnt werden ſollen. (Man ſehe Nicolai's Reiſen, und die Reiſe durch das ſüdliche Deutſchland. —)

In der fünften Reiſe müſſen wir die Defekte oder Irrthümer in der Beſchreibung von Göttingen und Kaſſel Sachkundigern überlaſſen, und bemerken nur, daß an jenem Orte unter den berühmten Gelehrten Hr. Eichhorn, Plank, Spittler und Grellmann —; unter den Marburgiſchen Gelehrten aber Baldinger fehlt, ſo wie unter den Gieſſenſchen von Senkenberg, wogegen Baumer und Hatzert unter den letztern auszuſtreichen ſind, denn jener iſt todt, und dieſer Geheimerath in Darmſtadt. — Bey Frankfurt ſollte es S. 297. um die Mitte, heißen: — „zählt, mehrentheils im alten Geſchmacke; doch iſt die ſchöne Straße, die Zeil, und der Roßmarkt hiervon ausgenommen, auch ſind neuerlich unterſchiedene —“ und S. 300. um die Mitte: „das neue Schauſpielhaus —.“

Bey Darmſtadt wird ſogar der Freyh. von Moſer noch unter die dortigen berühmten Männer gezählt, der ſchon ſeit ſo lange in Mannheim ſich aufhielt, jetzt aber in Ludwigsburg wohnt. Dagegen fehlt Hr. v Hatzert, Höpfner und andere. In Heidelberg, wo doch eine Univerſität iſt, ſind gar keine berühmte Gelehrte genannt, obgleich verſchiedene berühmte Männer dort angeſtellt ſind. — Bey Schwetzingen S. 307. Z. 4. würden wir geſetzt haben: „in ſich haltenden 3 Gärten, der Franzöſiſche, Engliſche und Türkiſche.“ Auch ſollten die daſigen Merkwürdigkeiten beſſer ausgehoben ſeyn; z. B. der Tempel der Natur, das Churfürſtl. Bad, die Ruinen, die jüngſt erbaute koſtbare türkiſche Moſchee u. ſ. w. —

S. 309. Z. 7. von unten, kann zu Buchdruckerey noch geſetzt werden: „die vor einigen Jahren 36 Preſſen enthielt.“

Zu Straßburg S. 311. gehört, was ſchon oben bey Wien in Anſehung der beyden Thürme bemerkt worden. S. 313. vermiſſen wir unter den vorzüglichſten Straßburger Gelehrten Hr. Oberlin, Brunk und mehrere ausgelaſſen. Die Worte Z. 9—11. „welcher letztern — — gereicht,“ ſind auch überflüßig, die Nachricht ſtand ſchon S. 311. Und die

die akademiſche und Treuttelſche Buchhandlung wären allerdings zu erwähnen geweſen.

Bey **Mannheim** S. 329. u. ff. bemerken wir z. B., daß die unten angegebene Einwohneranzahl von 29000 um vieles zu groß iſt. M. hat immer ſo ziemlich gleiche Volksmenge mit **Stuttgard**, nämlich 20 bis etliche 20 tauſend Seelen. Wenn in jenem die Sterblichkeit gröſſer iſt, als in dieſem, ſo iſt auch das Verhältniß derſelben zu der Populazion anders; und die Zahl der Gebohrnen in St. iſt immer ſtärker als in M. S. 330. unten. In den 9 Zimmern der daſigen Gemählde-Gallerie ſind keine Statüen. Dieſe, wenigſtens die alten, ſind im Antikenſaal, deſſen auf der folgenden Seite um die Mitte, erwähnt wird. Es ſind die von den berühmteſten alten Bildſäulen, Gruppen und Büſten in Rom und Florenz copirte Gipsabgüße. Von hieſigen Merkwürdigkeiten fehlt noch das Kabinet der mathematiſchen Inſtrumente und der vor einigen Jahren erbaute Redoutenſaal; ingleichen an dem kleinen Verzeichniß von Gelehrten und Künſtlern, (die noch überdies nicht alle mehr leben) **Hr. Schwan**, die Schauſpieler **Jffland**, **Beil** u. a. die Maler **Kobel**, Vater und Sohn, die Kupferſtecher **Verhelſt** und **Sinzenich** — Vogler iſt in München. Ausführlichere Nachrichten von den Sehenswürdigkeiten M's, als der angezeigte Kalender enthält ein beſondres, Franzöſiſch und Deutſch geſchriebenes Handbuch. — S. 334. Z. 4. würden wir lieber ſetzen: „wie denn der in der Nähe wachſende Nierenſteinwein hier am beſten und wohlfeilſten zu haben iſt.“ — S. 336. fehlen mehrere Mainziſche Gelehrte, unter andern der berühmte **Hr. Georg Forſter**, Aufſeher der Univerſitätsbibliothek, **Hr. Sömmering** u. ſ. w.

Zu den vorzüglichſten Merkwürdigkeiten von **Fulda** S. 6. **des zweyten Bandes**, gehört der gelehrte Freyherr **v. Bibra**, der Herausgeber des Journals von und für Deutſchland. — S. 14. hätte ſtatt des alten verfallenen Schloſſes lieber die vom Kaufmann Bolongaro vor der Stadt angelegte ſchöne Reihe Häuſer und Tobacksfabrik angeführt werden ſollen. — S. 28. fehlt bey **Frankenthal** das Frauenzimmererziehungsinſtitut, und S. 32. bey **Colmar** die Erziehungsanſtalt, die der berühmte Dichter **Pfeffel** dirigirt.

S. 35. Bey Heilbrunn (gewöhnlicher **Heilbronn**) kann am Ende hinzugeſetzt werden: „Man logirt vorzüglich gut in

der

der Roſe. Schwäbiſchhall liegt nicht 7, ſondern etwa 4½ Meile davon. — Die Nachrichten von Ludwigsburg S. 36. ſcheinen ſehr alt zu ſeyn, weil vom öftern Aufenthalt des Herzogs von Würtenberg daſelbſt geſagt, und die daſige Porzellainfabrik für ſo ganz neu angegeben wird! An dieſem Orte hält ſich auch der berühmte Freyh. von Moſer auf, außerdem ſind hier verſchiedene würdige Gelehrte, z. B. der durch ſeine mathematiſchen Kenntniſſe, und eine ſehenswürdige, von ihm verfertigte, Sammlung von Feſtungsmodellen, bekannte Obriſtlieutenant Bilfinger u. a. m. Der Umſtand von der ehemaligen Zerſtöhrung der Feſtung Aſperg war nicht weſentlich, denn jetzt iſt dieſe Feſtung in recht gutem Stande, gewährt überhaupt eine herrliche Ausſicht, und hat eine kleine Sternwarte. — Beſonders alt und leer iſt der Artikel von Stuttgard ausgefallen. Vorerſt ſollte es heißen: „Der größte Theil der Stadt beſteht aus ſchlechten hölzernen oder altväterſchen Häuſern und engen Gaſſen, doch fällt die ſogenannte reiche Feſtung und der Graben gut in die Augen.“ — Dann hätte von den Gebäuden der Akademie oder der Carlshohenſchule etwas mehr geſagt werden ſollen. Die Herzogl. Bibliothek, eine der beſten und zahlreichſten in Deutſchland, die mit der berühmten Bibelſammlung, aus mehr als 120000 Bänden beſteht, und 4 Bibliothekare hat, iſt ſehr kurz abgefertigt. Dagegen ſind einige hier berührte Dinge kaum ſehenswerth. Mit dem Gelehrten- und Künſtlerverzeichniſſe ſteht es noch kläglicher aus. Moſer und Sattler ſind lange todt, jener ſeit 7 und dieſer wenigſtens ſeit 8 Jahren. Hr. Lebret iſt Kanzler in Tübingen, und von den in ganz Deutſchland berühmten dortigen Gelehrten wollen wir nur einige nennen, die uns zuerſt beyfallen. Die Herren Bibliothekare Schott, Peterſen und Drück, Hr. Abel, Werkmeiſter, Schwab, Hochſtetter, Haug, Naſt Vater und Sohn. — Von Künſtlern, die Maler: Harper, Hetſch — Kupferſtecher: Prof. Müller und Leypold — Tonkünſtler: Zumſteeg, Abeille und die ſtarke Klavierſpielerin Madam Bayling; der Mechanikus und Optikus Tiedemann, der Inſtrumentmacher Haug u. ſ. w. Die Solitude mit ihrer herrlichen Ausſicht, Meiſterſtücken der Baukunſt, Malerey und Bildhauerkunſt, Orangerie (wie denn die hier und in Hohenheim zerſtreute wahrſcheinlich die ſtärkſte in Deutſchland iſt) und fremden Gewächſen, wird hier nur im Vorbeygehen berührt. Nicht

weit

weit davon iſt das ſchöne Jagdhaus: der Bärenſee, ſehenswerth. Von Hohenheim, dem beſtändigen Aufenthalte des Herzogs, dem prächtigen neuen Schloſſe daſelbſt, Engliſchen Dorfe und Garten, Schweizerey — kein Wort. — Bey Pforzheim iſt nach: Holzhandels einzuſchalten: „und andrer Gattungen von Induſtrie wegen“ — Endlich ſollte nach Eßlingen auch das Würtenbergiſche Städtchen Köngen, eine Meile davon, angezeigt ſeyn, weil man dort vor einigen Jahren eine Römiſche Stadt ausgegraben hat, deren ſehenswürdige Alterthümer in einem beſondern Saale daſelbſt aufgeſtellt ſind. — Bey Tübingen S. 38. fehlt unter mehreren Gelehrten der Dichter Huber. — Ueberhaupt beziehen wir uns wegen Anſpach, Mannheim, der Würtenberg. und mehrerer Gegenden, auf die im 96 B. dieſer Bibliothek S. 494. u. ff. gemachte Anmerkungen, unter denen verſchiedene vom Hrn. Herausgeber benutzt werden können.

Und ſo hätten wir denn unſern Beytrag zu Berichtigung dieſer zween Theile abgeliefert, und überlaſſen andern Recenſenten, in Anſehung der Gegenden die ſie kennen, oder von denen ſie ſichre Nachrichten haben, ein Gleiches zu thun. Und nun noch ein flüchtiger Rückblick über dieſes Reiſehandbuch von Deutſchland! Mikrologieen nehmen darin manchen Raum ein, der mit wichtigern Nachrichten angefüllt werden konnte. Oerter die kaum eine oder eine halbe Merkwürdigkeit enthalten, hätten daher blos angezeigt werden ſollen; und manche Bemerkungen oder Oerter gehörten nicht hieher, ſondern in die Statiſtik oder Geſchichte. Was nützt es z. B. einem Reiſenden Feuersbrünſte und andere Verheerungen oder Unglücksfälle eines Orts zu erfahren, er will keine Brandſtädten, ſondern lebende und webende Städte ſehen. Ein anderes iſt aber, wenn eine wichtige Schlacht oder ein Friedensſchluß den Ort merkwürdig macht. — Von Zöllen oder Mauten; wo Chauſſeen oder keine ſind; haben wir nichts gefunden, und die Diſtanzen der Oerter ſind allzuhäufig falſch angegeben; alles dies iſt für Reiſende ſehr erheblich. Ferner ſind hier und da Flecken des Styls auszuwiſchen, die aus den Zeiten des Berkenmeyeriſchen Antiquarii herſtammen; als, wenn von Wahrzeichen geredt wird, und daß das Halliſche Bier Puff heißt! Nach dieſem Verhältniß müßte auch angezeigt ſeyn, daß das Wittenbergiſche Guckuk und das Jenaiſche Mauleſel heißt. — Uebrigens geſtehen wir gern

ein,

ein, daß ein ſolches Buch ohne beträchtliche Mängel zu ſchreiben, oder fortzuſetzen keine kleine Mühe ſey. Fleiß, eigne Reiſen, und gute Korreſpondenzen gehören dazu; ſtreiten dieſe mit unſrer Bequemlichkeit, ſo unterziehe man ſich lieber einer ſolchen Arbeit nicht, als daß ganze Artikel von beträchtlichen Oertern ſo ſtehen bleiben, wie ſie vor 8, 10, 12 Jahren und länger ſtunden! —

Of.

64. Sylloge Commentationum Philologici et Theologici Argumenti. Auctore M. *Henrico Chriſtiano Geke*, Theol. Baccalaureo, Paſtore et Inſpectore Scholae Portenſis. Lipſiae, ſumtibus Sommeri. 1792. 198 Seiten in gr. 8. 12 gr.

So wenig dieſe hie und da nur zu weitſchweifigen und ohne Noth wortreichen Abhandlungen etwas neues und ſelbſterfundenes enthalten, ſo rühmlich zeugen ſie von dem Fleiß und der Sorgfalt des Verf. in Benutzung der zur Beförderung eines richtigern Bibelſtudiums und einer ſchriftmäßigern Dogmatik und Moral von den vorzüglichſten Theologen unſers Zeitalters, einem Erneſti, Morus, Döderlein, Däthe, Koppe, Roſenmüller, Michaelis, Tittmann, Grießbach u. a. in Umlauf gekommenen ſchätzbaren Schriften; was auch wirklich dem Verf. zu um ſo viel größerem Lob, neben den beſcheidenen Aeußerungen von dem Werth ſeiner Arbeit, angerechnet werden darf, je ſeltner faſt überall — freylich auch zum Theil durch die Schuld äußerer widriger Umſtände, z. B Armuth, die auf Anſchaffung neuer, guter, meiſtens ſündlich theurer Bücher nichts zu verwenden erlaubt; Entfernung von literariſchen Stapelplätzen, gerechte Furcht vor ſtrengen, vieläugigen Wächtern der kraſſeſten Orthodoxie in den Conſiſtorien und auf den Superintenduren, deren Groll und Verfolgung jeder Verdacht einer kleinen Abweichung von den Meynungen und der theologiſchen Mode der lieben Urväter nur gar zu gerne in helle Flammen bringt — die Erſcheinung iſt, daß Prediger und Schullehrer auf dem Lande und in kleinen Städten ſich nicht viel um die Veränderungen und Erweiterungen des theologiſchen Wiſſens bekümmern, ſondern eben gewöhnlich

lich mit ihren, mehr oder minder magern akademiſchen Heften, zufrieden in Anſehung des Intellektuellen einer völligen Ruhe pflegen, und immer auf einem Fleck ſtille ſtehen. Das Ganze beſteht aus fünf Abhandlungen. 1) Diiudicatio locorum quorundam Scripturae S. quae non confirmare videntur id, ad quod probandum vulgo excitantur. Dieſe Schriftſtellen ſind folgende. Pſ. 33, 6. 51, 7. 143, 10. Eſai. 45, 24. 35, 5. 6. 48, 22. Prov. 8, 22. ſq. 30, 4. Job. 19, 25. f. Dan. 12, 2. Matth. 5, 17. Matth. 16, 18. 19. und Joh. 20, 23. (Bey Erklärung jener Stelle ſcheint der Verf. die ſehr gute und freymüthige commentationem biblicam in effatum Chriſti Matth. 16, 18. 19. Coloniae 1789. Aut. D. Thaddaeo vergl. Allgem. Literat. Zeit. 1790. Num. 217. S. 279. f. die vorzüglich dabey benutzt zu werden verdiente, nicht gekannt zu haben) Act. 14, 22. 17, 31. Rom. 9, 18. 14, 17. 1 Cor. 15, 10. 2 Cor. 3, 5. 6. 4, 6. Phil. 2, 12. 13. 2 Cor. 10, 3. Col. 2, 8. Die Erklärungen, welche der Verf. bey allen dieſen Stellen als die gangbare beſtreitet, ſind bekanntlich ſchon längſt von den meiſten neuern Interpreten und Dogmatikern verlaſſen, und dagegen die hier unter fleißiger Zurathziehung des richtigen Sprachgebrauchs und des Zuſammenhangs aufgeſtellten faſt allgemein angenommen worden, wie ja dies die eigenen ſteten Hinweiſungen des Verf auf die Lehrbücher der Herren Döderlein und Morus, und auf die exegetiſchen Schriften Dathes, Koppes und Roſenmüllers zur Genüge zeigen. Daher es uns auch wirklich mißfiel, daß der Verf. nicht andere wichtige Schriftſtellen, über deren beſſere Auslegung man noch weniger allgemein einverſtanden iſt, deren es ja eine ziemliche Anzahl giebt, ausgehoben und beleuchtet hat; oder wenn er dies nicht wollte, daß er die angeführte Stellen nicht ungleich kürzer abgefertigt hat, und überdies bey bloßer Wiederholung deſſen, was andere im Ruf der Gelehrſamkeit und Rechtſchaffenheit ſtehende Männer vor ihme geſagt haben, mit ſo ſichtbarer Aengſtlichkeit und vorſichtiger Selbſtverwahrung zu Werk geht, wie z. B. unter andern die Schlußworte dieſer Commentation, die uns in der That auffielen, zu erkennen geben, wo er S. 56. die Leſer bittet, ut hanc ſcriptionem aequi bonique conſulant, ſibi perſuadentes, ſi diſceſſerit in huius vel illius loci interpretatione ab ipſorum decretis, ſententiam, ut putet, probabilem ſecutum eſſe, ſeque, ubi vituperare conatus ſit vitioſa interpretamenta, *nolle abiicere ſanam Euangelii divini*

ratio-

rationem atque doctrinam!! Sollte dem Verf. ſeine Lage ſolche ſonderbare Proteſtationen nöthig machen, um ſchwacher Brüder willen, ſo haben wir wahres Mitleiden mit ihm. II. Quam utile ac neceſſarium ſit, hiſtoriam ſ. cum inſtitutione religionis chriſtianae coniungere. Iſt eigentlich ein Auszug aus einer gröſsern Abhandlung, die der Verf. ſchon im Jahr 1781. in Reval, wo er am Gymnaſium Profeſſor der Theologie und hebräiſchen Sprache war, verfertigte. Schade, daß der Verf. über dieſes wichtige Thema mehr declamirt, als ruhige, geordnete Betrachtungen anſtellt. Unter heiliger Geſchichte verſteht er: „fide dignam et ad perſuadendum apte propoſitam enarrationem originis, progreſſuum et conſervationis religionis cum omnis omnino revelatae, tum inprimis chriſtianae cum eius fatis adverſis atque ſecundis ſic, ut cauſarum atque effectuum notatio, inprimis commemoratio efficaciae, quam doctrina chriſtiana in animos hominum eorumque ſentiendi et agendi rationem, mores, conſilia, conſuetudines et inſtituta habuit, non negligatur." III. Quomodo lites in cauſa religionis nobis utiles eſſe poſſint. Wiederum eine neue, etwas abgekürzte Auflage einer ſchon im Jahr 1776. in Leipzig unter dem veränderten Titel: de Providentia Dei in errorum haereſiumque noxis ad utilitatem religionis chriſtianae convertendis conſpicua, von dem Verf. herausgegebenen Gelegenheitsſchrift, die die bekannteſten Bemerkungen über dieſe Materie enthält. Ueber den nämlichen Gegenſtand ſchrieb auch neuerlich Hr. Hecht, Lehrer am Gymnaſium in Freyberg ein Programm, de commodis, quae e Controverſiis de Religione eiusque impugnatione naſci poſſunt, welches aber der Verf. nicht geſehen zu haben bekennt. IV. Ad locum Paulinum Rom. I, 16. 17. die Ueberſetzung, die von dieſer Stelle gegeben wird, iſt dieſe: „Enim vero me non pudet doctrinae evangelicae, (imo laetor eius profeſſione gloriorque) eſt enim inſtrumentum potens atque quam maxime efficax, quo Deus utitur ad conferendam ſalutem cumulatiſſimam iis, qui fide ipſam ampleſtuntur, inprimis Iudaei (beſſer Iudaeis) deinde etiam omnis generis Gentiles. (Gentilibus.) In ea enim hominibus divinitus innoteſcit immunitas a peccatorum poenis favorque divinus cum omni vera ſalute, eiusque tanti beneficii participes fiunt omnes, qui ſalutem in ea oblatam vera fide acceptant, ut conſentaneum eſt dicto prophetae:"

„pius

„pius propter fidem beatus.“ Der darauf folgende von Wort zu Wort fortgehende Commentar iſt genaue Ausführung der Koppeſchen Interpretation, die nirgends verlaſſen wird. V. Ad locum Malachiae III. v. 13 — 24. Hier folgt der Verf. überall Dathe als Vorgänger, von deſſen Verſion die ſeinige nur in einzelnen wenigen Ausdrücken abweicht. Aus allem erhellen die guten philologiſchen Kenntniſſe des V. durch deren Hülfe er manche, bey ſo vielen noch immer feſtklebende Vorurtheile in Behandlung dogmatiſcher und anderer Schriftſtellen glücklich überwunden hat; aber aus allem ergiebt ſich auch, daß hauptſächlich Exegeſe das Feld des Verf. iſt, über welches hinaus zu ſchreiten, er ſchwerlich als Schriftſteller Beruf haben dürfte.

Bw.

65. Predigten über die häusliche Frömmigkeit von Wilhelm Abraham Teller. Dritte verbeſſerte und vermehrte Auflage. Berlin und Stralſund, bey Lange. 1792. 343 S. in 8. 21 gr.

Die Vermehrung dieſes ſchätzbaren und gemeinnützigen häuslichen Andachtsbuchs beſteht in einem hinzugefügten zweyten Anhange einiger Predigten, den Hausſtand und beſondere Verhaltungsarten in demſelben betreffend. I. Von der Würde des Hausſtandes, über Joh. 2, 1—8. II. Von dem Werth häuslicher Sorgen, über 1 Moſ. 30, 30. III. Von der liebreichen Theilnehmung an den Beſchwerden anderer, und Duldung ihrer Schwachheiten in dem geſellſchaftlichen Leben, über Gal. 2, 6. IV. Von der Gefälligkeit im geſellſchaftlichen Leben, über Philipp. 2, 4. 5. V. Von der Verbindung des Ernſtes und der Güte in dem Verhalten gegen andere, über Matth. 18, 23—35.

Auch dieſe Predigten ſind vortrefflich, und enthalten die beſten praktiſchen Regeln zur Beförderung ächter häuslicher Glückſeligkeit. Jedermann wird ſie mit Nutzen leſen, und dem würdigen Verf. dafür danken. Möchten nur viele, die ſie mit Wohlgefallen leſen, ſich auch wirklich darnach bilden!

Wie wohl würde es dann unter chriſtlichen Familien um ihren Hausſtand ſtehen!

Dm.

66. Verſuch zu einem Eidesformularbuch für Beamten, Commun- und Spitalvorſteher in Wirtenberg u. ſ. w. von Auguſt Ludwig Bilfinger, Rechnungsprobator zu Schorndorf. Tübingen, in Commiſſion bey Cotta, 1792. 454 S. in gr. 8. 1 Rh. 16 Kr.

Der Verf. ſcheinet noch ein eifriger Anhänger des Eides zu ſeyn; wir müſſen aber geſtehen, daß wir durch die bibliſchen Sprüche, die er zum Beweiſe der Rechtmäßigkeit deſſelben anführet, keines andern überzeugt worden ſind, als daß er ſich mit geläuterten Religionsgründen nicht verträgt, und daß er unter allen Beweismitteln das ſchlechteſte iſt. Die Philoſophie hat ihm auch längſt das Urtheil geſprochen, ſie findet aber zu wenig Unterſtützung, ihre executive Gewalt iſt zu eingeſchränkt, als daß ſie ihn aus den Gerichtshöfen verbannen könne. Das iſt aber eben ſo gut möglich, als es möglich war, die andern Arten von Gottesgerichten daraus zu verweiſen. Wenn man dem Menſchen vo. Jugend auf eine Ehrfurcht gegen die Wahrheit und einen eben ſo ſtarken Abſchen gegen eine gerichtliche Unwahrheit, und gegen den Meineid einflößte; wenn man ihm begreiflich machte, daß den Falſchredenden eben die zeitlichen und ewigen Strafen träfen, denen ſich der Meineidige ausſetzte: ſo würde eine gerichtliche Verſicherung, ein gerichtlicher Handſchlag die Kraft des Eides ſelbſt haben, und ein Surrogat deſſelben wäre entbehrlich. Einerley Folgen unſerer Handlungen, geben uns einerley Motiv ſelbige zu thun oder zu unterlaſſen. — Mit den Strafen nach dem Tode wird gemeiniglich nicht viel ausgerichtet, man glaubt ſie wieder abbeten zu können; und weil es nach den gegenwärtigen Gerichtsverfaſſungen eine ſo mißliche Sache iſt, jemanden des Meineids zu überführen; ſo hat der Böſewicht einen Bewegungsgrund mehr, die Wahrheit zu ſeinem Vortheile zu verhehlen. Man benehme ihm aber nur auf eine zweckmäßige Art die Ausſicht, daß ſeine Unwahrheit verſchwiegen bleibt, welches mit dadurch bewirkt

werden

werden könnte, wenn der, der die Wahrheit ans Licht brächte, und den Falſchredenden des Verbrechens der Unwahrheit überführte, eine Belohnung erhielte, auch keine Verjährung bey dieſem Verbrechen Statt fände; und beſtrafe eine gerichtliche Unwahrheit mit dem vierfachen Erſatz des Schadens, der daraus erwachſen iſt, mit einer Leibesſtrafe, mit dem Verluſt der Ehre, ſo daß der Falſchredende von Handwerkern ausgeſchloſſen würde, oder in eine Art des Kirchenbannes fiele; ſo wird die Wahrheit weit leichter und öfterer an den Tag kommen, als durch den Eid. — Der Nachtheil der der Vernunft und Religion dadurch erwächſet, wieget den Vortheil weit auf, der dadurch erhalten wird. Die häufigen Gelegenheiten, die Recenſ. hat, Eidſchwüren beywohnen zu müſſen, überzeugen ihn immer mehr davon, daß dadurch nichts als der unchriſtliche Troſt gewonnen wird, daß ſich der Gegentheil zum Teufel geſchworen hat. Der Menſch der es für keine Sünde hält, dem andern das Seine durch Verſchweigung der Wahrheit zu rauben, macht ſich auch kein Bedenken daraus falſch zu ſchwören. Dem verſtockten Böſewicht preßt man durch den Eid die Wahrheit nicht aus, und wer nicht aus Grundſätzen rechtſchaffen handelt, der wird ſich durch den Eid nicht feſſeln laſſen ſeinem Verſprechen treu zu bleiben. Davon geben uns die täglichen Treuloſigkeiten, die von verpflichteten Dienern begangen werden, ein trauriges Beyſpiel. — S. 7. erklärt der Verf. den Eid, und ſagt, der Eidſchwur wäre eben ſo viel, als wenn der Schwörende ſpräche: „Zum erſten, ſo ferne ich heute falſch ſchwöre, ſo „bitte ich Gott den Vater, Sohn und heiligen Geiſt, die „hochheilige Dreyfaltigkeit, daß ich ausgeſchloſſen werde aus „der Gemeinſchaft Gottes, und ſein heiliges Wort werde ein „Fluch meines Leibes, Lebens und der Seele. Zum andern, „wenn ich falſch ſchwäre, ſo ſolle Gott der Vater, Sohn und „heilige Geiſt, und die grundloſe Barmherzigkeit meines „Heilandes Jeſu Chriſti mir nimmermehr zu Hülfe und Troſt „kommen, und an meinem letzten Ende, und in der Stunde „da Leib und Seele ſich von einander trennen und ſcheiden ſoll „und muß. Zum dritten, wo ich falſch ſchwöre, ſo bitte ich „dich Gott Vater, Sohn und heiliger Geiſt, daß der köſt„liche Leichnam Jeſu Chriſti, ſein roſinfarbes Blut — ſeine „Angſt und Noth — ſein bitter Leiden und Sterben — „ſeine unſchuldige Marter und ſchmerzlicher Tod — ſeine „Höllen- und Himmelfahrt an mir frechen Sünder ganz und

„gar verlohren werde. Zum vierten, wo ich falſch ſchwöre, „ſo ſolle meine Seele und mein Leib mit einander verlohren „werden, am jüngſten Gericht, da ich meineidiger elender „Menſch vor dem ſo gerechten als ſtrengen Richterſtuhl des „allwiſſenden Gottes ſtehen ſoll und muß. Will auch abge„ſondert ſeyn von aller Gemeinſchaft Gottes, der heiligen En„gel und Auserwählten, will auch auf ewig beraubt ſeyn al„les begierlichen Anſchauens des allerheiligſten Angeſichts des „majeſtätiſchen Gottes und meines lieben Herrn und Heilan„des Jeſu Chriſti!“ Orthodox und alt genug iſt dieſe Erklärung, aber vernünftig und chriſtlich wahrhaftig nicht. Wie kann ein vernünftiger Menſch mit gutem Vorbedacht eine ſträfliche Handlung begehen, und zugleich bitten, daß er dafür gezüchtiget werde, ja was das lächerlichſte iſt, ſich die Strafe ſelbſt diktiren und Gott vorſchreiben, was er thun und laſſen ſoll? — Und wie können Religionslehrer den Menſchen in dem ſchädlichen Wahn laſſen, daß ſeine Rache gegen den Nächſten noch jenſeits des Grabes wirkſam bleibe, und daß er ſich ſchon hier eine Sicherheitsakte darüber ausſtellen laſſen kann, daß ſein Gegner ewig verdammt werde, wenn er die Wahrheit verſchweiget? — Wir müſſen die weitere Zergliederung und Beurtheilung dieſer Erklärung, die eine der gewöhnlichſten iſt, dem Leſer überlaſſen; ſo viel iſt aber gewiß, daß man daraus Reſultate ziehen kann, die unſern aufgeklärten Zeiten keine Ehre bringen. — Bey dieſer Gelegenheit mehr von dem Zwecklosen des Eides zu ſagen, verbietet der Raum. Wir beziehen uns deshalb auf die Schriften die vor einigen Jahren über dieſe Materie erſchienen ſind, wünſchen aber, daß das, was darin geſagt wird, näher beherziget und ausgeführet werde. So lange das nicht geſchiehet, behält freylich eine Sammlung von Eidesformeln und Pflichtsnoteln, beſonders wenn ſie mit den Landesgeſetzen genau übereinſtimmt, immer ihren Nutzen; ſie dienet dazu, dem Mann der mit Geſchäfften überladen iſt, eine Erleichterung zu machen, und dem unerfahrnen Praktiker auszuhelfen. Was der Verf. in der Einleitung ſagt, hätte füglich wegbleiben können. Er forderte nicht zu viel, wenn er vorausſetzte, daß ſeine Leſer ſchon mit allen den darin im Allgemeinen bemerkten rechtlichen Sätzen bekannt ſeyn mußten. Wollte er keine umſtändliche Theorie des Eides vorausſchicken; ſo war die Vorrede genug zu ſeinem Zwecke. An Vollſtändigkeit fehlt es dem Werke nicht, nur iſt der Verf. zu wortreich. Er bin-

det ſich zu genau an den alten Formularſtyl, häuft Synonyma auf Synonyma, und wird dadurch weitläuftig und ſteif. Die oben angeführte Erklärung des Eides diene zum Beyſpiele. Man verlangt keine abgezirkelte Schreibart in einem ſolchen Werke, aber das kann man doch von einem Schriftſteller fordern, daß er rein und richtig ſchreibe. Darin ſündiget aber der Verf. ſehr oft, nur einige Worte zur Probe; S. 75. heißt es: „Da aber ein Knabe ſo ungelärnig und „alſo eines harten Kopfs, daß kein Fleiß noch Arbeit an ihme wollte erſchieſſen, deſſelben Eltern anzeigen, daß er „bey der Schul verdärbe, damit ſie die Eltern ihn zu Handwerkern oder andern richten und helfen mögen u. ſ. w." Sind dergleichen Stellen Abſchriften von alten Verordnungen, ſo hätten ſie von veralteten Ausdrücken und Provinzialiſmen gereiniget werden ſollen; ſind ſie aber des Verf. eigene Arbeit, ſo verdienen ſie um ſo mehr gerügt zu werden. Ein Mann, der in einer Gegend lebt, wo die Regel: ſchreib, wie du ſprichſt, ſo wenig Anwendung findet, muß deſto mißtrauiſcher gegen ſeine Schreibart ſeyn. Er wird oft von der Gewohnheit verführt unrichtig zu reden und zu ſchreiben, und darf ſich gar nicht ſchämen, ſein Werk zuvor von einem Sprachkenner von Fehlern reinigen zu laſſen, ehe er es zum Druck übergiebt.

Ka.

67. **Der vorſichtige Bürger in Stadt- und Handwerksſachen, in gerichtlichen und außergerichtlichen Händeln, von Karl Gottfried Theodor Chladenius, Accis-Inſpektorn, auch zur Schulaufſicht deputirten Rathsherrn zu Großenhayn. Dreßden, 1792. 266 S. in 8. nebſt Regiſter und Inhaltsanzeige. 12 gr.**

Der Zweck des Verf. iſt nach ſeiner in der Vorerinnerung enthaltenen Erklärung, dem Bürger und Handwerker, der bey dem Eintritt in den Bürger- und Handwerksſtand gleichſam in ein neues Leben tritt, lauter neue Verhältniſſe ſieht, und ſich von ſehr vielen Pflichten umſchränkt findet, das vorzüglichſte der bürgerlichen Verfaſſung und Handwerksſachen bekannt zu machen. So gut und löblich dieſer Zweck an ſich

iſt, ſo gut hat ihn auch der Verf. in einer reinen und faßlichen Sprache ausgeführt, vortreffliche Bemerkungen, welche für Polizeywiſſenſchaft wichtig ſind, eingeſtreut, und wir verdenkens ihm gar nicht, daß er dasjenige, was zur Erziehung und früheren Unterricht des Bürgers und Handwerkers gehört, nicht mitgenommen hat, indem dieſes ſeinen Plan allzuſehr erweitert haben würde. Sehr gut und zweckmäßig, auch den Zeiten beſonders angemeſſen iſt die dem erſten Theil vorgeſetzte Einleitung, in welcher nach einer kurzen Geſchichte von Entſtehung der Städte und Handwerker der Urſprung und die Vortheile der Staatsverfaſſung, die Nothwendigkeit ihrer Einrichtungen, beſonders die Verhältniſſe der Obrigkeiten und Bürger ſehr einleuchtend erklärt werden. Nach dieſem handelt der erſte Theil in ſechs Kapiteln: 1) von den Bürgern und Einwohnern einer Stadt, und von Erlangung des Bürgerrechts. 2) Was unter Bürgerrecht verſtanden werde? 3) Was Stadt- und Marktrecht heiße? 4) Von der Bürgerſchaft, deren Viertelsmeiſtern und Syndicis. 5) Von dem Bürgereide und deſſen Wichtigkeit. 6) Von dem geziemenden Betragen eines vorſichtigen Bürgers als eines Stadteinwohners; und hier insbeſondere von gerichtlichen und außergerichtlichen Händeln, von Vorſichtigkeiten bey Kaufen und Verkaufen, bey Miethen und Vermiethen, Pachten und Verpachten, bey Borgen und Leihen, bey Bürgſchaften, bey Vormundſchaften, in Erbſchaftsſachen, in Teſtamentsſachen, Heergeräthsſachen, Geradeſachen, Injurienſachen, bey abzulegenden Zeugniſſen, und von Vorſichtigkeiten, ſich vor Verbrechen und Strafen zu hüten. Der zweyte Theil von Handwerksſachen, in welchem auch Schriften der Rechtsgelehrten angeführt ſind, handelt nach einer zweckmäßigen Einleitung über die Einrichtungen der Handwerker im Allgemeinen in vier Kapiteln: 1) von der Eintheilung der Handwerker und der collegialiſchen Form derſelben; 2) von den Innungsartikeln oder Handwerksgeſetzen; 3) von der Handwerksverfaſſung in Anſehung der Lehrlinge; 4) von ebenderſelben in Anſehung der Geſellen und des Meiſterwerdens, und von verbotenen Handwerksmißbräuchen. Der dritte Theil endlich enthält ein Verzeichniß lateiniſch juriſtiſcher Wörter ins deutſche überſetzt, und zuweilen umſchrieben. Daß der Verf. ſehr viel eigenes aus der churſächſiſchen Verfaſſung und Geſetzen beygebracht hat, ſchränkt zwar die Brauchbarkeit ſeines Werks einiger Maaßen ein; Rec. möchte es aber dem

dem Verf. um ſo weniger zum Vorwurf machen, da er über⸗zeugt iſt, daß dergleichen Volksſchriften, ohne lokal zu ſeyn, nicht leicht von groſſem Nutzen ſeyn, und nicht leicht zweck⸗mäßig eingerichtet werden können; vielmehr wäre zu wün⸗ſchen, daß der Plan des Verf. in mehreren deutſchen Ländern nachgeahmt, und auf die beſondere Geſetze und Verfaſſungen angepaßt würde. Sehr gut werden öfters Misbräuche gerügt, und übel verſtandene Vortheile gezeigt, wie S. 52. 67. u. ſ. w. und beynahe auf allen Seiten gute Verhaltungsregeln ein⸗gemiſcht; beſonders wird vor Unruhe und Unzufriedenheit mit der Obrigkeit und dem Regenten ſehr nachdrücklich ge⸗warnet.

68. Ueber die Vielfachheit der Verwandſchaft und ihre Würkungen, beſonders in Rückſicht auf das Recht der Erbfolge von H. J. Klüpfel. Stutt⸗gardt. 1792. 12 ℛ.

Den Gegenſtand dieſer Abhandlung hat zwar auch Kanzler Koch in einer Zugabe zu ſ. Tr. von der Inteſtaterbfolge bear⸗beitet, allein unſer Verf. hat ſich ein wahres Verdienſt ge⸗macht, daß er ihn noch weiter ausgeführt, beſonders mit vie⸗lem Scharfſinn die vielerley Fälle der vielfachen Verwand⸗ſchaft ſehr genau auseinander geſetzt, und durch Tabellen ſehr gut erläutert hat. Die drey Hauptarten, wie eine vielfache Verwandſchaft entſteht, ſind: 1) wenn ſolche Perſonen ein⸗ander heyrathen, und Kinder erzeugen, welche ſchon Bluts⸗verwandte waren; 2) wenn ſolche Perſonen, welche nicht Blutsverwandte ſind, von welchen aber jede mit einem an⸗dern zweyer Eheleute beſonders verwandt iſt, einander heyra⸗then und Kinder erzeugen, und 3) wenn beyde Fälle mit ein⸗ander vereinigt ſind. Durch die zwote Art wird ein im Göt⸗tinger Taſchenkalender aufs J. 1792. aufgegebenes Räthſel aufgelößt, welches heißt: „Hier ruhen zwo Großmüttere mit „ihren zwo Enkelinnen, zween Ehmänner mit ihren zwo Eh⸗„weibern; zween Väter mit ihren zwo Töchtern, zwo Müt⸗„ter mit ihren zween Söhnen, zwo Jungfern mit ihren zwo „Müttern, zwo Schweſtern mit ihren zween Brüdern, zu⸗„ſammen ſechs Perſonen, alle in erlaubten Graden der Ehe „erzeugt.“

Der Verf. tritt der Kochiſchen Meynung bey, daß Vielfachheit der Verwandſchaft auch vielfaches Recht der Erbſchaft gebe, und beſtärkt ſie mit mehreren Gründen, welche jedoch nicht alle gleich bündig ſind. S. 18. ſind die vielfachen Verwandſchaften der Bourboniſchen Häuſer unter einander, und die des Däniſch und Heſſenkaſſeliſchen Hauſes ſehr ſauber in Kupfer geſtochen. Im letzten § wird noch die Frage berührt, ob auch bey Familienſtiftungen vielfache Verwandſchaft ein vielfaches Recht gebe, und auch bejaht, es müßte denn der Zweck der Stiftung durch den einfachen Genuß derſelben erreicht werden können; die hämiſche Anmerkung des Verf. am Beſchluß des letzten § wäre immer beſſer weggeblieben; dagegen aber hätte auch von Verwandſchaften durch unehliche Verbindungen etwas geſagt, und noch die Frage berührt werden können, ob mehrfach verwandte Perſonen, wenn ſie ſich heyrathen, auch eine mehrfache Diſpenſationstaxe, wo ſie noch eingeführt iſt, bezahlen müſſen?

Alz.

Wilhelm Buchan's, Arztes und Mitglieds des Colleg. der Aerzte zu Edinburg, Hausarzneykunde. Nach der eilften engliſchen und vierten franzöſiſchen Ausgabe überſetzt, und mit Zuſätzen begleitet, von Kurt Sprengel, Prof. zu Halle. Altenburg, in der Richterſchen Buchhandlung. 1792. 64 Seit. Vorrede und Regiſter, 808 Seit. Text in gr. 8. 2 Rh.

In gleichem Verlage erſchien ſchon 1774. die erſte deutſche Ausgabe dieſer ſo vielfältig aufgelegten und überſetzten mediciniſchen Volksſchrift. Es würde alſo ganz überflüßig ſeyn, wenn wir jetzt noch eine ausführliche Anzeige davon geben wollten. Wir bemerken nur, daß man ſeit jener Zeit über Volksmedicin anders denken gelernt — oder es doch wenigſtens laut und nachdrücklich genug erinnert hat, daß eine populäre Medicin keinesweges praktiſch ſeyn, und dem Layen die Anwendung und Ausübung der Kunſt lehren dürfe; und daß durch alle praktiſche Rathſchläge, und beſonders durch Recepte, nichts als elende Halbgelehrte gebildet werden, die

ſtolz

ſtolz auf ihren Receptſchatz, die gröbſte Empirie treiben, und dadurch eine wahre Peſt ihrer Nebenmenſchen werden. Täglich hört man die Klage, daß gute praktiſche Aerzte immer ſeltner werden; die Klage iſt ſehr gerecht, ob es gleich nicht an guten theoretiſchen und praktiſchen Lehranſtalten fehlt, und ob ſich gleich immer ſehr viele Menſchen der Erlernung der Heilkunde ganz widmen. Wird man nun wohl jenen Mangel an guten praktiſchen Aerzten dadurch erſetzen, — ja wird man jemals nur einen erträglichen Arzt hervorgehen ſehen, wenn Leute, ohne Vorkenntniſſe, ohne Benutzung mediciniſcher Lehranſtalten, gleich die Ausübung der Kunſt als Handwerk zu treiben anfangen, ihre meiſte Zeit und Fähigkeit aber einem ganz anderen Fache widmen? — Kein Vernünftiger, der mit dem großen Umfange der Heilkunde bekannt iſt, wird ſo etwas behaupten; und wir würden hier kein Wort weiter über eine Sache, die man neuerlich von ſo vielen Seiten betrachtet hat, verlieren, wenn Hr. Sprengel nicht auf den unglücklichen Einfall gerathen wäre, in der Vorrede zu gegenwärtigem Buche, eine praktiſche medicina popularis mit Gründen zu vertheidigen, die zwar jetzt ſo ziemlich außer Cours gekommen ſind, aber doch für manchen Layen viel Blendendes haben. Er ſagt nämlich: mit der Vernunft ſtreite es unter gewiſſen Umſtänden auf keine Art, daß bey offenbaren Krankheitsurſachen, Leute die etwas heller ſind, als andere, im Stande ſeyn, die nöthige mediciniſche Hülfe zu leiſten; — es kämen nicht ſelten Beyſpiele von ſolchen Kuren vor, die von Weltleuten (ſo nennt Hr. S. alles, was kein Arzt iſt) unternommen, einen weit glücklicheren Erfolg haben, als das methodiſche Verfahren ganzer Fakultäten; — der Zuſtand des mediciniſchen Unterrichtes ſey noch immer ſchlecht, und Unwiſſenheit und Ungeſchicklichkeit das Theil vieler Aerzte; — u. ſ. w. Eine ernſthafte Wiederlegung verdienen ſolche Gründe nicht; und wenn Hr. S. ſeinen Leſern, — er ſcheint beſonders auf die Pfarrer gerechnet zu haben, — um ſeine Sache zu beſchönigen, zuruft: ſie müßten beſondere Fähigkeiten haben, — müßten ſich theoretiſche Kenntniſſe erwerben, — müßten nicht zu früh handeln, u. ſ. w. ſo iſt das alles in den Wind geſagt. Wer ſoll denn die beſonderen Fähigkeiten beſtimmen? Wo ſollen die Herren Pfarrer, und ihres gleichen, die theoretiſchen Kenntniſſe, bey ihrem ſonſtigen Beruf, hernehmen? Wenn kömmt die Zeit zum handeln? — Offenbar hat Hr. S. auch das Gewicht dieſer Einwürfe

 gefühlt,

gefühlt, denn er lenkt zuletzt wieder ein, und kömmt auf den noch unglücklicheren Einfall: die diätetiſchen Regeln ſeines Buches, den Weltleuten, die Kurmethoden aber den Aerzten als ſehr nützlich zu empfehlen. Wehe dem Arzte, der nichts beſſeres hat, als was ihm Buchan geben kann! Selbſt Hr. S. nennt viele Abſchnitte ſeines Originals „ziemlich oberflächlich“ und giebt von ihnen nur einen Auszug, der alſo noch oberflächlicher ſeyn muß. Ein anderesmal ſagt er: „Entweder hätte der Verf dies Kapitel ganz weglaſſen, oder die Gegenſtände doch gründlicher abhandeln ſollen. Ich will lieber nichts hinzufügen, als unvollſtändige Zuſätze machen; und unvollſtändig müſſen ſie nothwendig, nach der ganzen Anlage des Werks werden.“ — Ferner: „Ein jeder ſachkundige Leſer wird an dieſer, ſo wie an vielen andern Stellen, die Unbeſtimmtheit der Vorſchriften ſehr tadelnswerth finden. Ich rede nicht einmal davon, daß auf dieſe Art dies Buch für Weltleute und Unerfahrne völlig unbrauchbar und ſchädlich wird; ſelbſt für angehende Aerzte ſind ſolche Vorſchriften unzweckmäßig und nachtheilig.“ — So urtheilt ſelbſt der Ueberſetzer, von ſeinem Original, das er doch ſo ſehr empfiehlt, und deſſen noch weit größere Fehler und Unvollkommenheiten er verſchweigt. Unſere Leſer werden alſo unſer Urtheil um ſo gerechter finden, wenn wir behaupten, daß ſie an dieſem dicken Buche ihre Zeit und ihr Geld verlieren würden.

Schade iſt es, daß die Sprengelſchen Zuſätze in dieſem unnützen Buche ſtehen! Nur die wenigſten ſind für den Nichtarzt brauchbar; die meiſten ſind für den gelehrten Arzt, und der ſucht ſie hier nicht. Wir müſſen unſern Leſer mit den wichtigſten bekannt machen: daß viele Mütter nicht ſelbſt ſtillen, rechnet Hr. S. zu den Urſachen der großen Sterblichkeit der Kinder. Viele arme Mütter verließen ihre Kinder, um den reichen als Ammen zu dienen, und jene verlaſſene Kinder ſtürben alle (?). Es ſollte daher billig keine Mutter angehalten werden, ein anderes Kind zu ſtillen, bis ſie ihr eignes entweder entwöhnt hat, oder bis daſſelbe geſtorben iſt. Da möchten aber im erſten Falle die Kinder der Reichen meiſtentheils eine ſehr ſchlechte und zu alte Milch bekommen. Das Selbſtſtillen empfiehlt Hr. S. viel zu ſehr, und unter Umſtänden, wo es ſchlechterdings widerrathen werden muß. Welche falſche, gewagte, und höchſt ſchädliche Behauptung iſt

es

es nicht, wenn S. 676. geſagt wird: daß kränkliche und nervenſchwache Weiber, allein durch Selbſtſtillen eine dauerhafte und geſunde Conſtitution erhalten! — Die Behauptung, daß Kinderkrankheiten weder ſo ſchwer zu erkennen, noch ſo übel zu heilen ſind, als die Krankheiten Erwachſener, beweiſt, daß Hr. S. noch keine kranken Kinder geſehen und behandelt hat. — Weitläuftig über die phyſiſche Erziehung der Kinder, gröſtentheils nach Rouſſeau. — Die Krankheiten der Bergleute, hiengen meiſtens von ſchädlichen Luftarten ab, die ſie einſaugen. Nicht alle Weltleute werden errathen, daß hier von Einathmen die Rede iſt. Die entzündbare Luft ſey von der phlogiſtiſchen blos darin unterſchieden, daß ſie bey der Berührung der athmosphäriſchen ſich entzündet. Das wäre ja eine ganz neue, höchſt merkwürdige Entdeckung!! Von der Schädlichkeit der Metalle viel Schiefes und Unrichtiges. — Ueber die Erhaltung der Geſundheit der Soldaten zu Lande und zur See. Neben einigen guten Regeln, auch manches, das Hrn. S. Unkunde mit den hieher gehörigen Gegenſtänden beweiſt. So ſteht S. 696. Man hat an einigen Orten die Gewohnheit, das Bauholz zu Schiffen vorher in Salzlauge zu legen, um es vor dem Verderben zu bewahren: allein die Schiffe, die aus dieſem Holze gebauet ſind, ſind weit ungeſünder als andere. Warum denn ungeſünder? Das Schiff ſchwimmt ja beſtändig in einer Salzlauge. — Ueber die Krankheiten der Gelehrten, einige gute Bemerkungen. — Ueber die Nahrungsmittel ebenfalls, aber auch viel triviales. Daß das Mutterkorn die Kriebelkrankheit hervorbringe, iſt ja gar nicht entſchieden! — Gegen das Begraben in den Kirchen. — Vom Wechſelfieber. Ein eigner Krankheitsſtoff und Nervenſchwäche wären die Urſachen, Unreinigkeiten der erſten Wege gemeiniglich nur Folgen, auflöſende und ausleerende Mittel faſt immer ſchädlich, und China - und Weidenrinde, frühzeitig gebraucht, allen anderen vorzuziehen. Jeder Sachkundige weiß ſchon, wie Aeußerungen dieſer Art zu verſtehen ſind; — aber in einer Hausarzneykunde, ſtehen ſie gar ſehr am unrechten Orte!! Ueberhaupt wollen wir ein für allemal die Weltleute warnen, nicht nach Hrn. S. praktiſchen Rathſchlägen darauf los zu kuriren! — Von den Bruſtentzündungen, wo das, was der Verf. über den Unterſchied von pleuritis und peripneumonia ſagt, den Weltleuten gar unentbehrlich iſt! Man weiß gar nicht, was man von Hrn. S. prakti-

praktiſchen Kenntniſſen denken ſoll, wenn er gegen katarrhaliſch-rheumatiſches Seitenſtechen, ohne den Fall näher zu beſtimmen, geradezu Schwefel, Dulcamara, Polygala, und — Fontanelle (!!) empfiehlt. — Von bösartigen und fauligten Krankheiten. — Vom Frieſel. Hippokrates, Galen, Aetius, Ebnſina, hätten es ſchon beſchrieben, was aber durch Angabe der Beweisſtellen hätte dargethan werden müſſen. Viel Mühe giebt ſich der Verf. zu zeigen, daß das Frieſel kritiſch ſey. Hier wäre wohl eine genaue Unterſcheidung der Fälle nöthig geweſen, denn allgemein iſt jene Behauptung falſch, und leitet auf grobe Irrthümer. — Von den Pocken. Paläologie derſelben, durch die vielen arabiſchen Namen den Weltleuten ſehr intereſſant. Folgende Stelle verdient ganz angeführt zu werden: „Die Pocken ſtecken nach neueren Beobachtungen nicht über die Weite einer halben Elle (!!) an (wer das gemeſſen hat?). Die Ausdünſtung des Pockenkranken insbeſondere kann nicht anders anſtecken, als wenn ſie mit Eiter überladen iſt (eine mit Eiter überladene Ausdünſtung!!) Hoffmann zwar behauptet dies von den feinſten Dünſten: indeſſen können ſich dieſe doch unmöglich ſo in die Kleider hängen, daß ſie viele Meilen weit noch die Anſteckung fortpflanzen ſollten.“ Von Fäulniß des Pockendrüſenſafts, von der uns Hoffmann ſo viel zu ſagen weiß, hält Hr. S. nichts, und das von Rechtswegen. Sonſt enthält dieſer Aufſatz noch einige recht gute praktiſche Regeln. — Einimpfung der Pocken. Geſchichte derſelben. Gründe dafür. Darin ſind wir mit Hrn. S. nicht einverſtanden: daß ſich die Geiſtlichen ſehr berühmt und verdient machten, wenn ſie die Einimpfung ganz allgemein ausüben, und unter dem gemeinen Manne verbreiten. Das wolle der Himmel verhüten, denn ſonſt möchte die Einimpfung am Ende mehr Schaden thun, als die ſich ſelbſt überlaſſenen Pocken! Die Impfung muß ein Geſchäfft des Arztes bleiben, der die Bedingungen ihrer Zuläßigkeit gehörig zu beſtimmen weiß! — Von den Maſern. — Von den Rötheln. — Von dem Scharlachausſchlag. Das beſte Mittel gegen die nachbleibende wäſſerige Geſchwulſt, der Schwefel, iſt nicht angeführt. — Von dem Rothlauf, ganz gut. — Phrenitis. Brechmittel, die hier ſehr unbedingt empfohlen ſind, wollen doch bey jenem Uebel mit mehr Scharfſinn angewandt ſeyn, als man bey Weltleuten vorausſetzen darf. — Von der Bräune. Mit Recht eifert der Verf. gegen den viel

zu allgemeinen Gebrauch reizender Gurgelwaſſer. — Ueber die Wurmmittel. Wenn es S. 777. von dem Ricinusöl heißt: man kann es den kleinſten Kindern Unzenweiſe geben, ſo iſt das, mit dem gelindeſten Ausdrucke, eine große Unvorſichtigkeit! — Ueber die Gelbſucht, ganz gut. — Von der Bruſtwaſſerſucht, und dem Waſſerkopfe, auch von der Sackwaſſerſucht. — Von der Gicht, nach Cullen, von dem Rheumatismus und vom Hüftweh. — Von dem Schlagfluſſe. Einige gute Bemerkungen, aber nur Aerzten verſtändlich. Einen Schlagfluß von zurückgetriebener Krätze, bey dem man die Krätze einimpfen ſoll, kennen wir nicht. — Melancholie, Manie. Bey letzterer ſollen unſtreitig reichliche und wiederholte Aderläſſe nothwendig ſeyn. Wegen der Manie an ſich gewiß nicht! — Lähmung, Fallſucht. Der Baldrian verdiene bey dieſer die erſte Stelle. Als empiriſches Mittel vielleicht, ſonſt kommt alles auf die Urſachen an. — Vergiftungen. Gegen die Arſenikvergiftung verdient eine ſtarke Seiffenauflöſung vor allen anderen Mitteln den Vorzug, wie wir uns erſt neuerlich wieder durch einen Fall überzeugten. Schwefelleber wirkt blos durch ihr Laugenſalz, und der Schwefel iſt gewiß ganz unnütz. — Endlich noch von einigen veneriſchen Zufällen, beſonders vom Tripper, von der Hodengeſchwulſt, und von Bubonen. Buchan ſagt davon ſehr viel ganz irriges, was aber Hr. S. größtentheils ſehr gut berichtigt hat. In den Krebs ſahen wir niemals eine Hodengeſchwulſt ausarten, die veneriſchen Urſprungs war. Hat eine ſolche ſchon lange gedauert, ſo iſt die Einimpfung des Trippers ohne allen Nutzen; nur ganz im Anfange kann ſie heilſam ſeyn. Sehr richtig iſt folgende Bemerkung: „Der Verf. — (Buchan) zeigt eine erſtaunende Blöſſe, wenn er zur Kurmethode des Trippers überhaupt Queckſilbermittel, und zwar den inneren Gebrauch derſelben, vorſchlägt.“ Hr. S. ſpricht hier nach den Erfahrungen unſerer größten und nicht von Selbſtliebe oder Partheygeiſt geblendeten Aerzte; er weiß mit dieſen, daß auch das vortrefflichſte Queckſilbermittel gegen einen bloſſen Tripper nichts ausrichten könne, was auch immer die Quackſalber, und die ihnen gleichen, dagegen ſagen mögen; — kurz er hätte ſich hier nicht beſſer ausdrücken können! — —

Arw.

70. Ja-

70. Fabeln, Erzählungen und Idyllen. Zu Weihnachts- und Geburtstagsgeſchenken für gute Kinder. Berlin, bey Himburg. 168 S. in gr. 12. 9 gr.

Es iſt faſt unbegreiflich, wie ein vernünftiger Menſch mit Ausarbeitung, — wenn das Wort Ausarbeitung hier nicht ſchon zu viel ſagt, — ſolcher Produkte ſeine Zeit verſchwenden, und noch unbegreiflicher, wie er es wagen kann, dergleichen ſchlechte Waare auf öffentlichen Marktplätzen zum Verkauf auszuſtellen. Die Aeltern, welche ſie zu Weihnachts- und Geburtstagsgeſchenken für ihre guten Kinder gebrauchen ſollen, haben ihre guten Kinder gewiß nicht lieb, wenn ſie ihnen, da es ſo viel andere viel lehrreichere und unterhaltendere Schriften für die Jugend giebt, ſolch fades Zeug auftiſchen, welches für Kinder ſchwerlich etwas Anziehendes, als etwa das illuminirte Titelkupfer haben dürfte. Der Verf. verſichert zwar in der Vorrede mit dem Tone der Beſcheidenheit, daß ihn ſeine Beſchäfftigungen ſo etwas in Rückſicht der Kindesnatur orientirt haben; allein auch mit dem ſo etwas hat es noch nicht ſeine völlige Richtigkeit, weil die ganze Schreibart des Büchleins, ſo wie die Einkleidung und Ausführung des Dialogs und der Fabel, ſich durchaus nicht für Kinder paßt. Die trockenen Geſpräche, und zwar größtentheils in matten reimloſen Verſen, und der ſchwülſtige Ton in den ſogenannten Idyllen iſt unnatürlich und widerlich, wenn man bedenkt, daß die redenden und agirenden Perſonen zum Theil kleine Kinder ſind, oder daß dieſe die empfindelnde und langweilige Sprache älterer hier gar nicht verſtehen. Beyſpiele hievon braucht man nicht zu geben, weil man ſonſt das ganze Buch abſchreiben müßte. Uebrigens will Rec. nicht läugnen, daß es der Verf. mit den guten Kindern herzlich gut gemeynt hat; allein man kann bey allem herzlichen Gutmeynen doch eine Sache herzlich ſchlecht machen, und Kindern ſollte man durchaus nichts, als gute Muſter zur Lektüre in die Hände geben. Sprachfehler, Härten und Steifigkeiten im Versbau und in der Proſa hat das Büchlein überdem noch in nicht geringer Menge, und verdient daher um deſto weniger empfohlen zu werden, wenn man nicht den Geſchmack der Kinder verderben will.

Za.

71. Poetiſche Kleinigkeiten von Wilhelm Schröder. Frankfurt, bey Kunze. 1792. 8 B.

Wenn der Kunſtrichter ein Mann von Gewiſſen iſt, (und dies ſollte er doch billig ſeyn) ſo wird er nichts Bedenklicher finden, als einen jugendlichen Autor mit ſeinen erſten noch unvollkommenen Verſuchen in die Welt einzuführen. In dieſem Falle kann ſeine Strenge eben ſo leicht ſchaden, als ſeine Nachſicht. Wie mancher wäre jetzt ein glücklicher Prieſter im Tempel der Muſen, hätten nicht beym erſten Eintritte donnernde Machtſprüche ihn auf immer abgeſchreckt. Ein anderer hingegen ward durch den erſten ſchmeichelnden Beyfall eingeſchläfert, ſo daß er uneingedenk ſeiner Unvollkommenheiten und noch nöthigen Ausbildung, das nicht wurde, was er werden konnte. Um hier immer den ſicherſten Weg zu wählen, müßte er nicht nur die Dichteranlage in ihrem erſten Keime ſchon beurtheilen, und daraus ſchließen können, wie er einſt ſeyn werde, wenn er ſich entwickelt hat, er müßte zugleich auch den Grad der Eitelkeit und Beſcheidenheit beſtimmen können, um zu wiſſen, wie viel beyde vertragen können. Indeſſen iſt, ſo wie in jedem Falle, ſo auch hier, Gelindigkeit ſicherer, als Strenge. Zu Folge dieſer Grundſätze wollen wir dem Verf. dieſer vor uns liegenden Kleinigkeiten zwar nicht abſchrecken, aber ihm doch den wohlgemeynten Wink geben, daß er von ſeinem Ziele weiter noch entfernt ſey, als manche ſeiner Freunde ihm vielleicht einbilden dürften. Es fehlt ihm noch ſehr an dichteriſcher Darſtellung, an Bildern und Empfindungen, an harmoniſcher, leichter, edler, und hin und wieder ſogar korrekter Sprache, kurz, an Stärke der Gedanken und des Ausdrucks. Auch Sylbenmaas und Reim hat er noch nicht genug in ſeiner Gewalt. Beyſpiele hievon anzuführen wäre leicht, aber auch überflüßig. So wie es ſeinen Erzählungen und Liedern an Leben und Gefühl fehlt, ſo fehlt es ſeinen Sinngedichten hin und wieder an dem nöthigen Stachel und Lichte. Indeſſen laſſen doch einige derſelben, wie auch einige Fabeln und andere Gedichte ſich ganz gut leſen, und erwecken die Hoffnung, daß er künftig nach erſtrebter mehrerer Ausbildung, Gedichte liefern werde, welche er nicht nöthig findet, Kleinigkeiten zu nennen, noch auch in einer weitſchweifigen Vorrede mühſam und kleinlich zu entſchuldigen. Zur Probe wollen wir noch ein Paar Zeilen abſchrei-

abſchreiben, und zwar von den ſchlechteſten und von den beſten.

Sagt mir, was hab ich begangen,
Welche Schwänke angefangen,
Daß man mich ſo haßt?
Größer bin ich; das iſt wahr,
Und zu meinem Unglück faſt
Gegenwärtig achtzehn Jahr;
Aber iſt es ein Vergehen
Unwillkührlich Jahre ſehen?

Die Weiber.

Gerechter Zevs! du haſt,
So ſprachen einſt die Weiber,
Uns die Verſchwiegenheit verſagt,
Drum iſt ein Fall noch zu erwägen.
Geſetzt, ein böſes Ungefähr
Beraubte uns der Sprache ganz!
Wie dann! wodurch — — — geht, geht, rief er,
Als lerntet ihr auch ohne das
Nicht mit den Augen plaudern!

Heb.

12. Carl Pilgers Roman ſeines Lebens. Von ihm ſelbſt geſchrieben. Ein Beytrag zur Erziehung und Kultur des Menſchen. Erſter Theil. Berlin, im Verlage der Akadem. Kunſt- und Buchhandlung. 1792. 393 S. in 8. 1 Rℓ.

Wenn der Verf. den bekannten Gedanken: daß wir uns ſowohl am Ende des Lebens, als auch in männlichen Jahren, und bey drückenden Lagen gern unſrer Jugendfreuden erinnern, ausdrücken will; ſo hebt er folgender Geſtalt an: „Wenn die letzten Purpurſtreifen des ſchwindenden Abendroths am Horizont unſers Lebens ſchimmern, und wir den letzten feyerlichen Blick werfen auf unſre zurückgelegte Pilgerbahn: dann ſammeln wir gern noch, wie in einem Brennpunkt die leichten Strahlen auf, die unſre Jugend erhellten, und hängen an der ſüßen Erinnerung hingeſchwundener Lebens-

bensfreuden. Aber auch, wenn unſer Leben in vollem Sommerglanze noch ſich ſpiegelt; wenn je und je ſchweres Gewölk herabhängt über unſerm Haupte, und wir ſchwer tragen an der uns zugetheilten Lebensbürde: dann finden wir Freud' und Beruf, uns heraus zu ſuchen aus jener Wonnezeit der erſten Frühlingsblüthe, ſaugen Stärkung und Troſt aus Bildern durchlebter Vorzeit, und weiden uns an dem milden Zauber dahingeſchwundener Kinderjahre."

Dieſer ſchwülſtige Anfang einer würklichen Lebensgeſchichte ſchien dem Rec. nichts weniger, als eine gute Vorbedeutung von der Schreibart des Verf. zu ſeyn, und er hat ſich beym weitern Durchleſen dieſes Buchs hierin nicht geirrt. Es kommen darin ſo viel ähnliche Stellen, ſo viel einzelne, ſchwärmeriſche Ausdrücke und Tiraden, ſo viel Empfindeleyen, und zweckloſer poetiſcher Wortaufwand vor, daß ein kalter Leſer ſchwerlich das ganze Buch genießbar finden wird, ohnerachtet es zur Warnung und Belehrung für junge Leute und Aeltern vortreffliche, und höchſt lehrreiche Stellen enthält, und der Ton der Erzählung, da wo der Verf nicht ſchwärmt, nicht empfindelt, oft hinreißend und ſchön iſt. Der Verf. hat ſich übrigens mit einer liebenswürdigen Offenheit des Herzens geſchildert, und hat alles zur Erklärung ſeines Charakters, und ſeiner nach und nach angenommenen Denkungsart aufs pünktlichſte zuſammengeſtellt. Vieles hat hier freylich, wie in allen dergleichen Jugendromanen, kein Intereſſe für andere, vieles ſind allgemein bekannte Erfahrungen aus der Seelenlehre, vieles ſteht unnütz und überflüßig da, wie z. B. das matte Gedicht an Anton, vieles iſt übertrieben und ſchwärmeriſch geſagt; allein man wird doch dagegen auch auf der andern Seite durch naive Schilderungen einzelner Lebensſcenen, und durch viele wichtige Beobachtungen, und Beyträge zur feinern Menſchenkenntniß und Philoſophie des Lebens würklich ſchadlos gehalten, ſo wie man überhaupt den jetzigen überall hervorleuchtenden, edeln Charakter des Verf., ſeine warme Liebe für Tugend und Religion, und ſeine reine Achtung für die Würde der Menſchheit, — bey allen Schwächen eines zu gefühlvollen, und zu reitzbaren Herzens, — nicht verkennen kann. Die erſten traurigen Erziehungsperioden ſeines Lebens hat der Verf. trefflich beſchrieben. Alles ſchien damals zuſammen zu kommen, um ſeiner Denkungsart, und ſeinen Empfindungen eine ſchiefe Richtung zu geben. Allein

mancherley zufällige ſonderbare Umſtände, die man im Buche ſelbſt nachleſen muß, eine Menge traurige Selbſterfahrungen, das Studium der Alten, warnende Beyſpiele von andern Schlachtopfern der Verführung, eine frühzeitige Ehrliebe, und mehrere Verhältniſſe hielten den Verf. zurück, daß er bey der groſſen Lebhaftigkeit und Weichheit ſeines Temperaments nie ganz fiel, oder, wenn dies auch einmal der Fall zu ſeyn ſchien, nie ganz gewiſſenlos wurde. Schrecklich iſt das Gemälde ſeiner Jugend-Lehrer und der Schule überhaupt, worin er die erſten Jahre ſeines Lebens hindurch mit zwecklosen Arbeiten gemartert wurde; aber ſchrecklicher als alles die S. 125. enthaltene Nachricht, daß ein Lehrer der Schule zwey ſeiner erwachſenen Alumnen des Abends ſelbſt in ſchändliche Häuſer geführt habe. — In mehrern Stellen kann der Rec. nicht einerley Meynung mit dem Verf. ſeyn. So ſchön die alte Idee von Schutzgeiſtern ſeyn mag, die unſere Kinder in Gefahren beſchützen, und denen der Verf. ſogar ſeinen feyerlichen, dankbaren Reverenz macht; ſo bleibt ſie doch weiter nichts, als ein Spiel der Imagination, das keinen reellen Grund hat, und einer geſunden Philoſophie entgegen iſt. Eben ſo wenig würde Rec. den Rath geben, daß man junge Leute, um ſie von Ausſchweifungen der Liebe zurück zu halten, in Bordelle führen, und dann ihnen in einem Lazareth die Folgen dieſer ſchrecklichen Häuſer und ihrer Laſter zeigen müſſe. Die Imagination würde hier durch tauſend neue reitzende Bilder der Verführung bey jungen Leuten viel zu ſehr in Flammen gerathen, als daß die Gewalt thieriſcher Triebe, und die unwillkührliche Begierde, ſie irgend einmal zu befriedigen, durch den Anblick eines Lazareths würde ganz erſtickt werden können; nicht zu gedenken, daß junge Leute bey ihren Ausſchweifungen nur gar zu leicht glauben, daß ſie den traurigen Folgen derſelben entgehen werden. Es iſt immer am beſten, daß man Kindern die ſchädlichen Würkungen jugendlicher Ausſchweifungen an lebendigen, nachdrücklichen Beyſpielen zeigt, ohne ſie mit dem nackten verführeriſchen Bilde der Wolluſt ſelbſt bekannt zu machen. Sehr gut hat es der Verf. erklärt, warum Mütter von ſchwächlichen Kindern mehr, und von lebhaften und ſtürmiſchen weniger geliebt werden, als Väter. Das Capitel über den Werth jugendlicher Freundſchaft iſt eins der intereſſanteſten, und mancher Leſer wird gewiß im Herzen ſeinen ſtillen Dank dafür dem Verf. abſtatten, ſo wie viele ſich ſelbſt in den Selbſtge-

ſtänd-

kändnissen für die Seelenkunde getroffen finden werden. Die Schilderung seines Aufenthalts am Hofe eines bekannten (königlichen) Prinzen ist äußerst naiv, — und die Maulschelle von Fanchon ein nicht unwichtiger Beytrag zur Seelenkunde des — Weibes. Der zweyten Potiphar hat der Verf. S. 339. eine gerechte Schandsäule gesetzt. Sehr rührend ist die Erzählung: Gefahr und Rettung der Unschuld. Eine schändliche Mutter übergiebt dem Verf. ihre Tochter, als ein Opfer der Unschuld, das er aber nicht annimmt, sondern, zur Ehre seines Herzens, Mutter und Tochter einige Zeit ernährt. Die Vorlesung über Sympathie macht die Eitelkeit zum Grundstoff der Liebe; es ist nicht zu läugnen, daß jene in diese nach psychologischen Gesetzen einen großen Einfluß hat, und gewissermaaßen ihre Form von ihr erhält; aber die Quelle der Liebe selbst scheint doch in noch etwas ganz anderm zu liegen. —

Recens. ist bey der Anzeige dieses Romans etwas weitläuftig gewesen, da er von einem Schriftsteller herrührt, der sich schon durch mehrere schätzbare Geistesprodukte, und durch seine bekannten musikalischen Kenntnisse berühmt gemacht hat. Seinen Namen kann man S. 181. aufsuchen.

Za.

73. Johann Georg Heinrich Feder, Professor der Philosophie zu Göttingen; über das moralische Gefühl. Kopenhagen und Leipzig, bey Faber und Nitschke. 1792. 171 S. in 8. 10 gr.

Giebt es ein moralisches Gefühl? Wiefern hat es der Mensch von Natur? Was sind seine eigentlichen Gründe, und was hat es also für einen Werth in Ansehung der Erkenntniß und Empfehlung der Pflichten? Dies ist der Inhalt dieser ungemein lehrreichen Abhandlung, die schon vor mehreren Jahren in das Deutsche Museum eingerückt, und jetzt aufs neue wieder aus demselben abgedruckt worden ist. Da wir ohne Zweifel voraus setzen dürfen, daß der Inhalt dieser Schrift dem größten Theil unserer Leser schon bekannt seyn werde, so halten wir es zwar für überflüßig, erst noch hintennach einen ausführlichen und zusammenhängenden Auszug aus ihr mitzutheilen, hingegen was uns in derselben noch nicht genau genug bestimmt, oder hinlänglich bewiesen zu seyn scheint, das

können und wollen wir um ſo weniger zurückhalten, da die Fragen, die hier unterſucht werden, nicht nur für ſich ſehr wichtig, ſondern auch ſeit kurzem wieder in eine recht lebhafte Bewegung gekommen ſind. Das Reſultat der ganzen Abhandlung iſt nach der eigenen Darſtellung des Verf. S. 131—136. dieſes: „Das moraliſche Gefühl iſt das allgemeine Grundvermögen, etwas gewahr zu nehmen, und dabey mit „einem Wohlgefallen oder Mißfallen gerührt zu werden, das „ſich auf Verknüpfung mehrerer Eindrücke und Vorſtellungen „gründet, angewandt auf den Begriff des Beſten, oder deſ„ſen was moraliſch — gut und recht iſt, welcher Begriff aber „dadurch nicht erſt als ein einfacher Grundbegriff geſchafft „wird, ſondern als anderswoher gegeben, und aus mehrern „Vorſtellungen zuſammengeſetzt, vorher ſchon zum Grunde „liegt, und alſo auch das Wohlgefallen, das wir mit dem„ſelben verbinden, nicht durch eine beſondere ganz eigenthüm„liche Beſchaffenheit deſſelben, ſondern vielmehr durch Verei„nigung mehrerer Eigenſchaften und Eindrücke erregt, die „theils einzeln, theils auch in einiger Verbindung, dem, was „auch nicht das Beſte, was nicht Tugend iſt, zukommen; „daher denn auch das moraliſche Gefühl das, was Recht und „Unrecht iſt, für ſich und ohne Hülfe der Vernunft auf keine „zuverläßige Art unterſcheiden, und der Begriff oder die Vor„ſtellung deſſen, was in allem Betracht das Beſte iſt, für „ſich und ohne Hülfe anderer Vorſtellungen und Eindrücke „das moraliſche Gefühl nicht hinlänglich begründen kann. „Folglich iſt es in keiner Bedeutung eine ganz einfache auf „einem eigenen Sinn beruhende urſprüngliche Empfindung, „ſondern ein aus mehrern ungleichartigen Eindrücken und „Vorſtellungen zuſammengeſetztes und abgeleitetes Gefühl.“ Es iſt kein Zweifel, daß ſich dieſe Erklärung des ſittlichen Gefühls beym erſten Anblick wenigſtens durch ihre Leichtigkeit ungemein empfiehlt; allein bey einer ſorgfältigern Unterſuchung und Zergliederung derſelben zeigen ſich uns doch Zweifel und Bedenklichkeiten, die wir nicht ganz hier wegzuſchaffen im Stande ſind. Das Wohlgefallen, das wir mit dem, was recht und moraliſch gut iſt, oder mit der Tugend verknüpfen, ſoll nicht auf ihr ſelbſt und allein beruhen, und ihr ganz eigenthümlich und urſprünglich zugehören, ſondern erſt durch Verknüpfung mehrerer anderer Eindrücke und Eigenſchaften entſtehen, die auch dem, was nicht Tugend iſt, zukommen; ja der Begriff der Tugend ſelbſt ſoll kein reiner urſprünglicher

Begriff, ſondern ſelbſt auch aus mehrern Vorſtellungen Trieben und Empfindungen abgeleitet und zuſammengeſetzt ſeyn? Wird dann nicht auf dieſe Art das ſittliche Gefühl in einen leeren Schall, und das moraliſch-gute, das doch frey gewollt, unbedingt und abſolute-gut, und alſo Zweck an ſich ſeyn muß, blos in ein untergeordnetes Mittel zu andern Zwecken, oder gar in eine zwingende Natureinrichtung verwandelt? Wie das Wohlgefallen an der Tugend nicht auf ſie allein und für ſich, ſondern auch noch auf etwas anderes, was für ſich nicht Tugend iſt, ſich gründet und bezieht, ſo reden wir ja, ſobald wir dieſe Einſchränkung hinzuſetzen, umſonſt von einem moraliſchen Gefühl, denn wiefern es auf etwas anderes, als was ſittlich-gut iſt, ſich bezieht, iſt es ganz und gar nicht mehr moraliſch, und wenn das, was moraliſch oder an ſich gut ſeyn ſoll, nur als ein Mittel zu einem andern Zweck es ſeyn kann, ſo reden wir umſonſt von Pflicht und Tugend, denn es hört ja auf, an ſich und alſo moraliſch-gut zu ſeyn, ſobald es nur als Mittel zu etwas anderm gut iſt und ſeyn kann. Scheint es alſo nicht ganz klar in die Augen zu leuchten, daß der Begriff der Tugend nicht etwas vorſtellen oder ausdrücken kann, was den Grund ſeiner Möglichkeit außer ſich ſelber ſuchen muß, und daß das ſittliche Gefühl gleichfalls außer dem, was recht und moraliſch-gut iſt, auf etwas, was dieſes nicht iſt, ſich unmöglich beziehen kann, wenn es noch mit Recht ein ſittliches Gefühl heißen ſoll? Doch wir müſſen uns ſchon noch etwas ausführlicher auf die Prämiſſen des V. einlaſſen, wenn wir unſer Urtheil über das Reſultat derſelben rechtfertigen wollen. Es kommt nämlich bey einer richtigen Erklärung des moraliſchen Gefühls alles auf die zwey Fragen an, „was iſt oder heißt moraliſch-gut, und wie oder wodurch gefällt es? So wie nun unſer Verf. dieſe Fragen beantwortet, ſo fließt freylich das obige Reſultat von ſelbſt daraus; allein wir müſſen geſtehen, daß wir ſie nicht eben ſo, wie er, mit vollkommener Ueberzeugung beantworten können. I. Was iſt recht oder moraliſch gut? Hierüber ſtellt der Verf. in dem 1ſten Abſchn. §. 4. S. 13. u. fg. eine ausführliche Unterſuchung an, und was iſt nun die Summe derſelben? „Gut, „ſagt er, iſt das, was angenehm und nützlich, ſchlechthin gut „alſo, was nützlicher und angenehmer iſt, als alles, was ſo „viele Vortheile, als möglich, für den Handelnden ſelbſt, „und auch für andere bey ſich führt. Hiemit ſtimmt das Ur„theil aller Menſchen überein. Ein jeder erklärt nur das für

„eine Pflicht gegen ſich ſelbſt, was zu ſeinem eigenen Beſten,
„und für Pflicht gegen andere, was zu ihrem Beſten, zur
„allgemeinen Wohlfahrt gehört, gemäß den weſentlichen un-
„veränderlichen Grundtrieben oder phyſiſchen Geſetzen des
„Wollens, nach welchen ſich die freye Handlungen richten,
„und in ihnen die letzten Zwecke der Menſchheit aufs geſchick-
„teſte befördern müſſen, zu welchen Grundtrieben aber die
„Theilnehmung an dem Leiden und Vergnügen anderer eben
„ſowohl, als der Trieb zum eigenen Wohlſeyn gehört. Auch
„die Pflichten gegen Gott beruhen auf ſolchen Geſinnungen
„und Handlungen, die mit den vernünftigſten Begriffen von
„Gott und ſeinem Verhältniß gegen uns übereinſtimmen, und
„alſo das allgemeine Beſte gleichfalls befördern. Alle andere
„Erklärungen deſſen, was recht und moraliſch gut iſt, ſind
„entweder gar nicht hinlänglich, oder ſie führen zuletzt alle
„auf das, was für uns und andere das nützlichſte iſt. Mit-
„hin bleibt, um etwas für recht und moraliſch-gut zu halten,
„und dazu verpflichtet zu ſeyn, nichts anders übrig, als die
„Vorſtellung der Nutzbarkeit einer Sache, die aber freylich
„nicht blos durch die Vortheile, die ſie auf der Stelle und
„nur uns verſchafft, ſondern auch und noch vielmehr durch
„ihre entferntere Folgen, und durch ihren Einfluß auf das
„Wohlſeyn anderer, alſo durch ihre Folgen im Ganzen be-
„ſtimmt werden muß. Mit einem Worte, was uns und an-
„dern nützlich, angenehm und vortheilhaft iſt, das müſſen
„wir begehren, das Gegentheil fliehen; dies ſind weſentliche
„unveränderliche Grundtriebe unſeres Willens, Geſetze unſe-
„rer Natur; die Vernunft muß urtheilen, was mit dieſen phy-
„ſiſchen Geſetzen des Wollens am meiſten übereinkommt, was
„das nützlichſte, angenehmſte und vortheilhafteſte iſt, und
„was nun von uns durch die Vernunft dafür erkannt wird,
„das iſt eben deswegen moraliſch-gut und recht, und Pflicht
„für uns, wir müſſen uns jenen phyſiſchen Geſetzen gemäß
„dazu entſchließen, weil es das iſt, und dafür erkannt wird,
„und indem wir es deswegen wollen und thun, ſo werden un-
„ſere Geſinnungen und Handlungen auf dieſe Art tugendhaft.
„Es entſtehet alſo moraliſche Nothwendigkeit oder Verpflich-
„tung durch die Verknüpfung eines vernünftigen Beweggrun-
„des mit einer Geſinnung oder Handlung, und eine natürli-
„che Pflicht iſt ein Verhalten, wozu man beſtimmt wird durch
„die richtigſte Erkenntniß des Verhältniſſes der Dinge zu un-
„ſern weſentlichen Zwecken, den unabänderlichen Grundtrie-

ben

„ben des Willens; folglich ſind moraliſche Geſetze nichts an-
„ders, als Geſetze des vernünftigen Wollens, die uns die
„bey der Vorausſetzung gehöriger Vorſtellungen aus den phy-
„ſiſch-nothwendigen Geſetzen des Willens entſtehende hypo-
„thetiſche Nothwendigkeit lehren, und Tugend oder Weisheit
„iſt die Fertigkeit oder Geſchicklichkeit die Grundtriebe unſerer
„Natur auf eine übereinſtimmende Art zu befriedigen, und
„ſich und andere aufs beſte und dauerhafteſte zu vergnügen.“
Wir zweifeln nicht, daß wir hier die ganze Theorie unſeres Verf. vollſtändig und unverändert dargelegt haben, und nun wollen wir auch mit beſcheidener Freymüthigkeit ſagen, was uns daran bedenklich zu ſeyn ſcheint. Es iſt doch wohl keinem Zweifel unterworfen, und unſer Verf. ſelber ſcheint es vorauszuſetzen, daß ohne Freyheit auch keine Moralität, ohne den ſelbſt-thätigen Einfluß der Vernunft auf das Wollen keine Tugend möglich iſt. Unſer Wollen muß durchaus ein freyes vernünftiges Wollen ſeyn, wenn es recht und moraliſch-gut ſeyn ſoll, und unſere Geſinnungen und Handlungen, wenn ſie von uns als Pflichten angeſehen werden ſollen, müſſen durch die Vernunft allein und unmittelbar geboten ſeyn. Auch dieſes wird wohl allgemein anerkannt und zugeſtanden werden, daß das, was moraliſch-gut und recht heißt, ſchlechterdings an ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt, und nicht erſt durch irgend etwas anderes gut ſeyn muß. Nun begreifen wir aber nicht, wie man bey der obigen Theorie des Verf. jemals zu einem Zweck an ſich, zu etwas, das ſchlechterdings an ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt gut wäre, gelangen kann? Es iſt und bleibt ja alles nur gut und angenehm und nützlich für uns und andere, gut durch ſeine Folgen, ſo gut und angenehm, als es nur immer ſeyn kann, alſo das beſte und angenehmſte, aber doch immer nur für uns und andere, das Beſte durch ſeinen Einfluß und durch ſein Verhältniß zu unſerer Natur, oder zu unſern Bedürfniſſen, nicht aber ganz und gar an ſich und ohne alle Rückſicht und Beziehung auf etwas anderes außer ihm. Mithin ſcheint uns der Begriff des moraliſch-guten durch die obige Erklärung völlig aufgehoben zu werden. Eben ſo wenig können wir wahre Freyheit und einen ſelbſtthätigen Einfluß der Vernunft auf das Wollen mehr finden, oder vorausſetzen, wo das Wollen durch die Vorſtellung der Nützlichkeit oder Schädlichkeit, durch die nützliche oder ſchädliche Folgen deſſelben beſtimmt wird. Dies iſt ſchon an ſich klar, denn das heißt ja eben ein freyer Wille, der ſich ſelbſt a priori be-

beſtimmt, der das, was er will, ſchlechterdings von ſelbſt und ungezwungen will; ein Wille aber, der durch die Folgen ſeines Wollens erſt beſtimmt wird, beſtimmt ſich eben deswegen nicht von ſelbſt, er will das, was er will, nicht ungezwungen und durch ſich ſelber. Ueberdies ſind es ja nach dem eigenen Geſtändniß des Verf. phyſiſche Geſetze, weſentliche unveränderliche Grundtriebe der Natur, das was uns und andern durchaus angenehm und nützlich iſt, zu wollen, und das, was ſchädlich iſt, zu fliehen, weil es das iſt; wir können alſo nichts anders, als es wollen oder nicht wollen, ſo bald wir es uns vorſtellen, und die Vernunft hat weiter nichts zu thun, als uns die Gegenſtände zu zeigen, die ſo beſchaffen ſind, daß wir durch eine phyſiſche Nothwendigkeit, durch eine von unſerer Freyheit unabhängige Einrichtung unſerer Natur angetrieben werden, ſie zu begehren oder zu fliehen. Wo bleibt denn nun die Freyheit? Die Vernunft hat ja auf dieſe Art gar keinen ſelbſtthätigen Einfluß auf den Willen, ſie lehrt ihn bloß, was das beſte für uns ſey, und dann wird unſer Wollen unwiderſtehlich und nach unveränderlichen Naturgeſetzen dadurch beſtimmt, und iſt eben deswegen kein freyes ungezwungenes Wollen der Vernunft, mithin auch kein moraliſch-gutes pflichtmäßiges und tugendhaftes Wollen. Nach dieſen in unſern Augen ſo klaren und richtigen Vorſtellungen dünkt es uns offenbar zu ſeyn, daß die obige Erklärung deſſen, was recht und ſittlich-gut iſt, den Begriff deſſelben unvermerkt vernichtet, die Vernunft ihrer Freyheit beraubt, alle moraliſche Nothwendigkeit und Verpflichtung in lauter phyſiſche Nothwendigkeit und Naturzwang verwandelt, und die Tugend, die doch Zweck an ſich ſeyn ſoll, zu einem bloßen Mittel macht, unſere Naturbedürfniſſe aufs klügſte und geſchickteſte zu befriedigen. Wir fürchten nicht, daß uns der Verf. irgend einer ſophiſtiſchen Kunſt oder einer unerlaubten Conſequenzenmacherey beſchuldigen werde; es iſt fürwahr unſere innigſte Ueberzeugung, was wir ihm hier entgegen ſetzen, und wir können nicht anders als ſo urtheilen, ſobald auch nur die mindeſte Beziehung auf Nutzen oder Schaden, auf Vergnügen oder Schmerzen, auf Naturbedürfniſſe oder phyſiſche Geſetze und unabänderliche Grundtriebe und Neigungen des Willens in den Begriff der Tugend, in den Begriff deſſen, was moraliſch-gut und recht iſt, aufgenommen wird. Ohne alle dieſe Rückſichten und Beziehungen muß unſeres Erachtens das, was recht und ſittlich-gut ſeyn ſoll, ganz und gar

a priori

a priori abſolute und an ſich gut ſeyn, und alſo alle nützliche Folgen aus dem Begriff deſſelben ausgeſchloſſen werden. Was moraliſch nothwendig ſeyn und uns verpflichten ſoll, das muß von der Vernunft unmittelbar und allein nicht blos gelehrt, ſondern mit unabhängiger geſetzgeberiſcher Gewalt geboten werden, es kann und darf alſo durch kein Naturbedürfniß, durch kein phyſiſches Geſetz, ſondern muß durch Vernunft allein nothwendig ſeyn, und ſo kann denn überhaupt alles wollen und thun nur alsdann ſittlich-gut und tugendhaft heißen, wenn es ein freyes und rein-vernünftiges Wollen und Thun iſt, dieſes aber iſt es nicht, und kann es nicht ſeyn, wenn es nicht durch Vernunft allein hervorgebracht, ſondern durch etwas anderes außer ihr, was es auch ſeyn mag, bewirkt wird. Wenn wir alſo einem Grundtrieb oder Naturgeſetz gemäß etwas wollen, deswegen, weil es nützlich iſt, ſo wird unſer Wollen, ob uns gleich die Vernunft gelehrt haben mag, daß es in Wahrheit nützlich ſey, doch nicht durch die Vernunft und durch dieſen ihren Unterricht, ſondern durch die Natur beſtimmt, und iſt, wiefern es dadurch beſtimmt wird, kein frey- und rein-vernünftiges, und alſo auch kein ſittlich-gutes, ſondern ein mit Zwang verknüpftes, blos phyſiſch-gutes Wollen, und nur alsdann iſt es das erſtere, wenn wir das, was wir wollen, deswegen und dadurch wollen, daß Vernunft es will, oder weil es ſchlechterdings vernünftig iſt, es zu wollen. Iſt denn aber das, was die Vernunft ſchlechterdings und abſolute will, etwas anders, als was uns und andere wahrhaftig glücklich macht, oder wird ſie wohl irgend etwas abſolute wollen, was uns und andern durchaus ſchädlich ſeyn würde? Nein gewiß nicht, denn da würde ſie ja etwas ganz widerſprechendes und unvernünftiges wollen. Aber die Vernunft als Vernunft will das, was uns und andere glücklich macht, für ſich ſelbſt und ohne allen fremden phyſiſchen Zwang, alſo nicht deswegen und dadurch, daß glücklich ſeyn ein angenehmer erfreulicher Zuſtand iſt, und ſie durch ein Naturgeſetz, durch einen unveränderlichen Grundtrieb genöthigt wäre, das zu wollen, was angenehm und erfreulich iſt, denn da wäre ſie nicht mehr Vernunft, und wollte nicht als Vernunft, ſondern dadurch, daß ſie von ſelbſt es will, daß ſie ſich ſelbſt mit vollkommener Freyheit dieſes Geſetz a priori vorſchreibt. Freylich iſt es zwar etwas ganz vernünftiges, ſich ſelbſt und andere glücklich machen zu wollen; aber es iſt nicht dadurch vernünftig, daß das Wollen ſich auf

 wahre

wahre Glückſeligkeit beſteht, ſondern dadurch, daß Vernunft durch ſich ſelbſt es will und gebietet. Wenn wir daher uns ſelbſt und andere glücklich machen wollen, ſo wollen wir freylich immer etwas der Materie nach, was Vernunft auch will, aber daraus folgt noch nicht, daß wir auch der Form nach wollen, was Vernunft will, daß wir es eben ſo wollen, wie Vernunft es will. Wollen wir es nämlich blos dadurch, daß wir durch ein Naturgeſetz dazu angetrieben werden, ſo iſt unſer Wollen nicht frey, und alſo auch nicht moraliſch-gut, weil es nicht rein-vernünftig iſt; wollen wir es hingegen ohne Zwang und von ſelbſt, nach einem Geſetz, welches wir uns ſelbſt auflegen, dann wollen wir erſt was und wie Vernunft will, und unſer Wollen iſt nun frey und moraliſch-gut, weil es ganz vernünftig iſt. Wir hoffen, unſere Leſer werden uns bey einer ſo äußerſt ſubtilen Materie unſere Ausführlichkeit zu gut halten, und nun den Unterſchied zwiſchen unſerer Vorſtellungsart und der Theorie des Verf. vollkommen deutlich einſehen. Es iſt doch ganz gewiß etwas anders, zu fragen, wodurch wird etwas zur Pflicht, oder was iſt moraliſch-gut und recht und nothwendig, ſeinem Begriff, ſeiner Form nach? und etwas anders zu fragen, was iſt es ſeiner Materie nach, oder woran kann ſich moraliſche Güte und Nothwendigkeit äußern? Fragt man nach dem letztern, oder darnach, was das für Geſinnungen und Handlungen ſeyn müſſen, mit denen moraliſche Güte und Nothwendigkeit ſoll verknüpft werden können, ihrer Materie nach, oder was das eigentlich ſey, was Handlungen und Geſinnungen, die pflichtmäßig ſeyn ſollen, durch ihr pflichtmäßiges Wollen wirklich machen, ſo antwortet man mit Recht ſo, wie unſer Verf. antwortet: allgemeine dauerhafte Wohlfahrt; allein da werden ſie immer ſchon als pflichtmäßig, als moraliſch-gut und nothwendig vorausgeſetzt, folglich iſt dadurch der Begriff des moraliſch-guten, der Pflicht, und ihrer Verbindlichkeit noch nicht erklärt. Man muß alſo nun erſt noch fragen, wodurch ſind oder werden Geſinnungen und Handlungen moraliſch-gut und nothwendig, oder was ſind ſie ihrem eigenthümlichen Begriff, ihrer Form nach? Alsdann aber iſt unſeres Erachtens die vorige Antwort nicht mehr tauglich. Denn wenn gleich Geſinnungen und Handlungen ſo beſchaffen ſind, daß ſie wahre dauerhafte allgemeine Glückſeeligkeit wirklich machen wollen, ſo folgt daraus noch nicht, daß dies ein ganz reines vernünftiges Wollen ſeyn muß, ob es gleich ſeiner Materie nach es

ſeyn

ſeyn könne, indem es ja auch ein mit Zwang verknüpftes, und anderswoher als aus reiner Vernunft entſprungenes Wollen ſeyn kann, und es wirklich iſt, wenn es durch die Vorſtellung der Glückſeeligkeit nach unabänderlichen Naturgeſetzen beſtimmt wird; dennoch aber muß es nicht blos ſeiner Materie, ſondern auch ſeiner Form nach ganz und durchaus vernünftig ſeyn, wenn es moraliſche Güte und Nothwendigkeit bey ſich führen ſolle; folglich wird es nur dadurch moraliſch-gut und pflichtmäßig, wenn es ganz und gar nur aus Vernunft entſprungen iſt, das heißt, wenn wir allgemeine dauerhafte Wohlfahrt oder überhaupt etwas wollen dadurch, daß Vernunft in uns es will, denn nun wollen wir nicht eigentlich jene Glückſeeligkeit mehr, ſondern vielmehr nur das, was vernünftig iſt, dadurch, daß es vernünftig iſt, und ſo iſt erſt unſer Wollen und Thun durch Vernunft allein erzeugt, und ebendeswegen moraliſch-gut und tugendhaft. Wozu nun aber eine ſo feine und ſcharfe Unterſcheidung und Abſonderung der Form und der Materie, die doch nie getrennt in irgend einer wirklichen Erfahrung vorkommen können; ſollte es nicht wohl gar nur eine unnütze und überflüßige Subtilität ſeyn? Wir denken nicht, denn außer dem, daß es zur Genauigkeit und Gründlichkeit im wiſſenſchaftlichen Vortrage gehört, ſo hat es in der That auch im praktiſchen keinen geringen Einfluß. Vielleicht bleibt uns noch einiger Raum übrig, dies letztere noch beſonders zu zeigen, wenn wir erſt noch vorher die zweyte oben angeführte Frage berichtigt haben; hierbey aber werden wir uns viel kürzer faſſen können. II. Wie und wodurch gefällt uns das moraliſch-gute? Hierauf antwortet der Verf. in dem IIIten Abſchn. 1. Abth. §. 1. 2. S. 64. u. fg. wie man aus dem vorhergehenden leicht vermuthen kann, ſo daß er das Wohlgefallen an der Tugend aus mehrern ganz verſchiedenen Eigenſchaften entſtehen läßt, die auch dem, was nicht Tugend iſt, zukommen. Wir haben ſchon geſagt, warum uns dieſes nicht ganz richtig zu ſeyn ſcheint. Wenn von einem ſittlichen Gefühl die Rede iſt, ſo verſteht doch wohl jedermann ein Wohlgefallen, das ſich auf die Tugend nicht etwa nur zufälligerweiſe, nicht etwa nur in der Verbindung, in welcher ſie mit unſerer ſubjektiven Natur ſteht, ſondern das ſich auf dieſelbe nothwendigerweiſe und allein bezieht, und ihr ganz eigen iſt, denn ſonſt kann man nicht ſagen, die Tugend ſey es, die uns gefalle, und das will man doch ohne Zweifel durch ein moraliſches Gefühl ausdrücken. Das, womit die

Luſt

Luſt verknüpft iſt, und worauf ſie ſich als auf ihren Grund bezieht, muß das moraliſche ſelber ſeyn, oder wenn es etwas anders iſt, etwas, das für ſich keine Moralität hat, ſo iſt auch das Wohlgefallen nicht moraliſch. Aber freylich ſo konnte der Verf. nicht urtheilen, weil ihm das moraliſche kein ganz einfacher urſprünglicher Grundbegriff, ſondern ein aus mehrern Vorſtellungen, Empfindungen und Trieben zuſammengeſetzter und abgeleiteter Begriff iſt; daher wird denn nun auch das, was wir noch zu ſagen haben, das bisherige zugleich beſtätigen. „Die Tugend, ſagt unſer Verf., hat außer „dem Vergnügen, das uns ihre Ausübung theils unmittelbar, „theils durch ihre Nutzbarkeit gewährt, 1) auch noch den Reitz „der Wahrheit und Uebereinſtimmung, denn ſie iſt Wahrheit „und Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt und mit den weſentli„chen Geſetzen und Grundtrieben unſerer Natur; Wahrheit „aber und Uebereinſtimmung gefällt an ſich, alſo kann ein „Gegenſtand dadurch reitzend werden, und die Tugend muß „es.“ Wahrheit gefällt an ſich — das wüßten wir nicht zu bejahen; denn in ihrem Begriff finden wir nichts, was eine Luſt nothwendigerweiſe vorausſetzte oder zur Folge hätte; wenn ſie alſo gefällt, ſo gefällt ſie als Mittel zu einem Zweck, durch etwas anders, was ſie ſelber nicht iſt, nicht aber durch ſich ſelbſt. Tugend iſt Uebereinſtimmung mit den weſentlichen Geſetzen und Grundtrieben unſerer Natur — will das ſo viel ſagen, daß durch das Geſetz der Freyheit und Moralität kein Naturgeſetz, kein weſentlicher Grundtrieb ganz und gar vertilgt werde, ſo iſt dies zwar wahr, aber wenn uns nun die Tugend dadurch gefällt, ſo gefällt nicht ſie uns, ſondern die Einrichtung unſerer Natur, die als Natureinrichtung nichts moraliſches iſt; ſoll es aber ſo verſtanden werden, daß das Moralgeſetz eben das gebiete, was die Naturtriebe auch verlangen, dadurch, daß ſie es verlangen, ſo iſt nach unſern Grundſätzen weder das eine noch das andere ganz richtig; denn die Forderungen der Pflicht thun ja öfters den Neigungen Abbruch, und was wir aus Neigung wollen, das können wir, wiefern wir es aus Neigung wollen, nicht mehr mit Freyheit wollen, alſo iſt es auch nicht mehr moraliſch. Uebrigens mag dies alles ſeyn, wie es will, wenigſtens iſt dieſes klar, daß Tugend, als Tugend vorgeſtellt, nicht als Wahrheit und nicht als Uebereinſtimmung mit der Natur betrachtet werden kann; wenn alſo ein moraliſches Gefühl ſtatt findet, wo die Tugend blos als Tugend ins Bewußtſeyn kommen darf, und

anders

anders iſt es kein moraliſches Gefühl, ſo kann ſie in demſelben nicht als Wahrheit und nicht als Uebereinſtimmung gefallen, oder wenn ſie dadurch gefällt, ſo gefällt ſie nicht als Tugend, und alſo gehört auch dieſes Wohlgefallen nicht zum ſittlichen Gefühl. Eben ſo iſts aber auch mit dem Vergnügen, das uns ihre Ausübung überhaupt, und dann beſonders noch ihre Nutzbarkeit verſchafft. Das Vergnügen ſelbſt iſt gewiß und erlaubt, aber ſobald es dem Wohlgefallen an der Tugend zum Grunde gelegt wird, und alſo vor demſelben vorhergeht, ſo wird die Luſt ſchon nicht mehr auf die Tugend ſelber bezogen, mithin iſt auch das Wohlgefallen an ihr nicht mehr moraliſch. 2) „Die Tugend hat ferner den Reitz des großen und erha„benen, denn ſie iſt ſelber groß und erhaben, lauter Kraft „und Vermögen, obgleich nicht alles was groß iſt, Tugend „iſt.“ Allein eben deswegen iſt nun auch dies Wohlgefallen keine Luſt an der Tugend ſelber, und alſo auch kein Beſtandtheil des moraliſchen Gefühls. 3) „Sie vereinigt in ſich „die Reitze der Sympathie, und gefällt uns dadurch auch an „andern, indem wir, wenn wir ſelber tugendhaft ſind, Ue„bereinſtimmung zwiſchen uns und ihnen bemerken, und wenn „wir es nicht eben ſo ſind, uns doch in dieſen Augenblicken „ſelber eben ſo gut und groß und erhaben vorkommen, wie „ſie, und dann auch noch an den nützlichen Folgen ihrer Ge„ſinnungen und Thaten Antheil nehmen.“ Auch dieſe mancherley Vorſtellungen und Empfindungen kann man, wiefern ſie auf Sympathie beruhen, ſchlechterdings nicht als Elemente des moraliſchen Gefühls anſehen, oder wenn ſie zum moraliſchen Gefühl gehören ſollen, ſo können ſie nicht auf Sympathie beruhen. Wenn uns die Tugend an andern gefällt, weil ihr Charakter mit dem unſern übereinſtimmt, ſo iſt entweder blos dieſe Uebereinſtimmung der Grund der Luſt, und alsdann die Tugend ſelber in dieſer Rückſicht gleichgültig, oder wenn die Tugend für ſich der Grund davon iſt, ſo kommt hier die Uebereinſtimmung als Uebereinſtimmung in keine Betrachtung. Eben ſo verhält es ſich auch, wenn uns die Tugend anderer Vergnügen macht, weil wir uns ſelbſt alsdann tugendhaft vorkommen. Dieſes ſetzt ja ſchon ein nothwendiges Wohlgefallen an der Tugend für ſich voraus, und dann iſt es wieder gleichgültig, wo wir ſie finden, an uns oder andern, ſo lang von der mit ihr ſelbſt und unmittelbar verknüpften Luſt die Rede iſt. Folglich iſt es nicht die Sympathie, was ſie erſt gefallend macht, oder wenn ſie es iſt, ſo

iſt es wieder nicht die Tugend, womit wir die Luſt in unſerm Urtheil verknüpfen, und alſo auch das Gefühl einer ſolchen Luſt nicht ſittlich. Wir können alſo in dem Schluß, den der Verf. aus dieſem allein herleitet, mit ihm nicht übereinſtimmen, daß ſich nämlich aus allen dieſen Gründen zuſammengenommen das Wohlgefallen an der moraliſchen Vollkommenheit unſerer ſelbſt und anderer hinlänglich erklären laſſe, ohne ein beſonderes aus dieſen Gründen nicht fließendes Gefühl anzunehmen; vielmehr müſſen wir urtheilen, daß wenn das Wohlgefallen an der Tugend aus dieſen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt iſt und ſeyn muß, es alsdann kein Wohlgefallen an irgend einer moraliſchen Vollkommenheit, und alſo auch kein eigentlich ſittliches Gefühl iſt noch ſeyn kann; ſoll aber dieſes ſtatt finden, ſo muß man gerade das alles, was der Verf. anführt, von demſelben gänzlich abſondern, und nach dieſer Scheidung muß doch noch ein Wohlgefallen übrig bleiben, das dem Geſetz der reinen praktiſchen Vernunft unmittelbar und eigenthümlich zukommt. Daß nun aber dieſes keine müßige Spekulationen, oder übertriebene Subtilitäten ſeyn, das lehren die Folgen, die vorzüglich in Abſicht auf Erziehung und Unterricht daraus fließen. Solche Folgerungen trägt der Verf. noch am Ende ſeiner Abhandlung vor; ſie ſind auch ſeiner Theorie vollkommen gemäß, hingegen nach unſern Vorſtellungen muß öfters das Gegentheil behauptet werden. So heißt es S. 138. 139. „Da eigenes Vergnügen ſtärker auf uns wirkt, als fremdes, und äußere Empfindung ſtärker als Vergnügungen des innern Sinnes; ſo „muß man die Tugend mehr durch ihre Vortheile, die ſie uns „verſchafft, als durch ihre innere Schönheit, (Würde wollten wir lieber ſagen) „empfehlen.“ Allein wir fürchten, daß ſie dadurch vielmehr geſchwächt oder gar zu Grunde gerichtet werde. Man ſorge nur nicht, daß ſie nicht für ſich ſelbſt Kraft genug habe, und fremder Hülfe bedürftig ſey. Eben daran fehlt es, daß wir ſo gern das ſtrenge Gebot der Pflicht in einen Rath der Klugheit verwandeln, den wir lieber hören, weil er unſern Neigungen weniger Gewalt anthut, aber dadurch entwöhnen wir uns immer mehr, die Oberherrſchaft der Vernunft gelten zu laſſen. „Doch müſſen, fährt der Verf. „fort, die andern Gründe auch nicht verſäumt werden, be„ſonders das Gefühl des ſchönen und ſchicklichen, um die „Erfüllung der Pflicht zur Gewohnheit und Fertigkeit zu ma„chen, weil der noch nicht tugendhaft iſt, der in einem jeden

Falle

„Falle erſt durch Vortheile, die er zu erwarten hat, ange„trieben werden muß.“ Ohne Zweifel iſt das Gefühl des Schönen und Schicklichen eine gute Vorbereitung zur moraliſchen Bildung, nur muß man nie vergeſſen, daß auch der noch nicht tugendhaft iſt, der überhaupt noch durch Reitze und Vergnügungen, ſie mögen auch noch ſo fein ſeyn, getrieben werden muß, ſondern nur der, der der Pflicht aus Achtung gegen ſie ſelbſt gehorcht. „Endlich, ſagt der Verf., da das mora„liſche Gefühl von der Religion unabhängige Gründe hat, ſo „kann es dem Atheiſten nicht gänzlich abgeſprochen werden, „hingegen iſt für ihn der Umfang (die Anzahl) der (einzelnen) „Pflichten kleiner, und er muß auch die allerkräftigſten An„triebe entbehren.“ In unſern Augen iſt die Pflicht durch ſich ſelbſt die kräftigſte und einzig-rechtmäßige moraliſche Triebfeder; alle andern ſind der Tugend fremd, und können und dürfen zwar wohl, aber immer mit der größten Vorſicht gebraucht werden. Doch es iſt Zeit, daß wir abbrechen, ſo gerne wir uns auch noch länger mit einem ſo gelehrten und ſcharfſinnigen Schriftſteller unterhalten möchten. Daß ihm unſere Freymüthigkeit mißfallen werde, daran denken wir gar nicht; ein Mann, wie er, freut ſich vielmehr, Unterſuchungen veranlaßt zu haben, die doch vielleicht etwas zur weitern Aufklärung einer ſo dunkeln Materie beytragen mögen.

Ad.

74. Herrn Abt Boßüts — Lehrbegriff der Hydrodynamik, nach Theorie und Erfahrung, vorzüglich für ſolche, welche zur Ausübung dieſer Wiſſenſchaft beſtimmt ſind; aus dem Franzöſiſchen überſetzt, mit Anmerkungen und Zuſätzen, von Karl Chriſtian Langsdorf, Marggräfl. Brandenb. Rath und Salineninſpektor zu Gerabronn, — Erſter Band. 637 S. in 8. nebſt 12 Kupfertaf. Frankfurt, in der Andräiſchen Buchhandlung. 1792. 2 Rh. 8 gr.

Dieſer Band enthält die Theorie der Hydroſtatik und Hydraulik. Für die deutſche Bibliothek gehört vornehmlich was

Hr.

Hr. Langsdorf zum Buche beygetragen hat. In der Theorie glaubt er, habe Hr. B. die deutſchen Hydrodynamiker nicht übertroffen, ſogar fehlt ihm manches den Deutſchen eigne, das Hr. L. in Anmerkungen beygebracht hat. B. groſſes Verdienſt beſtehe in ausführlicher Vergleichung der Theorie mit der Erfahrung, mit allen Talenten, eines Denkers, Geometers, Phyſikers, und Beobachters ausgerüſtet, und von Gelehrten und Großen unterſtützt, unternahm er, in dieſem Theile der Mathematik, Geſetzen der Natur nachzuſpüren, nicht, ihr welche vorzuſchreiben, nicht hypothetiſche, ſondern wirkliche Hydrodynamik zu lehren, ſich ſelbſt in Abſicht auf ſeine ältere Hydrodynamik zu übertreffen, die gegenwärtige erſchien 1777. Auch hat vielleicht noch nie eine Wiſſenſchaft ſo plötzliche Fortſchritte gemacht als die Hydrodynamik, bey Erſcheinung gegenwärtigen Lehrbuchs. Schwerlich hätten ſich deutſcher Fleiß, deutſche Denkkraft, deutſcher Beobachtungsgeiſt dieſe Ehre rauben laſſen, wenn die die ſie unterſtützen könnten, in Deutſchland mehr Gefühl für Wiſſenſchaften, und für die wahre Ehre hätten, die ihnen mehr als dem unter ihrem Schutz arbeitenden gelehrten Tagelöhner zuſließen müßte, und wenn Unterſtützung zu Beförderung nützlicher Kenntniſſe, außer Fällen wo ſie keinen Dank verdient, wo man nur ſein eignes unmittelbares Intereſſe zum Ziel hat, nicht ſo ſelten wäre (Wenn der Große und Reiche, von Mathematik und wahrer Naturkenntniß, gar keine Begriffe hat, ſo kann man ihn doch wirklich nicht tadeln, daß er nicht unterſtützt, wovon ihm der Nutzen nicht kann begreiflich gemacht werden. Die tiefe Ignoranz in ſolchen Dingen, iſt ſchuld daran, daß für den Gelehrten, der ſich mit ihnen beſchäfftiget, keine Belohnung iſt als etwa eine Profeſſorſtelle, wo er ſeine Kenntniſſe Leuten anbieten ſoll, die ſie nicht mögen, weil ſie wohl wiſſen, daß ſie ohne dieſelbe, durch Familien-Connexionen und andre Wege ſpem pulcherrimam haben, poſſe Rempublicam in partibus eius ipſis credendis gubernari. Prooem. Inſt. §. 7. Solche Gubernatoren verſtehn alsdann freylich nicht, wozu ſie die Gelehrten in ihrem Lande brauchen können. In Frankreich ward ſonſt bey Unternehmungen die mathematiſche, chemiſche u. dgl. Kenntniſſe erfordert, die Akademie der Wiſſenſchaften befragt, auch zu Verſuchen, wie z. E. vor einigen Jahren über den Widerſtand, der Aufwand bewilligt. Der Gelehrte, wenn er blos als Lehrer beſoldet wird, hat weder Zeit noch

Vermögen, Verſuche anders als etwa im Kleinen anzuſtellen, und darin haben doch gewiß bisher die Gelehrten ſo viel geleiſtet als kann gefodert werden. Eigentlich aber müßten beym Maſchinenweſen, Waſſerbau, öffentlichen Gebäuden, u. a. dgl. Geſchäfften, Leute angeſtellt werden; die gründliche und vollſtändige Theorie gelernt haben, alſo die Erfahrungen die ihnen vorkommen, auch bey den ſchon vorhandenen Einrichtungen, ohne neuen Aufwand, zu beurtheilen und zu brauchen, alsdann Verbeſſerungen anzugeben wiſſen. Solche Leute zu prüfen und vorzuſchlagen, müßte der Lehrer Pflicht ſeyn, wo ſie aber auch nach Connexionen angeſetzt werden, können auf der Univerſität eines Landes berühmte Lehrer ſeyn, von denen das Land wenig Nutzen, ohne ihre Schuld hat.) Hr. Langsdorf erzählt in ſeiner Vorrede vorläufig den Inhalt des zweyten Bandes, und bringt darüber Erinnerungen bey, weil er ſolche bey der Ueberſetzung nicht angebracht hatte. Z. E. für ſpringende Waſſer, hat B. die Waſſermenge nicht durch Verſuche, nur aus Vorausſetzungen angegeben, die noch Prüfung erfordern, auch auf die Länge der Röhrenleitung vom Behältniſſe bis zur Mündung gar nicht geſehen, und doch muß für einerley Weite der Röhrenleitung, die Mündung, um einerley Höhe des Strahls zu erhalten, deſto enger ſeyn, je länger die Röhrenleitung iſt, nur in den Fällen kann die Länge außer Acht gelaſſen werden, wo das Gußſtück ſo eng iſt, daß die bey vollen Röhren daraus ſpringende Waſſermenge allemal kleiner bleibt, als die Waſſermenge welche die Röhrenleitung abführen würde, wenn man das Gußſtück wegnähme. Auch ſagt B. die ſpringende Waſſermenge bleibe einerley, das Gußſtück, und ſo die Richtung des Strahls möge vertical aufwärts, ſchief, horizontal, oder niederwärts gehen, weil der Druck des Waſſers immer einerley bleibe. Aber bey vertical aufſteigenden Strahlen, werden die folgenden Waſſerſchichten von den vorhergehenden, die mehr Geſchwindigkeit verlohren haben, gehindert, das geſchieht beym horizontalen und niederwärts gehenden nicht.

Gegenwärtiger erſter Band endigt ſich mit der Theorie der Pumpen. Von Hr. L. häufigen Anmerkungen läßt ſich hier nicht wohl was beybringen, weil erſt Text als Veranlaſſung müßte erzählt werden. Auch braucht es keine Proben, wie viel das Original durch einen Ueberſetzer, wie Hr. Langsdorf, gewonnen habe.

Hz.

75. Grundſätze eines deutſchen Landwirthes von dem Ackerbau und der nothwendigen Viehzucht, nebſt deſſen Einrichtung der Koppelwirthſchaft. Berlin, bey Maurer. 1792. 96 S. in 8. nebſt 1 Tabelle. 9 ℛ.

Von einem deutſchen Landwirthe! Warum nicht gerade heraus den Namen zugeſetzt, und das bey einer ſo wichtigen Materie für die jetzige Zeit, wo man bey uns die Meklenburgiſche Koppelwirthſchaft einführen will, ſtatt daß bey Mecklenburgern unſre Kleewirthſchaft und Stallfütterung eingeführt wird? Wohin wird man noch bey Verbeſſerungen gelangen? Auf Irrwege! Unſer Verf. gehört jedoch nicht zu dieſer Zahl, denn er hat eine vernünftige Koppelwirthſchaft mit Nutzen eingeführt. Nur hätte er zur Glaubhaftigkeit der Sache ſich nicht verbergen ſollen. Es iſt doch ſeine Schrift keine Acceſſitpreisſchrift! Alſo nicht einmal die Gegend zu bezeichnen, wo ſolche herrliche Dinge vollführet werden, ſondern nur S. 3. blos vom Magdeburgiſchen Maaße und überhaupt von Berechnung nach Wispeln zu reden, das iſt unrecht! letzten Falls hätte auch die Ruthe nach Fußen, und der Morgen nach Ruthen — weil nicht jeder Leſer das Magdeburgiſche Maaß kennt, und das Buch doch einmal in Buchläden kommt, alſo für mehrere als Magdeburgiſche Leſer beſtimmt worden — eben ſo auch das Wispelmaaß erklärt werden ſollen. Nur für Scribler ziemt ſich in den ſo wichtigen ökonomiſchen Schriften das Verſtecken. Da nun Rec. ſichs zum Geſetz gemacht hat, bey der ſo wichtigen Oekonomie nichts anzupreiſen, wenn man im Finſtern tappen muß — welches bey anonymiſchen Schriftſtellern immer der Fall iſt — ſo kann er auch über dieſe ſonſt ſehr gute Schrift nur kurz ſeyn, nur verſichern, daß alles in dieſer Schrift herrlich ſey, wofern nicht das, was er uns bis S. 57. aus dem Manuſcript eines Beſitzers verſpiegelt, Fiktion iſt; um dieſe Vermuthung zu heben, iſt es Pflicht für unſern deutſchen Landwirth, daß er uns ſeinen Namen, Wohnort und wenn es gefällig iſt, auch ſeine Wirthſchaft zeige, wo ſich das bey ſeinem für 40000 Rthlr. erkauften Guthe aufgewendete Kapital der Meliorationsſchulden von 3178 Rthlr. in einer Zeit von 8 Jahren wieder ſo, ſammt Zinſen bezahlte, daß am Ende noch 750 Rthlr. 19 Gr. Ueberſchuß blieb, da vorher

vorher der Anſchlag nicht herauskam! vorzüglich erwarten wir dann ſeinen ächten Namen und wahren Wohnort bey dem neuen Buche, worinnen er nach S. 96. verſpricht, uns zu ſagen, wie er noch weiter nun auf 1509 Morgen, welche er von dem Kommunrevier erhielt, ein bedeutendes Vorwerk nebſt einigen kleinen Unterthanengütern mit großem Vortheil angelegt habe. Nur dann kann er auf unſere Nachahmung rechnen; außerdem aber alles Tand und ſchriftſtelleriſche Rodomontade bleiben wird. Jedoch bitten wir uns aus, auch noch nachzutragen, was er für Ausgaben an Geſindelohn u. ſ. m. bey ſeinem erſtgenannten ſo auffallend meliorirten Gute zunächſt den 3178 Thalern gehabt habe? Dagegen erlauben wir ihm, das vermehrte Inventarium von Schaafen und Kühen u. ſ. w. das er in Ausgabe gebracht hat, zum größern Erkaufsquantum der 40000 Rthlr. zu ſchlagen.

Bu.

76. Die oberſten Hofkapelläne und Großalmoſengeber in Baiern. 1792. 96 S. in 8. 4 gr.

Welchen Einfluß ſich die Römiſche Curie auf die Regierung geiſtlicher Sachen in Baiern ſeit dem Regierungsantritte des jetzigen Kurfürſten zu verſchaffen wußte, beweiſt unter andern auch die Erneuerung des Oberhofkapellan- und Großalmoſengeberamts in Baiern, das ſeit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts erloſchen war, aber 1789 dem Biſchof des Kurfürſtlichen Ritterordens vom h. Georg, Joſeph Ferdinand, Reichsgrafen von Spaur mit Beyordnung von zwölf Unterkaplänen verliehen wurde. Durch dieſe Würde verlieren der Erzbiſchof von Salzburg und der Biſchof von Freiſingen eben ſo viel an ihrer geiſtlichen Gerichtsbarkeit, als der Papſt, unter welchem dieſer Erzkaplan unmittelbar ſteht, gewinnt. Der Verf. dieſes Schriftchens iſt ſehr für dieſe Anordnung, und deducirt die Rechte dieſes baieriſchen Oberprieſters aus den Rechten, welche die Erzkapelläne der Fränkiſchen Könige ehemals beſaßen. Sie waren nämlich gewöhnlich auch die erſten Hof- und Staatsbeamten, Kanzler, Schatzmeiſter, in geiſtlichen Sachen Oberrichter, wie die Pfalzgrafen in weltlichen, und Großalmoſengeber, welche letztere Würde unter den vier Kronämtern die höchſte war.

 Sie

Sie waren von der biſchöflichen Gewalt eximirt und nur dem Papſte untergeordnet; alle Hofgeiſtliche ſtanden nebſt den Kirchen, Klöſtern und Spitälern, welche man die königlichen nannte, unter ihnen. Mit den von den Karolingern abſtammenden Regenten Baiers giengen die fränkiſchen Geſetze und Ordnungen, folglich auch die Würde und die Rechte eines Erzkaplans, auf dieſes Land über; wenigſtens wurden dieſe Geſchäffte, wo nicht jederzeit von eigentlichen Erzkaplänen, doch immer in Vollmacht dieſer Würde und auf Geheiß der Regenten durch ihre Verordnete, durch Landesbiſchöfe und Aebte, verrichtet. Dieſe Würde zu erneuern, ſagt der Verf., habe der Kurfürſt vermöge des auf dem Lande ruhenden Königsrechts vollkommene Befugniß; auch habe der Papſt, der baieriſchen Vorrechte ſich gänzlich bewußt, hiezu durch eine Bulle ohne Schwierigkeit mitgewürkt. Wie ſollte auch der heilige Vater Schwierigkeiten in einer Sache gemacht haben, die er ohne Zweifel ſelbſt veranlaßt hat, um ſeine Macht in dem ihm ſo günſtigen Terrain immer feſter zu gründen? Der Nutzen dieſes Baieriſchen Hoheprieſterthums, meynt der Verf., ſey augenſcheinlich; denn nun mache der Erzkaplan mit den ihm beygeordneten Räthen und Unterkaplänen eine ordentliche Gerichtsſtelle aus, da man bisher gemeynt habe, der geiſtliche Rath des Kurfürſten könne nur rathen, nicht richten.

Im Anhang wird das Königsrecht der Baieriſchen Regenten erwieſen, ein anderer Anhang enthält den ſchon einzeln gedruckten Plan einer Quadrupelallianz, worin die Vertheilung der Niederlande und die Sekulariſirung aller Erz- und Hochſtiffte, das Erzbiſthum Mainz ausgenommen, projektirt wird. Es ſteht dabey: Münſter 1785.

Das Werkchen iſt ordentlich und mit Gründlichkeit geſchrieben, und hat nicht nur für die deutſchen Erz- und Biſchöfe, ſondern auch für jeden Freund des geiſtlichen Staatsrechts Intereſſe. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß außer Salzburg und Freiſingen, welche hiebey verlieren, auch andere deutſche Biſchöfe und Erzbiſchöfe dieſes Unternehmen mißbilligen, und vielleicht bey Entwerfung einer neuen Wahlkapitulation in Anregung bringen werden, weil ſie bey ähnlichen Schritten anderer katholiſchen Fürſten gleichfalls verlieren müßten, obgleich der Verf. meynt, dieſes ſey in Deutſchland nicht zu beſorgen, da andre Fürſtenhäuſer keine ſolche

Vor-

Vorrechte wie Baiern beſitze. Der Verf. iſt ein eifriger Bairiſcher Patriot.

L.

Diplomatiſche Nachrichten adelicher Familien: herausgegeben von Aug. Wilh. Bernh. von Uechtritz, Churfürſtl. Sächſ. Prem. Lieuten. bey dem löbl. Infant. Regim. von der Heyden. Dritter Theil. Leipzig, in der Beygang. Buchhandlung. 1792. 270 S. in 8. 18 gr.

Der Hr. Verf. hat ſeine Geſchlechtserzählungen in diplomatiſche Nachrichten verwandelt, wozu ihnen nun freylich die nothwendigſten Eigenſchaften fehlen möchten. Einige Urkunden, von nur zwey oder drey Geſchlechtern mitgetheilt, Urkunden, die nur den Adel der neuern Zeit, aber nicht den Urſprung und das Alter der Geſchlechter beſtätigen, machen zur Sache nichts aus. Im Grunde weiß Hr. v. Ue. aber noch nicht, was eigentlich zu ſeinem Berufe gehört, wenn er ſich an die Reihe der diplomatiſchen Genealogiſten anſchließen will. Diplomatiſche Genealogie erfordert eben ſo, wie diplomatiſche Geſchichte, den ſteten Selbſtgebrauch der Urkundenquelle, und ſieht alle andre Dokumente, die Kirchenbücher, Grabmäler und Leichenpredigten, nur als Hülfsmittel zur Berichtigung der kleineren genealogiſchen und chronologiſchen Nebenpunkte an. Der Verf. erhebt ſich aber in dem Gebrauche der Quellen ſelten über die Kirchenbücher hinaus, die dann die Gewähr für alles, nicht allein für die Geburt und den Tod, ſondern auch für die Verehlichungen leiſten müſſen. Als einzige Quelle angeführt bleiben Kirchenbücher für den prüfenden Liebhaber des genealogiſchen Studiums allemal ein unſicherer Gewährsmann. Es iſt gewiß ein ſeltner Fall, daß die Abſtammung eines ganzen Geſchlechts nach allen ſeinen Stämmen durch eine Periode von zwey Jahrhunderten hindurch in dem Kirchenbuche eines einzigen Orts beſcheinigt ſeyn ſollte, da ſo viele einzelne Glieder deſſelben an mehrere Orte zerſtreut werden, und Vermählungen, Geburten und Todesfälle durchaus nicht alle in einer und derſelben Parochie ſich ereignen können. Von den Nachrichten der mehreſten Geſchlechter, deren Genealogien der Verf. hier liefert, iſt das

Kirchenbuch dieſes oder jenes Stammguts als die einzige Quelle angegeben, und dieſes Kirchenbuch muß Verehlichungen und Geburten beſtätigen, die an mehreren und oft weit entfernten Orten geſchehen ſind. Wirklich zum voraus geſetzt, daß es alles ſo aus einer beſondern Vorſorge des Geſchlechts in dem Kirchenbuche verzeichnet wäre, bliebe da das Kirchenbuch Quelle, und könnte es als erſtre Quelle angeſehen werden? Wir machen dem Verf. dieſe Erinnerungen, die ihm vielleicht bey dem erſtern Anblick unbedeutend ſcheinen mögen, es aber bey näherer Ueberlegung nicht ſeyn werden, aus der guten Abſicht, daß er in dem Gebrauche der Kirchenbücher mit mehr Vorſicht und Unterſcheidung verfahren, und nicht alles, was er aus ihnen ſchöpft, gerade zu für diplomatiſch ausgeben möge.

Genealogiſche Geſchlechtsnachrichten können, ſo trocken ſie an ſich zu ſeyn ſcheinen, mit etwas anziehender Behandlung ein reicher Stoff der Unterhaltung werden. Sie enthalten das Aufkommen, das Steigen und das Fallen eines Geſchlechts mit allen Urſachen derſelben in ſich, geben den Maasſtab zur Schätzung der Verdienſte, des höheren und geringeren Werths deſſelben für das Ganze der Menſchheit an die Hand, ſind ſo zu ſagen, wenn man dem Gange eines jeden Geſchlechts nachgeht, die Niederlage aller Adelsſtammen und der Herrſchaft derſelben im höheren und niedern Grade, geben uns in dem kürzeſten aller richtigſten Umfange alle Grundlinien zu dem Begriff, den wir uns von dem eigentlichen Werthe des Adels nach den von demſelben wirklich dargelegten Verdienſten zu machen haben. Alle dieſe Ideen ſcheinen aber dem Verf. außer dem Wege zu liegen. Er iſt damit zufrieden, den Vater, Sohn und Enkel nach dem Kirchenbuche in ihrer Folge dargeſtellt zu haben, ohne dabey um die Form der Darſtellung in Verlegenheit zu ſeyn, aber eben dadurch überaus trocken, und um nichts beſſer, als ſeine älteſten Vorgänger in dieſem Fache auch geweſen ſind.

Zwey Geſchlechtserzählungen nehmen wir indeſſen in dieſem Theile aus, die Geſchlechtserzählung der von Brärein und der von Derſchau, die mit mehr Sorgfalt und Prüfungsgeiſt ausgearbeitet ſind, aber von dem Verf., nach ſeinen bisherigen Arbeiten zu ſchließen, nicht herzurühren ſcheinen. So unbekannt und dunkel bisher der eigentliche Urſprung und Adel der von Derſchau geweſen iſt, ſo iſt dem Publi-

Publikum mit der hier gelieferten Geſchichte dieſes Geſchlechts ein wahrer Dienſt geſchehen. Ohngeachtet es hier nicht deutlich geſagt iſt, ſo erſcheint doch der Adel dieſes Geſchlechts erſt 1602., wo Bernhard Derſchau den Adelsbrief vom Kaiſer Rudolph II. erhielt. Friedrich Wilhelm der Groſze beſtätigte dieſen Adel ſeinem Sohne Rudolph. Das Geſchlecht hat in der Folge mehrere berühmte Männer in der Reihe ſeiner Glieder gehabt, unter welchen aber der bekannte Preuſziſche Staatsminiſter und Generalpoſtmeiſter Friedrich Wilhelm von Derſchau den höchſten Punkt erreichte. Er ſtieg ſtufenweiſe in einem kurzen Zeitraum zu demſelben empor, war erſt Auscultator, darauf Steuerrath bey der Churmärkiſchen Cammer zu Berlin, wurde 1751. als Direktor der Zölle in die Cammer zu Cleve verſetzt, hier zu mehrern Commiſſionen gebraucht, dadurch dem König kennbarer, daher 1764. Geh. Rath und Direktor, und 1765. Präſident der Gelderſch-Meurſiſchen Kriegs- und Domainencammer, 1768. Präſident der Cammer zu Cleve, und 1769. wirklicher Staatsminiſter und Generalpoſtmeiſter zu Berlin. Die von dieſem Geſchlechte gegebene Geſchichte erhält dadurch einen gröſzeren Werth, daſz ihr nicht allein die Adelsdiplome, ſondern auch die Beſchreibung des Wapens beygefügt ſind. Die Geſchlechtsgeſchichte der von Braxein iſt mit mehr Schmeicheley, aber mit derſelben hiſtoriſchen Prüfung abgefaſzt, und allein ſchon wegen der in derſelben gegebenen Biographie des noch lebenden ehemaligen Preuſziſchen Staatsminiſters Fabian Abraham von Braxein, deſſen verſchiedene Schriften ſogar angezeigt ſind, leſenswürdig.

Die Genealogien der übrigen in dieſem Theile behandelten Geſchlechter, der von Brandenſtein, von Burgsdorf, von Carlowitz, von Carlsburg, von Einſiedel, von Felgenhauer, von Hartmann, von der Heyden, Grafen von Hohenthal, von Kieſewetter, von Planitz, Reichbrod von Schrenkendorf, von Salza und Lichtenau, von Schierbrand, von Schönberg, von Seebach, von Seiffertitz, von Witzleben, von Zanthier, von Ziegler und Kliphauſen ſind dem gröſzeſten Theile nach Auszüge aus den Kirchenbüchern und als Fortſetzungen zu Königs Adelshiſtorie anzuſehen. Sie würden auch als dieſe ihren Dank verdienen, wenn Hr. von Ue, die Darſtellung derſelben gefallender und unterhaltender zu machen gewuſzt hätte. Wir können dieſes von ihm fordern, da er nun ſchon

mehrere Jahre hindurch als Schriftſteller aufgetreten, und je der Schriftſteller von Jahr zu Jahr ſich zu beſſern ſchuldig iſt. In kleinen Unrichtigkeiten iſt er auch nicht gewiſſenhaft genug. Hanns Adam Gottlob von Seebach heißt, um nur eins anzugeben, S. Coburgiſcher Cammerherr, und das Haus S. Coburg hat nie einen Cammerherrn in Dienſten gehabt.

Em.

78. Eine vorzügliche gute Lehrart bey dem Privatunterrichte der Kinder empfiehlt ein erfahrner Kinderfreund ſo faßlich und anſchauend als er nur kann. Mit drey ganz neuen Tabellen. Durch großmüthige Unterſtützung einiger auserleſener Kinderfreunde und Schulpatronen. Ulm, in der Wohlerſchen Buchhandlung. 1792. 53 Seiten in 8vo. 4 Kr.

Auf dem andern Blatt ſtehet auch noch folgender Titel:

Oder: Wie könnten in unſerm geliebten Vaterlande gute brauchbare Landſchulmeiſter ohne große Koſten gebildet werden? Für Katholiken und Nichtkatholiken. Ich liebe dich, mein Vaterland! Klopſtock.

Wenn der gute Wille allein im Stande wäre, ein gutes Buch hervorzubringen: ſo würde das gegenwärtige nicht unter die ſchlechteſten gehören, denn der Verf., das ſieht man wohl, meynt es redlich und ehrlich; da aber die im Argen liegende Welt, freylich unbilliger Weiſe, auch Wiſſenſchaften, ja ſogar geſunden Menſchenverſtand fordert, woran es, wie ſogleich erwieſen werden ſoll, dem Verf. ſo gänzlich mangelt, als irgend einem der ſeit Erfindung des Schreibens, Rinden, Blätter, Eſelshäute und Papier beſudelt hat: ſo iſt zu fürchten, ſie möchte dieſe wohlgemeinten Zeilen nicht günſtig aufnehmen, und wo nicht ſich darüber ereifern, doch wenigſtens ſpotten. Ob wir uns nun gleich, leider unwiderruflich, zu ihrem Dienſte als Herold verſchrieben haben: ſo hat ſie uns doch,

doch, aus einem uns anklebenden Mitleiden gegen alle Noth leidende und Schwache, nicht zum Spott oder Unwillen über den guten Autor reitzen können, und wir haben ihr blos verheißen, ihn ſo wie er iſt, vorzuführen, und einem ehrſamen Publikum das Urtheil über ihn anheim zu ſtellen.

Die Materialien zu dieſer kleinen Schrift, ſagt uns die Vorrede, ſtunden größtentheils ſchon lang in des Verf. Kollektaneenbuch; ſie wurden bey guten Veranlaſſungen und günſtiger Muße vermehrt, und es wurde mit der ſchönſten Weile mehrentheils bey, oder nach angenehmen Spatziergängen in den herrlichen Ulmer- und Donaugegenden ein ſchriftlicher Aufſatz daraus. Aus Achtung für das Publikum, demſelben ja nichts Alltägliches, nichts Flüchtiges, nichts Anſtößiges vorzulegen, hat er von der großgünſtigen Erlaubniß zum Verlag und Druck des Manuſcripts nicht ſogleich Gebrauch gemacht, ſondern es wieder hingelegt, manchmal durchgeſehen, daran gefeilt, ganze Stücke, die am unrechten Orte hervorragten, mit einem tüchtigen Hammer weggeſchlagen, und noch mehrere untaugliche Materialien auf die Seite geſchafft, ſo daß in der Werkſtätte einige Stücke dahin, andere dorthin fielen. So überläßt er nun den vorzüglichſten Kunſtrichtern die Entſcheidung, ob auch etwas daraus geworden ſey, wobey man ſich mit Nutzen und Vergnügen verweilen möge. Die Uebungen, die er hier vorſchlage, ſollen nur einzelne Präludia ſeyn, bis einmal das ſchöne Konzert ſelbſt aufgeführt werde. Sein Vorſchlag erfordere keine Koſten, und könnte etwa dem ſehr nahe kommen, was man durch ein Schulmeiſterſeminarium zu erreichen hoffe. Findet dieſes Büchlein Beyfall, und ſchenkt ihm Gott Leben und Geſundheit, auch günſtige Muße, und wird es ihm einmal wieder ſo warm ums Herz, als es ihm bey dieſer Schrift worden iſt: ſo wird er noch einmal ſolche einfache Mittel zum Beſten des Vaterlands mittheilen. „Schrieb's in meinem Pful bey Ulm an einem heitern Sommermorgen 1794. Johann Martin Ludwig, Pfarrer.“

Das ganze Werk iſt in zween Abſchnitte getheilt, wovon der erſte den Vorſchlag ſelbſt, und deſſen Veranlaſſung, Nothwendigkeit und leichte Ausführung enthält. Der Vorſchlag iſt: die Pfarrer ſelbſt ſollen die Schulmeiſtersſöhne zum tüchtigen Schulunterrichte bilden. Veranlaſſung dazu gab ihm die vor einigen Jahren eingeführte Schulverbeſſerung und

ſeine Anmerkſichtung von der bisherigen beynahe allgemeinen Untauglichkeit der Schulmeiſter bey dem beſten Willen. 18 Schullehrer, theils ältere, theils jüngere, hat er kennen gelernt, und ſeine Kollegen in der jedesmaligen Nachbarſchaft in verſchiedenen Gegenden des Ulmergebiets, auf der Alp und in dem Thal, und zweymal an der Ulmiſchen und Wirtembergiſchen Gränze haben ihm auch ihre Erfahrungen mitgetheilt. Das Nachdenken dieſem Mangel abzuhelfen brachte endlich ſeine Gedanken zur Reife, ſo daß es jetzt bey ihm eintraf: wes das Herz voll iſt, des geht der Mund endlich über. „Es kam ihm der Gedanke —, man erſtaune! — ſie müſſen darauf vorbereitet werden, und zwar — beſſer als bisher. Das könnte am beſten durch den Pfarrer geſchehen, der ſich dadurch die langen Winterabende verkürzen könnte. Der Schulbeſuch ſey nicht hinlänglich; nun offenbart er uns, wie er hofft, am rechten Ort und zu rechter Zeit, ſeine Gedanken vom Schulbeſuch. Der Schuldirektor müſſe ſich gerne Eine auch zwo Stunden verweilen, Lehrer und Schüler nach und nach kennen lernen, ſie liebreich unterſtützen und nicht ſtolz auf ſie herabſehen, den Gang des Unterrichts unmerklich dirigiren, und den Zuſtand ſeinen Obern von Zeit zu Zeit getreu referiren. Als Anleitung hiezu dient eine von den drey ganz neuen Tabellen. Dieſen Vorſchlag thut er nicht ſowohl als Pfarrer, als vielmehr als Bürger, jener göttlichen Ermahnung gemäß: Suchet der Stadt Beſtes. Er würde ſeine Schrift als eine Probe ſeines Privatfleißes unter andern ſchriftlichen Aufſätzen haben liegen laſſen, wenn ihn nicht eine 25jährige Uebung im Unterricht von Jünglingen, Kindern und Töchtern in gelehrten und gemeinnützigen Kenntniſſen im Vaterland und im Hannöveriſchen, die 5½ jährige Benutzung einiger der vorzüglichſten Lehranſtalten, und ſeit einem Jahrzehend auch die Erfahrung an 6 eignen Kindern dazu berechtigt hätte. In Ulm habe man auch ſchon einige ſchöne Präludia in dieſer Sache, da außer ihm auch zween andre Pfarrer auf dem Lande die Schulmeiſterſöhne unterrichtet haben, und vielleicht noch mehrere es thun, ohne daß er es wiſſe. Auch der Reichsprälat in Wiblingen laſſe ſich alle Monate den Zuſtand der Schulen des Landes referiren. „Was ich hier unter andern, fährt der dankbare Verf. fort, von dieſem ſo ſchön gelegenen Kloſter gern anführen möchte, wird mir wenigſtens dieſes erlaubt ſeyn: daß ich von jenen geſchickten und fleißigen Benediktinern ſchon 7 Jahre lang mit aller nach-

barli-

barlichen Freundſchaft und Gewogenheit aufgenommen worden ſey. (Theils von dem nah gelegenen Göttingen, theils von hier aus.) Ihm ſeyen an die Seite zu ſetzen, der Prälat in Neresheim, und noch zween Weltprieſter. Ich frage, ſagt der Verf. in einer Anmerkung, nichts darnach, was auch einer und der andere Kloſter- und Katholikenfeind denken oder ſagen mag; vielmehr ſchließ ich mich an unſern verehrungswürdigen Meiners und andere tolerante Reiſebeſchreiber an, denen es auch, wie mir, wohlgefallen hat, wenn ſie auf ihren Reiſen „von ehrwürdigen Vätern“ in Klöſtern gut aufgenommen wurden. Als ein großer Liebhaber der analogiſchen Schlußart denk ich ſo: Steht eine ſolche Aeuſſerung einem Weltweiſen wohl an, wie viel mehr muß ſie einem ſo nah benachbarten Landpfarrer wohl anſtehen? Wie ſehr mußt es mir alſo neuerdings gefallen, da ich erſt dieſer Tagen von dem Herrn Prälaten im Wengenkloſter zu Ulm Nicolaus, und den ſämmtlichen ehrwürdigen Konventualen ſehr geneigt aufgenommen wurde? Sie begiengen gerade den Namenstag ihres Ordensſtifters ſehr feyerlich; zugleich genoß ich — mitten in der Familie des Hrn. Oberamtmann Chriſtmann — eine recht ſelige Stunde.“

Der zweyte Abſchnitt enthält den Hauptſatz, auf welchen er bey ſeinen Präparanden den Unterricht gründete. Den Hauptgedanken drückt er mit folgenden höchſt wichtigen Worten aus: „Ein guter Schulmeiſter ſoll denen Kindern, die ihm von ihren Eltern, und der Obrigkeit, ja von Gott ſelber anvertraut werden, die erſten, die nothwendigſten und nützlichſten Kenntniſſe, vorzüglich auch die Anfangsgründe der chriſtlichen Religion, richtig, deutlich, ſo geduldig als nachdrücklich und angenehm beybringen.“ Daraus zieht er die merkwürdige Folge: daß der Schulmeiſter nicht nur dieſe Kenntniſſe, ſondern auch die Fähigkeit ſie andern beyzubringen beſitzen müſſe. Hat er ſie noch nicht: ſo muß er — ſich dazu vorbereiten laſſen. Nach Angabe der erforderlichen Kenntniſſe, welche in Buchſtabenkenntniß, Zuſammenſetzen und Ausſprechen, Buchſtabieren, Leſen, Schreiben, Rechnen, den Anfangsgründen der Religion und im Zeigen ſchöner Gemälde und Kupferſtiche, Landſchaftsſtücke, perſpektiviſcher Aufriſſe merkwürdiger Städte, (wobey er inſonderheit dem ihm von einer gereiſten Gönnerin zu ſeinem wahren Vergnügen mitgetheilten Grundriß von Karlsruhe, eine

eine der erſten Stellen einräumt,) Portraits oder auch Naturalien, beſtehen, gieng er in Gottes Namen zur Sache, Stück für Stück, und fragte ſeine Präparanden jederzeit: was könnet ihr davon ſelber? wie wollt ihr es Kindern beybringen? Die Buchſtaben ſollen, damit es die lieben Kleinen freue, an einer illuminirten Tafel, von den einfachern zu den zuſammengeſetztern gelehrt, in dem Ausſprechen von dem leichtern zum ſchwerern geſchritten; bey dem Leſen auf die Richtigkeit und auf einen natürlichen Ton geſehen, in dem Religionsunterricht Sailers Religion der Unmündigen zum Muſter genommen, zum Schreiben gemeinnützige Gegenſtände gewählt, und nicht todtſtille Vorſchriften zum Nachſchreiben hingegeben, im Rechnen, um auch nicht todtſtill zu ſeyn, zu den Zahlen Benennungen, als Kreuzer, Gulden, Pfund, Ellen, Tuch, Zucker, Bier, u. dgl. geſetzt, und auf das Selberbeſinnen gedrungen, das Einmal Eins durch Zählen in ſteigenden und abnehmenden Verhältniſſen gelehrt, und die Käufe unmerklich beygebracht werden. Das Reſultat würde, wenn man es überhaupt ſo machte, ſeyn, daß man beſſere Schulmeiſter bekäme.

Dieſem zweyten Abſchnitt ſind angehängt: 1) gute Wünſche. Er wünſcht nämlich den ſtudirenden Jünglingen und guten Müttern ſeiner Vaterſtadt nützliche Winke gegeben zu haben, und daß ſein Buch dem rechten Manne bekannt werden möchte, damit in kleinern Regierungsverfaſſungen durch Befolgung ſeines Vorſchlags der Mangel an Normalſchulen und Schulmeiſterſeminarien erſetzt werden könnte. In einer Anmerkung ruft er gelegenheitlich, da er im Texte fürſtliche Schulpatronen genannt hatte, dem neuen Kaiſer Franz ein Vivat zu. In einer andern Note bittet er devoteſt um Verzeihung, wenn ihm aus Nichterfahrung oder aus menſchlichem Gedächtnißfehler auch nur einer von ſolchen edlen Schulpatronen entgangen ſeyn ſollte; aber ſchon auf der dritten Seite nachher fügt er als einen Nachtrag noch zu rechter Zeit die Anekdote von einer jährlichen in 100 Rthlrn. beſtehenden Stiftung des Herzog Ferdinands von Braunſchweig zu dem Schulmeiſterſeminarium in Meinungen bey. Als er ſie dieſer Tagen zur glücklichen Stunde in der Ulmiſchen Leſegeſellſchaft der beliebten deutſchen Zeitung Nr. 30. las: hätte er ausrufen mögen: *εὕρηκα! εὕρηκα!* wenn nicht die Geſetze der Leſegeſellſchaft geböten, im Leſezimmer recht ſtille zu ſeyn.

Sehr

Sehr natürlich dankt er bey dieſer guten Gelegenheit Hrn. Wecker für dieſe und andere erfreuliche Nachrichten, nicht minder den Stiftern der Leſegeſellſchaft, in der ein lernbegieriger Landpfarrer ohne groſſe Koſten nach Herzensluſt eine gemeinnützige und ſchöne Lektüre anſtellen, und durch Umgang viel Gutes profitiren könne; ſehr natürlich iſt es auch, daß er uns die Zahl der ordentlichen Mitglieder, der Ehrenmitglieder und der Fremden meldet, die dieſe Geſellſchaft ſchon beſucht haben. 2) Eine pädagogiſche Frage: ob es nicht gut wäre, auf dem Ulmiſchen Gymnaſium Vorleſungen über Millers Lehr- und Erziehungskunſt geben zu laſſen? 3) Der ſchon gemeldete Nachtrag. Eine Anekdote aus Meiners Reiſe in die Schweiz veranlaßt eine Apoſtrophe an dieſen ſeinen Lehrer und Gönner, wobey er dem guten Herzen recht Gewalt anthun und nur plötzlich abbrechen muß, „ſonſt, ſetzt er hinzu, würde ich Sie, und Ihre theuerſte Gemalin, auch Ihren Freund Spittler allzulang aufhalten.“ 4) Anhang. Die Schulmeiſter ſollen doch nicht mehr ſingen nO Gott du frommer Gott, nAch Gott gedenke mein u. ſ. w. Gatt mein Herz u. ſ. w. Lab und Preis u. ſ. w. Chriſtus der iſt u. ſ. w. Weg einmal mit den n und a! das o in dem Wort Gott, Lob u. ſ. w. als ein reines o und das i in dem Wort Chriſtus als ein reines i ausgeſprochen! Auch die Trauerlieder müſſen nicht allzulangſam, und die Lob- und Danklieder munter geſungen werden. Sonſt verunehrt man die Liederdichter und Komponiſten noch im Grabe, denen man ihre Bemühung ohnehin nicht mit aller Welt Schätzen vergelten kann; ſonſt ſind es auch keine geiſtlichen lieblichen Lieder. Das wird bewieſen aus der Vorrede zum neuen Wirtembergiſchen Geſangbuch, worauf ihn der Buchdrucker Wagner der ältere nicht nur aufmerkſam machte, ſondern ſie ihm auch zu rechter Zeit mittheilte. 5) Nachbericht; a) eine vorläufige allgemeine Antwort auf die Zweifel und Einwendungen wider ſeinen Vorſchlag. Sie lautet alſo: ubi ad optima emergere non poſſumus, inter meliora ſubſiſtere fas eſt. Damit man aber auch wiſſe, wie er gar zu einer lateiniſchen Sentenz gekommen ſey, ſo berichtet er uns, daß ihn der Verf. der deutſchen Zeitung n. 28. Jahrg. 1792. an dieſes herrliche Motto zur glücklichen Stunde erinnert habe. „Es gilt, fügt er hinzu, ſtatt hundert anderer Antworten. Bin gar ein groſſer Liebhaber einer fruchtbaren Kürze.“ b) Vorläufige Sicherſtellung gegen einige liebloſe übereilte Urtheile, z. B.

er

er habe auf angeſehene Männer Lobſprüche gemacht, den Landſchulmeiſtern was zu nahe geredt, ſich vor ſeinen Amtsbrüdern etwas herausgenommen, und bey der unterthänigſten Dedikation an den Senat nicht die reinſte Abſicht gehabt. Hätte er die Abſicht gehabt, ſich vor andern etwas heraus zu nehmen, ſo würde er dieſes ſchon als Kandidat oder Pfarrvikarius oder Diakonus — denn er habe auch von der Pike auf dienen müſſen — und nicht erſt jetzt gethan haben. Da er ſich vorgenommen, etwa die nächſte Schrift einer geſammten lieben und geehrten Bürgerſchaft zu widmen: ſo ſey ja nichts ſchicklicher, nichts ordentlicher und Ehrfurchtsvoller, als daß er zuerſt und zuförderſt dieſe Schrift Einem Hochedlen Senate widme. 6) Eine lapidariſche Grabſchrift auf den ſeligen Koff.

Sollte unſere Stimme (denn der Herold iſt nun zu Ende) bis zu des Hrn. Paſtors Ohren, und unſere Ermahnung bis an ſein Herz dringen können; ſo würden wir ihm auf das wohlmeinendſte rathen, aus Schonung für ſein Amt ſich nicht mehr durch irgend eine groſſe oder kleine Druckſchrift lächerlich zu machen, und aus Achtung gegen ſein Vaterland und das Publikum ſeine andern ſchriftlichen Aufſätze hinter ſieben Schlöſſer zu verwahren.

L.

79. a) **Der weibliche Jacobiner-Clubb. Ein politiſches Luſtſpiel in Einem Aufzug, von Auguſt von Kotzebue. Leipzig, bey Kummer. 1793. 72 S. in 8. 5 gr.**

Wenn es in Frankreich ſo abgeſchmackte Freyheitsenthuſiaſtinnen giebt, als Hr. v. K. hier ſchildert, ſo ſind ſie ein Gegenſtand der Satyre für Franzöſiſche Dichter. In Deutſchland iſt das weibliche Geſchlecht — dem Himmel ſey Dank — von dieſer Thorheit ganz frey. Unter allen wirklichen und möglichen Dingen iſt wohl nichts, was unſre Weiber und Mädchen weniger intereſſirt, als Politik, und es hat ſo wenig Anſchein, daß Politik ſie, auch nur als Modeſache, lebhaft beſchäfftigen ſollte, daß wir dieſe Poſſe nicht einmal als Palliativmittel zweckmäßig finden können. Daß Hr. v. K. nicht blos die Ausſchweifungen des Freyheitsgeiſtes, ſondern dieſen erha-

erhabenen Grundtrieb der edlern Menſchheit ſelbſt, wiewohl mit ohnmächtigem Beſtreben, lächerlich zu machen ſucht, daß er die vorübergehenden Uebel der Anarchie und Volkswuth, als die einzigen ewigen Folgen der neuen Lage der Dinge in Frankreich darſtellt u. ſ. w. macht der Denkungsart und den Einſichten des Verf. ſo wenig Ehre, als der ängſtlich geſuchte Witz und die ſchaale Intrigue ſein poetiſches Talent von einer vortheilhaften Seite zeigt. Nichts iſt indeß ſo platt und niedrig, daß es von dem Verf. des Bahrdt mit der eiſernen Stirn befremden könnte. Damit die Leſer aber nicht blos auf unſer Wort zu glauben haben, daß der Witz des Hrn. v. K. in dieſer Poſſe von der niedrigſten und elendeſten Gattung iſt, ſo legen wir ihnen ein Paar Proben vor. S. 17.

Mad. Duport. Ich habe einen weiblichen Jacobinerclubb errichtet, unſer Speiſeſaal iſt auf das geſchmackvollſte dazu verziert worden, heute iſt die erſte Verſammlung. Auch du, Julie, ſollſt unter die ehrwürdigen Mitglieder dieſes Clubbs aufgenommen werden; da wollen wir dir bald andere Grundſätze einflößen.

Antoinette. Die Milch der Freyheit.

Duport. Die zu Kopfe ſteigt, wie Brandewein.

Antoinette. Den Kinderbrey der Gleichheit aller Stände —

Duport. Der uns zu ungezog'nen Kindern macht u. ſ. w.

S. 18. Mad. Duport. Wenn der Hr. v. Rozieres ſich an unſerer Thüre zeigt, ſo bin ich nie für ihn zu Hauſe.

La Brie. Ganz wohl.

Duport. Wenn der Marquis von Rozieres ſich meldet, ſo führe ihn zu jeder Zeit und Stunde herein.

La Brie. Ganz wohl.

Mad. Duport. Weiſ' ihn ab.

La Brie. Ab!

Duport. Nimm ihn an.

La Brie. An!

Mad. Duport. Schlag ihm die Thüre vor der Naſe zu.

La Brie. Zu!

Duport. Mach ihm alle Thüren im ganzen Hauſe auf.

La Brie. Auf!

79. b) Der Papagoy, ein Schauſpiel in drey Akten, von Auguſt von Kotzebue. Leipzig. 1792. 128 S. in 8. 8 gr.

Rec. fand ohnlängſt in einem kritiſchen Blatte den Wunſch geäußert, Hr. v. K. möchte das Publikum doch endlich einmal wieder mit einem Meiſterſtücke beſchenken, nachdem er nun ſo viel mittelmäßige Stücke drucken und ſpielen laſſen, die alle tief unter ſeinen erſten dramatiſchen Verſuche ſtünden. Ein Meiſterſtück will viel ſagen, viel, viel mehr als ſelbſt ein Menſchenhaß und Reue: allein man muß billig ſeyn, und von niemand mehr fordern, als er geben kann. Vorzüglich gute, ungleich beſſere, als ſeine neuſten Stücke könnte Hr. v. K. gewiß liefern, wenn er nicht ſo flüchtig arbeitete, mehr Zeit und Mühe auf das Ausbeſſern wendete, und ſich gegen die Urtheile und Zurechtweiſungen competenter Richter nicht ſo muthwillig und zu ſeinem eigenen größten Nachtheil verhärtete. (Man ſehe die Vorrede zum Kinde der Liebe.) Mit dieſem Papagoy hat er wenigſtens nicht den Anfang gemacht, den Wunſch jenes Ungenannten zu befriedigen. Er iſt, wie ſeine meiſten Dramen, ein unwahrſcheinlicher, abentheuerlicher dialogiſirter Roman. Ein alter Kaufmann, der durch Unfälle ſein Vermögen eingebüßt, ſucht bey einem Sohne Hülfe, von dem er hört, daß er in einer deutſchen Handelsſtadt (der Scene der Handlung) auf einem glänzenden Fuße lebe. Dieſer Sohn aber iſt ein Taugenichts, ein Spieler von Profeſſion, der ſich ſelbſt zum Baron creirt hat, und da er die dürftigen Umſtände ſeines Vaters kennt, ihn nicht einmal vor ſich läßt. Ganz von Unterſtützung und Gelde entblößt, befindet ſich der alte Mann in der traurigſten Lage, und hat keine Zuflucht, als die Hütte eines armen aber menſchenfreundlichen Fiſchers am Strande des Meers. Es erhebt ſich ein Sturm, und wirft ein Schiff an das Ufer, wo es ſcheitert. Nur wenige Perſonen werden gerettet; und unter ihnen befindet ſich der zweyte Sohn des alten Kaufmanns, der, von ſeinem Vater verkannt, vor zwölf Jahren nach Amerika gegangen war. Dort hatte er ſich ein anſehnliches Vermögen erworben, das aber nun nebſt dem Schiffe von der See verſchlungen worden. Nichts hat er gerettet, als das Leben, ſeinen treuen Sclaven Kut'n und ſeinen Papagoy. In der Hütte des Fiſchers findet und erkennt er ſeinen Vater.

Dieſen

Dieſen aus der dringendſten Verlegenheit zu reißen, ſoll Martin den Papagey verkaufen. Der Zufall — dieſe Gottheit, die in Hrn. v. K. poetiſcher Welt mit ſo unumſchränkter Gewalt herrſcht — führt ihn zu einer reichen Engländerin, einer jungen Wittwe, die dieſe Stadt auf einige Zeit zu ihrem Aufenthalt gewählt hat. Ein paar bedeutungsvolle Worte, die der Papagey zu plaudern wußte, machen ſie auf den ehemaligen Beſitzer deſſelben aufmerkſam. Sie erfährt von dem Verkäufer das traurige Schickſal ſeines Herrn, wird dadurch veranlaßt, ihn ſelbſt kennen zu lernen, und bringt, wie man nun leicht errathen wird, alles dadurch zu einem fröhlichen Ende, daß ſie dem gutmüthigen Sohne ihre Hand, und ihre Reichthümer anbietet, die, wie man denken kann, nicht ausgeſchlagen werden. So romanhaft alles das angelegt iſt; ſo wenig Kunſt ſich in der Ausführung zeigt, ſo iſt doch auch dieſes Stück nicht ganz leer von ſchönen und rührenden Scenen und Zügen. Wie aber konnte Hr. v. K. ein ſo elendes, verbrauchtes Mittel, Lachen zu erregen, hervorſuchen, als die Taubheit der Kammerfrau ſeiner Engländerin iſt? Hat er ſich ſchon ſo ſehr erſchöpft, daß er zu ſolchen Reſſourcen ſeine Zuflucht nehmen muß?

Ei.

79. q) Stephanie des Jüngern ſämmtliche Singſpiele. Liegnitz, bey Siegert. 1792. 26 Bogen in 8. 22 gr.

Hr. St. giebt hier die Singſpiele in einer Sammlung heraus, die, zur Kränkung des guten Geſchmacks, ſchon bekannt genug ſind. Es ſind, nach italieniſcher Manier, ſinnloſe Farcen, noch obendrein in dem fehlerhafteſten Deutſch geſchrieben, und die Poeſie der Arien die elendeſten Knittelverſe. Nur unter Dittersdorfs und Mozarts Schutze hat man ſie auf allen Theatern geduldet, hat den Inhalt überſehn, und nur auf die ſchöne Muſik geachtet. Welch ein Abſtand zwiſchen ſolchen Sudeleyen und Gotters Singeſpielen! Hr. St. fügt zu dieſer Sammlung eine ſehr übel geſchriebene Vorrede, in welcher die unreifſten theatraliſchen Urtheile vorkommen. Seine Regeln für das Singeſpiel ſind offenbar von den italieniſchen Opere buffe abſtrahirt, wie z. B. die Vorſchrift, wie viel Arien in einem ſolchen Stücke vorkommen, und wo ſie

und wo hingegen vielſtimmige Geſänge ſtehn ſollen. Der Inhalt muß das beſtimmen. Es kömmt ſehr wenig darauf an, ob 24 oder 25 Arien vorkommen; ob ſie ſchnell auf einander folgen, ob das Singeſpiel mit einem concertirenden Stücke anfängt, und der Akt mit einem Finale ſchließt, oder nicht. Die Arien müſſen da ſtehn, wo Affekt, nicht blos Declamation, Dialog, oder Raiſonnement iſt, weil Poeſie und Muſik nie eine kalte Sprache reden können, u. ſ. f. Aber von dergleichen ahndet Hr. St. nichts, wie ſeine Arbeiten den Beweis davon liefern.

Eg.

79. d) Comiſches Theater, von J. F. Jünger, K. K. Hoftheaterdichter. Erſter Band. Leipzig, bey Göſchen. 1792. 19 Bog. in 8. 1 Rh.

In der Vorrede führt Hr. Jünger bittre Klagen über den Verfall des theatraliſchen Geſchmacks durch Einführung der alten Ritter- und Spektakelſtücke — Klagen, die zwar nicht neu, aber darum nicht weniger gegründet ſind! Der hier abgedruckten Luſtſpiele ſind drey: In der Entführung herrſcht, ganz in des Verfaſſers Manier, viel angenehme Verwicklung; aber manche Scenen ſind unendlich lang. Wenn dieſe auch noch ſo gut geſpielt werden, ſo wird doch der Zuſchauer des ewigen Raiſonnirens müde. Die Grundſätze der Perſonen will man durch Handlung entwickelt ſehn; das iſt der Charakter des Schauſpiels; ſonſt iſt es nur ein Colloquium. Das zweyte Stück: Der Ton unſerer Zeiten, iſt die Ueberſetzung der ziemlich unbedeutenden moeurs du tems von Saurin. Das Ehepaar aus der Provinz iſt recht gut gerathen, und dies Bild reiner, unverderbter Sitten und häuslicher Glückſeligkeit, in Gefahr durch ſtädtiſche Corruption geſtöhrt zu werden, iſt intereſſant und lehrreich.

Pk.

79. e) Fünf und zwanzig Lieder beym Clavier vorzüglich für das ſchöne Geſchlecht herausgegeben, und in Muſik geſetzt von P. J. v. Thonus, Churfürſtl. Sächſiſ. Lieutenant. Erſter Theil. Leip-

Leipzig, im Verlag bey Baumgärtner. Ohne Jahrzahl. 34 S. in Querfol. 18 Kr.

Es iſt das Produkt eines bloßen Liebhabers, der viel Geſchmack an Muſik und Poeſie findet. Vier artige Lieder hat er ſelbſt gedichtet. Die componirten Melodien der Lieder ſind auch leicht, und werden dem ſchönen Geſchlechte mehrentheils gefallen. Durchaus richtig ſind die letztern eben nicht, da es dem Verf. an Einſicht in die reine Compoſition gebricht.

79. f) Die Fürſtengruft, aus den Gedichten des Herrn Chriſt. Dan. Fr. Schubart, zum Singen beym Clavier, durchaus in Muſik geſetzt von Johann Brandt, Muſikdirektor. Leipzig. Ohne Jahrzahl. 14 S. in Querfol. 16 Kr.

Der Verf. iſt keiner von denen, welche die Melodie erſt erfinden, hernach einen Trommelbaß, und endlich die Mittelſtimmen darzu ſetzen; ſondern einer von denen, welche Harmonie und Melodie zugleich componiren, und mehrentheils alle Intervalle vermeiden, welche nicht zugleich in der Harmonie liegen. Er kennt alſo die Melodie als ein beſonderes Materiale der Compoſition nur von einer Seite; daher iſt ſein Styl träge, ſteif, voll unnatürlicher Sprünge, und es mangelt ihm alles Geſchmeidige und Fließende. Doch wird er ſeine Anſtauner und Bewunderer finden unter den Liebhabern der Schubartſchen Muſe.

Ein unmuſikaliſches Gedicht zu muſikaliſiren iſt übrigens eben nicht das beſte Zeichen, und verräth Mangel an nöthiger Einſicht in die Singecompoſition.

Ja.

79. g) Entwurf zu einem Geſundheitskatechismus; der, mit dem Religionskatechismus verbunden, für die Kirchen und Schulen der Grafſchaft Schaumburg-Lippe iſt entworfen worden. Bückeburg, bey Althaus, und Leipzig, bey Kummer. 1792. 3 Bog. in 8. 2 Kr.

Dieſes kleine Lehrbuch, — welches mit dem bekannten Liede (wenn wir nicht irren, von Hermes) „Des Leibes warten „und ihn nähren, das iſt o Schöpfer“ u. ſ. w. anfängt; und in gedrängter Kürze und einem faßlichen Ton die allgemeinnützlichen Geſundheitsregeln zum Unterricht für Kinder enthält, — verdient, auch unſrer Ueberzeugung zu folge, den lauten Beyfall, welchen ſchon mehrere aufgeklärte Vorſteher von Armenſchulen ihm dadurch bewieſen haben, daß ſie daſſelbe zu hunderten anſchaffen, ihren Schulkindern erklären und unter ihnen austheilen ließen; wozu denn der äuſſerſt wohlfeile Preis deſſelben noch mehr einladet, indem der Verleger dieſes nützlichen Büchelchens 50 Exemplare für 1 Thaler Conventionsmünze zu liefern ſich erbietet.

Dh.

79. h) Nelkenblätter, von G. F. Rebmann. Leipzig, bey Heinſius und Sohn. 1792. 18 gr.

Wenn ein Mann in eine große Geſellſchaft eintritt, ſo iſt es bisweilen der Fall, daß er anfänglich wenig behagt, vielleicht, weil er aus ängſtlicher Begierde ſogleich zu gefallen, ins Gezierte fällt, oder auch überhaupt noch nicht recht in Gang kommen kann. Im Fortgange der Unterhaltung hingegen fängt er an erſt Aufmerkſamkeit und endlich auch Vergnügen zu erregen. Eben ſo gieng es Rec. mit dem Werk. Nicht nur das Titelblatt (denn wer kann es einem Autor verdenken, ſeinem Kinde einen neuen und auffallenden Namen zu geben? und wer darf verlangen, daß das Auffallende auch jederzeit das Schicklichſte ſey?) ſondern auch die Vorerinnerung erregte kein ſonderliches Vorurtheil von des Verf. Witz und Laune. Selbſt das erſte Stück hob dieſe Bedenklichkeit zwar in etwas, aber wegen der öftern weitſchweifigen Stellen noch nicht ganz. Deſto mehr ward Rec. im Fortgange des Leſens befriediget. Denn nun fand er einen Mann von guter und richtiger Denkungsart, welcher ſeine Gegenſtände unterhaltend und anziehend behandeln kann, und beſonders gute Anlage in Rückſicht auf das dramatiſche Fach zeigt. Einige Provinzialiſmen werden vermuthlich bey mehrerer Ausbildung ſich von ſelbſt verlieren. Der Inhalt dieſer Sammlung iſt halb proſaiſch und halb poetiſch, und beſteht aus nachſtehenden Stücken. 1) Urſprung des Sprüchworts: ein

böſes

böſes Weib iſt ärger, als der Teufel. Ein Schwank nach einem Ammenmärchen. . . 2) Mönchswuth und Weiberrache. 3) Fragmente aus Eduards Reiſejournal. 4) Blint und Sophronia, erſter Geſang. 5) Sickingens Tod, eine Skizze. 6) Vermiſchte Gedichte. Am beſten gefiel Rec. das 2te Stück. Die Fragmente enthalten manche launige Einfälle und Raiſonnements, ob es ihnen gleich gröſstentheils an Neuheit fehlt. Wenn der Verf. das Urtheil der Kritik in ſeiner Vorerinnerung verlangt, über Blint und Sophronia, und beſonders, ob er ſie fortſetzen ſolle, oder nicht, ſo iſt zum wenigſten unſer wohlgemeynter Rath und Bitte für die Fortſetzung deſſelben. Dieſe würde indeſſen nicht wenig gewinnen, wenn in der Folge mehr Präciſion im Erzählen angebracht, und in den Stanzen gleiches Sylbenmaas und gleiche Reime gehalten würden. Am wenigſten haben uns einige der vermiſchten und kleineren Gedichte behagt, weil ſie die Stärke nur in Worten, aber nicht in Gedanken haben, und daher ins Froſtige übergehn. Zum Beweiſe mögen gleich die erſten Strophen des erſten Gedichts dienen.

Hochgeſang der Harmonia geweiht.

Lächle himmliſch mir, Camöne,
Und begeiſtre meinen Gang,
Leihe Paradieſestöne
Meines Hochgeſanges Klang!
Horchet meinem Lied, ihr Wälder!
Leiſer Flöte, Nachtigall!
Im Triumph durch Flur und Felder
Töne es der Wiederhall.

Stille ſchweb ob Thal und Hügel!
Horcht dem hohen Lied entzückt!
Welchem der Vollendung Siegel
Gottes Weihe aufgedrückt.
Hocherhaben unſer Meiſter
Lächelt ſanft im Sternenkranz,
Und es ſchweben gute Geiſter
Unter uns im lichten Glanz.

Göttin, Urquell aller Milde,
Aller Engel Königin,

Jener ſchönen Urgefilde
Edens hohe Schöpferin!
Der im Einklang aller Sterne
Himmelslicht das Daſeyn zollt,
Die in ungemeßner Ferne
Billionen Sonnen rollt.

Heb.

79. i) Briefe über Erlangen. Frankfurt und Leipzig. 1792. 171 S. in 8. 10 Kr.

Bekanntlich ſind vor nicht langer Zeit Briefe über Göttingen erſchienen, deren Verf. dem Vorgeben nach ein Schweizer, aber der Sage nach Hr. Hochheimer iſt, und ſchon tritt hier wieder ein verkappter Schweizer auf, der ſich mit der Hoffnung ſchmeichelt, daß ſeine Briefe kein unwürdiges Gegenſtück zu jenen ſeyn dürften. So wenig wir in Abrede ſind, daß er ſich in ſeiner Hoffnung nicht betrogen habe, ſo wenig ſchmeichelhaft können wir dies für ihn finden. Mit Recht hat man jene Briefe der Oberflächlichkeit, der Unrichtigkeit, ja der ſchändlichſten Mediſance beſchuldigt, indem ſie Dinge enthalten, wodurch der gute Name achtungswerther Männer und ihrer Familien auf die ungerechteſte Weiſe öffentlich gekränkt wird. Sehr leſenswerth iſt das Programm des Hrn. Hofr. Heyne: Iudiciorum de univerſitatibus litterariis recognitio, — worin das Unſtatthafte, Unbillige und Gehäßige ſolcher öffentlicher Urtheile über Univerſitäten und ihre Lehrer auf eine ſehr gegründete Art dargethan wird. Der Verf. dieſer Briefe hat ſich den Fehler der Mediſance weniger zu Schulden kommen laſſen, aber deſto oberflächlicher iſt ein groſſer Theil ſeiner Bemerkungen und Urtheile. Was kann leichter ſeyn, als die Kritik der Profeſſoren? Zeigt es nicht einen hohen Grad von Unüberlegtheit und Eigendünkel an, wenn ein junger Mann, der kaum ein paar Jahre auf einer Univerſität, und zwar des Studirens halber, zugebracht hat, ſich herausnimmt, Männer aus allen Fakultäten zu kritiſiren und ſeine Urtheile öffentlich bekannt zu machen? Und was kann wohl ungerechteres und häßlicheres gedacht werden, als einen Mann, deſſen Verdienſte um die griechiſche und römiſche Litteratur allgemein bekannt und geſchätzt ſind, ſeines äuſſerlichen Anſehens oder Benehmens wegen

gen vor aller Welt lächerlich machen zu wollen? Dieſer einzige Zug verräth ſchon, mit welchem Geiſt der Verf. geſchrieben hat, und zeigt ihn in keinem vortheilhaften Lichte. — Wenn er hingegen über die häuslichen und ökonomiſchen Verhältniſſe und Einrichtungen der Studenten ſpricht, ſo iſt er in ſeiner Sphäre, und was er hier ſagt, wird denjenigen nützlich ſeyn können, welche dieſe Univerſität beziehen wollen. Auch ſtimmen wir ſeinen Erinnerungen gegen die gar zu groſſe Einſchränkung der Studirenden bey. Der Jüngling, der auf der Akademie ſeinen Charakter bilden, und zum Manne werden ſoll, muß ſich durchaus ſelbſt regieren und führen lernen, und nicht überall durch Geſetze geleitet und getrieben werden. Und wenn es vollends wahr wäre, was der Verf. ſagt, daß man nur Bürgerliche nach der Strenge der Geſetze richtete, und Adelichen durch die Finger ſähe, ſo würde die Akademie ſchwerlich je in beſſere Aufnahme kommen, noch zu kommen verdienen. Schon die einzige Geſchichte, die hier angeführt wird, würde ein unaustilgbarer Schandfleck, wo nicht für die Univerſität, doch für den Richter ſeyn, wofern ſie gegründet wäre. Freylich giebt es noch auf den meiſten, wo nicht auf allen Univerſitäten, Lehrer, die ſich durch allzugroße Nachſicht, Partheylichkeit und eine kriechende Höflichkeit, eine gewiſſe Popularität und mit dieſer einen größern Zulauf zu verſchaffen ſuchen, ohnerachtet die Erfahrung lehrt, daß der Ausgang gemeiniglich eben ſo traurig iſt, als der Anfang glücklich zu ſeyn pflegt. — Exempla ſunt odioſa. —

Na.

79. k) Oederiana. Schleswig und Leipzig, bey Bohn. 1792. 263 S. in 8. 16 gr.

Man findet hier folgende kleine Aufſätze des vor Kurzem verſtorbenen berühmten Stiftsamtmann von Oeder geſammelt, und mit Anmerkungen von dem Herausgeber verſehen: 1) Erſte Rüge einer Indringlichkeit, die bekanntlich gegen Hrn. Prof. Fabricius in Kiel verübet war. Die Anmerkungen, deren Ton wir auf keine Weiſe billigen können, ſind ſo unerheblich, daß es nicht der Mühe werth war, die Schrift ſelbſt deshalb abermals abdrucken zu laſſen. 2) Appell an das Däniſche Publikum, wider Hrn. Conferenzrath Fleiſcher. Auch von dieſer Schrift gilt eben das, was wir bey der erſten

bemerkt

bemerkt haben. 3) **Von einer in den Nordlanden zu errichtenden Stadt.** Aus dem neuen Kieliſchen Magazin abgedruckt. Warum der eben daſelbſt gelieferte Zuſatz zu dieſer Abhandlung weggelaſſen iſt, begreifen wir nicht. In den Anmerkungen, womit ſolche hier begleitet iſt, finden wir doch mehr Erhebliches. Es ſind einige gute Bemerkungen über die Vermehrung der Bevölkerung und Handelsfreyheit darin, die benutzt werden könnten. 4) **Bemerkungen über die Gedanken von dem Militairweſen in Dänemark.** Wir glauben nicht, daß dieſer Aufſatz des ſeel. O. je gedruckt worden iſt. Man wird ihn aber auch jetzt, wenn er gleich 1767. geſchrieben iſt, noch mit Vergnügen leſen. Denn O. ſagte auch hier, wie in vielen andern Dingen, damals ſchon Wahrheiten, die man noch 1792. nicht anerkennt, und die doch Wahrheiten ſind und anerkannt werden müſſen, wenn man endlich in Anſehung des Militairweſens in Dänemark in Ordnung kommen will. Es ließe ſich zu dem Guten, was hier geſagt iſt, noch Vieles hinzuſetzen, und auch das iſt ſchon geſchehen. Wir empfehlen zu dem Ende unſern Leſern ſehr, den gegenwärtigen Aufſatz mit der höchſt intereſſanten und mit eben ſo großer Einſicht als Freymüthigkeit geſchriebenen Abhandlung zu vergleichen, welche neulich unter dem Titel: **Patriotiſche Gedanken eines Dänen über ſtehende Heere**, herausgekommen iſt. 5) **Memoire des Preußiſchen Miniſters Grafen von Borck an den jetzigen König von Dänemark**, übergeben 1766. oder 1767. Auch dieſer Aufſatz, den der Herausgeber, als einen Anhang, beyfügt, verdiente allerdings gedruckt zu werden. Zwar enthält er keinesweges unbekannte und erhebliche Bemerkungen über die Verfaſſung des Staats in den damaligen Zeiten; aber er gehört zur Geſchichte der damaligen Hofkabalen und Partheyen.

Ef.

Neue allgemeine deutſche Bibliothek.

Des erſten Bandes zweytes Stück.

Fünftes bis achtes Heft.

Kiel,

verlegts Carl Ernſt Bohn, 1793.

80. Europäiſche Fauna oder Naturgeſchichte der europäiſchen Thiere in angenehmen Geſchichten u. Erzählungen für allerley Leſer vorzüglich für die Jugend, von J. A. E. Göze; erſtem Hofdiakonus und des Collegii Canonicorum Senior bey der Stiftskirche St. Servatii in Quedlinburg. Zweyter Band. Nagende Thiere. Leipzig, in der Weidmanniſchen Buchhandlung. XVI und 382 S. 8. 1 Rthl.

Hr. Göze unterſcheidet ſich von unſern itzt ſo gewöhnlichen Schriftſtellern, die ſich nur für angenehme Unterhaltung der Erwachſenen und für gefallende Belehrung der Jugend zu ſchreiben berufen glauben, gar ſehr. Er weis Unterhaltung mit wirklicher Belehrung ſo gut zu vereinigen, weis fremde von andern Schriftſtellern entlehnte Beobachtungen mit ſeinen eignen mit Unterſuchung und Fleiß gemachten Erfahrungen ſo zu bereichern, daß er immer in ſeinem Fache nach jeder Art der Einkleidung und des Vortrags ein ſolider Schriftſteller bleibt, der nicht blos das Hundertmalgeſagte in einer andern Form wieder ſagt, ſondern eben ſo viele aus dem Reichthum ſeiner ſelbſt geſammelten Schätze ausgeſuchte neue Wahrheiten mitzutheilen ſucht. Eben dieſe ſind die Urſache, warum man ſich ſo gerne bey ſeinen Schriften verweilt, und keine derſelben nur obenhin anzeigen kann, weil ſie allemal neue Data zur Erweiterung der von ihm ſchon ſo glücklich aufgehellten Naturkenntniſſe in ſich enthalten.

Dieſer zweyte Theil ſeiner europäiſchen Fauna iſt ein überzeugender Beweis von unſerm eben ausgeſprochenen Urtheile. Er behandelt die Nagthiere auf eben die Art, wie der erſte Theil die Säugthiere, nach ihren äuſſern und innern Kennzeichen, nach ihrer Lebensart, Nahrung, Fortpflanzung, Verbreitung, nach ihren Feinden, nach ihrem Nutzen und Schaden, nach den von ihnen in die Naturgeſchichte ſich eingeſchlichenen phyſiſchen Vorurtheilen mit ſo vielen neuen von ihm ſelbſt gemachten Bemerkungen, daß das ganze Buch, ohngeachtet es nur für Dilettanten und die Jugend geſchrieben ſeyn ſoll, für jeden Naturforſcher wichtig wird. Wir heben

nur die neueſten und wichtigſten dieſer Bemerkungen aus. In dem Uterus eines jungen noch nicht trächtig geweſenen Meerſchweinchenweibchens fand der Verf. drey verſchiedene kalkartige Steine, die aus ungleichen excentriſchen Schichten beſtanden, und dem Aeuſſern nach, wie ſchöner Gyps, ausſahen; ein nicht beyſpielloſer aber ſeltner Fall. Vorzüglich hat der Verf. die Naturgeſchichte der Mäuſe mit neuen und ſicheren Beobachtungen bereichert. Der Schwanz der ſchwarzen Hausratze, den er nach der genaueſten Zergliederung beſchreibt, iſt nicht ganz kahl, ſondern hat zwiſchen den Schuppen viele kurze ſteife Haare, wie Stacheln, die ſich im Klettern, wobey das Thier den Schwanz immer längs unter dem Bauche hat, ſträuben, und dem Thiere ſehr behülflich ſind, weil ſie eingreifen und halten. Die Schuppen ſind rund und an einem 12 — 13 Zoll langen Ratzenſchwanze zählte Hr. S. 400 — 500 Schuppenringe. Die von Morand entdeckten Blaſen- oder Bezoarſteine fand Herr S. ebenfalls bey einigen Männchen in verſchiedenen Geſtalten. Der Stein iſt aber von andern im Thierreiche erzeugten Steinen darinn unterſchieden, daß die Grundlage ein dünnes viereckigtes Plättchen wie Frauenglas iſt, an welchem ſich auf beyden Seiten ſandige Theilchen wie Nadeln anſetzen, und es in Geſtalt eines ſpitzigen Vierecks erhöhen. Der Verf. fand dieſe Steine endlich auch bey den Weibchen. Zur Vertreibung der Ratzen hat er das Räuchern mit ausgewirkten Spänen vom Pferdehuf auf glühenden Kohlen und den Dampf des Agtſteinſalzes als bewährte Mittel gefunden; aber als ein noch ſichereres Mittel empfiehlt er die ſogenannten Ratten- und Mäuſepillen, welche die Witwe Webern auf der großen Steinſtraße in Halle an der Saale als ein Arkanum verkauft. — Der Schwanz der Wanderratze beſteht aus mehr als 200 Schuppenringen, hat aber zwiſchen den Schuppen nicht ſo ſteife Haare, wie der Schwanz der Hausratze; und kann darum auch nicht ſo gut klettern, wie dieſe. Der Uterus des Weibchens iſt eben ſo paternoſterförmig gebildet, wie der Uterus des Hamſterweibchens. Daß dieſe Ratzenart wandert, iſt wahr, und zwar von Weſten nach Oſten. Ihre Wanderung gieng aus dem Braunſchweigiſchen über den Harz von Weſten nach Oſten am Waſſer herunter fort, bis ſie ſich jetzt an der Saale und Elbe verbreitet haben. Aber der Verfaſſer beſtreitet es gegen Hrn. Bechſtein, daß die ſchwarzen Ratzen vor ihnen die Flucht ergreifen. Auch die Hausmaus hat zwiſchen den Schuppenringen des Schwanzes zarte Härchen.

Die

Die Zergliederung der Hausmaus iſt mit eben ſo vieler Genauigkeit als Belehrung vom Verf. angeſtellt und niedergeſchrieben worden. In allen zergliederten Müttern, von welchen er die Foetus nach allen ihren Entwickelungsperioden ſogar von ihrem erſterm Empfängnißpunkte an bekommen hat, hat er eine ungerade Zahl entweder 5 oder 7 Junge gefunden. Die große Feldmaus hat im Innern mehr Aehnlichkeit mit der Waſſer- als Hausmaus. Der Vf. fand nur ein einzigsmal in der Leber derſelben ein Bläschen, wie ein weißes Pünktchen, und in demſelben die erſten Spuren zur Oekonomie des Leberwurms, in den Gedärmen aber nie etwas. Noch nirgends iſt die Waſſerratze ſo gut, wie von dem Verfaſſer beſchrieben worden. Der Schwanz derſelben hat 130 Schuppenringe, die aber vor den Stachelhaaren kaum zu ſehen ſind. An dem Weibchen fand Herr B. 8 Saugwarzen, 4 auf der Bruſt und 4 am Bauche. In den innern Theilen derſelben iſt alles, wie bey den Ratzen und Mäuſen. Nur ein einzigsmal fand der Verf. in der Leber eines Männchens den großköpfigen Bandwurm mit der erbſenförmigen Schwanzblaſe. Er war kaum 1 Zoll und bey weitem nicht ſo lang, als bey den Hausmäuſen. Die Schwanzblaſe war klein und länglicht und nur als ein verlängertes Glied des Körpers anzuſehen. Indeſſen hat der Verf., ſo genau er die Waſſerratze in ihrer ganzen Lebensart beobachtet hat, ihre beſondre Geſchicklichkeit im Schwimmen, die ihr Pallas und Bechſtein in eben dem Grade, wie der Fiſchotter, beylegen, nicht bemerkt. Zu der Geſchichte des Hamſters, ſo gut ſie ſchon bearbeitet iſt, hat Hr. B. ebenfalls neue aus der Zergliederung hergenommene Beyträge geliefert. Er fand den Eyerſtock in dem Weibchen in der Größe einer Haſelnuß und wie Fiſchrogen gekörnert, bey manchem Weibchen über 150 ſolche Körner und jedes ein Eychen oder die Grundlage eines künftigen Hamſters. Der Uterus war, wie bey den Ratzen und Mäuſen, paternoſterförmig und der Verf. hat einen Uterus mit 20 Jungen, alle in der Größe wie Erbſen, aber völlig ausgebildet. Er beobachtete eine Merkwürdigkeit bey der Zergliederung eines in ſeinem Winterſchlafe anatomirten Hamſters, die gewiß Aufmerkſamkeit verdient. Als er die Gedärme im lauwarmen Waſſer aufweichte und hernach unterſuchte, ſo fand er Strohhalmbandwürmer in denſelben, die in demſelben lauwarmen Waſſer nach und nach auflebten und ſich munter herumſchlängelten. So ſchliefen alſo Thiere in ſchlafenden Thieren! Die

kleine Haſelmaus, von welcher noch wenige ganz richtige Beſchreibungen bekannt ſind, hat Hr. Göze ein einzigsmal gefangen. Sie hat nach ſeiner Beſchreibung die Gröſſe einer Hausmaus, die Länge des Körpers iſt 3 Zoll, der Schwanz einige Linien darüber, die Augen ſind ſchwarz, groß und hellblitzend, die Ohren kurz und der Schwanz an beyden Seiten mit dicken kurzen Haaren beſetzt, wodurch man ſie allein von der großen Feld- und Hausmaus unterſcheiden kann. Sie wohnt am liebſten unter den Wurzeln der Haſelſträuche, hält ihren Winterſchlaf, ſchläft aber nicht immer fort, ſondern wacht bey gelinder Witterung wieder auf und übertrifft an Artigkeit, Munterkeit und Schnelligkeit alle andere Mäuſearten. Hr. G. beſtättigt die Wolfiſche Bemerkung, daß die Beweglichkeit der Unterzähne des kletternden Eichhorns mit der Beweglichkeit derſelben Zähne der Feldmaus völlig einerley ſey. So lang ſie getödtet noch warm ſind, ſo bleiben die Zähne beweglich, aber wenn ſie erkalten, ſo ſind ſie ſo feſt, wie die andern. Von dem fliegenden europäiſchen Eichhorn ſagt der V. S. 324. „Alle Verſuche, dieſes artige Thierchen lebendig zu erhalten, ſind fruchtlos geweſen. Am erſten möchte es „im Winter geſchehen können, nur bleibt es immer ſchwer, „in dieſer Jahreszeit ein lebendiges zu erhalten.“ Der Rec. hat in der Thierſammlung eines Fürſten ein lebendiges fliegendes Eichhorn mehrere Jahre mit gleicher Munterkeit fortleben ſehen, das lebendig gefangen worden war. Den Haſen, deſſen Naturgeſchichte der V. durch die genaueſten in der Zergliederung deſſelben gemachten Beobachtungen um vieles vervollſtändigt, hält er für kein wiederkauendes Thier, weil er nur einen und überdem ſehr großen Magen nebſt einem auſſerordentlichen großen Blinddarm hat. Bey keinem Thiere findet man die Ueberfruchtung ſo wie bey dem Haſen. Der Verf. hat bey mancher Häſin völlig ausgebildete junge Haſen und andere kaum empfangene in der Gröſſe einer Bohne gefunden. Die Urſache liegt in der Structur der Geburtstheile. Eine noch merkwürdigere Seltenheit, die der Verf. beobachtet hat, iſt eine wahre Empfängniß und Ausbrütung im Unterleibe des Haſens, die wir mit ſeinen eignen Worten S. 345 und 346 hieher ſetzen wollen. „Ich zergliederte, ſagt er, im „Anfang des Septembers eine Häſin, die 1) in der einen Bärmutter mit zwey jungen ſchon behaarten Häschen trächtig „war, welche noch lebten. Außerdem aber entdeckte ich 2) im „ihrem hohlen Unterleibe zwiſchen den Gedärmen zwo lederar-

„tige, ſtraff geſpannte, etwas flache Kugeln in der Größe ei„ner geballten Fauſt, welche darinn frey herumkollerten und „mir gerade entgegen fielen. Als ich ſie abgeſpühlt hatte, „waren ſie ſo glatt, wie ein Ey, und daran auch nicht das ge„ringſte Fäſerchen zu bemerken, womit ſie irgendwo befeſtigt „geweſen waren. Bey der Eröffnung des einen quoll mir ein „ſchon mit ziemlich langen Haaren bewachſenes Häschen ent„gegen, welches weit größer war, als die, welche in dem ei„gentlichen Uterus die völlige Reife erhalten haben und gewor„fen werden. Denn es hatte ſehr ſtraff gelegen und war un„ter dem lederartigen Ueberzuge mit Körper, Kopf und Pfo„ten dergeſtallt zuſammengepreßt, daß es als ein Klumpen an„zuſehen war. Naſe und Maul ſteckten tief unter den Pfoten „am Bauche, daß man es offenbar ſahe: es habe keine Nah„rung zu ſich nehmen können. Ich ſah nach der Nabelſchnur, „aber keine Spur davon, ſondern alles verwachſen und be„harrt. Das zärte Waſſerhäutchen war ihm ſo feſt auf den „Haaren angewachſen, daß ich es mit der Zange nicht abzie„hen konnte. Die äußere dicke lederartige Haut aber, worinn „das ganze Thier gelegen hatte, konnte ich, wie eine Eyerſchale, „abnehmen. Der Augenſchein lehrte es, daß dies das ganze „befruchtete Ey geweſen war, welches ſich hier an dieſem un„gewöhnlichen Orte nebſt dem andern entwickelt hatte.“ Den Unterſchied des Kaninchens von dem Haſen giebt der Vf. durch ſo beſtimmte Kennzeichen an, daß kein Naturkundiger mehr das erſtere für eine Spielart des letztern anſehen wird. — Die Behandlung des Ganzen iſt ſo, wie in allen Schriften des verdienſtvollen Verf., daß der Leſer auf die große Oekonomie der Natur hingeleitet und mit dem Allgemeinen ſo wohl als dem Speciellen der Philoſophie jedes Naturreichs auf das vertrauteſte bekannt gemacht wird. Der ſicherſte Gang in dem Unterrichte der Naturgeſchichte für ſolche, welche nicht eigentliche Profeſſion von derſelben machen.

Di.

81. Hiſtoriſch - literariſch - bibliographiſches Magazin — Herausgegeben von J. G. Meuſel, Hofrath u. ſ. w. Fünftes Stück. Chemnitz, bey Hofmann und Fiedler, 1792. VIII und 184 Seiten. gr. 8. 1 Rthlr.

Durch veränderten Druck- und Verlagsort hat das Magazin an ſeiner bisherigen ſaubern Auſſenſeite nichts verlohren, in Rückſicht aber auf Correctur, einen bey literarhiſtoriſchen Werken ſo weſentlichen Umſtand! offenbar gewonnen. Fehlerfreye Abdrücke werden leider! von Tag zu Tage ſeltner, und viele Officinen laſſen ſich hierin eine ſo unverzeihliche Nachläßigkeit zu Schulden kommen, daß gegen dieſen Unfug, noch lauter und öfter als wirklich geſchieht, geeifert werden ſollte. Rec. will hoffen, daß die Herren Gelehrten durch Mißbrauch des docti male pingunt, zu Verunſtaltung ihrer Geiſtesgeburten nicht etwa ſelbſt Anlaß geben!

Vorliegendes Stück hebt mit einer die älteſte Buchdruckergeſchichte Bambergs betreffenden, und von Herrn Pfarrer Steiner zu Augsburg gemachten, gar nicht unwichtigen Entdeckung an. — Sollte irgend ein in Kenntniſſen dieſer Art Uneingeweihter den freylich 38 Seiten langen Aufſatz etwas zu gedehnt finden, ſo iſt es wenigſtens Rec. nicht, der ſich darüber beſchweren wird und darf. Dieſer hat ſeit zehn Jahren in der A. D. B. ſo oft Bamberg für einen der älteſten Buchdruckerplätze unſers Vaterlandes erklärt, daß es ihn nicht wenig freuen muß, ſeine hierüber gewagten Aeuſſerungen nunmehr unwiderleglich beſtättiget zu ſehen. Herr St. beſchreibt nämlich mit großer Genauigkeit ein zu Augsburg ſich erhaltenes bibliſches Geſchichtbuch in kleinem Folio, deutſch geſchrieben, und mit Holzſchnitten verſehen, welches am Schluſſe NB. nicht in Ziffern, ſondern Wort für Wort angiebt, daß ein gewiſſer Albrecht Pfiſter ſolches im Anfange des Jahrs 1462 zu Bamberg gedruckt habe. Da nun die hiezu gebrauchten Lettern, klein Miſſal nämlich, ſo wie die ganze übrige Manipulation, mit dem Boneriſchen Fabelbuche von 1461, dem Rechtſtreite zwiſchen Tod und Menſchen, einer deutſchen Biblia pauperum, und was für typographiſche Geſchichte am allerintereſſanteſten iſt, mit der berühmten lateiniſchen Bibel von 36 Zeilen ohne Datum, auf das genaueſte übereinſtimmen: ſo iſt es weiter keinem Zweifel ausgeſetzt, daß alle dieſe Artikel aus einer Preſſe herkommen, und man daher, wie auch Rec. ſchon längſt der Meynung geweſen, ſehr unrecht daran gethan, dem Bambergiſchen Fabelbuch die Zeitangabe 1461 als Druckjahr abſprechen zu wollen. Sonderbar genug übrigens, daß ein die älteſte Buchdruckergeſchichte ſo ungemein aufklärender Umſtand, nach mehr als 300 Jahren erſt ins

reine

reine gebracht wird, und Bamberg nunmehr zu der unverhofften Ehre kömmt, unmittelbar nach Mainz die herrliche Kunſt in ſeinem Schooße gepflegt zu haben, denn daß Cölln, Strasburg, oder Baſel ihm den Rang ſtreitig machen ſollten, iſt kaum zu vermuthen. — Rec. wundert ſich, daß Herr St., der kein Bedenken trägt, die Aehnlichkeit des neuen Fundes mit Boners Fabelbuche als ausgemacht vorauszuſetzen, den oben erwähnten Bibelabdruck ganz mit Stillſchweigen übergeht. Sollte der behutſame Mann dieſe Identität noch bezweifeln, ſo wird ihn, wenn er gedachte Bibel nicht aus Autopſie kennt, Schelhorns Ausgabe von Quirini Diatribe cet. hiervon überzeugen. In dieſer befindet ſich ein Stück daraus auf Kupfer geſtochen; freylich nicht mit aller der Genauigkeit, die wohl zu wünſchen wäre. Mit den leidigen Nachſtichen aber hat es nun einmal dieſe mißliche Bewandniß; denn noch unbefriedigender iſt das kleine Bruchſtück, welches Herr Maſch für ſeine Bibliothecam ſacram von dieſer Bibelausgabe nachgezeichnet erhielt. — Was nun die vorliegende Anzeige des merkwürdigen Buches und Herrn St. darüber gemachte Bemerkungen anlangt, ſo hat Rec. mehr als eine, dem Liebhaber vielleicht nicht unangenehme Notiz beyzutragen, muß aber, um für die übrigen Artikel dieſes Stückes Raum zu gewinnen, ſich nach einem ſchicklichern Tummelplatz für ſein Steckenpferd umſehn.

Alſo II, wenn, wo, und was Martin Flach zwiſchen 1470 und 75 gedruckt habe? — Deshalb nicht unerheblich, weil, wie hier ſehr wahrſcheinlich gemacht wird, aus ſeiner Preſſe vor 1475 ſchon, ein Perſius, Saluſtius und wohl noch andre Römiſche Autoren hervortraten, die für uns Deutſche als editiones principes gelten können; dergleichen, was claſſiſche Literatur betrifft, unſre älteſten Officinen ſehr ſparſam lieferten. Rec. will hierbey noch in der Kürze anzeigen, daß in dem Vallieriſchen Katalog, Catonis Diſticha und ein Manipulus Curatorum, ebenfalls mit ſolchen Typen gedruckt, aufgeführet werden. De Bure, dem die Sonderbarkeit dieſer Lettern auffiel, ließ aus dem Saluſtius ein Pröbchen davon nachſtechen, das zwar, wie auch hier der Fall iſt, die Eigenheiten des Urbildes keinesweges erreicht, durch ein darin angebrachtes ſehr verſchnörkeltes großes I aber wenigſtens auf die Spur bringen hilft. Den wahren Drucker wußte De Bure jedoch nicht anzugeben, und was dem naſeweiſen Abbé Rive darüber träumte, mag in beſagtem Katalog ſelber nachſehen

wer Luſt hat. III. Wenn griechiſche Typen in Wittenberg zuerſt gebraucht worden? — Herr Strobel nämlich hatte gemeynt, Lotther von Leipzig habe, auf Veranlaſſung Melanchthons, ſolche erſt 1519 daſelbſt eingeführt. So mikrologiſch dieſe Frage beym erſten Anblick ausſieht, gewinnt es doch damit ſogleich ein anderes Anſehn, weil hier eine Art von Griechiſcher Chreſtomathie, ſo gut wie ſie damals ſeyn konnte, beſchrieben wird, die wirklich ſchon 1511 von J. Grünenberg zu W. gedruckt worden, und deshalb merkwürdig iſt, weil ſich einige Stücke aus der griechiſchen Bibel darin befinden, die vielleicht der erſte Verſuch dieſer Art in Deutſchland, und wenigſtens um ein Jahr älter ſind, als was der gelehrte Maſch in ſeiner Bibliotheca Sacra hierüber anzugeben weiß. IIII. Kritiſche Anmerkungen des Herrn Pfarrer Kinderling, über das Meibomiſche Chronicon Magdeburgenſe, deſſen wahre Verfaſſer, und die mancherley davon vorhandene Handſchriften. — Ueberaus lehrreich für dieſen Punkt vaterländiſcher Geſchichte, und zugleich ein Beweis, wie ganz etwas anders es iſt, nur einen einzigen hiſtoriſchen Umſtand ins Klare bringen, und einen leidigen Ritterroman ſchmieden! ! V. Bücherpreiſe aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. — Der grundgelehrte Caſpar Barth hatte nämlich den unkritiſchen Einfall gehabt, ſchon ziemlich alt ein blutjunges Fräulein zu heyrathen; welches ihn vermuthlich nöthigte, ſeinen mühſelig geſammelten Büchervorrath ſchon bey ſeinem Leben loszuſchlagen. Sein Hauptkundmann war der eben ſo gelehrte Chriſtian Daum, der ebenfalls aber keine überflüſſige Einnahme hatte, und alſo dingen und handeln mußte. So billig auch Barths Anſchlag zu ſeyn ſcheint, möchte doch wohl mancher Artikel heut zu Tage noch ungleich ſchlechter bezahlt werden. Der ganze Verkehr wird aus unedirten Briefen der beyden Gelehrten überall belegt. VI. Schreiben Herrn D. Oelrichs zu Berlin, die angebliche ſonderbare Todesart des ehemals bekannten Joh. Kaſſenius zu Kopenhagen betreffend: — das aber über die wahre Beſchaffenheit damit noch immer keinen befriedigenden Aufſchluß giebt. VII. Beſchluß der Nachrichten von der wieder aufgefundnen Marien-Bibliothek zu Danzig. — Hier 41 alte Drucke von 1487 bis 1504, von Herrn Lengnich, mit der von ihm zu erwartenden Genauigkeit beſchrieben. In der Nachleſe noch eine Imitatio Chriſti, hier dem J. Gerſon zugeſchrieben, und von Joh. de Weſtfalia ohne Datum in 4. gedruckt, die, trotz aller Nachforſchungen,

gen, wozu Thomas a Kempis Anlaß gegeben, dennoch ſcheint unbekannt geblieben zu ſeyn. Das Erzeugniß Schwediſcher Preſſen von 1498 hat hingegen doch ſchon Alnander, entweder aus Autopſie, oder nach einer guten Notiz gekannt. VIII. Fortſetzung der Ergänzungen und Verbeſſerungen der Bauerſchen Bibl. libr. rariorum: — an ſich alles Dankes werth; wie viele Bogen aber würden nicht noch nöthig ſeyn, wenn dieſer Augiasſtall im Ernſt ausgefegt werden ſollte!

Unter den Recenſionen neuer bibliographiſchen Werke, will man ſich begnügen, nur der Rifleſſioni des Abts Tiraboſchi ſugli Scrittori Genealogici, Padova, 1789. 8. als eines ausländiſchen Products zu erwähnen, worin über das Leben und die Schriften des Erzgauners Alphonſus Ciccarelli neuere Aufklärungen enthalten ſind. — Von den beyden Anfragen möchte die Beantwortung derjenigen, welche den wahren Verfaſſer der Delices de l'Eſpagne & du Portugal betrifft, wohl die meiſte Schwierigkeit haben; denn ſo viel man gelehrte Tagebücher damaliger Zeit zu Rathe ziehen gekonnt, hat ſich doch niemand mit Aufſpürung des Compilators ſelbſt abgegeben. Der ſo betriebſame Peter van der Aa ließ ſolche 1707 in fünf kleinen Octavbändchen mit vielen Kupferſtichen zu Leyden abdrucken, und einen angeblichen Don Juan Alvarez de Colmenar auf dem Titelblatte als Verfaſſer figuriren. Wenn Rec. ſich nicht ſehr betrügt, ſo iſt niemand anders als der ſaubre Abbé de Vayrac der wahre Vater des Kindes. Dieſer konnte, während der Regierung Ludwigs XIV, ſein Geſchreibſel über Spanien, vermuthlich aus politiſchen Urſachen, nicht an Mann bringen, überließ alſo dieſe Papiere dem Leidner Soſias, und kam endlich doch mit ſeinem Etat préſent de l'Eſpagne zu Paris, 1718 in drey ſtarken Octavbänden zum Vorſchein. Ueberall derſelbe Styl, dieſelbe Farbe, oft ganze Seiten durch den nämliche Ausdruck; obgleich, pour dépayſer le lecteur, hier und da über einen etwas veränderten Leiſten geſchlagen. Höchſt wahrſcheinlich hat es dieſe Bewandniß ebenfalls mit den Delices de l'Italie, die nur ein Jahr früher, nämlich 1706, aus derſelben Leydner Fabrik hervortraten, und einen vorgeblichen Mr. de Rogiſſart als Autor an der Stirne führten; denn auch hier bleiben Schreibart, Zuſchnitt und Compilationsgriff, den ſogenannten Delices de l'Eſpagne vollkommen ähnlich.

Unter den einzelnen Bemerkungen, deren es für dieſesmal nur drey giebt, iſt auch von einem altdeutſchen Sprüchwörterbuche die Rede, das in einer unſrer beliebteſten Monatsſchriften, unlängſt als wirkliche Merkwürdigkeit, beſchrieben wurde. Und doch gab es von dieſer angeblichen Seltenheit bis 1615 wenigſtens ein Dutzend Ausgaben. Noch mehr! Der V. dieſer Sammlung kann als ein wahrer Plagiarius an dem ehrlichen Joh. Agricola angeſehen werden, deſſen Sprüchwörter bis 1592 auch ſchon wenigſtens vierzehnmal gedruckt, und von unſern neuern Bibliographen hinlänglich bekannt gemacht waren! Eine Unannehmlichkeit führt Literair- und Bücherkenntniß alſo doch mit ſich —: uns nämlich um eine Menge Neuigkeiten zu bringen, die, ſolches zu ſeyn, ſchon mehr als einmal aufgehöret hatten!!

D.

82. Verſuch einer hiſtoriſchen Schilderung der Hauptveränderungen, der Religion, Sitten ꝛc. der Reſidenzſtadt Berlin. Erſter Theil. Bis zum Ende der Regierung George Wilhelms. Berlin, bey Oehmigke d. jüngern. 1792. 368 Seiten und XVI S. Vorrede. 8. 1 Rl.

Es iſt für den Geſchichtsforſcher überhaupt, und beſonders für den Liebhaber der vaterländiſchen Geſchichte und für den Bewohner Berlins angenehm und wichtig, über die ältere Verfaſſung, den vorigen Zuſtand der Wiſſenſchaften und Künſte, und über die von den jetzigen abweichenden Sitten und Gebräuche einen Mann reden zu hören, der bey einer nicht gemeinen Bekanntſchaft mit den Quellen und Vorarbeiten, mit vieler Mühe die hin und wieder zerſtreuete Materialien herbeyſchafft, und daraus ein Gebäude bildet. Jene hat er, welches ſehr zu loben iſt, am gehörigen Orte genannt. Die Bemühungen eines Nicolai in der Beſchreibung von Berlin und Potsdam, und eines Möhſen in der Geſchichte der Wiſſ. in der Mark Brandenburg ſind unter den gedruckten Büchern vorzüglich genutzt; aber er hat auch eine große Anzahl ungedruckter archivariſcher Nachrichten gebraucht, welche dieſem Werke einen beſondern Werth geben.

Der

Der Plan ſchränkt ſich auf **Berlin** ein, und aus dieſem Geſichtspunkte muß man den Verf. beurtheilen. Da er dieſe Einſchränkung im Buche ſelbſt feſtſetzt, ſo kann Rec. ihm das Zeugniß ertheilen, daß er, bis auf wenige Ausnahmen, z. E. S. 81. „von dem Mädchen zu Frankfurt an der Oder, das der Teufel beſeſſen haben ſollte,“ ſeinem Plane getreu geblieben iſt. Vielleicht läßt ſich die Anführung dieſer Teufeley damit entſchuldigen, daß ſie damals viel Aufſehen in der Mark und alſo auch in **Berlin** gemacht habe; aber das wichtigſte Aufheben iſt von Frankfurtiſchen Gottesgelehrten und Aerzten gemacht worden, und ſie iſt daher hier ſchwerlich am ſchicklichſten Orte. Eben ſo iſt die Vermählung Joachims I zu Stendal hier nicht in den Plan gehörig. — Der Verfaſſer geht mit **Nicolai** von dem Urſprunge, oder wenigſtens der Erweiterung der Stadt Berlin unter **Albrecht** dem **Bären** aus, und berührt von der Zeit an die merkwürdigſten Veränderungen Berlins unter den verſchiedenen Regierungen nach der Folgezeit der Landesherren. Das Buch ſelbſt gewinnt an mannichfaltigem Intereſſe, je weiter man lieſet, und man ſpüret den Mangel an Nachrichten in der älteſten Periode bey der Bearbeitung. Hierüber klagt der Verf. ſelbſt, jedoch ſind auch da aus andern Schriftſtellern manche wichtige Erzählungen eingeſchaltet. Hierzu rechnet Rec. die Ermordung des Bernauiſchen Probſtes **Nicolaus Cyriacus** in oder vor der Marienkirche, (denn dies iſt noch unausgemacht) unter der Reg. **Ludwigs** von **Bayern**. Nach S. 27 war er nach Berlin gekommen, und hatte (S. 28) eine Forderung an die Gemeine gemacht. Dies iſt nicht beſtimmt genug. Worin beſtand ſie? Bezog ſie ſich allein auf den Herzog **Rudolph** zu Sachſen, deſſen Freund der Probſt war, oder forderte er den Petersgroſchen für den Pabſt ein? oder, machte er (wie **Buchholz** meynt,) den Berliniſchen Bürgern wegen gewiſſer Hebungen, die ihm zufielen, Verdruß? oder, handelte er gar deshalb willkührlich und unbillig? Die ältern Geſchichtſchreiber, die Rec. hierüber nachgeſchlagen hat, übergehen gemeiniglich dieſen Punkt, und daher hätte er gern von einem ſachkundigen Manne, als der Vf. ſich zeigt, hierüber Aufſchluß, wenigſtens wahrſcheinliche Entſcheidung unter den verſchiedenen Vermuthungen gewünſcht. Bey Anführung der S. 30 benannten Strafen, die die Bürger von Berlin und Kölln tragen mußten, hätte auch die Bezahlung von achthalbhundert Mark Silbers an den Biſchof **Ludwig** von Brandenburg erwähnt werden

werden müſſen. (Lenz Dipl. Stiftshiſt. v. Brand.; Engel S. 139. Schmidt brandenb. Reformationshiſtorie S. 64.)

Die Lehnshuldigung, welche Kurf. Friedrich I. einnahm, ſagt der Verf., geſchah nicht von den Fürſten von Meklenburg: Dies könnte zu Mißverſtändniſſen Anlaß geben. Er erhielt nur die Lehnsherrſchaft von den Fürſten von Wenden und Herren zu Werle. Die Meklenburgiſchen Fürſten waren in zwey Linien getheilt; die eine ſchrieb ſich: Herzoge von Meklenburg, die andre: Herren zu Werle oder Wenden. Beyde lebten in Uneinigkeit und Feindſeligkeit. Durch die Belehnung erhielt die letzte Schutz, und die Herzoge mußten dem Willen des Kurfürſten in Beziehung auf dieſe Streitigkeit folgen. Die Urkunde vom Montage der Eylfftauſendt Megde 1415 hat Pauli abgedruckt. Ungeachtet dieſer Urkunde läßt ſich Klüver in ſeiner Beſchreibung des Herz. Meklenburg Th. I. ſehr weitläuftig über die Ablegung des Lehnseides und der Lehnsverträge mit vielen Raiſonnements gegen den Kanzler von Ludwig ein. — Bey der Regierung Joachims I. hätte Rec. etwas mehr Detail gewünſcht. Die Schriftſteller ſind bey derſelben, Berlin betreffend, reichhaltig genug. Die Begebenheiten, welche Belege von dem Aberglauben und der Unwiſſenheit der Zeit waren, mußten angeführt werden, ſobald ſie in Berlin vorgefallen waren, wie ſich der Verf. S. 65 ſelbſt erklärt. So gehörte hierher unter andern, daß man dem Scharfrichter das Bannen zutrauete, wie die Geſchichte des berüchtigten Kohlhaſe beweiſet. Haftiz ſagt ausdrücklich: wie denn Meiſter Hans durch ſeine Kunſt ſo viel zuwege gebracht, daß Kohlhaſe mit ſeiner Geſellſchaft hat müſſen gen Berlin kommen, u. d. m. In der Aſtrologie und dem Nativitätſtellen hatte ſich Joachim I. auch unterweiſen laſſen u. neben dem angeführten Tritheim hätte der Hofſternſeher, der bekannte Joh. Cario, aufgeſtellt werden können. Sehr richtig iſt S. 75 die Bemerkung, daß ungeachtet Joachim I. ein Freund der Wiſſenſchaften war, dennoch in dieſer Periode ſich wenig erhebliche Spuren von Gelehrſamkeit finden. (Joachim I. hatte ſelbſt in einem Anſchlage bey Einweihung der Frankfurter Univerſität ſich ſo ausgedrückt: Ein gelehrter Mann iſt in der Mark ſeltener, als ein weißer Rabe.) — Unter ſeinem Nachfolger blühete der Handel, und Bauleute und Künſtler hatte man nach Berlin gezogen. — Die Geſchichte Berlins unter Jo-

hann Sigismund iſt vorzüglich wegen der Religionsangelegenheit merkwürdig, da dieſer Regent zur reformirten Religion übertrat. Der Verf. hat viele wichtige Schriften angeführt, die von ſeiner literariſchen Kenntniß dieſes Zeitraums zeugen. Rec. beſitzt im Mſcpt. des D. Gedicecus Vorſtellung an den kurfürſtl. Statthalter Johann George vom 27 Jul. 1613, und deſſen weitläuftige Antwort vom 8 Sept. 1613, worinn letzterer erklärt, daß er bey der ref. Lehre nebſt ſeinem Bruder bleiben wolle. Der Raum verſtattet es nicht, hier davon einiges in extenſo mitzutheilen. — Bey George Wilhelm ſind die Verordnungen an den Rath in Berlin und Kölln und auch an die Schulcolleaen, wegen Abſchaffung der Schulkomödien ſonderbar genug. In Plümikens Geſchichte des Theaters ſind ſie ſchon abgedruckt und angeführt. Es werden die Wunderzeichen, z. E. ein Drache am Himmel, der erſchienen ſey, und Unglücksfälle des Landes angeführt, daher ſollen dergleichen Gauckel- und Affenſpiele und Affereyen nicht mehr geduldet werden. Den Schulcollegen wird darinn geſagt, „daß es wohl, wenn es nach der Schärfe zugehen ſollte, „Strafe verdient hätte, daß ſie unbeſonnen bey den betrübten „Zeiten, auf eine unzeitige Luſt, den ſchwangern Weibern gleich „ankommen laſſen, Komödien zu ſpielen.“ — Einige kleine Unrichtigkeiten, die der Geſchichte widerſtreiten, finden ſich. Rec. bemerkt nur S. 103., daß ein Theil der dem Juden Lippold verſetzten Gold- und Silberpfänder einem (nicht mehreren) der angeſehenſten Bürgermeiſter zuſtändig waren; (Möhſen und Annalen der Juden an den angeführten Orten.) daß der köllniſche Bürgermeiſter, der nach S. 177 bey dem Aufſtande gegen die Reformirten die Bürgerſchaft zu beſänftigen ſuchte, Zahn hieß, nicht Jahn. Bey S. 110 iſt angemerkt, daß noch jetzt bey den gemeinern Bürgern in Berlin der Gebrauch ſey, daß die Kurrende an Hochzeitfeſten erſcheine, und einige bekannte Kirchengeſänge ſinge. Dies letzte iſt wohl jetzt, — wie ſich Rec. erinnert, — mehrentheils abgeſchafft, ungeachtet für die Kurrende auf einigen Hochzeiten eine Büchſe zur Beyſteuer umhergegeben wird. — Der Ausdruck: Ludwig war Poltron, könnte, der Deutlichkeit unbeſchadet, deutſch gegeben werden. Noch weniger gefällt dem Rec. der etwas triviale bildliche Ausdruck S. 69: Die Gottesgelehrten zu Frankfurt a. d. O. waren ſolche Haſen. — heißt nicht die Wolframsgeſellſchaft gewöhnlicher Wolfgangsgeſellſchaft? — Ungeachtet dieſer Dinge, die Rec.

bemerkte,

bemerkt, um ſeine Aufmerkſamkeit, mit der er das Buch geleſen hat, zu beweiſen, muß er dem V. ſeine große Hochachtung bezeugen. So viel reiſe Beurtheilungskraft; ſo viel Scharfſinn, ſo viel Kenntniſſe der V. beweiſet, ſo freymüthig oft ſeine Winke, ſo richtig ſeine Vergleichungen der Vorwelt mit den Zeitgenoſſen, ſo treffend ſeine Gemälde ſind; ſo ſehr er uns mit den Trachten, Polizeyverfaſſungen u. d. gl. bekannt gemacht hat; ſo war es doch auch bey dieſen anerkannten Vorzügen Pflicht, jene Fehler anzuzeigen. Der Verf. verſpricht zwar, in der Fortſetzung dieſe Verbeſſerungen ſelbſt zu übernehmen, da R. aber dieſen Zeitpunkt nicht abwarten kann; ſo hofft er Verzeihung zu erhalten, wenn er durch einige Bemerkungen zuvor gekommen wäre. Hierzu gehört noch, daß der Styl im Buche äußerſt ungleich iſt. Die Interpunktion und die Sprachreinigkeit ſind in der Vorrede und im erſten Bogen nicht gut angewendet. Sprachfehler, ein ungewöhnlich häufiger unrichtiger Gebrauch des Komma und ſchleppende Perioden findet man da. Rec. möchte es faſt nicht auf Rechnung des Vf. ſetzen, da im größern Theile des Buchs dieſe Fehler ſeltener ſind. Die angehängten Documente ſind ſehr ſchätzbar, und beſonders ſind die Hofordnung Joachims II. und die Urkunden aus der Zeit George Wilhelms merkwürdig. Sollte es dem Vf. gefallen, uns die Fortſetzung zu liefern, wie Rec. wünſcht und hofft, ſo bittet er um Mittheilung mehrerer noch unbekannter Dokumente, und wenn gleich bey der Bearbeitung des neuern Zeitraums die Materialien dazu anwachſen könnten und die Arbeit ſchwieriger würde; ſo wird gewiß auch unter der Hand eines ſo mühſamen Forſchers das Werk an Intereſſe immer mehr zunehmen. Der Verf. dieſes ſchätzbaren Buchs iſt, wie der Rec. zuverläßig vernommen hat, der Hr. geheime Secretair König in Berlin, der ſchon ohne ſeinen Namen die Annalen der Juden in der Mark, das biographiſche Lexicon der preußiſchen Generale, und andere für die brandenburgiſche Geſchichte wichtige Aufſätze geliefert hat.

Cw.

83. Verſuch, Schornſteine und Ofenkamine, in jedem Verhältniß, nach Grundſätzen, zweckmäßig anzulegen, und übelziehende zu verbeſſern. Mit 2 Zeich-

TAYLOR INST. OXFORD

2 Zeichnungen. Marburg, in der neuen Akademiſchen Buchhandlung. 1792. 76 Seiten. in 8. 6 gr.

Der Verf. hat ſo viel Gutes in dieſem kleinen Werkchen geſagt, daß er ſich wohl hätte nennen durfen. Alles iſt auf Erfahrungen gegründet; und wenn ihm gleich viele darinn widerſprechen werden: daß die Schornſteine, um nicht zu rauchen, oben nicht immer weiter gebauet werden ſollen; ſo kann ihm doch Rec. aus eigener Erfahrung Recht geben, daß die Schornſteine wirklich bey holzſparenden Stubenöfen und Sommerkochöfen auf dem Heerde, jetzt keine ſolche Erweiterung mehr bedürfen, wie es ehemals — wo man mit dem offenen Heerdfeuer die Schornſteine mehr, als die Töpfe erwärmte — unumgänglich nöthig war; und alle, die gleiche Erfahrung haben, werden mit uns dem Verf. beyfallen, und das ganze Werkchen nicht ohne Nutzen und Vergnügen leſen.

Bu.

84. D. Wilhelm Robertſons, K. Hiſtoriographen von Schottland, hiſtor. Unterſuchung über die Kenntniſſe der Alten von Indien, und die Fortſchritte des Handels mit dieſem Lande, vor der Entdeckung des Weges dahin um das Vorgebirge der guten Hoffnung. Nebſt einem Anhange — und zwey Karten. Aus dem Engliſchen mit einer Vorrede von Georg Forſter. Berlin, 1792. bey Voß. XII und 392 Seiten. gr. 8. 1 Rg. 6 gr.

Mehrere unſrer gelehrten Tagebücher, deren Plan es erlaubt, und denen Zeit und Platz zu Gebothe ſtehn, haben von dem Original bald nach ſeiner Erſcheinung umſtändlich genug Bericht erſtattet. Gegenwärtige Anzeige des ausländiſchen Produkts wird alſo deſto kürzer ſeyn können, und dieſes um ſo mehr, da es von einem Gegenſtande handelt, der nur einen kleinen Kreis von Gelehrten intereſſiren kann, und den überdieß deutſcher, Herrn R. ganz unbekannt gebliebner Fleiß, auch nicht unbeleuchtet gelaſſen hatte. — Die Nachrichten

des Engliſchen Majors Rennel zu Erläuterung ſeiner mit Recht berühmten Karte von Indoſtan, gaben unſerm Verfaſſer zu dieſer Unterſuchung Anlaß, die ſeiner Arbeitſamkeit ein neues Feld öffnete. Daß er an Benutzung guter hiſtoriſcher Quellen, wo ſolche aufzutreiben waren, es nicht fehlen ließ, beweiſet ſein Buch, und was ihm an mathematiſchen und aſtronomiſchen Kenntniſſen abgieng (ohne die doch an dergleichen Arbeit eigentlich niemand ſich wagen ſollte:) erſetzte die Gefälligkeit ſeines Collegen, des Herrn Plaifair, Profeſſors der Mathematik zu Edinburg, der von ſeinen Kenntniſſen hierinn ſchon mehrere Proben geliefert hat. Da inzwiſchen Herr P. ſeinen Antheil nirgend bemerklich macht, ſo wird es in vielen Stellen ſehr ungewiß, ob man an ihn oder Herrn R. ſich zu halten habe.

Die ganze Abhandlung zerfällt in vier Abſchnitte, deren erſter, wie natürlich, das Verkehr mit Indien, von den früheſten Zeiten an, bis zur Eroberung Aegyptens durch die Römer, unterſucht. Bey dem Mangel an Datis über den Phöniziſchen Handel; bey der Ungewißheit, welche die beyden Skylax verurſachen, die Herr R. in einen ſchmelzen zu wollen ſcheint; bey der Unverſchämtheit, womit von den älteſten Hiſtorikern über dieſen Gegenſtand einer den andern ausſchrieb, kann man ſich vorſtellen, wie dürftig und unbefriedigend dieſer erſte Abſchnitt ausfallen mußte! — Der zweyte geht bis zu der Eroberung Aegyptens durch die Mohammedaner. Wenn die Schiffahrt nach Indien unter den Ptolemäern keine beträchtlichen Fortſchritte machte, und auch hier wieder der einzige Megaſthenes um die Wette ausgeſchrieben ward, ſo gieng es ihr unter der Regierung der Römer nicht ſonderlich beſſer; denn obgleich ungefähr 80 Jahre nach ihrer Beſitznehmung von Aegypten, Hippalus endlich die ſeit 1400 Jahren gewöhnliche Schneckenfahrt an den Küſten verließ, und von Berenice quer über den Ocean, mit dem weſtlichen Monſun nach Muſiris, einem vermuthlich Malabariſchen Hafen, ſo waren, laut der Angabe des Plinius, hierzu von Alexandrien aus, doch 94 Tage erforderlich; da im Jahr 1788, ein Engliſcher ſchwer beladner Oſtindienfahrer nur vierzehn Tage mehr gebraucht hat, um die ganze Reiſe von Portsmouth nach Madras zurückzulegen! In eben dieſem Abſchnitte beſchäftiget ſich Herr R., die Verdienſte des Strabo, Plinius, und Ptolemäus um die Kenntniß von Indien

dien auseinander zu ſetzen. Den beyden erſteren ſchreibt er, beſonders was das Oeſtliche Indien betrifft, deren nur ſehr wenige zu; deſto mehr aber Letzterem; der zwar in der Haupteintheilung ſo gröblich wie ſeine Vorgänger irrt, im Detail aber, ſo viel die noch immer ſehr unkritiſch behandelten Ausgaben es erlauben wollen, eine Menge brauchbarer, noch jetzt zutreffender Nachrichten hinterlaſſen hat. Da Herr R. alles, was auf den Indiſchen Handel nur die entfernteſte Beziehung hat, begierig ergreift, ſo wird auch die ſchwärmeriſche Topographie des Kosmas, eines Aegyptiſchen Kaufmanns, der unter Juſtinians Regierung einigemal in Indien geweſen, hier glimpflicher als von andern Literatoren behandelt. Das Reſultat auch dieſes Abſchnittes iſt, daß, aus Mangel ſicherer Hülfsmittel, eben ſo wenig an etwas Befriedigendes ſich denken läßt. Die immer größer werdende Schwierigkeit ſich Indiſche Producte zu verſchaffen, brachte, unter Juſtinians Regierung, endlich ein Paar Mönche auf den Einfall, den Seidenwurm wenigſtens nach Europa zu verpflanzen; und daß dieſes nicht eher geſchah, iſt freylich auffallend genug. —

In dem dritten Abſchnitte, der ſich mit Entdeckung des Weges um das Vorgebirge der guten Hoffnung endigt, bleibt es noch immer bey den alten Hinderniſſen, ſich die Waaren Indiens auf einem kürzern Wege und alſo auch wohlfeiler zu verſchaffen. Lauter bekannte Dinge ſind es, daß der ganze Handel in die Hände der Türken gefallen war, mit denen die Venezianer (nachdem die Genueſer durch die Eroberung von Conſtantinopel ganz davon ausgeſchloſſen worden) ſolchen, noch immer von Alexandrien aus, für das übrige Europa theilten, bis endlich durch die Dazwiſchenkunft der Portugeſen in Indien ſelbſt, alles eine neue Wendung bekam, durch den Seetransport und beſſere Combinationen, der Preis aller Indianiſchen Waaren wenigſtens um die Hälfte fiel, und eben dadurch Nachfrage und Abſatz beſtändig zunahmen; obgleich noch immer nicht von Thee die Rede war, der gegenwärtig doch den wichtigſten Artikel ausmacht; wie dann weder Griechiſche noch Römiſche Schiffe jemals bis China ſelbſt vorgedrungen ſind; und man eben ſo wenig darauf ſpeculiert zu haben ſcheint, durch Herbeyſchaffung roher Materialien aus dem Orient, abendländiſchen Kunſtfleiß zu nähren oder zu beleben. — In den vierten Abſchnitt hat der Verfaſſer allgemeinere Bemerkungen geworfen: z. B. warum keine ältere

tere Nation den Weg um das Vorgebirge d. g. H. gefunden? denn die vom Herodot erzählte Fahrt um Afrika ſcheint ihm noch zweifelhaft. Ueber den Unterſchied der alten und neuen Nautik. Ehemalige Einträglichkeit des Indiſchen Handels; über die von den Türken genommenen Maaßregeln; über die Einrichtung der itzt exiſtirenden Karavanen u. dgl. mehr. — Daß laut S. 240 Herr R. weder in Edinburg noch London Scip. Ammirato Iſtorie Fiorentine auftreiben konnte, iſt für die Handelsgeſchichte der Republik und des Hauſes Medici nach Alexandrien gar kein Verluſt, weil der dickleibige Foliant ſchlechterdings keine nähere Aufklärung darüber enthält; und wenn die in England auch nicht zu habenden Schriften des Pagnini und Balducci keine beſſeren Hülfsmittel für die Geſchichte des Indiſchen Handels darbieten, als die Viaggi fatti da Vinetia alla Tana, in Perſia, in *India* &c. (Vinegia, nelle caſe de figlivoli di Aldo, 1543. 8vo.) ſo hat es damit eben die Bewandtniß. Die beyden darin enthaltnen, und Viaggio nelle Indie pomphaſt überſchriebnen Artikel ſind unbrauchbares Gewäſch; das erſtere von einem Venezianiſchen Handelsfactor, der 1529 von Alexandrien nach Calicut reiſet, allein nichts erhebliches zu ſagen weiß, oder ſagen will. Mit dem andern Aufſatze ſieht es noch ſchlechter aus. Der Verf. will zwar auch von Alexandrien 1538 nach Indien gereiſet ſeyn, liefert aber nichts anders als eine dürre Anzeige, wie viel Meilen täglich die Flotte zurückgelegt, womit die Türken Diu angreifen wollten, und für welche man den Venezianer mit 50 ſeiner Landsleute zu A. gleichfalls gepreſſet hatte. Ein Paar, auch ſehr unbedeutende Auszüge, Perſien betreffend, hat Joh. de Laet, in eines der Bändchen der ſogenannten Elzevirſchen Republiken, (Perſia 1633) aus erwähnten Viaggi fatti da Vinetia &c. aufgenommen.

Ein den dritten Theil des Buchs füllender Anhang beſchäftiget ſich endlich mit Betrachtungen über den Genius, die Sitten und Einrichtungen des Indiſchen Volkes, von ſo frühen Zeiten an, als wir von ihnen etwas wiſſen. Hier iſt ſogleich von der ſeit langer Zeit beſtehenden Abtheilung in Caſten die Rede, die unſer Verf. in Schutz nimmt; von ihrer geſetzlichen und politiſchen Verfaſſung, deren Nützlichkeit und hohes Alter er darthut; von dem Zuſtande nützlicher und ſchöner Künſte bey ihnen, wobey ein Paar Stellen aus dem Mahabarat, einem uralten epiſchen Gedichte von mehr als

viermal hunderttauſend Zeilen, und dem gleichfalls ſehr alten Schauſpiel Sakondala mitgetheilt werden. Ferner von ihren wiſſenſchaftlichen beſonders mathematiſchen Kenntniſſen, und endlich ihren Religionsſyſtemen. In den Beurtheilungen letzterer ſpielt die Farbe ſeines eigenen Rocks ſo gewaltig durch, daß man oft den Kopf zu ſchütteln genöthigt wird; und was die ungleich ältere, mit aſtronomiſchen Calcül belegte Chronologie derſelben betrifft, ſo opfert er ſolche, als fabelhaft, der unſrigen ohne weiteres Bedenken auf. Da indeß Wohlwollen für das arme itzt ſo gedrückte Hindoſtan überall ſeine Feder leitet, auch die Engländer aus ihren Beſitzungen in jenem Welttheile immer neue Beyträge zu genauerer Kenntniß derſelben erhalten, von denen dieſer Anhang als Verſuch eines Reſultats gelten kann, ſo mag er für die Liebhaber geſunder Lectüre, leicht den brauchbarſten und unterhaltendſten Theil des ganzen Buchs ausmachen.

Uebrigens iſt Herr R. in der Behandlungsart ſeines Gegenſtandes ſemper idem geblieben. Seine Erzählung gleitet in ruhigem, ſimpeln Tone fort, und was ihren Fluß nur im mindeſten unterbrechen konnte, wird in beſondern Anmerkungen und Erläuterungen bey Seite geſchafft; dergleichen die vier Abſchnitte 55 haben, und der Anhang wieder ſein Dutzend. Mehr als einer dieſer Excurſus enthält Aufklärungen, die den Text nicht wenig modificiren, ihn oft ſogar umſtoßen. — Nur bey Abfaſſung der 32ſten Anmerkung ſcheint Goſſelin's Werk über die Syſteme des Eratoſthenes, Strabo und Ptolemäus (Paris, 1790. gr. 4.) ihm erſt bekannt geworden zu ſeyn; und doch öffnet dieſer ſcharfſinnige Schriftſteller ſo neue, weiterer Unterſuchung höchſtwürdige Ausſichten über die Erdkunde der Griechen, daß ſein Buch die beyden Edinburger Gelehrten noch ungleich öfter hätte beſchäftigen ſollen. Allein geſetzt auch, daß es Herr R. eher zu Geſicht bekommen hätte, noch immer bleibt die Frage, ob er von dem einmal eingeſchlagnen Wege ſich würde haben abwenden laſſen? Rec. erinnert ſich, daß, als Herr R. noch mit Carls des V. Geſchichte beſchäftiget war, ſolchem von Brüſſel aus, gar nicht unerhebliche, einen gewiſſen Zeitraum betreffende Papiere zum Gebrauch angeboten wurden, die er jedoch mit der Erklärung abwies, die Vorfälle erwähnter Periode, ſeiner Meinung nach, ſchon aufs Reine gebracht zu haben. Nicht viel beſſer in Wahrheit, als jenes Benehmen des Franzmannes Vertot, der

ein ihm mitgetheiltes Belagerungs-Journal mit dem Bedauern zurückſchickte, daß in ſeiner Handſchrift der Platz ſchon übergangen ſey! — Was nun die Verdeutſchung betrifft, ſo iſt es allerdings erfreulich, daß ſolche in die Hände eines Mannes gerieth, der beyde Sprachen, und, was noch mehr iſt, den Gegenſtand ſelbſt in ſeiner Gewalt hat. Diejenige Eleganz und Bündigkeit, wodurch ſeine eignen Aufſätze ſich auf immer auszeichnen, ſind zwar in dieſer Ueberſetzung nicht überall erſichtlich; waren aber, bey ſeinem anhaltenden, Eifer uns mit Engliſchen Producten ſo geſchwind als nur immer möglich bekannt zu machen, vielleicht auch nicht zu verlangen. — Die beyden angehängten Karten hat man der Angabe des Herrn Playfair ebenfalls zu danken; und ohne dieſelben wäre die von Herrn R. angeſtellte allgemeine Ueberſicht ſehr oft unverſtändlich geblieben. Die eine davon enthält die Umriſſe des ſüdöſtlichen Aſiens nach Ptolemäus, und die zweyte, nach neuern Erfahrungen, wobey man die muthmaaßlichen Namen ſolcher Oerter hinzugefügt hat, die in den Schriften der Alten noch gefunden werden. — Das hinzugefügte ziemlich genaue Regiſter (Eratoſthenes, Goſſelin z. B. fehlen doch darin) war deſto unentbehrlicher, da auſſer den Abſchnitts-Ueberſchriften, ſonſt nirgend Rückweiſer oder Anzeiger zu finden ſind. Daß brauchbare Regiſter heut zu Tage immer ſeltner werden, iſt eine Nachläßigkeit, die Schriftſtellern und Buchhändlern ſelbſt den gröſten Nachtheil bringen wird, weil viele, ſonſt nützliche Werke, bloß dieſes unangewandt gelaſſenen Hülfsmittels wegen, bald in Vergeſſenheit gerathen dürften, und leider! wirklich ſchon gerathen ſind.

F.

85. Leben Herzogs Chriſtophs von Wirtemberg, von M. Johann Friedrich Röslin. Stuttgard, bey Erhard und Löfflund. 1792. 8. 140 Seiten, ohne die Vorrede zu XVI S. 8 gr.

Der Herr Verf. rechnet gleich in der Vorrede den Herzog Chriſtoph von Wirtemberg zu den groſſen und auſſerordentlichen Männern, wovon wir nähere Beſtimmungsgründe erwartet hätten. Wirtemberg erkennt ihn für einen ſeiner beſten, wohlthätigſten und weiſeſten Fürſten; ob er aber ein auſſerordent-

dentlicher Mann geweſen ſey, darüber ließe ſich doch noch ſtreiten. Vielleicht hat der Verf. die Sache nur ein wenig überſpannt, und wollte ſich eines andern Ausdrucks bedienen. Auſſerordentliche Schickſale hat Chriſtoph in Allweeg gehabt, aber dies hat er mit mehrern Fürſten Wirtembergs gemein. Schön und paſſend, ohne überſpannte Bilder, ſchilderte ihn Maximilian II. „daß er ein angeſehener, eines ewigen Ruhms würdiger, ſehr verſtändiger und vernünftiger Fürſt geweſen ſey.“ So viel wir aus der Vorrede wahrnehmen können, ſo will der Verf. eine Biographie Chriſtophs liefern, indem er ſich äuſſert, daß, wenn dieſer erſte Verſuch das Glück haben ſollte, mit Güte und Nachſicht aufgenommen zu werden, er demſelben vielleicht noch einige Biographien der vorzüglicheren Herzoge von Wirtemberg, auf dieſe Art bearbeitet, werde nachfolgen laſſen. Es iſt alſo dieſe Schrift ein Verſuch, und zwar ein erſter Verſuch, welcher weiterer Aufmunterung nicht unwürdig iſt. Nur wünſchten wir, daß der Verf. in der Darſtellungskunſt ſich zuvor noch mehr übte, ſich in ſeinem Schwunge mehr gleich bliebe, der Wahrheit getreu, nichts übertriebe, weil ein zu hoch geſpannter Flug immer wieder matt zurück fällt, und daß er die Gränzen einer Biographie bedächtlicher überlegte, weil ſonſt Staatsgeſchichte und Geſchichte des Landes gar zu leicht mit der Lebensgeſchichte verwechſelt werden können. Wir haben ſonſt dieſen erſten Verſuch nicht ohne Zufriedenheit geleſen, wiewohl wir auf einige Stellen ſtießen, wo wir weiter belehrt zu ſeyn gewünſcht hätten. Ueberhaupt haben wir die patriotiſchen Männer vermißt, deren ſich Chriſtoph bey ſeinen wichtigen Geſchäfften bedient hat. Und was kann die Biographie eines Fürſten intereſſanter machen, als die gute Wahl ſeiner Diener? Der größte Beweiß, daß ein Fürſt ein eigener Denker ſey und Verſtand und Charakter habe, beſteht in der Auswahl ſeiner Rathgeber, und gerade darinn hatte Chriſtoph einen groſſen Vorzug. Wir finden keinen als S. 14. den Tiferni, einen in der That edlen Mann, genannt, der aber auch gleich wieder verſchwindet. Und dieſer Mann hatte doch einen ſo ausnehmenden Antheil an der Bildung Chriſtophs! Eben deſſelben achtjähriger Aufenthalt am Franzöſiſchen Hofe, wo er ſich als ein edel handelnder Fürſt auszeichnete, hätte in ein noch ſtärkeres Licht geſetzt zu werden verdient. Ulrichs, des Vaters, Neid und Groll, den er auf ſeinen Sohn warf, iſt in der That tadelswerth: aber wie ſoll ihn der Philoſoph erklären? Man gehe nur zurück in Ulrichs

Geſchichte, ſo wird ſich der Grund davon bald aufklären. S. 67. ſieht man wohl, daß der Verf. ſelbſt Stipendiat geweſen ſeyn muß, weil er ſich nicht enthalten kann, in gewiſſe Lobeserhebungen dieſer Anſtalt auszuſchweifen. War es die Anſtalt, oder das eigene Genie, das jene Männer, die er S. 68. nennt, ſo weit brachte? Und ſollte die Anſtalt nicht auch ihre Mängel gehabt haben, welches zu beurtheilen wir Inländern überlaſſen müſſen? Da der Verf. die Theologen von Chriſtophs Zeiten am meiſten hervorzieht, ſo dünkt uns doch dieſer Herzog ein wenig zu einſeitig erwogen zu werden. Der weltlichen Diener dieſes Fürſten wird gar zu wenig gedacht, und Brentius konnte doch unmöglich alle Gutachten allein gemacht haben. Der erſte Miniſter Chriſtophs, ein groſſer und rechtſchaffener Mann, der das ganze Vertrauen ſeines Herrn beſaß, wird auch, von Sattlern ſogar, nicht in dasjenige Licht geſtellt, deſſen er ſo würdig iſt. Von P. P. Vergerius finden wir S. 130. einige Nachrichten, die auch in einer Biographie Chriſtophs beſtimmter vorgetragen werden konnten. So viel man aus den Schriften und Briefen deſſelben ſieht, ſo war er ein äuſſerſt zudringlicher Mann für den Herzog, der viele Geduld mit ihm hatte, und dennoch gedachte er im Grunde nicht ganz vortheilhaft von der Lutheriſchen Kirche.

Mbz.

86. Verſuch einer kurz erzählten Magdeburgiſchen Reformationsgeſchichte von G. S. Rötger, Propſt zu L. Frauen in Magdeburg. Zweyte ganz neu bearbeitete Auflage. Magdeburg, bey Cranz. 1792. 8. 96 Seiten. 7 gr.

Wenn der Verf. ſich die Struviſche Erklärung, die er im Namen des Magdeburgiſchen Miniſterii gethan, eigen macht, (S. 94) daß er ſich beſtrebt habe, den wenigen Vorrath von Magdeburgiſchen Religionsgeſchichten deutlich, ordentlich und unpartheyiſch vorzutragen, ſo muß ihm Rec. darinn Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Er hatte zwar die erſte Auflage ſeines Verſuchs nicht bey der Hand, und konnte ihn auch nicht zur Hand bekommen. Da er nun den Verſuch als eine ihm neue Schrift durchleſen mußte, ſo hat er ſich von der Brauchbarkeit dieſer zweckmäßigen Schrift, die freylich für ihr eigenes

Publi-

Publikum geſchrieben iſt, deſto leichter überzeugen können. Rec. wundert ſich alſo nicht darüber, daß auch dieſer Verf. über Mangel an Urkunden und Nachrichten klagt, weil er aus Erfahrung weiß, daß man gemeiniglich in jenen trüben Zeiten ſehr wenig ſich um Nachrichten bekümmerte, die man für die Nachkommenſchaft auſzeichnete, und daß noch die Mönche, wo ſie weichen mußten, aus ihren Klöſtern auch die beſten Urkunden mit ſich davon geſchleppt haben, welche in großen Fürſtlichen und Kloſter = Bibliotheken und Archiven begraben liegen, bis ſie durch einen Zufall etwa ans Licht gebracht werden. Der Verf. widerſpricht gleich anfangs dem Wahne gewiſſer neuer Schriftſteller, welche von der Reformation alſo ſprechen, als ob ſie ein Werk des Eigennutzes der damaligen Fürſten geweſen ſey, welche der guten Sache Luthers nicht blos Schutz, ſondern auch Rechtmäßigkeit hätte gewähren müſſen. Es mag zwar dies der Fall bey einigen geweſen ſeyn, war aber gewiß nicht die Urſache bey allen. Churfürſt Johannes von Sachſen wenigſtens betheuert das Gegentheil ſogar mit dem Pſ. 7. 4. 6. Ueberhaupt war Dogmenläuterung mehr Sache des Volks als der Regenten, weche ſich erſt nach erlangter beſſerer Einſicht dazu bequemten. So gieng es auch im Magdeburgiſchen, wo weder Vortheil noch Ueberzeugung des Landesherrn Luthers Lehre begünſtigte. Das Volk überzeugte ſich, ſahe Wahrheit, foderte Freyheit, und der Erzbiſchöfliche Hof mußte geſchehen laſſen, was nicht mehr zu ändern war. Lange vor dem Ausbruche der Fehde Luthers mit Tezeln war Nothwendigkeit der Sittenverbeſſerung Stimme des Volks in Magdeburg. Andreas Proles (Kind) Auguſtinerordens ward hier Zeuge der Wahrheit, den Luther i. J. 1499. ſelbſt predigen hörte. Die Dominikaner hatten keinen Einfluß bey dem Volke, dem vielmehr einige Prediger aus dem Franciscanerorden äuſſerſt ſchätzbar waren. Ueberhaupt rühmt es der Verf. S. 14 — 16. daß die Magdeburger ſich immer als enthuſiaſtiſche Freunde der Freyheit und als ſehr entſchloſſene Männer ausgezeichnet haben, welche auch mitten in den Religionsunruhen unerſchütterliche Standhaftigkeit, auch manchmal orthodoxe Unbiegſamkeit bewieſen haben. Frizhans, Myriz und Wydenſee waren nützliche Reformatoren, für welche der Bürgermeiſter Sturm, ſo wie der Burgerm. Rubin wider ſie ſprach. Dem Magdb. Volke iſt es eigen, daß man gleich anfangs Kirchencollegien aus der Bürgerſchaft erwählte, deren Vorſchläge ſehr vernünftig waren. Man freut ſich über

die Mäßigung des Moriz, über den Geiſt der proteſtantiſchen Toleranz jener Zeit, (welcher freylich ein Paar Jahrzehen hernach ſich nicht mehr in dieſer ſchönen Geſtalt zeigte) und über die biedere Erklärung der Volksdeputation, in welcher ſie Jeſum Chriſtum zu ihrem Pabſt und Hauptmann macht. S. 31. Amsdorf erwarb ſich damals wahre Verdienſte um das Volk und die Stadt, obwohl der Verf. ſeinen rauhen Ton nicht verſchweigt. Eiferer für den Catholicismus ſo wie Eiferer für den Proteſtantismus erzeugten mancherley Volksfehden, wegen welche die Katholiken den kaiſerlichen Fiſcal aufrieſen. Wiedertäuferiſch ſchien es, wenn Wydenſee auf die Gemeinſchaft der Güter drang, und ein Unglück für die Stadt und das Gebiet war es, daß der Baurenkrieg auch hier manches Unheil ſtiftete. Die Stadt hieng dem Churfürſten von Sachſen und dem Schmalkaldiſchen Bunde ſtandhaft an. Nachdem ſie dem Erzb. Albert, dem ſie 50000 Thaler bewilligt hatte, die freye Uebung der Religion zur Bedingung gemacht hatte, ſo gieng endlich unter deſſen Nachfolger und Vetter Johann Albert, dem die Stadt mit Krieg zuſetzte, der ächte Proteſtantismus in wilden und blinden Religionseifer, ja in Rebellion, Tumult und Raubſucht über S. 59. Die Stadt ſpielte bey dem Interim eine große Rolle. Die Achterklärung der Stadt iſt bekannt; weniger bekannt aber ſind bey Ausländern der Berliner Vertrag von 1555 und der Wollmirſtädter Vertrag von 1558. Auf dem Landtag 1561 ward endlich die Evangeliſche Religion überall eingeführt, hingegen brachen die verdrüßlichſte Fehden unter den Proteſtanten ſelbſt aus. Man ſieht es mit Theilnehmung, wie patriotiſch die Vorſchläge waren, die man wegen der geiſtlichen Stiftungen machte, welche zum gemeinen Wohl auch das Ihrige beytragen ſollten. Inſonderheit wünſchte das Land, daß man von den eingezogenen Nonnenklöſtern Erziehungsanſtalten für das weibliche Geſchlecht errichtete, und für die Wittwen der Geiſtlichen ſorgte.

Agb.

87. **Geiſtliche Drama (ta) nach bibliſchen Geſchichten bearbeitet, hauptſächlich jungen Perſonen gewidmet. Nebſt einem Gedichte über die Empfindſamkeit. Aus dem Engliſchen der Hannah Mo-**

re,

re, überſetzt nach der fünften Auflage. Erlangen, bey Palm. 1792. 99 S. in 8. 5 gr.

Die Verfaſſerinn hat ſich bey dieſen Meiſterſtücken von geiſtlichen Dramen, ſo viel es möglich war, ganz an das Original, nemlich an die bibliſche Geſchichte gehalten, und wollte keine Nebenumſtände hinzudichten, weil nach ihrer Meynung der Boden, worauf ſie ſtand, heiliger Boden war. Für die Jugend ſind aber doch eigentlich dieſe ernſthaften dramatiſchen Stücke nicht gemacht, da die Geſpräche zum Theil zu lang ausgefallen ſind, und die Proſa oft einen zu hohen dichteriſchen Schwung nimmt. Recenſent hat Stellen in dieſen Dramen gefunden, die eines Meſſiadenſängers und eines Shakeſpear's würdig ſind, und die ſchönſten Anlagen zur erhabnern dramatiſchen Kunſt verrathen. Das Publicum in England hat den Werth dieſer Arbeit gefühlt, und ſie iſt daher zum fünftenmale aufgelegt worden, ein Glück, deſſen ſich die herrlichſten Produkte unſrer dramatiſchen Schriftſteller gewiß nicht rühmen können. Das Büchlein enthält, auſſer der Vorrede und Einleitung, nur zwey Stücke, nemlich: Moſes im Schilf, und David und Goliath, obleich in der Inhaltsanzeige noch drey andere, nemlich Belſazer, Daniel und Hiskia nebſt einem Gedicht über die Empfindſamkeit angegeben ſind. Das überall hervorleuchtende gleichſam in jede Zeile verwebte reine Gefühl der Verfaſſerinn für warme Religioſität, und die Schönheit der Tugend und Wahrheit, macht dieſe Dramen noch ſchätzbarer, und der Leſer muß ein ſtumpfes Herz, und einen ſtumpfen Geiſt haben, der ſie nicht mehr als einmal durchleſen mag. Die Ueberſetzung hat hie und da einige Härten und Incorrektheiten, iſt aber doch im Ganzen gut gerathen.

Za.

88. Eunomia. 1792. Geſammlet von Zerboni. In Commiſſion bey Korn zu Breslau. 12 gr.

Die Freundſchaft war von jeher die beſte Pflegerinn der Dichtkunſt. In ihrem unſchuldigen und heitern Kreiſe entſtanden Gedichte, von welchen außerdem die Welt öfters nichts erfahren hätte. Jugendliche Freunde der Muſen lauſchten und ſpielten einander ihre Lieder vor, lobten und richteten und

würden ſich ſo wechſelsweiſe Aufmunterung, Belehrung und Belohnung. Außer dieſen Vortheilen hat indeſſen die Freundſchaft nicht ſelten auch einen ſchädlichen Einfluß auf junge Dichter und ihre Produkte. Denn wenn ſie auch nicht blind iſt, ſo iſt ſie doch gemeiniglich zu gefällig und nachſichtig, faſt immer ſchon eingenommen und vorher geſtimmt und auf jedem Falle geneigter, Schönheiten zu finden, als Fehler. In der Dichterwelt iſt es alſo eben ſo wie in der moraliſchen. Ein bitterer Feind ſtiftet oft mehr Nutzen, als der beſte Freund. Nach dieſem Exordio kommen wir billig zum Texte, das heißt, zu dieſer Sammlung von Gedichten, deren Verfaſſer, die wenigen mit bloßen Buchſtaben unterzeichneten ausgenommen, die Herrn **Droop, Bundesmann, Amalie Gr. von Haugwitz, von Reibnitz, Fülleborn, Groſſy, Jackmann, Neubeck, Schmidt, Schwarz, Zerboni** ꝛc. ſind. Dieſe ſämmlichen Gedichte ſind, ihrem Inhalte und Werthe nach, bey weitem nicht ſo verſchieden, als man von Gedichten von ſo vielen und verſchiedenen Verfaſſern erwarten ſollte. Sie ſind nicht ſchlecht, aber ſie ſind auch das noch nicht, was ſie werden können und müſſen, wenn ſie ihre Verfaſſer unſterblich machen ſollen. Non ſatis eſt, pulchra eſſe poëmata, dulcia ſunto. Denn ob es ihnen gleich nicht an Reinheit der Sprache, an Leichtigkeit und Fluße fehlt, ſo vermißt man doch Fülle der Gedanken und das, was man mit einem Worte wahre Dichterſalbung nennen könnte. Zur Probe nur eins, und zwar von den kürzeſten.

An die Sonne:

O, wie ſo prachtvoll ſchwebſt du her
Im ſtrahlenden Gewand,
Und wandelſt über Land und Meer
Und ſegneſt Meer und Land!
Und jede deiner Thaten iſt
So herrlich und ſo groß;
Denn jede deiner Thaten fließt
Aus milder Gottheit Schoos!

Hier ſink ich auf bethauter Flur,
Du Freudenſchöpferinn!
In der dich feyernden Natur
Verſtummend vor dir hin;

Und

Und meine Thräne rinnt dir Dank,
Das mich dein Lied umfließt,
Und quillet in den Kreisgeſang,
Den alles dir ergießt.

Hed.

89. Ariſtides und Themiſtokles vom Verf. Mark Aurels. Erſter Theil in 8. 381 Seiten. Zweyter Theil, 304 Seiten. Berlin, bey Maurer. 1792. Schreibp. 4 Rthl. Druckp. 2 Rthl. 20 gr.

Unter dem Bildniß des Verf. ſteht D. J. A. Feſſler. Die Behandlung iſt die nemliche wie bey Mark Aurels, alles gröſtentheils in Dialogen eingekleidet, und wie natürlich bey ſolcher Ausführlichkeit, mit Ausfüllung der Lücken in der Geſchichte, durch wahrſcheinliche Dichtungen, und Auseinanderſetzung der wahrſcheinlichen Geſinnungen und Gedanken der handelnden Perſonen. Wir halten von dieſer Art der Miſchung von wahrer Geſchichte und Dichtung nicht viel, weil dadurch die Abſonderung des wirklich Geſchehenen der Jugend erſchwert und ein Hang zu willkührlicher Behandlung der Geſchichte erzeugt wird. Wem indeß nicht daran gelegen iſt das Geſchehene genau zu wiſſen, der wird hier allerdings unterhaltende Lektüre finden.

Er.

90. Romantiſche Geſchichte der Vorzeit. 2ter Band. Leipzig, bey Fleiſcher. 1792. 22 gr.

Scenen aus der Geſchichte der Vorwelt, 2ter Theil. Leipzig, bey A. F. Böhme, 1792. Jedes etwas unter 1 Alph. 8.

Wir haben die erſten Theile von Beyden vor kurzem in dieſer Bibliothek angezeigt. Jedes dieſer Bändchen enthält ungefähr 3 Rittergeſchichten. Wir ziehen N. 1. ſehr vor; ſie iſt flieſſend und angenehm geſchrieben. In den Noten werden manche Erläuterungen aus der Geſchichte beygebracht.

N 2,

N. 2. Ob ſie gleich auch manches Gute enthält; (z. B. die Erzählung von der ſchönen Kunigunde, Kayſer Friedrichs 3. Tochter, hat uns nicht übel gefallen), ſo hätte doch der Verf. mehr die Weitſchweifigkeit, Schwulſt, Affectation, und die aus dem Schutt der alten Sprache nicht aus Noth, ſondern aus bloßem Wohlbehagen, aufgerafften Wörter vermeiden ſollen. Wenn werden doch die Romanſchreiber und Dichterlinge das minnen und die Minne, jenen Wuſt, den Leſer vom Geſchmack längſt müde ſind, über Bord werfen? Durch dergleichen Fehler der Schreibart ſchaden ſich unſre jungen Autoren merklich, und machen, daß eine Menge witziger, und auch ernſter Schriften unſrer letzten Dezennien den künftigen Menſchenaltern ſo lächerlich und verſchmählich ſeyn wird, als uns die Schriften der fruchtbringenden Geſellſchaft. Auch können wir manche dieſer Erzählungen, z. B. Anna von Coburg, theils wegen des Inhalts überhaupt, theils wegen einzelner Ausdrücke unmöglich jüngern ledigen Damen zur Lektüre empfehlen. Die Stelle S. 107. „Anna konnte alles werden, nur die Hand eines geſchickten Mannes mußte die Bäche ihrer Empfindungen leiten, wenn ſie die Ufer nicht überfluten, und die Dämme zerreiſſen ſollten,“ iſt lächerlich-prezibſer Styl, und die S. 113. „Kaum hatte die junge Roſe (die Prinzeſſin Anna) die erſten Blätter entfaltet, ſo flatterten auch ſchon Schmetterlinge jeder Art um ſie herum, und verunreinigten ſie theils — theils verließen ſie ſolche im zweyten Augenblick wieder —“ iſt, wo nicht eine Zweydeutigkeit, doch ein ekles, unanſtändiges Bild. Man halte doch den Styl der Baniſe gegen ſolche Blümchen, und urtheile, was von Beyden minder entſchuldigt werden könne!

Lb.

91. Reiſen eines Amerikaniſchen Dolmetſchers und Pelzhändlers, welche eine Beſchreibung der Sitten und Gebräuche der Nordamerikaniſchen Eingebohrnen und einige Nachrichten von den Poſten am St. Lorenz-Fluſſe, dem See Ontario u. ſ. w. enthalten. Herausgegeben von J. Long. Aus dem Engliſchen überſetzt. Nebſt einer vorläufigen

Schil-

Schilderung des Nordens von Amerika, von Georg Forſter. Mit einer neuen Karte und einem Kupfer. Berlin, 1792. in der Voſſiſchen Buchhandlung. 88 und 176 S. 8. 1 Rg.

Dieſe Reiſen enthalten die Abentheuer eines nach allem überſtandenen mit dem Pelzhandel verbundenen vielfachen Elende doch unglücklich gebliebenen Pelzhändlers, der mit den Sitten und Gebräuchen der Kanadiſchen Indianer ſo vertraut geworden war, daß er am Ende ſelbſt Indianer und der Theilnehmer ihrer Lebens- und Denkungsart, (doch nicht ihrer Sitten im moraliſchen Verſtande) im ſo ganzen Umfange wurde, daß man ſeinen Beſchreibungen und Schilderungen um deſto mehr Glauben zuſchreiben kann und muß. Der Verf.; es iſt noch nicht ausgemacht, ob er mit dem Herausgeber J. Long eine und dieſelbe Perſon iſt, gieng als ein junger Mann, der ſich als Buchhalter nach Nordamerika zu gehen anheiſchig gemacht hatte, d. 10 Apr. 1768 von Graveſend am Bord des Schiffs Kanada nach Quebek und Montreal ab. Seine Beſchreibung eines ſo weitläuftigen und bisher wenig bekannten Landes iſt ſo neu und enthält ſo viel Merkwürdiges, daß ſie eine genauere Mittheilung verdient, die wir nach dem von ihm erzählten Gang ſeines dortigen Lebens geben wollen. In ganz Kanada ſind gegenwärtig nur drey Städte, Quebeck, Montreal und Trois Rivieres. Die andern Plätze ſind Forts, Schanzen und Dörfer, aber in ſo geringer Anzahl, daß man oft viele Meilen und ganze Diſtrikte durchreiſen kann, ehe man auf eine lebendige Seele ſtößt. Das Land hat viele und große Landſeen, auch verſchiedene Flüße; aber die vielen Untiefen in dieſen Seen und Flüßen, welche Trageplätze heißen, machen die Fahrten auf denſelben aufhältlich und mühſam, weil die Waaren bey jedem Trageplatz aus den Kanoen ausgeladen und auf den Schultern fortgebracht und die Kanoen über denſelben fortgezogen werden müſſen. Um mit der Mohawkiſchen Sprache deſto bekannter und für den eigentlichen Rauchhandel um ſo brauchbarer zu werden, begab ſich der Verf. auf einige Zeit in das Dorf Cahnuaga, neun Meilen von Montreal. Das Dorf iſt unter allen indianiſchen Dörfern das angeſehenſte, hat gegen 200 Häuſer und auf 800 Einwohner, die ſich durch Fleiß und Sittlichkeit vor allen ihren indianiſchen Brüdern auszeichnen, aber doch dem Luxus

und Putz nach und nach ſo ergeben geworden ſind, daß ſie, um dieſen Aufwand zu befriedigen, ihre Aecker an die Kanadier zu verpachten angefangen haben. Der Verf. hat als Rauchhändler drey verſchiedene Winterexpeditionen tief in das Land gemacht. Eine ihm in allen dieſen Expeditionen ſehr zu ſtatten kommende Empfehlung für ihn war es, daß er ſich die gleich bey dem Antritt der erſtern Expedition von den Indianern zu Pays Plat angetragene Adoption gefallen ließ, die er freylich mit den empfindlichſten Schmerzen des Tatoyirens erkaufen mußte. Nach einem Gaſtmahl von Hundefleiſch, mit Heidelbeeren in Bärentalg geſotten, wurde er auf ein Biberkleid geſetzt, mit der Kriegspfeife zum Rauchen in der Hand und dem Wampumgürtel um den Hals, darauf in eine darzu eingerichtete Schweißhütte gelegt, im höchſten Grade des Schweißes in den Fluß, aus dieſem mit einer umgeworfenen Decke in die Hütte des Oberhaupts gebracht, und darauf folgender Operation unterworfen. Nachdem man ihn auf den Rücken gelegt hatte, bezeichnete das Oberhaupt mit einem in Waſſer, in welchem Schießpulver aufgelöſet war, getauchten Stabe die Figur, die er zu machen gedachte. Dann durchſtach das Oberhaupt mit zehn in Zinnober getunkten und in einer kleinen hölzernen Form befeſtigten Nadeln die bezeichneten Theile und ritzte das Fleiſch da, wo die ſtärkern Umriſſe zuſammenliefen, mit Flintenſteinen auf. Die leeren nicht mit Roth bezeichneten Stellen wurden mit Schießpulver eingerieben, um dadurch die Abwechslung von Roth und Blau zu bewirken und die Wunden alsdann mit Punkholz ausgebrannt, damit ſie nicht eitern konnten. Nach dieſer Operation, die 2 bis 3 Tage dauerte und unter dem fortgeſetzten Geſang von Kriegsliedern vollzogen wurde, war der Vf. von den Indianern als Bruder unter ihre Krieger aufgenommen. Die erſtre Reiſe gieng über den See Superior nach Pays Plat, von da nach dem See Alemipigon oder Nipagon, bis zu dem See la Mort. Nach der Berechnung des Verf. hat der See Superior 600 franzöſiſche, der See Alemipigon ohngefähr 100, und der See la Mort 60 franzöſiſche Meilen im Umkreiſe. Wegen der ſtrengen Kälte mußte er bey dem letztern, deſſen Waſſer ſehr unangenehm von Geſchmack iſt, ſein Winterquartier aufſchlagen, das wegen der ausserordentlichen Kälte mit dem härteſten Elend für ihn und ſeine Gefährten begleitet war. So ſehr ſeine Bekanntſchaft mit der Sprache, der Denkungsart, den Sitten der Indianer, ſeine deklarirte Neigung

für

für ſie, ſein Gewerbe mit ihnen erleichterte und ihn vor tauſend Gefahren ſchützte, die andre Pelzhändler von dieſer in dem Ausbruch ihrer Leidenſchaften ganz unbändigen Nation täglich beſorgen müſſen, ſo hart plagte ihn ein andrer weit gefährlicherer Feind, der Hunger. Schon mit dem Anfang des Jahres 1778 gieng der eingeſammlete ziemlich reichhaltige Vorrath ſo zu Ende, daß er mit ſeinen Gefährten nichts mehr als Fiſchrogen zu eſſen hatte. Ihre Ausſicht war um ſo trauriger, weil ihnen die Kälte nicht einmal nach ihren Fiſchernetzen zu ſehen geſtattete. Der Verf. faßte endlich die Endſchließung, nach dem See Manontoye zu reiſen, um von dorther wilden Reis zu verſchaffen, der in den daſigen Sümpfen in groſſer Menge wächſt. Herr Shaw, ein andrer Pelzhändler, hatte ſein Winterquartier an den Ufern deſſelben und der Verf. kam gerade zu einer Zeit an, wo ſeine Erſcheinung für den Herrn Shaw die einzige Rettung von ſeinem Untergange wurde. Eine Rotte wilder Indianer beſtürmte ſein Haus, weil er ihnen nicht Rum genug zu ihrer Befriedigung gegeben hatte und er würde mit dem einzigen Begleiter, den er bey ſich hatte, einem Kanadier, ohne Zweifel unterlegen haben, wenn ihn nicht der Verf. durch einen glücklichen Einfall von dem ganzen wüthenden Haufen befreyet hätte. Der Verf. ſagt bey dieſer Gelegenheit S. 73, „es wird von „einem Rauchhändler durchaus erfordert, kalt, feſt und bey „dringenden Fällen tapfer, aber nicht raſch oder haſtig zu ſeyn; „die Indianer ſind richtige Beobachter des menſchlichen Herzens und verſtehen ſich ſehr gut darauf, den wahren Muth „von dem erkünſtelten zu unterſcheiden, weil jenen ſtets eine „ausgezeichnete Ruhe vor dieſem auszeichnet.“ Der Verf. gieng nach dieſem geleiſteten Dienſte mit einer reichen Ladung von Reis und trocknem Fleiſche zu ſeinen zurückgelaſſenen Begleitern zurück, die unterdeſſen ſchon von den Indianern mit Nahrung verſorgt worden waren. Der See Manontoye iſt nicht ſo groß, wie der Störr-See, der zu Waſſer ohngefähr 5 Tagereiſen lang und 30 engl. Meilen breit iſt, hat aber einen Ueberfluß an Fiſchen und wilden Vögeln und in den angrenzenden Sümpfen an wildem Reis, Hafer und Kranichbeeren. Der Vf. paſſirte auf ſeiner Rückreiſe zu ſeinem Winterquartier mehrere Seen, die er als Augenzeuge beſchreibt. Der rothe See iſt an Fiſchen überaus reich und in ſeinen Sümpfen eben ſo reich an Reiß; der See Caribou, der 30 Meilen lang iſt, enthält einen Ueberfluß an groſſen Forellen,

Weißfiſchen, großen und kleinen Hechten und Stören, der See Arbitibis eine Menge Fiſche und wildes Geflügel, der höchſtens nur zwey Seemeilen große Krähenneſt-See hingegen keine Fiſche von der beſten Art, faſt blos und allein Schwerdtfiſche. Eben die genauere Beſchreibungen dieſer großen Waſſerbehälter, die das nördliche Amerika vor allen andern Ländern auszeichnen, machen dieſe Reiſen auch für den Geographen wichtig. Der Verf. hatte das Glück, daß noch die große Bande mit der ganzen Winterjagd, welche die Indianer Kitſchi Arrawway nennen, und aus etwa 50 Familien, jede von 20 Perſonen beſtand, in ſeinem Winterquartier ankam, und ihm ihren ganzen Vorrath von Rauchwerk überließ. Er verließ den 23ſten May mit 4 reichlich mit Pelzwerk beladenen Kanots den See la Mort und kam den 10ten Aug. mit ſeinem ganzen Reichthum glücklich zu Pays Plat wieder an. Noch in demſelben Monate ſtellte er eine neue Reiſe über den See Superior nach dem Kranichbeeren- dem Krähenneſt- dem Skunk- bis zu dem ſogenannten Unkraut-See an, wo er ſeinen zweyten Winteraufenthalt nahm. Dieſer See hat große Vortheile für den Rauchhandel vor ſich, weil ſich gegen 150 gute Jäger um denſelben aufhalten, und der Rauchhändler ſich eben eine ſo reichhaltige Lieferung von Fellen, als von Fiſchen, Reis und Kranichbeeren an den Ufern deſſelben verſprechen kann. Der Winter hatte hier aber noch mehr Ungemach für ihn, als er in ſeinem vorigen Winteraufenthalt empfunden hatte. Er gerieth mit ſeinen Begleitern in ſo große Hungersnoth, daß ſie nichts als das elende Trip de Roche zur Koſt übrig behielten. Er war auch mehreren Abentheuern ausgeſetzt, als im vorigen Jahre. Mehrere Indianiſche Böſewichter und Landſtreicher ſtellten ihm nach dem Leben, die er ſich durch Laudanum, unter den Rum vermiſcht, oder durch einen andern glücklichen Einfall vom Halſe ſchaffte. Indeſſen war auch auf dieſer Expedition die Erndte ſeines Handelsgeſchäfts für ihn ergiebig. Nach der Zurückkunft von dieſer Reiſe, führte er mit einer ihm zugegebenen Parthey Indianer und Canadier einen ihm aufgetragenen Streifzug nach Prairie des Chiens glücklich aus und rettete die von den indianiſchen Rauchhändlern dort niedergelegten Felle noch zur rechten Zeit aus den Händen der Amerikaner. Darauf trat er, im Jahre 1781, ſeine dritte Expedition als Rauchhändler an und drang während derſelben tiefer in das Land ein, als er jemals vorher gekommen war. Er

gieng

gieng zuerſt nach Tadouſak am Ende des Sagnenayfluſſes, von da durch das Sagvenayland bis nach Chegoimy. Hier überwinterte er und ſetzte im Frühling ſeine Reiſe nach dem St. Johannis-See, von da nach dem Fluß Pawebakaſch bis zum See Sabummuſchoin fort. Hier, wohin noch kein Rauchhändler vor ihm gekommen war, blieb er auf Zureden der Indianer und that, bey einem ununterbrochenen Ueberfluß an Fiſchen und Geflügel eine Erndte, dergleichen er vorher noch nie gethan hatte. Des elenden herumſtreifenden Lebens müde, fieng er eine eigne Handlung an, die aber durchaus unglücklich für ihn ausſchlug.

Der Verf. wurde auf allen dieſen Expeditionen mit den Sitten und der Denkungsart der Indianer ſo vertraut, war auf die einzelnen Züge derſelben ſo aufmerkſam, daß ſeine Reiſe viele nicht unbeträchtliche Data zur charakteriſtiſchen Beſchreibung derſelben liefern können. Ein Mohawk- und ein Chippewäh-Indianer ſtrichen beyde einer über den andern ihre Geſchicklichkeit im Skalpiren in einem Kriegsrathe heraus. Beyde erboten ſich zu einem Experiment. Der erſte brachte einen Skalp aus der Haut von dem Kopfe und Nacken eines Mannes, und der andre eine ganze mit Daunfedern ausgeſtopfte und mit Hirſchſehnen ſehr dicht zuſammengenähte Mannshaut. Der letzte erhielt den Preiß, wurde aber bald ein Schlachtopfer der Eiferſucht des erſtern. Die Indianer ſind von Natur ſtolz und eingebildet, beleidigt, wenn man ihren Rath verwirft und lange rachſüchtig. Man muß durchaus ihre Meynung zu billigen ſcheinen, wenn man einen Plan mit ihnen durchſetzen will; Braddok verſah es darinn und war unglücklich. Von den roheſten bis zu den aufgeklärteſten Stämmen ſind ſie im Ganzen ſehr träge, thun ſich ſogar auf Trägheit etwas zu gut, weil ſie Arbeit unter der Würde eines Kriegers und alle häusliche Sorgen für Weiberbeſchäftigung halten. Anſtrengung an ſich ſchonen ſie nicht, weil ſogar alle ihre Spiele Anſtrengung ſind. Die Weiber gebähren überaus leicht, ohne die Empfindung ihrer Schmerzen zu äuſſern, und ſtehen in der Zärtlichkeit gegen ihre Kinder den Weibern der gebildeten Nationen durchaus nicht nach. Eine Mutter ſäugt ihr Kind bis in das 5te, oft 7te Jahr. Sie ſuchen von Kindheit an den Knaben einen unabhängigen Geiſt einzuflößen, ſchlagen und ſchelten ſie nie, um den kriegeriſchen Geiſt, die künftige Zierde ihres Lebens und Charak-

aus, nicht dadurch zu ſchwächen, vermeiden durchaus allen Zwang, damit nicht die Freyheit des Handelns und Denkens unterdrückt werde." Wenn die Kinder ſterben, ſo beklagen ſie ſie mit unverſtellten Thränen und weinen oft noch ganze Monate nach ihrem Tode auf ihrem Grabe. Ihren Feinden legen die Indianer die erſchrecklichſten Todesqualen auf, und dieſe halten ſie mit der erſtaunenswürdigſten Faſſung aus, wovon der Verf. mehrere auffallende Beyſpiele erzählt. Der Tod iſt ihnen, beſonders im Alter, in vielen Fällen erwünſcht. Wenn bey den nördlichen Tſchippewähs der Vater einer Familie für die gewöhnlichen Gebräuche ſeine Kraft verlohren hat, ſo ſchlagen ihm die Kinder vor, ſich entweder mit einem kleinen Kanot und Rudern, mit Bogen, Pfeilen und einer Trinkſchaale auf irgend einer Inſel an das Land ſetzen zu laſſen, und ſich dort dem Hungertode Preiß zu geben, oder den Tod nach den Geſetzen des Landes männlich zu erdulden. Im letztern Falle giebt der älteſte Sohn unter Ceremonie, Schmaus und Tanz dem abgelebten Vater den letzten Todesſtreich. — Im Kriege gehen die Weiber und Kinder in ihren Kanots zuweilen voraus und ſtimmen Kriegslieder an. Die Nachtwache halten jedesmal 48 junge Krieger in vier Abtheilungen, mit Flinten, Bogen und Pfeilen bewaffnet. Sie tödten Weiber und Männer; aber die Kinder ſchaffen ſie fort und übergeben ſie den Rauchhändlern, die ſie als Dienſtbothen nach Montreal ſchicken. Der Verf. lernte den Aberglauben der Indianer, daß jeder ſeinen Totam oder Lieblingsgeiſt annimmt, der ſeiner Meynung nach über ihn wacht, in ſeiner Wirkung ſelbſt kennen. Ein Indianer, deſſen Totam ein Bär war, tödtete von ohngefähr einen Bär und war von der Zeit an unfruchtbar. Wer die mehreſten Weiber hat, der wird für den beſten Jäger gehalten, weil er ſie alle ernähren muß; die Indianer lachen ſogar die Europäer aus, daß ſie nur ein Weib und dieſes Weib auf lebenslang haben. Auf der zweyten Expedition kam ein neu verehlichtes Paar zu dem Verf. Mit etwas Rum wurden Gatte und Gattin fröhlich und die letztere ſang folgenden Liebgeſang: „Es iſt wahr, ich lieb' ihn allein, deſſen Herz dem ſüßen Safte gleicht, der aus dem Zuckerbaume „quillt und der ein Bruder des Espenlaubes iſt, das ſtets lebt „und zittert." Wenn ein Indianer eine Liebſchaft hat, ſo redet er den Vater ſeiner Geliebten mit folgenden Worten an: „Vater, ich liebe deine Tochter, willſt du ſie mir geben, damit „die kleinen Wurzeln ihres Herzens ſich mit den meinigen ſo

verwi-

„verwickeln, daß auch der ſtärkſte Wind ſie nicht aus einander „blaſen kann?“ Nach erhaltener Einwilligung des Vaters wird für beyde junge Leute eine Zuſammenkunft angeſetzt, zu welcher ſich der Bräutigam durch Schwitzen vorbereitet. Er kommt zu ihr, ſetzt ſich auf die Erde, raucht ſeine Pfeiſe, und wirft ihr unter dem Rauchen eine Menge kleiner Hölzer zu. So viele Hölzer die Braut in ihrer hölzernen Schaale auffängt, ſo viele Geſchenke muß der Bräutigam dem Vater geben. Der junge Krieger giebt darauf ein Feſt, das mit der ganzen eingeladeten Familie unter Tanz und Kriegsgeſang vollzogen wird. Nach vollendeter Luſtbarkeit bekleidet der Vater das junge Paar mit einem Biberrocke, giebt ihm eine neue Flinte und ein Kanot von Birkenrinde, womit die ganze Ceremonie vollendet iſt. So bald das Mädchen Frau wird, ſo verliehrt ſie ihre Freyheit und iſt die gehorſame Sklavin ihres Mannes, der ſeine Herrenrechte nicht einen Augenblick vergißt. Die Weiber gebähren viel lieber Söhne als Töchter, und ihre höchſte Freyheit iſt, daß ſie in Gegenwart ihres Mannes ſingen und tanzen dürfen. — Die ſüdlichen Indianer haben mehr Dörfer und ſind geſitteter, als die nördlichen. Das Klima iſt wärmer, die Natur fruchtbarer und die Erzeugung der Nahrungsmittel für ſie mit deſto weniger Mühe verbunden. Ihre Häuſer ſind mit Birkenrinden gedeckt, inwendig mit Bogen, Pfeilen und Kriegswaffen geſchmückt, und die Betten aus Rinden und Binſenmatten gemacht.

Von den Niederlaſſungen der Loyaliſten in Kanada nach dem nordamerikaniſchen Kriege verſpricht ſich der Verf. große künftige Vortheile für Großbrittannien, weil ſie nicht allein das Land cultiviren, ſondern auch in einem etwanigen Kriege nützliche Dienſte leiſten können.

Herr Forſter hat die Ueberſetzung dieſer Reiſen durch eine intereſſante Abhandlung, eine vorläufige Schilderung des Nordens von Amerika, für die deutſchen Leſer noch wichtiger gemacht. In einer edlen, blumenreichen Sprache hat er das Verhältniß des nördlichen Amerika gegen den Norden von Europa und Aſien nach ſeinem geographiſchen Umriß, nach ſeiner phyſiſchen Beſchaffenheit und nach ſeiner Bevölkerung in einem ſo fruchtbaren alles umfaſſenden Ueberblick, mit einem ſo richtigen und alles prüfenden Scharfſinne unterſucht, daß es ſchwer werden würde, das von ihm mit einem Kennerblick entworfene Bild nach einem noch kürzeren Maaßſtabe

wir alle Hoffnung auf, ihn wieder zu ſehen. Der Schnee lag ſo tief und die Wälder waren ſo voll wilder Thiere, daß wir befürchten mußten, er ſey entweder erfroren oder von Raubthieren gefreſſen.

auf, ihn je wieder zu ſehn, und vermutheten wegen des tiefen Schnees und der vielen wilden Thiere, daß er entweder todt gefroren oder von Thieren zerriſſen ſey.

Noch eine Stelle:

Forſter

Der Waſſerfall von Montmorenci, vielleicht der ſchönſte, den die Natur hervorgebracht hat, zog vorzüglich meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Zwar kann er an Höhe und Weite nicht mit der ſchauerlichen Größe des ungeheuren Waſſerfalles zu Niagara verglichen werden; aber dennoch iſt er wunderbar genug, um die Macht des großen Baumeiſters des Weltalls zu zeigen. Er thut ſogar eine angenehmere Wirkung, als jener: man ſtaunt ihn mit dem höchſten Grade der Bewunderung und des Vergnügens an, ohne Grauſen und furchtbare Eindrücke dabey zu empfinden.

Zimmermann

Der Waſſerfall von Montmorenci zog vorzüglich meine Aufmerkſamkeit auf ſich, weil dies vielleicht die ſchönſte natürliche Kaskade in der Welt iſt; und ob man ſchon ihre Höhe und Breite, wenn es auf ſchaudernde Größe ankommt, nicht mit dem ungeheuren Waſſerfall von Niagara vergleichen darf, ſo iſt ſie doch bewundernswürdig genug, um die Macht des großen Baumeiſters des Weltalls zu zeigen, und ihre Wirkungen ſind auch weit angenehmer, als beym letztern; denn ſie erregt Bewunderung und Vergnügen im höchſten Grade, ohne zugleich den Zuſchauer durch fürchterliche Vorſtellungen ſchwindeln zu machen.

In dem Verhältniſſe, in welchem dieſe beyden Stellen ſtehen, ſteht das Ganze beyder Ueberſetzungen gegen einander. Man ſieht, daß beyde Ueberſetzer den Sinn des Orginals mit gleichem Glücke auffaſſen; daß aber Herr Forſter die Gabe, den Gedanken des Engländers und ihrer Darſtellung die wahre originelle deutſche Form zu geben, vor ſeinem Nebenbuhler zum voraus hat. Wenn wir die Worte des Hrn. Hofr. Zimmer-

Zimmermanns in der Vorrede „die hier geliefert Ueberſetzung wird hoffentlich, da ſie fließend und getreu iſt, eine gute Aufnahme erwarten können,“ für das annehmen, was ſie ſind, für eine Empfehlung, ſo iſt ein andrer und nicht Herr Zimm. ſelbſt der Verf. der Ueberſetzung. Die wenigen der Ueberſetzung beygefügten Anmerkungen ſchränken ſich blos auf Erklärungen und Beſtimmungen der aus der Naturgeſchichte vorkommenden Gegenſtände ein.

Die von Hrn. Z. vorgeſetzte Einleitung über Kanada, iſt für die nähere Kenntniß des Landes intereſſant. Im Jahr 1782 betrug das aus dem öffentlichen Verkauf der Kanadiſchen Pelzwerke in London gelöſete Geld, 189000 Pf. Sterl., im J. 1783 165000 Pf. Stl., 1784 aber 201000 Pf. Stl. u. 1785 ſogar 242000 Pf. Stl. Im J. 1743 war die Einfuhr des Pelzwerks in Rochelle: 127080 Biber, 16512 Bären, 110000 Racoons, 30328 Marder, 12428 Ottern u. Fiſcherwiſel, 1700 Minze oder kleinere Ottern, 1220 wilde Katzen, 1267 Wölfe, 9 Vielfraße und 10700 Füchſe. Entic giebt in ſeinem State of the britiſch Empire die Zahl der Peltereyen faſt noch höher an. Der Kanadiſche Fiſchhandel beſchäftigt 60 Schiffe und über 1000 Seeleute.

Di.

92. Wilhelm Friedrich Hezel's praktiſche Anleitung zur Erklärung des Neuen Teſtaments für Anfänger in exegetiſchen Vorleſungen über das Evangelium Johannis und die ſchwerſten kleinern Pauliniſchen Briefe, als Beylage zu ſeinem Bibelwerk. Erſte Hälfte das Evangelium Johannis. Frankfurt, in der Andräiſchen Buchh. 1792. S. XXIV. 471. 8. 1 Rthl. 16 gr.

Die Vorleſungen, welche zu Anfang dieſes Jahrhunderts nach dem Tode berühmter Profeſſoren herausgegeben ſind, haben nur eine kurze Zeit in der gelehrten Welt Anſehen und Ruhm behauptet. Sobald die ehemaligen Zuhörer geſtorben waren, fehlte es ihnen an Liebhabern und Käufern. Ein jetzt lebender Profeſſor wird ſchwerlich durch die Herausgabe ſeiner Collegienhefte (und die vorliegende Erklärung iſt

Z 4 nach

nach dem eigenen Geſtändniß des Verfaſſ. ein zu ſeinen Vorleſungen ausgearbeitetes Buch) ſich viele Verdienſte oder Ruhm erwerben. Der Kathederton muß nicht in Büchern, ſelbſt in ſolchen nicht, die für Studenten geſchrieben ſind, herrſchen. Wer die Feder für das Publikum anſetzt, muß weit mehr auf Ordnung der Gedanken, Zuſammenhang und Richtigkeit des Ausdrucks ſehen, als der Docent auf dem Katheder thun kann oder thun darf. Der z. E. miſcht, wenn er nicht blos ſeine Hefte ablieſet, und dieſes ſollte keiner thun, lateiniſche Wörter oder Phraſen, in ſeinen Diſcours, wenn er dadurch glaubt verſtändlicher zu werden. Er kann auch dabey die Abſicht haben, durch ſolche Brocken die Bekanntſchaft mit dem Lateiniſchen in ſeinen Zuhörern zu unterhalten. In ein deutſches Buch gehören ſie durchaus nicht. Wir finden ſie aber in dieſer Erklärung ſehr oft, wie in dem Diſcourſe eines Profeſſors, auch da, wo es leicht war, ſich anderer Ausdrücke zu bedienen, z. E. S. 112 ſubſtrata materia u. dgl. Der Styl des Verf. iſt ſehr nachläßig, und wir können dieſes nicht damit entſchuldigen, daß das Buch für Vorleſungen ausgearbeitet war. Von der ſteigenden Kultur unſrer Sprache und dem überhand nehmenden Geſchmack läßt ſich erwarten, daß auch auf den akademiſchen Kathedern allmählig eine richtigere und feinere Sprache gebraucht werde. Solche Phraſen als ſich für die Lehre Jeſu portiren, γυναι klingt ſo honnet als das franzöſiſche Madame u. a. m. ſollten nach gerade in den Hörſälen der Profeſſoren nicht mehr gelitten, am wenigſten von dem gebraucht werden, der, wie unſer Verf. eine Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften geſchrieben hat. Uebrigens wollen wir dieſem Commentar nicht allen Nutzen abſprechen. Er kann ihn hauptſächlich bey ſolchen haben, die den Verluſt, den Vorleſungen des H. Prof. entweder gar nicht, oder nicht mit gehöriger Aufmerkſamkeit beygewohnt zu haben, erſetzen wollen. Da das Buch für Anfänger beſtimmt iſt, ſo beklagen wir, daß ſo viele Druckfehler eingeſchlichen ſind, als Orerbeck mehrmalen in der Einleitung für Overbeck. Was ſoll S. 36 Wir haben den Meſſias für den heiſſen?

Dr.

93. Verſuch einer kurzen Beſchreibung des Zuſtan des der Sitten und Gebräuche der Hebräer für

Un-

Ungelehrte, von Heinrich Ludwig Pfaff. Eiſenach, bey Wittekind. 1792. 162 S. 8. 12 K.

Die vier auf einander folgenden Genitivi des Titelblatts gehören nicht zum Einladenden der Aufſchrift; und wenn man ſieht, daß der Verf. ein Handbuch über die hebräiſchen Alterthümer für Ungelehrte geſchrieben hat, ſo möchte man befürchten, er werde über die hebräiſche Kritik, Grammatik oder dergleichen Materie gleichfalls für Ungelehrte ſchreiben. Ein gutes Compendium über die geſammten hebr. Antiquitäten in deutſcher Sprache gehört unter die Lücken unſrer Literatur. Gelehrte würden dem Verf. danken, wenn er ihnen ein ſolches geliefert hätte, und ſich freuen, wenn ſie ſich Hoffnung machen könnten, es von ihm dereinſt zu erhalten. Der gegenwärtige Verſuch, einen Defect von der Art zu ergänzen, iſt im erſten Sinn des Worts nur gar zu ſehr Verſuch. Der Verf. geſteht die ſchriftlichen Materialien, die er ſich in Eichhorns Vorleſungen geſammlet hat, benutzt zu haben. Daher mögen einige gute Stellen des Buches kommen, z. E. von den Verrichtungen der Leviten S. 59; von dem Haſſe Moſis gegen die Vielweiberey S. 79. In dem Verzeichniß der von ihm vorzüglich gebrauchten Autoren vermiſſen wir Warnekros, und wenn wir die Einrichtung ſeines Buchs anſehen, ſo können wir kaum glauben, daß er ihm unbekannt ſeyn ſollte. Denn wie Warnekros fängt er mit der Wohnung und Lebensart der Hebräer an, ſchaltet nachher die Beſchreibung von Paläſtina ein u. ſ. Der Plan des Verf. hat ſehr weſentliche Fehler. Kein Grund läßt ſich angeben, warum die Kapitel in dieſer und keiner andern Ordnung folgen. Auch das war ein Hauptfehler an dem übrigens mit vieler Gelehrſamkeit und Sorgfalt geſchriebenen Entwurf der hebr. Alterthümer von Warnekros, gegen den der Verſuch eine rhapſodiſche Skizze iſt. Wozu war es nöthig, in dieſen Verſuch eine ſo weitläuftige Beſchreibung von Paläſtina aufzunehmen? Wie ſehr contraſtirt gegen dieſe Weitläuftigkeit die Kürze, womit er von den Ackergeräthſchaften handelt, S. 34 von denen er nur, als das vornehmſte, die Treſchwalze anführt, und die geringfügige Bemerkung, womit er S. 74 die Naturlehre abfertiget, daß Moſes Kenntniſſe der Art gewiß in einem vorzüglichen Grade beſeſſen habe. Warnekros hatte die gottesdienſtlichen Alterthümer ausgelaſſen. Unſer Verf. handelt im 7 Kap. von den

Feſten; und nach 2 andern, worin von den Zeitvertreiben und Münzen die Rede iſt, (wie kommen die hieher?) von religiöſen Gebräuchen u. ſ. Wir haben weder Zeit noch Geduld ins Detail zu gehen, da der Umriß im Ganzen nicht unſern Beyfall hat. S. 56 ſoll Moſes den Handel auch darum verboten haben, weil er der Bevölkerung ſchadet, und mancherley Krankheiten ins Land bringt. (O hätte der Verf. nicht blos orientaliſche, ſondern auch andere Vorleſungen beſucht!) S. 64 werden zu den Inſtrumenten, die mit Stöcken geſchlagen und von den beſaiteten und Blasinſtrumenten unterſchieden werden, die Harfen gezogen!!

Fh.

94. Memorabilien. Eine philoſophiſch theologiſche Zeitſchrift, der Geſchichte und Philoſophie der Religionen, dem Bibelſtudium und der morgenländiſchen Litteratur gewidmet von Heinrich Eberh. Gottlob Paullus. Zweytes Stück. Leipzig, bey Cruſius. 1792. 202 S. 8. 12 gr.

Was wir von dem erſten Stücke dieſer Memorabilien gerühmt haben, daß es zwar nur kurze, aber größtentheils intereſſante Aufſätze enthalte, gilt auch von dem vor uns liegenden zweyten; wir wollen die hier befindlichen Abhandlungen nach der Reihe anzeigen.

Die Fortſetzung und der Beſchluß von Herrn Kurzmanns Commentatione de Africa Geographi Nubienſis macht den Anfang. Die erſte Abtheilung dieſer nützlichen Schrift war bereits in das vorige Stück aufgenommen, und wir haben neulich das Nöthige ſchon davon geſagt. — II. Achmet Ibn Haſſan Reiſeroute von Fes nach Tafilet, eingeſandt vom Herrn Hofr. von Jeniſch. Ein ſehr guter Anhang zu der vorhergehenden Abhandlung, in welchem eine ſelbſt bey Höſt nicht genug bezeichnete Gegend von Africa für die Geographie etwas genauer beſchrieben wird. — III. Noch eine Probe aus dem Samaritaniſchen Chronikon des Abulpharach; arabiſch und teutſch, von Herrn Prof. Schnurrer. Schon im IX Theil des Eichhorniſchen Repertorii für bibliſche und morgenländiſche Litteratur hatte Herr Schnurrer S. 43 über dieſe noch ungedruckte

Chro-

Chronik, von der er eine Abſchrift beſitzt, etwas geſagt. Ungeachtet dieſe Anzeige wenig Aufmerkſamkeit und Verlangen nach dieſem Werk erweckt zu haben ſchien: ſo ließ Herr Schnurrer dennoch eine Probe dieſer Schrift in den erſten Theil des neuen Repertorii einrücken, und fährt hier fort, noch mehr hinzuſetzen. Wir wünſchten, er fügte auch das Uebrige noch bey. Das hier gelieferte Stück, welches den bekannten Streit der Juden und Samaritaner über die Heiligkeit des Berges Garizim betrift, hat viel Intereſſantes, und es kann gar nicht ſchaden, wenn man auch die Samaritaner über Begebenheiten befragen kann, die man bisher blos aus den Erzählungen der Juden kannte. Ueber die Glaubwürdigkeit und den hiſtoriſchen Werth dieſer Chronik dürfte man ohnehin erſt dann gehörig urtheilen können, wenn ſich das Ganze überſchauen und genauer prüfen läßt. — IV. **Fulda über Cosmogonie, Androgonie und Menſchengeſchichte nach der Noachiſchen Fluth.** Ein neuer Verſuch, die im erſten Buch Moſe aufbehaltenen Nachrichten aus der Urwelt mit den Mythologien und Cosmogonien der älteſten Völker zu vergleichen, und ſie mit einander in Uebereinſtimmung zu bringen. Recenſent hat an dergleichen Erläuterungen nie Geſchmack finden können. Es ſchien ihm dabey immer ſo viel ohne Beweis angenommen, auf unſichre Etymologien gebaut, und durch zufällige Spiele des Witzes mit einander verknüpft zu werden, daß er weder belehrende Aufſchlüſſe, noch überzeugende Gewißheit in dergleichen Unterſuchungen wahrnehmen konnte. Dieſen Eindruck hat auch der hier abgedruckte **Fuldaiſche** Aufſatz bey ihm zurückgelaſſen; er beneidet übrigens Niemand, der ſie mehr dadurch erbaut fühlet — V. **Züge zu einer pragmatiſchen Biographie Ephräm des Syrers, von Herrn Repetent Gaab.** Wenn es bey dem Leben eines Mannes ſo ſehr an hiſtoriſchen Nachrichten fehlt, wie bey dem guten **Ephräm**: ſo iſt es wahrlich ſchwer, auch nur einzelne Züge zu einer wirklich pragmatiſchen Lebensgeſchichte zu liefern. Indeſſen verdient das, was Herr **Gaab** über die wahrſcheinlichen Urſachen, welche zur Bildung des gelehrten und ſittlichen Charakters dieſes berühmten Syrers beygetragen haben, hier anmerkt, allerdings in Erwägung gezogen zu werden. — VI. **Scholien zu ſchweren bibliſchen Stellen.** Diesmal ein Paar unbedeutende Anmerkungen zu Rom. XI. 17. 24. und zu 1 B. M. V. 24. von Herrn Conr. **Bredenkamp** zu Bremen. Das Einpfropfen des wilden

des Oelbaums in den zahmen, welches Herr Bodenkamp zur Erläuterung der erſten Stelle als etwas gewöhnliches aus Columella und Palladius de inſitione beweiſet, wird noch weit treffender durch dasjenige erläutert, was Michaelis im X Th. der Or. Bibl. S. 67. ff. bereits darüber geſagt hat. Hr. Paulus ſelbſt ſetzt eine weitläuftigere Erörterung über die ſchwere Stelle 1 Kor. XV. 29. 30 hinzu, die vornehmlich darum nachgeleſen zu werden verdient, weil ſie die eigentliche Streitfrage, welche der Apoſtel in den Gedanken hatte, beſſer ins Licht ſtellt, und den wahren Zuſammenhang ſeiner Schlüſſe richtiger entwickelt, als gewöhnlich geſchieht. — VII **Etwas über die Lehre der Phariſäer von dem Zuſtand nach dem Tode, in Beziehung auf einige Stellen des Joſephus und des N. Teſtamentes, von Hrn. Prof. Flatt.** Weil das, was das zweyte Buch der Maccabäer und das N. Teſt. von dem Glauben der Juden an eine Auferſtehung des Leibes enthalten, der Nachricht Joſephi zu widerſprechen ſcheint, nach der die Phariſäer eine Seelenwanderung angenommen haben ſollen: ſo meynt der Verfaſſer, dieſer Widerſpruch werde ſich am leichteſten durch die Vorausſetzung heben laſſen, daß in dem Zeitalter Chriſti noch die ältere Idee von Auferſtehung, in ſpätern Zeiten aber, etwa zu der Zeit, wo Joſephus ſchrieb, die Idee von einer Wanderung der tugendhaften Seelen herrſchend geweſen ſey. Uns dünkt dieſe Vorausſetzung überflüßig und unhiſtoriſch. Alles hängt ſehr gut zuſammen, wenn man bemerkt, daß die Meynung von einer Auferſtehung des Leibes zu einem ewig daurenden Leben der herrſchende Volksglaube, die Hypotheſe von einer Seelenwanderung hingegen eine bloſſe Sectenmeynung, ein eigenthümliches Dogma der Phariſäer war, welches ſie mit der allgemein geglaubten Auferſtehung verbanden. Im N. Teſt. iſt immer von der Meynung des Volks, der die Phariſäer ſelbſt zugethan waren, die Rede; da hingegen Joſephus dasjenige anführt, was die Phariſäiſche Parthey noch auſſerdem Beſondres hatte. Auch läßt ſich hieraus begreiffen, warum Joſephus de Bell. Lib. III. c. 8. §. 5. die Seelenwanderung nicht erwähnt, ungeachtet er ſelbſt Phariſäer war. Er hat es nämlich in der Rede, welche er dort hält, nicht mit lauter Zunftgenoſſen, ſondern überhaupt mit Juden zu thun, gegen die er ſich nur auf allgemein zugeſtandene Lehren berufen konnte. — VIII. **Theokrits Idyllen und das Hohe Lied; verglichen von Hrn. Prof. Stäudlin.**

Der

Der Verſ. iſt nicht abgeneigt zu glauben, Theokrit möchte das hohe Lied gekannt, und ſich Bilder und Wendungen deſſelben zugeeignet haben. — IX. **Ueber das hohe Lied, ſeine Oekonomie und Inhalt, von Ebendemſelben.** Ein neuer Verſuch über dieſes ſonderbare Ueberbleibſal der alten hebräiſchen Dichtkunſt. Nach der Meynung des Verf. liegt dieſem Lied eine Begebenheit aus dem Leben Salomons zum Grunde, der ein Landmädchen zu verführen geſucht, aber die tugendhafte Treue deſſelben gegen einen Hirten vergeblich bekämpft habe. Ein ſpäterer Dichter ſoll dieſen hiſtoriſchen Stoff zu dieſem Liede verarbeitet, und eine Art von Drama daraus gebildet haben. Der Verf. ſucht daher die Folge der Scenen und ihren Zuſammenhang kurz zu entwickeln, und ſeine Vorausſetzung dadurch zu rechtfertigen. Scharfſinn, Gelehrſamkeit und Eigenthümlichkeit wird bey dieſer Entwickelung Niemand vermiſſen; aber wir müſſen es dem Leſer überlaſſen, den Verf. ſelbſt zu hören. Wir ſind es nach gerade müde; mit dergleichen Zergliederungen des hohen Liedes uns abzugeben. Was hat man nicht ſchon alles aus dieſem Gedicht heraus gebracht! Wie willkührlich verfährt man mit den Theilen deſſelben! Da muß das arme Mädchen, welches die Heldin dieſes Stücks ſeyn ſoll, bald einſchlafen und träumen, bald ohnmächtig werden, bald aus dem Harem entwiſchen, bald ſich wieder einholen und fangen laſſen, je nachdem der Ausleger es gut findet, und Hülfe für ſeine Hypotheſe braucht; und der weiſe Salomo ſelbſt macht dabey gewöhnlich eine ſo jämmerliche Figur, daß es zu verwundern iſt, wie die Ausleger ihr Gefühl von Schicklichkeit ſo gar wenig zu Rathe ziehen konnten, wenn ſie den König hier handeln ließen. — X. **Nachricht des Herausgebers von ſeiner Sammlung der wichtigſten Reiſen in den Orient, mit Einleitungen, Anmerkungen, Regiſtern, Kupfern und Charten.** Der Entwurf, welchen Hr. Prof. Paulus hier dem Publico vorlegt, iſt ungemein nützlich und fruchtbar. Wir wünſchen ſehr, daß ihn die Unterſtützung derer, welchen Menſchenkenntniß und Schrifterklärung etwas werth iſt, in den Stand ſetzen möge, denſelben auszuführen.

La.

95. Cornelii Nepotis Vitae Excellentium Imperatorum cum annotationibus grammaticis

in uſum iuuentutis praeſertim ſcholaſticae edidit M. *Sim. Frid. Wurſter.* Ulmae, 1791. ex officina Stettiniana. 379 Seiten in 8. 14 gr.

96. Cornelius Nepos. Zum Gebrauch der erſten Anfänger mit kurzen grammatiſchen und hiſtoriſchen Anmerkungen, wie auch mit einem Wörterbuche verſehen, von A. Chr. Meineke. — Lemgo, bey Meyer. 1792. 284 Seiten, und das Wörterbuch, welches auch beſonders verkauft wird, und einen eignen Titel hat, 156 S. in 8. 16 gr.

97. Kornel Nepos, teutſch mit einer Abhandlung über die Methode ihn zu leſen, herausgegeben von Albert Xaver Weinzierl, reg. Chorh. in Polling, und öffentlichem Lehrer der erſten rhetoriſchen Klaſſe in München. Mit 10 Kupfertafeln. München, bey Leutner. 1792. LXXXIV und 229. 8. 16 gr.

Hier wären alſo wieder drey Bearbeitungen eines Klaſſikers, der die große Ehre, der geleſenſte aller Autoren des Alterthums zu ſeyn, von jeher mit der Unbequemlichkeit, von ſeinen kritiſchen und unkritiſchen Herausgebern aufs allerſeltſamſte gemishandelt zu werden, erkaufen mußte. Wir wollen ſehen, was ihm bey dieſen neuen Ausgaben für Heil oder Unheil wiederfahren iſt.

N. 95. iſt ein neuer Abdruck nach der Fiſcherſch. Ausgabe mit bloßen ſyntaktiſchen Anmerkungen und einer am Ende jedes Feldherrn angehängten Phraſeologie von Herrn Würſter, Lehrer an der Schule zu Heidenheim im Wirtembergiſchen. Sie iſt die Frucht ſeiner eigenen Methode, den Nepos mit ſeinen Schülern durchzuanalyſiren, und durch Imitationen in ſuccum et ſanguinem zu vertiren, bis ſie die Latinität des Nepos ganz inne haben. Schellers praecepta ſtili und ausführliche Sprachlehre, nebſt Bröders praktiſcher Grammatik ſind in den Anmerkungen überall zum Grunde gelegt,

und

und durchgehends citirt. Dieß kann für den erſten Anfänger allerdings ſeinen guten Nutzen haben, zumal da der Herausgeber fleiſſig auf den rechten Gebrauch der Subjectivs. und der conſequentiae temporum aufmerkſam macht, auch viel über Härten und Unzierlichkeiten des Nepos einflieſſen läßt, worauf ihn Schellers Ausſpruch in den Praecept. ſtili p. 760, daß Nepos viele Härten und Eigenheiten habe, vor welchen ein geſchickter Lehrer ſeine Schüler warnen müſſe, gebracht zu haben ſcheint. Ob Herr W. zu dieſer höhern Critik wirklich Beruf habe, getrauen wir uns nicht zu entſcheiden. Sprachbemerkungen, wie S. 130, wo adortus und adorſus von adoriri hergeleitet, aber bemerkt wird, daß erſteres nur vom Angreifen, letztes vom Anfangen geſagt werde (adorſus wenn es anfangen heißt, muß von adordior abgeleitet werden, iſt aber freylich unzähligemal mit adortus verwechſelt worden. S. Drakenborch z. Liv. 35, 51, 8.) und Haſchen nach Energien, wie S. 251. elabi von einer recht verſtohlnen Flucht erklärt wird, möchte dieß freylich noch etwas zweifelhaft machen. In den beygefügten Phraſeologien iſt doch auch der Ausdruck nicht immer behutſam genug gewählt. Wenn z. B. ſepulcri monumento donare aliquem überſetzt wird: einem einen Leichenſtein ſetzen, ſo denkt der Schüler an unſere Kirchhöfe, und bekommt eine ſchiefe Vorſtellung. In der Vorrede will Hr. W. ſagen: wer wird bey den entſchiedenen Verdienſten des Nepos nicht Bedenken tragen, ihn aus den Schulen zu verbannen? Dies iſt Lateiniſch ſo ausgedrückt: quis Nepotem e ſcholis expellere *non dubitabit*?

N. 3. iſt Immanuel Sincerus in einer andern Geſtalt. Wir bedauern den Herausgeber, daß er ſich zu einer ſolchen Handlangerarbeit hat gebrauchen laſſen müſſen, da er gewiß etwas beſſeres hätte liefern können. Es wird dem Knaben alles fein hübſch vorkonſtruirt und vorgekäut, damit er ja die Milchzähne ſich nicht ausbeißen möge. Hier und da iſt doch eine kleine hiſtoriſche Anmerkung eingeſtreut, auch iſt das Wortregiſter mit auf Realien eingerichtet, wobey freylich nicht alles ſo genau genommen wird z. B. ſ. v. decemvir, wo geſagt wird, ſo hätten die obrigkeitlichen Perſonen geheißen, die je zehn und zehn vom Lyſander in jeder Athenienſiſchen Stadt beſtätigt wurden. Aber nur der Piräus bekam zehn ſolche ἁρμοστάς. Die Städte der Bundsgenoſſen und Schutzverwandten, die ſie auch erhielten, können doch nicht eigentlich

ſich Athenienſiſche Städte geſtimmt werden. — Papier und Druck ſind dem innern Gehalt dieſer Ausgabe vollkommen angemeſſen. Alles iſt Makulatur!

N. 3. iſt von eben dem Verfaſſer, der vor einigen Jahren eine Ueberſetzung des Salluſt gegeben hat. Es ſcheint nicht, als habe Herr Weinzierl die ſchon vorhandenen zwey Frankfurter Ueberſetzungen hierbey zu Rathe gezogen. Er iſt vielmehr ſeinen eignen Weg gegangen. Um unſern Leſern eine Probe von ſeiner Manier im Ueberſetzen zu geben, wählen wir die Charakterſchilderung aus dem erſten Kapitel des Alcibiades: „Er war reich, zur Nothzeit raſtlos, duldſam, „freygebig, prachtvoll im gemeinen Umgang, wie an der Ta„fel: geſprächig, einſchmeichelnd, und in jede Lage ſich ſchmie„gend. Wenn er ſich Muße gönnte, und ihn nichts, Gei„ſtesarbeit zu dulden, zwang: ſo zeigte er ſich als Schwel„ger, Schwärmer, Liebesſclaven und Schlemmer. Alle „wunderten ſich, wie in einem Menſchen ſolch ein Widerſpruch, „und ſo eine entgegengeſetzte Natur walten könne.“ Schon hieraus wird man leicht errathen können, wie ſehr alles in dieſer Ueberſetzung von Provinzialismen und undeutſchen Wendungen wimmelt. Es würde in der That nicht ſchwer fallen, aus dieſer einzigen Ueberſetzung ein anſehnliches Idiotikon der Bayerſchen Mundart zuſammen zu bringen. Ausdrücke, wie klecken für: zureichend ſeyn, wegkennen für: unterſcheiden, Zama war beyläufig 10,000 Schritte entfernt, kommen auf alle Seiten vor, und machen freylich die Ueberſetzung auch dem, der eine Ueberſetzung dieſes Schriftſtellers nicht ſchon an und für ſich für eine ganz überflüſſige Sache hält, völlig ungenießbar. Unſer Ueberſetzer iſt übrigens, wie natürlich, mit hoher Bewunderung und Ehrfurcht vor ſeinem Autor durchdrungen, und giebt ſich in der voranſtehenden Abhandlung alle erſinnliche Mühe, ſeinen Lieblingsſchriftſteller als ein vollkommnes Muſter der guten Schreibart, der hiſtoriſchen Kürze und der Moral aufzuſtellen. Er ſpricht von ſeinen Gaben mit eben dem Entzücken, mit welchem der Liebhaber die Reitze ſeines Mädchens preiſen würde. Er bewundert ſeine hiſtoriſche Treue, bey der man nicht Gefahr läuft, ſeine Helden zu großäugigt anzuſehn. Vorzüglich hat er es mit Vater Schellern zu thun, der die Armſeligkeiten des guten Nepos bey verſchiedenen Gelegenheiten aufgedeckt hat, und ereifert ſich gewaltig gegen die Männlein, die dem großen Mann graeculatim ſturnatimque nachfolgen. Am Ende

folgt

folgt eine eigne Anleitung, wie man den Kornel ſtudieren müſſe, wobey alle Witzigkeiten wegbleiben, und wenigſtens 3 Führer ſo geleſen werden müſſen, daß man das klaſſiſche Latein in ſchlechteres überträgt. Den Beſchluß machen moraliſche Reflexionen über die erſten zwey Feldherren, voll guter Abſicht und ſonderbarer Combinationen, wie überhaupt die ganze, gewiß ſehr gut gemeinte Abhandlung. Hiebey befinden ſich auch einige ſogenannte antike Köpfe, erbärmliche Karrikaturen, Erſtlinge, wie der gutmüthige Mann am Ende erinnert, von der Radiernadel eines Jünglings, der ſich hierdurch dem Schutz eines Mäzens empfehlen will.

So wäre alſo wieder in dieſen drey Bearbeitungen eine Menge Papier, Zeit und Mühe verſchwendet, und die Interpretation des für den frühern Unterricht ſchlechterdings untauglichen, und weit ſchwerer, als man gewöhnlich glaubt, zu erklärenden Schriftſtellers hätte auch nicht das geringſte dabey gewonnen. Die einzig zweckmäßige und brauchbare Ausgabe von ihm iſt die in der Reihe der Auctorum Latinorum minorum bey Erbſtein in Meißen herausgekommene Tzſchuckiſche, die aber grade am wenigſten bekannt geworden zu ſeyn ſcheint.

Mm.

98. Antiquariſches Handwörterbuch, zum nähern Verſtändniſſe der griechiſchen und römiſchen Klaſſiker. Nach Samuel Pitiſkus und den beſten Hülfsmitteln bearbeitet. Zum Gebrauche der Schulen, Berlin, 1792. Im Verlage der Akadem. Kunſt- und Buchhandlung. 624 Seiten in gr. Octav. 1 Rthlr. 16 gr.

Dies iſt wieder ein, zwar eben nicht ſchlechtes und völlig unbrauchbares, aber doch gewiß ziemlich überflüſſiges, ja in gewiſſer Rückſicht ſogar nachtheiliges Buch. In der kurzen Vorrede ſagt der dem Rec. unbekannte Verfaſſer, „ſeine „Abſicht bey Ausarbeitung dieſes Werks ſey geweſen — der „Jugend ein Buch in die Hände zu liefern, welches ſie, bey „Leſung der Klaſſiker, zum beſſern Verſtehen derſelben, als „Hülfsmittel gebrauchen könnte.“ Allein wie viele Hülfsmittel müßten alsdann der Jugend in die Hände geliefert werden,

und wie viele Wörterbücher, auſſer dem antiquariſchen, würde ſie nicht bey der Hand haben müſſen, wenn ſie in allen Fällen die Nachrichten und Erklärungen daraus ſollte ſchöpfen können, welche ſie zum Verſtändniſſe der Klaſſiker nöthig haben würde? Auſſer den Wörterbüchern der griechiſchen und lateiniſchen Sprache müßte ſie, wenn die Sacherklärungen in eben ſo vielen beſondern Wörterbüchern gegeben werden ſollten, noch mit einem antiquariſchen, hiſtoriſchen, geographiſchen, mythologiſchen, philoſophiſchen und mehr andern verſehen ſeyn. Und mittelſt aller dieſer Wörterbücher würde die Schuljugend von den Sachen ſelbſt ſich doch nur ſehr unvollſtändige, übel geordnete und unzuſammenhangende Begriffe machen können. Inſonderheit iſt dieſes der Fall in Anſehung der ſogenannten Alterthümer der Griechen und Römer. Unmöglich kann man ſich mit Hülfe eines Wörterbuchs von der Staats-Regierungs-Religions- und Kriegsverfaſſung, von der Lebensart, den Sitten und Gebräuchen dieſer Völker die gehörigen Begriffe erwerben. Zum Verſtändniſſe aber der Klaſſiker, und der einzelnen Stellen in denſelben, worinn von dergleichen Sachen die Rede iſt, iſt ein gut geſchriebenes griechiſches oder lateiniſches Wörterbuch, welches ohnehin jeder Schüler beſitzen muß, z. B. das lateiniſche von Scheller, hinlänglich; und in ſo einem hat noch überdas die Jugend Alles, Geſchichte, Geographie, Mythologie u. ſ. w. beyſammen. Bequemer und beſſer überdacht — wenn nämlich Sprache und Sachen unnöthiger und ſchädlicher Weiſe getrennt werden ſollen — iſt der Plan des guten alten Hederichs — wenn nur ſeine Schreibart beſſer und geſchmackvoller wäre — der alles, was dem Schüler zur Erklärung der Klaſſiker nöthig iſt, in Einen Band, mit dem Titel: **Reales Schul-Lexicon**, zuſammen getragen hat. Und wirklich würde der Verf. des hier recenſirten Handwörterbuchs der Schuljugend einen größern Dienſt erzeigt haben, wenn er dieſes Hederichiſche Schullexicon zum Grunde gelegt, verbeſſert, anders eingekleidet, die hauptſächlichſten Beweisſtellen aus den Quellen angeführt, verſchiedene Artikel abgekürzt, und die bibliſchen, nebſt einigen andern, gänzlich weggelaſſen hätte.

Rec. ſagte oben, daß ſolche Real-Wörterbücher in gewiſſer Rückſicht auch als ſchädlich angeſehen werden könnten. Der Hauptſchaden, den ſie anrichten können, beſteht darinn, daß die

die Jugend ſich gar zu leicht einbildet, ſie ſey mit hinlänglichen Hülfsmitteln zu den verſchiedenen hiſtoriſchen, antiquariſchen und andern Kenntniſſen der alten Literatur genugſam verſehen, und brauche ſich nicht weiter beſonders darauf zu legen, wenn ſie mit ſolchen Wörterbüchern verſehen ſey, aus welchen ſie ſich im Falle der Noth Raths erholen könne. Und dann bleiben ihre Kenntniſſe und Begriffe davon faſt immer ſehr unvollkommen, unzuſammenhangend und unnütz, und ſie ſind ſelten im Stande, einen pragmatiſchen Gebrauch und die gehörige Anwendung davon zu machen.

Uebrigens iſt das gegenwärtige Handwörterbuch, wenigſtens in den Artikeln, welche Rec. nachgeſehen hat, meiſtens richtig, und dem abgezielten Endzwecke gemäß, ziemlich vollſtändig; von dem Fehler aber, der ſchon ſo oft den Antiquitätenſchreibern vorgeworfen worden iſt, nämlich, daß ſie die Zeiten nicht genug unterſcheiden, ebenfalls nicht frey. Mitunter fehlt es doch auch nicht an Unrichtigkeiten. So iſt, z. B. der Unterſchied zwiſchen Libertus und Libertinus nicht bemerkt, ja das letztere gar nicht erwähnt worden; da man ihn doch beym Scheller richtig angegeben findet.

Ueberhaupt wird der Schüler das, was er aus dem antiquariſchen Fache zum Behuf ſeines lateiniſchen Auctors, und ſo viel als er zum Verſtändniſſe deſſelben nöthig hat, in Schellers allgemeinem lateiniſch-deutſchen Wörterbuche eben ſo gut finden als in dieſem antiquariſchen Lexicon, und bisweilen noch deutlicher und richtiger. Um ſich davon zu überzeugen, hat Rec. den Buchſtaben V, der lauter zu den römiſchen Alterthümern gehörige Artickel begreift, mit dem Schelleriſchen Wörterbuche verglichen, und gefunden, daß der Verf. des antiquar. Handwörterb. ſelten mehr ſagt, als Scheller; daß er ihn bisweilen am Ende des Artickels nennet, öfter aber auch nicht, ob er ihn gleich wörtlich abgeſchrieben hat. Zuweilen hat Scheller auch noch mehr, als unſer Verfaſſer, z. B. auſſer vexillum auch vexillarii. Freylich iſt es wahr, daß Scheller nur die antiquariſchen Artickel hat und haben kann, die in lateiniſchen Auctoren vorkommen, und daß es zur Zeit an einem eben ſo eingerichteten und vollſtändigen griechiſchen Wörterbuche fehlt, worinn auch von den, die Alterthümer, die Geographie, Geſchichte u. ſ. w. betreffenden Namen kurze und zum Verſtande der griechiſchen Klaſſiker hinlängliche Erklärungen gegeben würden. Aber zu ge-

ſchweigen, daß viele dieſer Namen, weil ſie auch bey römiſchen Schriftſtellern vorkommen, auch in lateiniſchen Wörterbüchern gefunden werden, ſo wird doch dieſem Mangel mit der Zeit wohl abgeholfen werden. Zudem können die griechiſchen Alterthümer noch viel weniger, als die römiſchen, aus Wörterbüchern erlernet werden. Die Staaten, die Zeiten u. ſ. w. ſind gar zu verſchieden.

Der Zuſatz auf dem Titelblatte: „Zum Gebrauche der „Schulen,“ ſollte füglicher heißen: Zum Gebrauche für Schüler, um nämlich zu Hauſe auf die Lectionen ſich vorzubereiten, oder einen Autor für ſich zu leſen. Denn in der Schule, und bey den Lectionen ſelbſt wird dieſes Buch doch wohl ſchwerlich gebraucht werden können; es möchte denn ſeyn, daß Lehrer wegen Unwiſſenheit oder aus Gemächlichkeit ihre Schüler die in dem Auctor vorkommenden Artikel nachſchlagen und herleſen ließen; welches, um es aufs gelindeſte zu nennen, unnöthige Verſchwendung der Zeit ſeyn würde.

Gs.

99. Diſcours, qui ont été lûs dans l'Aſſemblée publique de l'Académie des Sciences de Berlin tenue le 26 Janv. 1792. On a ajouté le plan du celèbre Leibnitz ſur la culture et la perfection de la langue allemande. à Berlin, 1792. chez Decker et fils. 8. feuill. 4. 10 ℋ.

Zuerſt ein franzöſiſcher Diſcours vom Herrn Grafen v. Herzberg, worinn er Nachricht giebt, wie die durch den Tod der Herrn Ferber, Caſtillon, Schulz, Weguelin und Silberſchlag erledigten academiſchen Stellen wieder beſetzt worden ſind, nemlich durch den Herr Staatsminiſter, Baron v. Heinitz, Herrn Rath und Hiſtoriograph Cuhn (s'étant deja fais connoitre avantageuſement par l'edition des Mémoires du celèbre Negociateur Rusdorff — wobey er nichts gethan, als eine Handſchrift wörtlich abdrucken laſſen — et des voyages de Iames Bruce en Abyſſinie — eine verſtümmelte Ueberſetzung voll der gröbſten Fehler — ainſi que par pluſieurs *écrits intéreſſans* qui ont paru dans les journaux d'Allemagne — ein Paar kleine ziemlich unbedeutende und längſt

längſt vergeſſene Aufſätze —) den Herrn Regierungsrath Spieß in Baireuth und den Baron de Chambrier d'Oleires, preuß. auſſerordentlichen Geſandten am Turiner Hofe. Dieſer letztere iſt Stifter einer Société d'emulation patriotique in ſeinem Vaterlande Neufchatel. Zugleich giebt der Herr Graf Nachricht von drey neuen ökonomiſchen Geſellſchaften in den preußiſchen Staaten, in Mohrungen, Potsdam und Hamm. — Wichtiger iſt die Nachricht, daß die deutſchen Mitglieder der Academie auf Veranlaſſung des Hrn. Grafen ſich entſchloſſen haben, den Plan, den Leibnitz ſchon zu Anfang dieſes Jahrhunderts bey Errichtung der Akademie zur Vervollkommnerung der deutſchen Sprache entwarf, auszuführen. „Die deutſche Sprache, ſagt Herr v. H. hat durch die Werke unſerer „großen Schriftſteller, eines **Wolf**, **Mosheim**, **Maſcov**, „Gellert, Haller, **Wieland**, **Leſſing**, **Möſer**, **Geßner**, „**Ramler**, **Adelung**, **Engel** u. a. (**Adelung**, ein großer Schriftſteller? Dafür hält ſich der verdiente Mann gewiß ſelbſt nicht. Wie durfte **Klopſtock**, dem die deutſche Sprache ſo unendlich viel verdankt, hier nicht ausdrücklich genennt werden?) „einen hohen Grad von Reinheit, Reichthum und Energie erhalten, gleichwohl aber bleiben ihr noch manche Schritte „zur Vollkommenheit übrig. Vor allen Dingen muß man ſie „von der großen Anzahl ausländiſcher Wörter, vorzüglich Kunſtausdrücke, deren ſie ſich noch bedient, zu reinigen, und ſie „dafür durch gute und ächtdeutſche Benennungen zu bereichern „ſuchen. Man muß ſie präciſer und beſtimmter zu machen ſuchen, indem man die zu große Anzahl entbehrlicher Synonymen einſchränkt (und die wären? Rec.) Die Berliner Akademie hält ſich für berufen den großen Plan auszuführen, „den Leibnitz entworfen hat, nämlich der deutſchen Sprache „alle die Reinheit, den Reichthum, die Präciſion, Energie, „Eleganz und alle übrigen Vollkommenheiten zu geben, deren „ſie **mehr, als alle übrigen neuern Sprachen fähig** „iſt. (?) Sie wird zu dieſem Zweck einen Ausſchuß bilden, von „dem jedes Glied eine beſondere Arbeit über ſich nehmen wird: „einer wird die Wörter in den Künſten und Wiſſenſchaften, „die uns noch fehlen, und die wir bisher von den Fremden „borgen mußten, aufſuchen (**trouver**): ein anderer, der Sprache und den Synonymen die nöthige Beſtimmtheit geben „(**Einer?**), ein dritter wird eine gute Geſchichte der Sprache zuſammentragen und ausarbeiten, ein vierter wird, in „den verſchiedenen deutſchen Dialekten veraltete und unbe-

„kannte Worte aufſuchen, die in die hochdeutſche Mundart auf„genommen zu werden verdienen. Unterdeſſen wird man auch „an Materialien zu einer guten und genauen Sprachlehre, „(und eine ſolche hätten wir noch nicht?) eines vollſtändigen „Wörterbuchs und einer ausführlichen Geſchichte der deutſchen „Sprache ſammeln: C'eſt alors qu'on pourra aſpirer à „l'honneur de rendre la langue allemande ſupérieure à „toutes les autres langues de l'Europe! Uebrigens wird „die Academie in ihren Memoiren die franzöſiſche Sprache „beybehalten, die zu viel Vollkommenheit hat, (auch in den „Mémoires de l'Academie de Berlin?) und uns zu nützlich „iſt, als daß man ſie aufgeben könnte und wollte. (Wie aber dann, wenn die deutſche Sprache durch das künftige akademiſche Wörterbuch, die Sprachlehre, und Geſchichte der Sprache den Vorzug vor allen übrigen europäiſchen Sprachen, alſo auch vor der franzöſiſchen, erlangt haben wird?) „Die deutſche „und franzöſiſche Sprache ſind zu gute Schweſtern, als daß ſie „ſich nicht in einem akademiſchen Körper zuſammen vertragen „ſollten." — Rede des Oberconſ. und Probſt Zöllner über die Verbeſſerung der deutſchen Sprache. Hr. Z. ſagt der deutſchen Sprache und den deutſchen Schriftſtellern viel Schönes: ob alles buchſtäblich wahr ſey? daran möchte wohl ſelbſt mancher patriotiſche Deutſche nicht ohne Grund zweifeln. Z. B. „Die Menge von Ueberſetzungen, die wir aus den alten und „neuern Sprachen beſitzen, und die wir den beſten Ueberſe„tzungen der Ausländer wenigſtens an die Seite ſetzen dür„fen, ſind eben ſo viele Beweiſe, daß es unſerer Sprache we„der an Reichthum noch an Biegſamkeit fehle, um ſich an je„den Gedanken und an jede Einkleidung deſſelben anzu„ſchließen." — Jetzt, ſagt Herr Z., ſcheint der Zeitpunkt gekommen zu ſeyn, wo durch Vereinigung mehrerer Kräfte Leibnitzens ſchöne Vorſchlage völlig ausgeführt werden könnten. Noch fehlt es uns an einer vollſtändigen Geſchichte unſerer Sprache, welche um ſo wünſchenswerther wäre, je mehr ſie nicht nur zu einer fruchtbaren Kenntniß des deutſchen Nationalgeiſtes in allen Perioden beytragen, und den Stoff zu einer Menge von philoſophiſchen Bemerkungen liefern, ſondern auch die Quellen entdecken würde, aus welchen die Hülfsmittel zu der weitern Beſchäftigung mit der Sprache zu ſchöpfen ſind. So iſt auch der ganze deutſche Sprachſchatz noch nicht vollſtändig geſammelt. Ungeachtet Adelung mit ſeinem Wörterbuch, zu welchem für die hochdeutſche Mundart blos einzelne

Nachträge nöthig ſeyn dürften, weit mehr geleiſtet hat, als von einem einzelnen Gelehrten erwartet werden konnte; ſo ſind doch für die übrigen deutſchen Mundarten, die ſogenannten Idiotika und die einzelnen zerſtreuten Beyträge zu denſelben noch bey weitem nicht hinreichend, um den ganzen Reichthum der Sprache daraus kennen zu lernen. Und die eigenthümlichen Ausdrücke vieler Handwerke und Künſte ſind zum Theil bis jetzt ſo vernachläßigt worden, daß ſich der Schriftſteller, der dahin gehörige Gegenſtände zu entwickeln hat, in einer unaufhörlichen Verlegenheit befindet. In Anſehung vieler Wörter iſt der Sprachgebrauch auch noch äuſſerſt ſchwankend, und ſcheint nicht ſelten mit ſich ſelbſt im Widerſpruch zu ſeyn. Für manche Begriffe haben wir noch in der Schriftſtellerſprache gar kein Wort, und es wäre nützlich, dieſelben aufzuzählen, und zu prüfen, wie dieſem Mangel in jedem beſtimmten Falle am beſten könnte abgeholfen werden: ob durch Wiederherſtellung eines alten, ausgeſtorbenen Wortes, oder durch ein ausländiſches, welches des Bürgerrechtes würdig und fähig wäre, oder durch Verpflanzung eines Provinzialausdrucks, oder durch ein neugeſchaffenes Wort, welches ſchon von einem Schriftſteller gebraucht worden, oder zum Gebrauch zu empfehlen wäre. Auch die deutſchen Sprichwörter und ſprichwörtlichen Redensarten verdienten eine weitere Nachforſchung ihres Urſprungs und ihrer Bedeutung. In der Ableitung der deutſchen Wörter von ihren urſprünglichen Wurzeln ſind noch viele Entdeckungen zu machen, die ſich zum Theil von ſelbſt darbieten werden, wenn der ganze Reichthum der Sprache zuſammengetragen, und eine ſorgfältige Vergleichung der verſchiedenen Mundarten mit einander und mit den verwandten Sprachen angeſtellt wird ... Es ſoll allmählig alles geſammelt werden, was zu den erwähnten Zwecken nützlich erachtet wird; die Academie wird deshalb mit auswärtigen Gelehrten in einen beſondern Briefwechſel treten; auf wichtige Gegenſtände, die noch nicht genug erörtert ſind, die Nachforſchung der einſichtsvollſten Männer durch Preißaufgaben lenken, nach und nach die erheblichſten Früchte, dieſer vereinten Bemühungen der gelehrten Welt vorlegen, um die Stimmen derſelben zu vernehmen und zu benutzen, und dafür zu ſorgen, daß fortgeſetzt ein Vereinigungspunkt für diejenigen vorhanden ſey, die ihr Nachdenken und ihren gelehrten Fleiß der vaterländiſchen Sprache widmen wollen. — — Alles gut und ſchön, nur, fürchten wir, möch-

ten ſich bey der Ausführung manche groſſe, vielleicht unbeſiegbare Schwierigkeiten zeigen, die aber, wie wir zugleich hoffen, nicht die Wirkung haben werden, daß das ganze Unternehmen wieder in Stecken gerathe, und alle dieſe ſchöne Erwartungen ganz vereitelt werden. — **Ueber die Bildſamkeit der deutſchen Sprache von dem Hofrath Moritz.** Die deutſche Sprache will nur aus und durch ſich ſelbſt gebildet ſeyn, ſagt Hr. M. Das iſt wahr, aber darüber ſind wir alle längſt einig, und etwas ſonſt ſagt Hr. M. hier nicht. Ein Compliment für den Hrn. Grafen von Herzberg, daß er ſich in ſeinen Staatsſchriften gewiſſer guter und kräftiger deutſcher Ausdrücke bedient habe; z. B. ſeine **Gerechtſame wahren, Theilungen, Einungen, Denkſchrift, Theidigung, Theidigungsbrief, Auskunftsmittel, Ausgleichungsanträge, Rückgangsrecht, Folge im Gegenſatz von Vorgang** u. ſ. w. Aber nicht allen werden dieſe Ausdrücke ſo neu ſeyn, als ſie Hrn. M. waren, von dem man freylich keine Beleſenheit in Staatsſchriften und in Produkten des Geſchäftsſtyls überhaupt fordern kann. — Auf dieſe kurze Rede folgen **Leibnitzens unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der deutſchen Sprache,** mit einer franzöſiſchen Ueberſetzung zur Seite, die aber nichts weniger als zu rühmen iſt. — Den Beſchluß macht ein **Diſcours du Secretaire perpetuel pour l'ouverture de l'Aſſemblée publique.** Hr. F. wirft einen flüchtigen Blick in das Jahrhundert zurück, das er durchlebt hat, und thut einen andern in die Zukunft. Zwey von ſeinen Weiſſagungen hat indeß in dieſem kurzen Zwiſchenraume der Erfolg ſchon widerlegt.

M.

100 Biographien für die Jugend. Zweytes Bändchen. Weißenfels und Leipzig, bey Severin 1792. kl. 8. 148 S. 9 gr.

Die drey Lebensbeſchreibungen des **Freyherrn von Trenk, Moſes Mendelſohns und des Doktor Wilhelm Dodd,** welche dieſes Bändchen enthält, unterſcheiden ſich vortheilhaft von den 3 Lebensbeſchreibungen des 1ſten Bändchens, theils durch eine größere Richtigkeit und Genauigkeit in der Erzählung, theils durch eine zweckmäßige Auswahl der Begebenheiten

ten und Schickſale dieſer 3 Männer, theils durch eine ſchickli- che Einſtreuung ſolcher Reflexionen, wie ſie der Jugend am nützlichſten ſind. Mit Recht können wir daher dieſes Bändchen als ein lehrreiches Leſebuch der Jugend empfehlen.

Pe.

101. Die Nothwendigkeit und Möglichkeit, einen zweckmäßigern Religionsunterricht in den niedern Schulen einzuführen; erwieſen von J. G. S. Fiſcher, Paſtor in Burgſcheidungen und Dorndorf. Dresden, 1792. 6 Bogen in kl. Octav, 6 gr.

Mit dieſer Schrift iſt es auf nichts anders als auf eine gänzliche Reform der churſächſiſchen kleinen Stadt- und Landſchulen angeſehen, die nach dem, was der Verf. davon ſagt, und auch faſt bekannt iſt, einer ſolchen Reform ſehr bedürfen. Es iſt allerdings auffallend, wenn es S. 25 heißt: „Seit faſt „300 Jahren hat der größte Hauſe des Volks nicht vielmehr „gethan, als ſeinen (Luthers) Catechismus gedankenlos auswendig gelernt, und viele können ihn noch nicht!“. Aber es iſt leider beynahe allgemein wahr. Daß alſo der Verf. Luthers Katechismus, die Evangelienbücher und den Dresdner Katechismus, der in den kleinen Schulen in Sachſen allgemein gebraucht wird, abgeſchafft, und mit beſſern und zweckmäßigeren Büchern vertauſcht haben will, iſt ihm wohl nicht zu verdenken. Er zeigt in dieſer kleinen Schrift die Mängel dieſer Bücher, als Schulbücher betrachtet, auf eine ſehr in die Augen fallende Weiſe. Und was den praktiſchen Religionsunterricht betrifft, ſo kommen in Rückſicht auf denſelben hier ſo manche zwar nicht immer neue, aber doch im Ganzen genommen, ſo geſunde Urtheile vor, daß es wohl zu wünſchen wäre, daß ſie in ſeinem Vaterlande beherziget, und die ſo nothwendige Reform auch dort, wo man, wie der Verf. mit Recht behauptet, in dem Stücke noch ſehr zurück iſt, endlich einmal mit Ernſt vorgenommen würde. Indeſſen müſſen die Lehrer allerdings eine Stimme dabey haben, und es heißt deshalb ſehr richtig (S. 84.): „Soll der Lehrer ſchweigen, wenn „der Jugend Religionsbücher, die nach ſeiner Meynung ſchäd-

 „lich

„lich ſind, in die Hände gegeben werden? Muß er nicht, wie „ein jeder, Gott mehr gehorchen als den Menſchen? Und „wenn man ihm auch das Schweigen befehlen, ja ihn dazu „zwingen wollte, welches doch wohl tyranniſch wäre, wenn er „nur nach Gründen und Ueberzeugung handelte; wer kann „ihn denn zwingen, das laut zu billigen und zu empfehlen, was „er in ſeinem Herzen tadelt, und um des Gewiſſens willen „verwirft?" Uebrigens ſollte in den kleinen Schulen doch wohl mehr als der Katechismus gelehret werden, und auch hiervon giebt der Verf. hie und da einen Wink. Wenn er es aber noch für nothwendig hält, daß der lieben Jugend das Geheimniß der Dreyeinigkeit vorgetragen werde, wovon ſie doch wohl ſchwerlich etwas verſtehen dürfte, ſo muß man freylich die Achſel zucken.

Bk.

102. Ausführbare Vorſchläge zur gänzlichen Vertilgung der Blattern; Regenten, Staatsmännern und Menſchenfreunden zu reiflicher Erwägung und Beherzigung empfohlen von J. L. v. Puſendorf, Lieutenant im Königl. Großbrittanniſchen und Churfürſtl. Braunſchweig-Lüneburgiſch. 6ten Infanterie-Regiment. — Fateberis, me vera locutum eſſe. — Braunſchweig, in der Schulbuchhandlung. 1792. 9½ Bogen in 8. 8 gr.

Nachdem der Verfaſſer mit vielem patriotiſchen Eifer die Sterblichkeit der Blatterepidemien, den großen Schaden, welchen die Staaten und ihre Bevölkerung dadurch erleiden, berechnet, und die Schwierigkeiten erwogen hat, welche der (ſeiner Meynung nach alleinig rathſamen) allgemeinen, durch öffentliche Anſtalten geleiteten Inoculation der Blattern entgegen ſtehn: ſo giebt er ſeine — wie der Verf. glaubt, Rec. aber billig zweifelt — ausführbaren Vorſchläge zur gänzlichen Vertilgung dieſer Krankheit an. Dieſe Vorſchläge nun beſtehen kürzlich, darin daß man gegen die Blattern ſo, wie gegen die Peſt, verfahren, die mit dieſer Krankheit Befallenen von aller Gemeinſchaft mit den Geſunden, entweder durch öffentliche, abgeſonderte Pockenhäuſer, oder durch Einſperrung

in

in ihren Wohnungen, auſchlieſſen müſſe. Bey dieſer Einſperrung heißt es unter andern, Seite 98. „Sollten die „Blattern ſich in einem Gaſthofe oder Wirthshauſe äuſſern; „ſo darf der Wirth von dem an, bis, nach dem Erkenntniß „der Policey, die Möglichkeit, aus ſeinem Hauſe angeſteckt „zu werden, gänzlich aufgehört hat, keine Gäſte ſetzen oder „Fremde beherbergen, bey ſchwerer Strafe. Eben ſo müßte „einem Kaufmann, bey ähnlichem Schickſal, der Laden ge„ſchloſſen und von Policeygerichtswegen verſiegelt werden; „eben ſo dem Profeſſioniſten ſein Handwerkszeug u. ſ. w.“

Obgleich wir den guten Willen und die Einſicht des Verfaſſers keinesweges verkennen: ſo können wir doch unſern gerechten Zweifel nicht bergen, ob dieſe Vorſchläge ausführbar, oder ob es auch nur wünſchenswerth ſeyn könne? in unſern Zeiten — in denen man gewiß mehr als jemals die Rechte der Menſchheit erkennt — durch Zwanggeſetze, in jenen hülfloſen Augenblicken ihres Lebens den Säugling von ſeiner Mutter, Eltern von ihren Kindern, Gattinnen von Ehegatten, oder die ganze Familie von aller Geſellſchaft, Broderwerb, Geſchäften, Zerſtreuungen, auch nur auf eine Zeit lang zu trennen, um vielleicht — denen auch die ſtrengſte Aufſicht wird menſchlich bleiben, und wenigſtens die Fliegen nicht abhalten können, ſich von dem Blatterneiter zu ſättigen, und mit ihrem davon beſchmutzten Körper entfernte Bürger anzuſtecken — um vielleicht ſeine Mitbürger gegen den Ausbruch einer Krankheit zu ſichern, welche freylich in einzelnen bösartigen Epidemien und durch verkehrte Wartung zur verheerenden Seuche werden kann; allein durch die Inoculation, gehörige Pflege unter der Aufſicht eines verſtändigen Arztes, zum Glück der Menſchheit, ſich ſo mildern läßt, daß ſie, im Ganzen genommen, gar nicht gefährlicher wird, als viele andere Krankheiten und Gebrechen es ſind, von denen wir Menſchen, ſo lange wir noch Menſchen bleiben, doch auf keine Weiſe ganz frey werden können. Wie viel haben nicht z. B. Kriege der Bevölkerung und dem Wohlſeyn der Staaten von jeher geſchadet? und doch gehören ſie, — gewiß auch nach der Ueberzeugung des Verfaſſers, — zu den jetzt einmal unvermeidlich gewordenen Uebeln dieſer beſten Welt. Wir glauben alſo, daß bey einem Uebel, welches, ohne gröſſeren Nachtheil dadurch zu bewirken, nicht gänzlich abgewandt oder ausgerottet werden kann, es unſre hauptſächlichſte Pflicht ſey, nur dafür zu

wachen, daß die Folgen deſſelben ſo wenig ſchädlich und verheerend, wie möglich, werden, welches bey den Kinderpocken, wie geſagt, durch die Inoculation, gehörige Wartung und medicinische Pflege zu bewürcken iſt, auf deren Vervollkommnung und Aufſicht Rec. allen Regenten, ihr hauptſächlichſtes Augenmerk zu richten, vorſchlagen würde, um, wo nicht die Blatternkrankheit, doch die ſchädlichen Folgen derſelben mehr und mehr zu vertilgen. — Anzeigen wollen wir unſern Leſern noch, daß der Verf. dieſe ſeine Vorſchläge der ruſſiſchen Kaiſerin, und dem Könige von England zugeeignet habe.

Db.

103. Herrn Mirabeau des Aeltern Diſcours über Nationalerziehung 1791. Nach ſeinem Tode gedruckt und überſetzt, auch mit einigen Noten und einer Vorrede begleitet von Friedrich Eberhard von Rochow, auf Reckahn. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1792. 8. 64 S. 4 gr.

Wer Mirabeaus Geiſt und ſeine Schriften kennt, wird die Schwierigkeiten, die mit der Ueberſetzung der letztern verbunden ſind, nicht nach der Bogenſtärke des Originals beurtheilen. Die Lebhaftigkeit und der Reichthum ſeiner Ideen, das Feuer mit welchem er ſie ergriff und verfolgte, das Beſtreben, ſie eben ſo eindringend und überzeugend, als er ſie faßte, vorzutragen, veranlaßte die Schöpfung eines eigenthümlichen Styls. Noch mehr als die frühern, mußten ſeine ſpätern Arbeiten dieſen ſie auszeichnenden Stempel tragen; da bey ihnen die groſſe Thätigkeit ihres Verf. und das ungeſchwächte Feuer ſeines Geiſtes mit der Abnahme ſeiner körperlichen Kräfte in beſtändiger Colliſion ſtand. — Der Ueberſetzer der vor uns liegenden Blätter, der letzten, die ihren Vf. beſchäftigten, hat die Schwierigkeiten ſeines Unternehmens ſo überwunden, wie man mit Recht von ihm erwarten konnte, und es iſt dieſes eine der ſeltnern Arbeiten, an welchen der gewöhnliche Ueberſetzerhauſe lernen mag, was ihre Beſchäftigung fordert. Die Anmerkungen enthalten manche gute Winke: wir hoffen aber, daß die Leſer dieſer Bogen mit uns wünſchen werden, daß der Ueberſ. uns umſtändlichere Digreſſionen

nicht

nicht vorenthalten hätte, wozu ihn manche Aeuſſerungen ſeines von eben ſo vielen treffenden als gewagten Behauptungen erfüllten Originals nothwendig auffordern mußten.

Ge.

104. August Herrmann Niemeyers, ordentlichen Profeſſors der Theologie, Handbuch für chriſtliche Religionslehrer. Erſter Theil. Populäre und practiſche Theologie, oder Materialien des chriſtlichen Volksunterrichts. Halle, in der Buchhandl. des Waiſenhauſes. 1792. 486 Seiten in 8. 1 Rt.

Dieſes nützliche Buch, für deſſen innern Werth und vorzügliche Brauchbarkeit auch ſchon der Name des Verfaſſers bürgt, beſtimmte der Herr Conſiſtorialrath und Profeſſor Niemeyer zunächſt zum Leitfaden ſeiner Vorleſungen; wünſchte aber auch zugleich, Religionslehrern überhaupt, und zwar inſonderheit ſolchen dadurch nützlich zu werden, die bey der jetzigen ſo ſehr ſchwankenden Lage unſerer Theologie ſowohl, als unſerer Philoſophie, wie es nicht ſelten jetzt der Fall iſt, nicht recht wiſſen, was ſie von der Religion halten, und was ſie darüber lehren ſollen. Um ſo mehr halten wir es für Pflicht, den Inhalt dieſes Werks in einem möglichſt ſowohl ausführlichem als gedrängtem Auszuge vorzulegen, um unſre Leſer in den Stand zu ſetzen, ſelbſt zu urtheilen, was ſie darin ſuchen, und ſich davon verſprechen dürfen. In der Einleitung erklärt ſich der Verf. über folgende Präliminarien: Begriff des Volksunterrichts und eines Volkslehrers §. 1.; Gegenſtände deſſelben §. 2.; Abſicht, wozu der chriſtliche Volkslehrer ſprechen muß; Erbaulichkeit des Vortrags §. 3.; Lehren und Pflichten der Religion als gleichwichtige Gegenſtände des chriſtlichen Unterrichts, §. 4.; Quellen deſſelben, die Bibel, §. 5, 6. (Sehr richtig, ſagt der Verfaſſer: „Selbſt für die geübteſten Denker, die vielleicht in der Folge dieſe Hülfe nicht mehr nöthig zu haben meynen, iſt die Bibel das Elementarbuch ihrer religiöſen Kenntniſſe geweſen.“). Eintheilung der Religionserkenntniſſe in Wahrheiten der natürlichen Religion und in eigenthümliche Lehren des Chriſtenthums iſt für die populäre und practiſche Theologie von geringer Erheblichkeit, §. 7.; nö-

thige

thige Auswahl der dahin gehörigen Wahrheiten, Schwierigkeiten dieſer Auswahl, nebſt Mittel und Anweiſung, dieſe zu heben und jene richtig zu treffen, §. 8. — 12.; Beantwortung eines Einwurfs, der dagegen vielleicht gemacht werden könnte, §. 13.; Nähere Beſtimmung ihres Begriffs, ihres Zwecks und Inhalts, ihrer Hauptquellen und ihrer Hülfsquellen, §. 14.; Unterſchied derſelben von der bibliſchen, und nähere Verwandtſchaft mit der catechetiſchen Theologie, nebſt einer kurzen Ueberſicht und Beurtheilung der in dieſer bisher gemachten Verſuche, §. 15 — 19.; größerer Umfang, aber noch nicht genau beſtimmte Grenzen der populären und practiſchen Theologie, als einer gewiſſermaaßen noch neuen Wiſſenſchaft, nebſt den bis jetzt darüber vorhandenen Hauptſchriften und brauchbaren Hülfsmitteln, §. 20 — 23.; Plan und Inhalt dieſes neuen von allen bisherigen ſich unterſcheidenden Verſuchs, nebſt den Regeln, die der Verf. ſich dabey vorgeſchrieben hat, §. 24, 25.; Nothwendigkeit und große Vortheile der Bearbeitung dieſer Wiſſenſchaft, nebſt Ablehnung eines doppelten Schadens, den man vielleicht davon befürchten könnte. Hierauf folgt nun in ſieben Abſchnitten die Abhandlung ſelbſt. Der erſte Abſchnitt giebt allgemeine Belehrungen über die Religion überhaupt, und die chriſtliche inſonderheit, und zwar in folgender Ordnung: Begriff der Religion, und zwiefache Bedeutung des Worts §. 1. Sie iſt Bedürfniß des Menſchen, §. 2. Entwickelung der Gründe hiervon, §. 3. Der Allgemeinheit dieſes Bedürfniſſes unbeſchadet kann es Menſchen geben, die es entweder noch nie gefühlt haben, oder aufhören, es zu fühlen. §. 4. Doppelter Weg zur Religionserkenntniß, nämlich eigenes Nachdenken, und Belehrung durch andere, §. 5. Uebergang zur Geſchichte der Religion, deren Kenntniß uns nöthig iſt, theils um fremdes Gute, theils um unſere eigene Vorzüge gehörig ſchätzen zu lernen, §. 6. Urgeſchichte, §. 7. Moſaiſche Religionsverfaſſung, §. 8. Geiſt der Moſaiſchen Religion, §. 9. Allgemeine Wirkung derſelben zum Nachtheil reiner religiöſer und ſittlicher Begriffe und Geſinnungen, und Verminderung dieſes Nachtheils durch ſchickliche in ihr zugleich liegende, und von weiſen Männern von Zeit zu Zeit veranſtaltete Gegenwärkungen, nebſt hieraus ſich ergebender gründlicher Berichtigung der ihr zuweilen gemachten harten Beſchuldigungen und darüber gefällten ſchiefen Urtheile, §. 10, 11. Geſtalt der Religion unter den übrigen Menſchen, und zwar ſowohl in Anſehung ihrer dunkeln, als

auch

auch ihrer hellen Seite, §. 12. 13. Urſprung dieſer Religionsbegriffe, §. 14. Uebergang zur chriſtlichen Religon, §. 15. Prüfung der Religion, ein Geſchäft der Vernunft, §. 16. Hieraus einleuchtende Verbindlichkeit, die Vernunft auszubilden, §. 17. Was dieſe Prüfung der Religion vorausſetzt. §. 18. Das neue Teſtament als Haupterkenntnißquelle der chriſtlichen Religion, §. 19. Werth und Gebrauch deſſelben. §. 20. Auch das eigene Nachdenken iſt Erkenntnißquelle des Chriſtenthums. §. 21. Verhältniß des A. T. gegen die chriſtl. Religion, §. 22. Wichtigkeit ſicherer Religionserkenntniß, §. 23. Zuſammenhang der Religion und Sittlichkeit, §. 24. Uebergang zum Inhalt der Religion, §. 25. II. Abſchnitt. Belehrungen über Gott als Urheber und Regent der Welt, und die auf dieſe Erkenntniß gegründeten Geſinnungen gegen ihn. Allgemeiner Eindruck der Welt auf den Menſchen. §. 26. Die Erde, das Lebloſe, §. 27. Das Lebendige, §. 28. Der Menſch, §. 29. Das Weltall, §. 30. Schluß von der Welt auf ihren Urheber, §. 31. Gott, §. 32. („Die Streitigkeiten der Philoſophen hierüber populär zu machen, bleibt unüberlegt, und kann viel Gelegenheit geben, zu verwirren.“ Sehr wahr!) Lehre der Bibel von Gott, als Weltſchöpfer, §. 33. Unbegreiflichkeit der Natur Gottes, §. 34. Wie fern erkennen wir dennoch Gott? §. 35. Beſchaffenheit der Erkenntniß Gottes, §. 36. Eigenſchaften Gottes überhaupt, §. 37. Höchſte Kraft und Macht Gottes, §. 38. Erkenntniß Gottes, Allwiſſenheit, §. 39, 40. Wille Gottes, §. 41. Weisheit des göttlichen Willens. §. 42. (Wenn man in der Vernunft, als einzigen und ganz einfachen Grundkraft, Verſtand und Willen einmal unterſchieden hat; iſt dann Weisheit nicht vielmehr eine Eigenſchaft des Verſtandes, nur mit Einfluß auf den Willen?) Heiligkeit des göttlichen Willens, §. 43. Gott iſt die Liebe, §. 45. Allgemeine Beweiſe der göttlichen Güte, §. 46. Beſondere Beweiſe für einzele Menſchen, §. 47. Bibliſche Vorſtellung, §. 48. Gerechtigkeit, §. 49 — 53. Uebrige Vollkommenheiten Gottes, §. 54. Erhaltung und Regierung der Welt, Beziehung der Vorſehung auf das Einzele, Mittelurſachen, Geneigtheit des ungeübten Verſtandes; dieſe zu überſehen, Glaube an unbekannte Geiſter, als Mittelurſachen, allgemeinſte Beruhigungsgründe bey Zweifeln gegen die Vorſehung, beſondere Einwürfe gegen dieſelbe, §. 55 — 63. Uebergang zu den auf Gotteserkenntniß gegründeten Geſinnungen, §. 64. Unbequeme

meine Benennungen derſelben, und deren ſchädliches Einfluß, §. 65, 66. Bequemere Vorſtellungsart, §. 67. Bewunderung Gottes und Ehrfurcht gegen ihn, Aeuſſerung derſelben, §. 68, 69. Liebe zu Gott, §. 70. Freude an Gott, §. 71. Rechtmäßige und unrechtmäßige Freude an der Welt, §. 72. Dankbarkeit gegen Gott, §. 73. 74. Vertrauen auf Gott, Beschaffenheit, mannichfaltige Aeuſſerungen, Beförderungsmittel und Hinderniſſe deſſelben, §. 75 — 80. Gehorſam gegen Gott, und Nachahmung ſeines Muſters, §. 81 — 85. Religiöſe Zuſtände und Religionseifer, §. 84, 85. III. Abſchnitt. Belehrungen über den Menſchen nach ſeiner Natur und Beſtimmung. Erſtes Kapitel. Von den Anlagen und Kräften der menſchlichen Natur, und der Vollkommenheit, der ſie fähig ſind. Vorerinnerungen, §. 86 — 89. Würde der menſchlichen Natur, ihre Verwandtſchaft mit der thieriſchen, und gegenſeitige Verſchiedenheit, §. 90 — 92. Beſtimmung des menſchlichen Körpers, §. 93. Geiſtige Natur, Vernunftvermögen, oder Verſtand und Wille, §. 94 — 96. Gut, und Uebel, Vollkommen und Unvollkommen, §. 97. Glückſeligkeit, ihre Quellen, und verſchiedene Arten und Grade, §. 98 — 100. Naturtriebe und Neigungen, §. 101. Freyheit des menſchlichen Willens, und Folgen daraus, §. 102 — 104. Vermuthungen über die Dauer der geiſtigen Natur, Zweifel dagegen, Unabhängigkeit der Seele vom Körper, ihre Beſtimmung, und Beſtimmung des Menſchen überhaupt für dieſe ſowohl, als für die zukünftige Welt, §. 105 — 113. Zweytes Kapitel. Von den Hinderniſſen der Vollkommenheit, zu welcher die menſchliche Natur beſtimmt iſt. In einem gewiſſen Sinne erreicht jeder Menſch ſeine Beſtimmung, in einem andern Sinne aber verfehlen ſie viele, §. 114. 115. Moraliſches Uebel, Sünde, Laſter, §. 116. Aeuſſerungen und Urſprung des moraliſchen Uebels, ſinnliche Natur, §. 117 — 120. Lehre des Chriſtenthums von dem Urſprunge des moraliſchen Uebels, §. 121. Urſachen deſſelben auſſer dem Menſchen, nämlich äuſſere Lage, fehlerhafter Unterricht, Mängel der Erziehung, falſche Richtung des Nachahmungstriebes, mangelnde Aufmunterung des Guten, Einfluß des Reichthums und der Armuth, §. 122 — 129. Individuelle Urſachen der Verſchlimmerung einzeler Menſchen, §. 130. Eigne Schuld des Menſchen, §. 131. Allgemeinheit der ſittlichen Verderbniß, Ungleichheit derſelben in Anſehung einzelner Menſchen, und Grade der Verſchuldung, §. 132.

§. 132 — 134. Jede Sünde iſt Gegenſtand des göttlichen Mißfallens, §. 135. IV. Abſchnitt. Von den Veranſtaltungen Gottes, den Menſchen ſeinen Willen zu offenbaren, und ſie dadurch zu ihrer Beſtimmung zu führen. Poſtulate aus den vorigen Betrachtungen, §. 136. Offenbarung Gottes, §. 137. Erſtes Kapitel, von den allgemeinen Veranſtaltungen zum Beſten des Menſchen. Kräfte der vernünftigen und moraliſchen Natur, §. 138. Die Natur als Bildungsmittel, §. 139. Bildung der Menſchheit durch vorzüglich weiſe und thätige Männer, §. 140. Erziehung des Menſchen durch ſeine individuelle Schickſale, §. 141. Erziehung deſſelben durch die natürlichen Folgen des Guten und Böſen. §. 142. Zweytes Kapitel. Von den Veranſtaltungen Gottes durch Chriſtum. Wichtigkeit dieſer Betrachtungen, Erkenntnißquelle und Eintheilung, §. 143. 144. Erſte Abtheilung, Belehrungen über die Geſchichte des Lebens und der Lehre Chriſti nach der Erzählung des N. Teſtaments. Vorerinnerungen, oder allgemeiner Blick auf die Geſchichte, Behandlungsart, Auswahl, und zweckmäßige Darſtellung derſelben, Lehrweisheit bey den dunkelen Theilen derſelben, §. 145 — 151. Abhandlung: Evangeliſche Nachrichten von der Geburt und Jugend Jeſu, unerklärbare Umſtände und Stoff zu lehrreichen Betrachtungen, §. 152 — 155. Johannes der Täufer, §. 156. Antritt des Lehramtes Jeſu, und perſönliche Gegenſtände deſſelben, §. 157. Er ſchließt ſich an keine der herrſchenden Partheyen an, §. 158. Charakter ſeiner Lehrart, §. 159. Umriß ſeines perſönlichen Charakters, §. 160 — 163. (In dem 6ten Theile ſeiner Charakteriſtik verſpricht der Verf. einen Verſuch eines vollendeteren Bildes zu liefern!) Die Wunder Jeſu, §. 164 — 166. Aufnahme Jeſu unter den Menſchen, §. 167. 168. Leiden und Widerwärtigkeiten Jeſu, §. 169. 170. Rückkehr Jeſu ins Leben, und Entfernung von der Welt, §. 171. Nächſte Begebenheiten nach dem Abſchiede Jeſu, §. 172. Beförderungsmittel der Ausbreitung des Chriſtenthums, Hinderniſſe derſelben, theils unter den Juden, theils unter den Heiden, Veranlaßungen dieſer Hinderniſſe, Entſtehung und innere Beſchaffenheit der chriſtlichen Gemeinen, §. 173 — 178. Zweyte Abtheilung. Belehrungen über die Verdienſte Jeſu um die Menſchheit, und die Wohlthaten, welche ſie ihm verdankt. Vorerinnerungen, durch Ueberſicht der Erkenntnißquellen, Vergleichung derſelben, Schwierigkeiten bey dem Gebrauche des N. Teſtaments, Beur-

theilung des Reinbibliſchen, Nothwendigkeit und Beurtheilung allgemeiner Begriffe, Unbequemlichkeit der gewöhnlichen Methode, und Gründe wider die durchgängige Beybehaltung der bibliſchen Lehrart, §. 179—187. Abhandlung, allgemeiner Blick auf die Verdienſte Jeſu, §. 188. Verdienſte deſſelben um die Bekanntmachung und Ausbreitung der Wahrheit, und zwar zunächſt für ſein Zeitalter. Verbeſſerung der Nationalreligion, Wichtigkeit dieſes Schritts, allgemein unvollkommene Gottesverehrung in jenen Zeiten, Verbeſſerung derſelben durch Chriſtum, allgemeine Wohlthätigkeit der Wahrheiten, die er in dieſer Abſicht lehrte, Darſtellung dieſer Wohlthat, Lehrart und Lehrweisheit Jeſu, und bibliſche Vorſtellungsart dieſes erſten Theils ſeiner Verdienſte um die Menſchheit, §. 189—199. Verdienſte Jeſu um die Beförderung der Tugend, Sittenverbeſſerung ſeiner Zeitgenoſſen, Allgemeinheit ſeiner Verdienſte, als Lehrer der Tugend, Principium der Tugendlehre Jeſu, (hierbey eine ſehr richtige Beurtheilung und Entſcheidung des durch die Kantiſche Philoſophie darüber rege gewordenen Streits,) zwey Hauptclaſſen der Pflichten, Vollkommenheit der Tugendlehre Jeſu, eigenthümliches Motiv derſelben, das Beyſpiel Jeſu, bibliſche Vorſtellungsart der Verdienſte Jeſu um die Tugend, §. 200—213. Verdienſte Jeſu um die Beruhigung der Menſchen; beruhigende Vorſtellungen von Gott, beruhigende Ausſichten in die Zukunft, Unruhe des menſchlichen Herzens bey dem Bewuſtſeyn ſeiner Fehler, Beruhigung durch Zuſicherung der väterlichen Geſinnungen Gottes, bibliſche Beſchreibungen dieſer Wohlthat, doppelter Lehrtropus des N. Teſtaments: unbeſtimmte Ausdrücke, verſchiedene Anwendung dieſer unbeſtimmten Ausdrücke; zweyter Lehrtropus: Jeſus ein Opfer für die Sünde, wichtiger Einfluß dieſer Vorſtellungsart zur Zeit der Entſtehung des Chriſtenthums, kirchlicher Lehrbegriff von einer Stellvertretung, Beurtheilung deſſelben und Größe der Verdienſte Jeſu überhaupt, §. 214—227. Erklärungen Jeſu über ſeine Perſon: Er ſey der Meßias, §. 228. Dieſe Beſchreibung iſt temporell, §. 229. Allgemeine Bezeichnungen der Würde Jeſu, §. 230. Allgemein eingeſtandene Folgen aus jenen Beſchreibungen, §. 231. Trennung der Meynungen über den eigentlichen Sinn jener Stellen, §. 232. Kirchlicher Lehrbegriff, §. 233. Reſultate, §. 234. Verdienſt Jeſu um die Stiftung einer Religionsgeſellſchaft, §. 235. Chriſtliches Verhalten gegen anders denkende, §. 236. Fortdauernde Verdien-

ſte Jeſu um die äuſſere Gottesverehrung, §. 237. Chriſtliches Lehramt, §. 238. Taufe, §. 239 — 242. Gedächtnißmahl Jeſu, §. 243 — 246. Fortdauerndes Verhältniß Chriſti gegen die Menſchen, §. 247. Fünfter Abſchnitt. Von der chriſtlichen Vollkommenheit. Zuſammenhang und Ueberſicht, §. 248. Erſtes Kapitel. Von der Natur und den Aeuſſerungen der chriſtlichen Vollkommenheit. Allgemeine Begriffe, §. 249. Erklärungen der Lehre Jeſu über die Vollkommenheit, §. 250. 251. Unterricht in der Vollkommenheit, mit Voraussetzung der einzelnen Pflichten aus der Moral, §. 252. 253. Wichtigkeit der Moral im Volksunterricht, §. 254. Behandlungsart moraliſcher Gegenſtände. Erſte Regel. Art der Beglaubigung a) aus der Religion, b) aus Vernunftgründen; zweyte Regel: Verbindung der Moral mit der Religion; dritte und vierte Regel; weiſe Auswahl und zweckmäßige Darſtellung einzelner Materien; fünfte Regel: weiſer Gebrauch der moraliſchen Bibelſprache, §. 255 — 260. Zweytes Kapitel, von dem Anfang und Fortgang der chriſtlichen Vollkommenheit in dem Menſchen. Allgemeine Geſetze der ſittlichen Vervollkommnung, §. 261. (Sollte man nicht richtiger Vervollkommnerung von dem Comparativus vollkommner, wie Beſſerung von beſſer, ſagen und ſchreiben?) Ungleichheit des vorhergehenden Zuſtandes, verſchiedene Modificationen der Beſſerung, Uebereinſtimmung der heiligen Schrift mit den vorigen Bemerkungen, §. 262 — 264. Beſchreibung des Anfangs und Fortgangs der Beſſerung; Verbeſſerung der Erkenntniſſe, des Urtheils über das höchſte Gut, über ſich ſelbſt, über das Geſetz, der Vorſtellungen von Gott, §. 265 — 270. Verbeſſerung der Geſinnungen; Reue, Grade derſelben, falſche Richtung der Reue, ohne Vertrauen iſt ſie unchriſtlich, verſchiedene Formen des Glaubens oder Vertrauens, Verabſcheuung des Böſen, Entſchluß zum Guten, Fortgang in der Beſſerung und Vollkommenheit, Kennzeichen der Beſſerung, bibliſcher Unterricht über die Lehre von der Beſſerung, Buße und Glauben, uneigentliche Ausdrücke, deutlichſte Erklärungen der heil. Schrift über die Beſſerung, und endlich Behandlung dieſer Lehre im Volksunterricht, §. 271 — 282. Drittes Kapitel. Von den Beförderungsmitteln der chriſtlichen Vollkommenheit. Doppelte Gattung derſelben, §. 283. Erſte Gattung: allgemeine Erziehungsmittel der Vorſehung, §. 284. Unterricht in der Wahrheit, §. 285. Verſchiedenheit der Bibel von dem göttlichen Unterrichte,

oder dem göttlichen Worte, §. 286. Kraft des göttlichen Unterrichts, §. 287. Gott, oder der Geiſt Gottes iſt Urheber dieſer Wohlthat, §. 288. Doppelte Vorſtellungsart hiervon, mittelbare und unmittelbare oder übernatürliche Mitwirkung Gottes, Gründe für die erſtere, und Reſultate für den Volksunterricht, §. 289 — 291. Zweyte Gattung der Hülfsmittel: Gebet, äuſſere Gottesverehrung, allgemeine Uebungen in der Vollkommenheit, §. 292 — 295. Sechſter Abſchnitt. Von den Folgen des Sittlichböſen, und des Sittlichguten in dieſem und dem künftigen Leben. Scheinbare Gleichheit der Folgen in dieſem Leben, §. 296. Folgen der Sünde in dieſem Leben, §. 297. Folgen des Sittlichguten, §. 298. Bibliſche Vorſtellung der Glückſeligkeit des Tugendhaften, §. 299. Gleichheit der Menſchen im Tode, §. 300. Allgemeine Erwartungen nach dem Tode, §. 301. Ungleicher Zuſtand nach dem Tode, §. 302. Dunkelheit der Vorſtellungen von dem künftigen Zuſtande, §. 303. Unſeligkeit als Folge des Sittlichböſen, §. 304. Dauer der Unglückſeeligkeit, §. 305. Seligkeit als Folge des Sittlichguten, §. 306. Bedingung der Seligkeit und Unſeligkeit, §. 308. (Von hieran ſind die Nummern der §§. verdruckt.) Verhältniß der ſpäten Beſſerung gegen die Seligkeit, §. 309. Vorſichtige Behandlung dieſer Lehre, §. 310. Siebenter und letzter Abſchnitt; Anleitung zur Prüfung des Werths und der Annehmungswürdigkeit der Lehre Jeſu. Zuſammenhang, §. 311. Nähere Beſtimmung des Göttlichen einer Lehre, §. 312. Verſchiedene Beweisarten des Göttlichen; hiſtoriſcher Beweis, §. 313. Beweis aus dem Inhalt des Chriſtenthums, §. 314. Nähere Beſchreibung dieſes Beweiſes, §. 315. Der Inhalt der Lehre Jeſu entſcheidet für ihren Werth, §. 316. Die Wirkungen der Lehre Jeſu beweiſen ihren Werth, §. 317. Ueberſicht der Wirkungen des Chriſtenthums, §. 318. Die eigne Erfahrung beweiſet den Werth der Lehre Jeſu, §. 31[illegible]. Nähere Beſtimmung, in wiefern die Erfahrung den Werth der Lehre Jeſu beweiſe, §. 319. Werth des in der heil. Schrift enthaltenen Religionsunterrichts, §. 320. Wichtigkeit des Beyſpiels der Lehrer zur Empfehlung des Chriſtenthums, §. 32[illegible]. — Dieß iſt der Inhalt dieſes Werks. In den unter den §§. eben nicht ſehr ſparſam angebrachten Anmerkungen wird theils das in den §§. Geſagte noch weiter erläutert, oder näher beſtimmt, theils werden darin Schriften empfohlen oder nachgewieſen, die zu weiterer Belehrung darüber nachgeleſen

werden

werden können. Bey ſtreitigen Lehrſätzen geht und trifft der Verf. gröſztentheils die ſehr glückliche Mittelſtraße, die von einem verderblichen Skepticismus oder Indifferentismus auf der einen, oder von einem abſprechenden ſchulgerechten Dogmatismus auf der andern Seite gleich weit entfernt iſt, und zwiſchen den Klippen ſowohl dieſſeits als jenſeits glücklich hindurch führt. Ueberhaupt aber ſind Kürze und Gedrängtheit verbunden mit ungemeiner Reichhaltigkeit und Fruchtbarkeit des Inhalts, Wahrheit, Deutlichkeit und Beſtimmtheit der Begriffe, lichtvolle Darſtellung, nebſt manchen gleichſam aus der Seele ausgeſchriebenen, zur Beförderung einer wahren jedem Religionslehrer ſo höchſtnöthigen Lehrweisheit ſehr heilſamen Winken, Warnungen und Zurechtweiſungen, die hervorſtechenden Eigenſchaften, die dieſem Werke einen Werth und eine Brauchbarkeit geben, wodurch es gewiß vor vielen andern ſich ſehr vortheilhaft auszeichnet. Wir können alſo auch nicht umhin, allen unſern Volkslehrern, denen es um populäre Lehrweisheit, und um brauchbare Materialien zum Volksunterrichte zu thun iſt, es ganz eigentlich zur Pflicht zu machen, dieſes ſo zweckmäßig eingerichtete und ſo lehrreiche Handbuch zu dem ihrigem zu machen, und ihre Einſichten in die populäre und practiſche Theologie dadurch theils zu erweitern, theils zu läutern. Gerne theilten wir zwar noch einzelne Stellen zur Probe daraus mit; aber theils müſſen wir des Raums ſchonen, theils möchten wir auch unſern Leſern in dem Vergnügen, aus der Quelle ſelbſt zu ſchöpfen, nicht gerne vorgreifen, und glauben übrigens ſchon genug geſagt zu haben, um ſie nach dem Ganzen lüſtern zu machen.

Sa.

105. Anleitung zu Geſprächen über die Religion mit Unmündigen, von M. J. C. G. Liebe. Weiſſenfels und Leipzig, bey Severin. 1792. 143 S. 8. 6 gr.

Iſt für Privatlehrer beſtimmt, aber bey der groſzen Menge guter Schriften entbehrlich. Manches hätte noch mehr Feile bedurft, wie S. 21: Wenn wir geſtorben ſind, kommen wir gleichſam in ein herrliches Land, wo wir alles haben, was wir uns nur wünſchen, wo alles um uns her grünet und blühet,

het, wo keine Kälte, Ungewitter u. ſ. w. iſt. Was nicht ſtrenge Wahrheit iſt, gehört durchaus nicht für Kinder. Dagegen iſt der

106. Religionsunterricht für Kinder. Erſter Theil, von M. F. D. Fabrizius. Leipzig, bey Cruſius. 1792. 248 S. 8. 8 gr.

Vollſtändiger entwickelt und deutlicher vorgetragen. Die beyden folgenden Theile werden die Geſchichte der geoffenbarten Religion und die Lehren derſelben enthalten.

Le.

107. Iſt der Staat nach reinen Grundſätzen des geſellſchaftlichen Vertrags und nach gemeinen Grundſätzen des bürgerlichen Rechts befugt, den Büchernachdruck zu verbieten, oder nicht? Gegen den Freyherrn von Knigge; — von M. J. H. P. Seidenſtücker, Adj. bey der Philoſ. Fac. zu Helmſtädt. Helmſtädt, bey Fleckeiſen. 1792. 82 Seiten. 8. 5 gr.

Freyherr von Knigge hatte im zweyten Theile ſeiner Geſchichte der Aufklärung in Abyſſinien behauptet, daß der Staat aus guten Gründen den Nachdruck nicht verbieten könne. Er ward daher in der bekannten Schrift über den Verlagsraub vom Verf. des Siegfried von Lindenberg aufgefordert, ſich beſtimmter über die Sache zu erklären. Dies veranlaßte die Abhandlung: Ueber den Nachdruck — an Herrn Müller; von A. Freyherrn von Knigge. Dagegen ſucht nun der Verf. des vorliegenden Aufſatzes zu beweiſen, daß der Staat allerdings befugt und ſchuldig ſey, den Nachdruck zu verbieten. In einem Anhange wird auch denen recht derbe die Moral geleſen, welche Bücher von Schmieder und Conſorten kaufen, und ſich dadurch einer fremden Sünde mit theilhaftig machen. Auf die Sache ſelbſt mich einzulaſſen, und über das Erlaubte oder Unerlaubte des Nachdrucks nach den Grundſätzen des Zwangsrechts meine

Mey-

Meynung anzuführen, iſt freylich hier nicht nöthig. Aber ſo viel iſt gewiß, daß dieſe Schrift die Sache nicht auſſer Zweifel ſetzt, und die Hauptgründe, welche Knigge und andere Vertheidiger der Rechtmäßigkeit des Nachdrucks für ſich anführen, nicht gänzlich widerlegt. Beyſpiele und Gleichniſſe, die man von beyden Seiten einander hier entgegen ſetzt, entſcheiden in der Sache ſelbſt gar nichts. Ohnehin ſind auch die Fälle, welche der Verf. für ſich anführt, von der Beſchaffenheit, daß die Gegner ſehr viel darauf antworten können, um die Richtigkeit der Folge gegen den Büchernachdruck zu beſtreiten. Der Fall mit dem Brunnen iſt ſehr künſtlich zuſammen geſetzt, und, wie er angenommen wird, gar nicht denkbar. Die Hauptſache geht darauf hinaus, daß der Eigenthümer eines Brunnen, wenn er gleich Ableitungen daraus an Andere käuflich überläßt, dennoch nicht ſchuldig ſey, zu leiden, daß der Nachbar aus dieſen Ableitungen eben dergleichen an Andere verkaufe, und dadurch den rechtmäßigen Erwerb des Eigenthümers beeinträchtige. Hier wird allerdings fremdes Eigenthum genutzt; der Brunnen ſelbſt, worauf es hier doch ankommt, iſt und bleibt immer noch res aliena: wer hingegen ein Buch nachdruckt, der zieht aus einer Sache Nutzen, die nicht mehr fremdes Eigenthum iſt. Eben ſo läßt ſich auch von dem unerlaubten Nachmachen der Comödien-Billette auf die Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks nicht ſchlieſſen. Beym Buchhandel iſt das Buch ſelbſt, und der Inhalt deſſelben der ganze Gegenſtand des Handels. Hingegen nicht der Comödienzettel, als ſolcher, oder ſein Inhalt, ſondern der freye Eingang in das Schauſpielhaus iſt hier das Object des Handels. Dazu iſt der Regel nach nur der berechtigt, der den Eingang bezahlt hat. Das wahre, nicht aber das falſche Billet iſt Quittung der Zahlung, oder Beweis der Rechtmäßigkeit des freyen Eintritts. — — Das Gleichniß von falſchen Münzen iſt und bleibt hier unanwendlich. Das ausſchlieſſende Recht des Staats, in Anſehung der Münze, iſt ausgemacht, das Recht eines Verfaſſers und Verlegers ſoll erſt bewieſen werden. Der Einwurf, daß alſo ein deutſcher Fürſt vermöge ſeines Regals auch franzöſiſche Aſſignaten nachmachen, folglich in Frankreich ſehr wohlfeil leben könnte, bedarf keiner Antwort. — Das Hauptprinzip endlich, worauf der Verf. ſeine ganze Lehre zu ſtützen ſucht: Alles, deſſen Gegentheil, zum Geſetz erhoben, ſich ſelbſt zerſtört, muß als Geſetz aufgeſtellt werden; mag immerhin das Anſe-

hen einer gewiſſen neuern Schule vor ſich haben; als Rechtsgelehrter glaubt Rec. es wenigſtens ſo, wie es hier gebraucht wird, ganz unrichtig nennen zu dürfen. Die Geſetze, ſagt der Verf., verbiethen Mord, Diebſtahl u. ſ. w. Man gebiete beydes, und die Geſellſchaft muß aufhören, folglich das Geſetz ſich ſelbſt zerſtören. Nun ſo gebiete man denn durch ein Geſetz den Büchernachdruck, und wenn jeder Drucker es befolgt; ſo muß auch das Bücherverlegen aufhören; folglich das Geſetz ſich ſelbſt zerſtören. — Mord, Diebſtahl und Meineyde, werden aber verboten und geſtraft, nicht darum, weil ſie geboten alle geſellſchaftliche Verbindung, folglich dergleichen Geſetze ſich ſelbſt vernichten würden; ſondern weil dieſe üble Folge ſchon eintreten würde, wann das Gegentheil einem jeden erlaubt und freygelaſſen bliebe. So z. B. wird die Jagd eingeſchränkt, und das Hazardſpiel unterſagt, nicht wegen der nachtheiligen Folgen, die entſtehen würden, wenn man allen Unterthanen das Jagen und Spielen als eine Verbindlichkeit auflegen wollte, ſondern wegen des ſchädlichen Erfolgs, der ſich befürchten läßt, wenn es einem Jeden erlaubt würde. Aus jenem Hauptprinzip würde ferner folgen, daß alle Liebespflichten im Staat als Geſetze aufgeſtellt werden müßten. Man verbiete z. B. dem Beſchenkten, ſeinem Wohlthäter ſich dankbar zu begnügen, man gebiete ihm vielmehr, den Letztern bey aller Gelegenheit zu kränken, und Niemand wird Wohlthaten ausüben, um ſich nicht dieſer Vergeltung auszuſetzen. Das Geſetz würde ſich alſo ſelbſt zerſtören; und es müßte daher nach jenem Hauptprinzip durch bürgerliche Geſetze dem Beſchenkten ausdrücklich befohlen werden, durch gegenſeitige Gefälligkeit, ſeinem Wohlthäter die ſchuldige Dankbarkeit an den Tag zu legen. — Dieß mag genug ſeyn, um ſich zu überzeugen, daß die Gründe des Verf. nicht hinreichend ſind, um das Unrechtmäſſige und Strafbare des Nachdrucks zu beweiſen. — Darinn hat er übrigens Recht, daß man ſich bey dieſer Gelegenheit billig der Schimpfworte gegen Schmieder und Conſorten hätte enthalten ſollen. Kein guter Schriftſteller darf ſich dergleichen Unſittlichkeiten erlauben, ſondern ſollte gegen das Publicum wenigſtens die Achtung nicht verkennen, welche jeden wohlgeſitteten Mann, der in guter Geſellſchaft auftritt, von ſolchen Reden billig zurückhält, die nur in plump organiſirten Cirkeln Statt finden. Dies mögen beyde Herrn v. Kn. und M. ſich merken; erſterer aber beſonders noch dieſes, daß, wenn der Nachdruck an

ſich

ſich nicht ungerecht, und nicht einmal durch bürgerliche Geſetze zu verbieten iſt, es zum wenigſten auch nicht gerecht ſeyn kann, die Nachdrucker bey jeder Gelegenheit Spitzbuben zu nennen, an die man nicht denken könnte, ohne mit dieſer Vorſtellung zugleich die von Galgen und Rad zu verbinden.

Tl.

108. Johann Jacob Moſer von der kayſerlichen Wahlcapitulation. Von neuem bearbeitet und mit berichtigenden Anmerkungen und Zuſätzen verſehen von Carl Friedrich Häberlin. Nürnberg, bey Grattenauer. 1792. 4. XII und 103 S. 10 Kr.

Bey aller Induſtrie der deutſchen Schriftſteller iſt noch immer ein Gebrechen in unſrer Litteratur übrig, welches ſich theils auf blinde Ehrfurcht vor gewiſſen Namen oder vor geprieſenen Werken des Alterthums, theils auch auf die Furchtſamkeit der Buchhändler bey größern Verlagsartikeln gründet – die ängſtliche Ergänzung und Commentirung älterer Compilationen, ſtatt deren Umſchmelzung und Moderniſirung. Das neueſte Beyſpiel davon giebt der angekündigte Verſuch des Hrn. Bergcommiſſärs Roſenthal, Jacobſon's technologiſches Wörterbuch in einer zweyten Hälfte zu berichtigen. Gleichſam als hätten wir mit Geſetzbüchern zu thun, denen man nur ſelten das Gepräge des Zeitalters und des erſten Verſuchs benehmen darf.

In der Litteratur des deutſchen Staatsrechts ſind die Moſeriſchen Schriften dieſes tröſtliche Exempel. Von Pütter an bis zu dem diſſertirenden Gymnaſiaſten haben Alle deren Mängel gerüget und die Fehler der Schreibart, der Methode und des Syſtems öffentlich zur Schau geſtellt. Unnütze Wiederholungen im Text und Einſchaltungen von Actenſtücken, Curialien und Titulaturen, leere Tiraden, Pleonasmen, Tautologien, Barbarismen und Weitſchweifigkeit — kurz, das ganze Tadel-Lexicon des Schriftſtellergewerbes iſt ausgeleert, um die Unverdaulichkeit des Ganzen anſchaulich zu machen. Und doch behalf man ſich mit einzelnen Berichtigungen und mit flüchtigen Commentaren in verſteckter Form.

Höchſt willkommen war daher dem Publicum der Plan einer neuen Bearbeitung dieſer Schriften, vorzüglich aus der Feder des Herrn Prof. Häberlin in Helmſtädt, welchem ſeine perſönlichen Kenntniſſe, ſein ererbter Büchervorrath und ſein Zutritt zu ungedruckten Acten vor vielen dazu Beruf gaben. Zu noch größern Erwartungen berechtigt aber ſeine Verfahrungsweiſe bey dem Anfange dieſes Unternehmens. Die öffentliche Darlegung eines ausführlichen Entwurfs — der Probeabdruck eines wichtigen Abſchnitts, bey welchem alle in jenem vorgeſchriebene Regeln in Anwendung gebracht werden konnten — und endlich die Stimmenſammlung angeſehener Geſchäftsmänner, vielgeltender Schriftſteller und unbekannter Recenſenten, mit Beherzigung ihrer Vorſchläge — das ſind drey ſucceſſive Proben einer muſterhaften Selbſtverleugnung, deren nur das wahre Talent fähig iſt.

Der Aufruf dieſer Schaar wird hoffentlich den Erwartungen des Herrn H. entſprechen, jedoch aber auch die Diſſonanz der Meynungen, von welchen einige ſchon jetzt für die Beybehaltung der weitſchweifigen Moſerſchen Schreibart und aller Anlagen des Werks geſtimmt haben, aufs neue die Erfahrung beſtätigen, daß ein Schriftſteller auf dieſem Wege ſelten den verdienten Beyfall einerndte. Auch Rec. hat nicht die allgemeine Meynung, und trägt hier die ſeinige, ſo wenig auch neben ſo vielen competentern Richtern darauf Rückſicht genommen werden wird, hiemit ohne Rückhalt vor.

In dem vorhabenden neuen Werke ſollen Moſer's Schriften concentrirt, geordnet, bereichert und zum täglichen Gebrauch bequemer gemacht werden, ohne daß jedoch, wie Hr. H. ausdrücklich erklärt, alles moderniſirt, oder Moſer's (fehlerhafter) Plan im Ganzen verſetzt ſey. Die Zuſätze und nähern Beſtimmungen müſſen daher gröſtentheils in Noten vorkommen und ſich durch Zeichen unterſcheiden. Was wird daraus entſtehen? — ein überhäufter Gebrauch von Abbreviaturen und Hinweiſungszeichen, welche für das Auge und das Gedächtniß gleich läſtig ſind — ein Gemiſche von Schreibart und Methode, das nur beym Nachſchlagen, aber kaum bey dem Studium der Wiſſenſchaft erträglich iſt, eine Ungleichartigkeit in den Ausführungen einzelner Materien, bey welcher das veraltete oft ausführlich, das neuere und praktiſche aber kurz und anmerkungsweiſe angezeigt wird — endlich auch ſelbſt einige Ungewißheit in den Ausdrücken, da man

z. B.

z. B. die Bezeichnung des Neuesten bald auf Moſer's, bald auf Häberlin's Zeiten zu deuten hat.

Einige Belege zu dieſen Behauptungen, die noch mancher Erweiterung fähig ſind, liefert ſchon das Probecapitel. Würden z. B. in einem ganz neuen Werke S. 6 — 10 die Abſtimmungen bey den ältern Wahlconventen eben ſo ausführlich, im Verhältniß zu den ſpätern, mitgetheilt, oder S. 97 die wichtige Anmerkung nicht in den Text gebracht ſeyn? — u. ſ. w.

Der practiſche und der theoriſirende Publiciſt bedarf itzt eines Staatsrechts von Pütter und Selchow, und da dieſe Männer zu größern Werken nicht Zeit haben, eines Häberlinſchen, aber keines aufgewärmten Moſeriſchen Staatsrechts; er bedarf eines ganz neuen Werks, in welches ſämmtliche Moſeriſche in das Staatsrecht einſchlagende Schriften umzuformen wären. Und würde dieſes Werk dem Herrn Prof. H. mehr Zeit und Mühe koſten? Beynahe weniger, weil ſich dieſes cum amore bearbeiten läßt. Iſt uns etwa Moſer's Namen zu ehrwürdig, um ihn ungenannt in unſere Sprache und Zeitalter zu übertragen, ſo nenne man am einzelnen gehörigen Orte ſein literariſches Verdienſt unter Beziehung auf die unveränderte Ausgabe ſeiner Schriften. Von Seiten des Buchhandels laſſen ſich aber keine Schwierigkeiten denken, da, wenn irgendwo noch ein Vorrath von ſeinen Schriften verſteckt liegt, davon noch eher neben jenem idealiſchen Werke ein Abſatz zu erwarten iſt als neben dieſem.

Dieſes alles ungeachtet, wird aber auch dieſe Bearbeitung von großem Nutzen ſeyn, wenn Herr H. jenen Vorſchlag für unausführbar hält. Nur wird alsdenn das Publikum weniger Druckfehler als in dem Probecapitel, und auch weniger Sparſamkeit in Anſehung des Raums bey der Anzeige der Schriften wünſchen, indem ſolche das geſchwinde Aufſuchen zu ſehr erſchwert. Daß übrigens dabey Pütter und Klüber nicht aufs neue ausgeſchrieben werden, iſt wohl ſehr zweckmäßig, und würde es bey den ſpeciellen Lehren von den Reichsgerichten und den Zwiſchenreichen, ebenfalls ſo mit den im Meßcatalog angekündigten Litteraturen von Fahnenberg und Schwarzkopf gehalten werden können, wenn ſolche noch früh genug herauskommen.

Po.

109. Die Ruinen, aus dem Franzöſiſchen des Herrn v. Volney. Berlin, 1692. bey Vieweg dem ältern. 376 Seiten gr. 8. 1 Rthl. 2 gr.

Es iſt nichts ſeltnes, deutſche Schriftſteller mit der Ueberſetzung ausländiſcher Produkte beſchäftigt zu ſehn, die ſie ſelbſt weit beſſer machen könnten, und wenn ſie nur wollten, gewiß auch machen würden. Warum ſie aber nicht wollen? Quis neſcit? der Ueberſetzer dieſes neuen aber ſehr mittelmäßigen Werks des Herrn v. Volney zeigt ſich in der Vorrede ſo ſehr als feiner und denkender Kopf, daß es ihm unmöglich entgehen konnte, ein Buch dieſer Art, daß ſich höchſtens durch einzelne ſchöne Stellen auszeichnet, verdiene wenigſtens nicht ganz überſetzt zu werden. Die erſte Hälfte beſteht aus einer langen Declamation, (Rec. kennt nichts läſtigeres und unermüdenderes, als die Lectüre einer Schrift, wo jede Periode ſich mit einem ! oder ? ſchließt, oder doch ſchließen ſollte) die andere Hälfte aus einem Gewebe luſtiger Hypotheſen, mit kecker Hand auf den ſeichten Grund mangelhafter und unverdauter Halbgelehrſamkeit errichtet. Der Anblick der Ruinen von Palmyra verſenkt den Vf. in düſtre Betrachtungen über die Hinfälligkeit aller Dinge, über die unglücklichen Revolutionen, denen die größten und blühendſten Reiche unterworfen ſind: er verzweifelt an Gott und Menſchen. Ein Genius erſcheint, führt ihn hoch in die Lüfte, und lieſet ihm da ein Collegium, das er auf Gottes Boden eben ſo gut hätte leſen können, und aus dem eben nicht viel genialiſche Weisheit hervorleuchtet. In dem, was der Vf. ſeinen Genius über den Urſprung, den Fortgang, die Ausartung aller menſchlichen Geſellſchaften, den Urſprung der Regierungen, über die Urſachen des Wohlſtandes der alten Staaten und der Revolutionen, die ihnen ein Ende machten, über die Quelle der Uebel der Geſellſchaften u. ſ. w. ſagen läßt, iſt ſchlechterdings nichts Neues, einiges Wahre aber allgemein Bekannte, und eine Menge ungegründeter, halbwahrer Sätze. Der Genius iſt ein hitziger Kopf, (wahrſcheinlich von Geburt ein Franzoſe) der über unvermeidliche Uebel und Unvollkommenheiten, über die ſelbſt ein armer Sterblicher von einiger Erfahrung ſtillſchweigend die Achſeln zuckt, oder das Loos der Menſchheit ſtillſchweigend beklagt, ſchreyt und tobt. Das größte Hinderniß der allgemeinen Weltkultur und Glückſeligkeit findet er in dem gegenſeitigen

Haß

Haß der Völker und dieſen einzig in den verſchiedenen Religionslehren und Ueberzeugungen gegründet. Dies führt eine Entwickelung und Prüfung der vornehmſten Religionsſyſteme herbey, die aber aller Geſchichte zum Hohn gemacht iſt, die keckſten und grundloſeſten Vermuthungen als ausgemachte Wahrheiten vorträgt, voll verlegener etymologiſcher Grillen und offenbarer Widerſprüche iſt. S. 239. „Chriſtenthum, oder „allegoriſche Verehrung der Sonne unter den kabaliſtiſchen „Namen Chris — en oder Chriſt und Yûs — us oder Jeſus.“ S. 247. „Alte mythologiſche Traditionen ſagten, daß die „Sonne ſich bald Chris *) das heißt Erhalter nannte (und „ſeht da, ihr Indianer, woraus ihr euren Gott Chris — en „oder Chris — na, und ihr griechiſche und occidentaliſche Chri„ſten euren Chris — tos, Mariens Sohn, gemacht habt.) bald „wiederum Yes durch Vereinigung dreyer Buchſtaben, die „nach dem Zahlenwerthe die Zahl 608 ausmachen, eine der „Sonnenperioden, und ſeht da, Europäer! den Namen, wor„aus mit lateiniſcher Endigung euer Jeſ—us oder Jeſus ge„worden iſt; ein caballiſtiſcher Name, der dem jungen Bacchus, „dem heimlichen (nächtlichen) Sohne der Jungfrau Minerva „beygelegt wurde, welcher in der ganzen Geſchichte ſeines Le„bens, und ſelbſt ſeines Todes, die Geſchichte des Gottes der „Chriſten enthält, das heißt des Sterns des Tages, deſſen „Sinnbild ſie beyde ſind.“ Anhang S. 33. „Jeſus Daſeyn „iſt nicht beſſer erwieſen, als das Daſeyn des Oſiris oder Her„kules, des Fôt oder Beddou, mit dem die Chineſen ihn ohne „Unterlaß verwechſeln: denn ſie nennen Jeſus Chriſtus nie „anders, als Fôt.“ So viel wird zur Probe wohl genug ſeyn. Hr. Volney iſt ein trefflicher Kopf, ein edler Mann voll Liebe für das Gute, voll ächter Philanthropie, aber mit einer nur zu feurigen und unbändigen Phantaſie, die ihn jede ſchimmernde Hypotheſe mit Begierde ergreifen läßt, und ihn ſo oft auf die einſeitigſte Anſicht der Gegenſtände beſchränkt. So läßt er ſich z. B. durch ſeinen Eifer und Haß gegen alles, was

*) Chris. Nach ihrer Gewohnheit haben die Griechen das aſpirirte ha der Orientalen, die Haris ſagen, durch X oder das ſpaniſche Jota ausgedrückt. Im Hebräiſchen wird Hares von der Sonne gebraucht, im Arabiſchen aber bedeutet das Grundwort bewachen, hüten, und Haris heißt Wächter, Hüther. Dies iſt der eigenthümliche Beyname des Vichenou, und dieſes erweiſet auf einmal die Identität der jüdiſchen und chriſtlichen Dreyeinigkeit und ihren gemeinſchaftlichen Urſprung.

was Aberglaube n, Unterdrückung und Deſpotismus ähnlich ſieht, verleiten, folgende Aeuſſerung zu thun, die gewiß gut gemeynt, aber höchſt unklug und eines Philoſophen durchaus unwürdig iſt: „Eine andere Art des Aberglaubens, deſſen „Heilung eben ſo nützlich ſeyn würde (als die des religiöſen) „iſt die übertriebene Ehrfurcht für die Großen, und zu dieſem „Zwecke wäre es hinlänglich, das Privatleben der Könige und „Fürſten zu beſchreiben. Es kann keine mehr philoſophiſche „Arbeit geben; auch haben wir geſehn, welches Geſchrey ſie „und ihre Diener erhuben, als man die Anekdoten des Hofs „von Berlin herausgab. Wie, wenn wir eine Fortſetzung „davon hätten? Wenn das Volk alle Schande, alle Erbärm„lichkeit dieſer Götzen aufgedeckt ſähe, ſo würde es nicht mehr „in Verſuchung gerathen, nach ihrem falſchen Genuß zu ver„langen, deſſen täuſchender Anblick es quält und verhindert, „das wahre Glück ſeiner Lage zu genieſſen." — Länger dürfen wir uns bey einem ausländiſchen Produkt nicht verweilen. Die Ueberſetzung iſt ungemein gut gerathen.

Bs.

110. Ueber den National-Charakter der in Siebenbürgen befindlichen Nationen. Wien, bey Hörling, 1792. 111 S. in 8. 6 gr.

Sonderbar iſt, daß der Verf. S. 8. erwähnt, in Siebenbürgen lebten 7 bis 8 Völkerſchaften vermiſcht beyſammen, da er doch hernach deren 13 unter eignen Rubriken aufſtellt und beſchreibt, nämlich: Ungarn, Szekler, Sachſen, Bulgaren und Walachen, Landler (wodurch die Kolonisten aus etlichen deutſchen Provinzen bezeichnet werden) Armenier, Griechen, Juden, mähriſche Brüder, Polen, Reußen oder Ruſſen, und Zigeuner. Die drey erſten nennt er die Hauptnationen. Alle überhaupt ſollen das Eigene an ſich haben, daß keine von der andern etwas annimmt, ſondern daß jede an ihren eignen Sitten u. dgl. ſteif klebet: daher ſetzt er den Hauptzug des Siebenbürgers, wodurch ſich derſelbe von allen Völkern des Erdbodens unterſcheidet, in der „Feſtigkeit und Vorliebe zur „Fortpflanzung der eignen Nationsſitten, Kleidung, Religion, „Denkungsart, bey einem ſolchen Gewirre von Charakteren, „unter dem nämlichen Himmelsſtriche, in einem und dem näm„lichen Flecken und Dorfe." Aber ohne zu berühren, daß

dergleis

dergleichen ſteiſe Anhänglichkeit an alte Sitten kein unterſcheidendes Eigenthum des Siebenbürgers iſt, da man ſie auch in andern Ländern, wo mehrere Völker vermiſcht beyſammen wohnen, findet, z. B. im ruſſiſchen Reich; ſo widerlegt der Verf. ſelbſt, ohne es zu merken, an etlichen Stellen ſeine vermeynte Beobachtung; indem er von den Landlern S. 81. und von den Ruſſen S. 101 ausdrücklich meldet, daß ſie ihre Kleidung und Sprache nach den Völkern, bey welchen ſie wohnen, geändert, ingleichen von den Polen S. 100, daß ſie „ſich „in der Kleidung den Ungarn uniformt" haben; auch geſteht er S. 72 von den Sachſen als einer daſigen Hauptnation, daß ihre Kleidung ein Gemiſch „und beynahe in jeder „Stadt und auf jedem Dorf verſchieden iſt." Sogar Religions- oder Confeſſions-Aenderungen werden von den Ruſſen und mähriſchen Brüdern angeführt. — Uberhaupt hat der Verf. alles nur oberflächlich behandelt; ſich mehr mit den Kleidungsſtücken als dem Nationalcharakter beſchäftigt; ungegründete Behauptungen eingemiſcht; manche Nation ſehr kurz, etwa in 7 Zeilen abgefertigt; die Armenier ziemlich gelobt, hingegen die Bulgaren und Walachen als abſcheuliche Menſchen geſchildert. — Die bald mit deutſchen bald mit lateiniſchen Buchſtaben vorkommenden Namen ſind eben ſo auffallend als die häufigen Druckfehler.

Eg.

111. Schilderungen und Anekdoten von Paris, oder Beyträge zu den franzöſiſchen Revolutionsbegebenheiten. Frankfurt und Leipzig, 1792. 174 Seiten. 8. 12 gr.

Anekdoten können nicht Beyträge zu Begebenheiten, ſondern höchſtens zu der Geſchichte der Begebenheiten ſeyn, aber man würde höchſt Unrecht thun, wenn man dieſe Sammlung von Anekdoten, von welchen ſich der geringſte Theil auf die franzöſiſche Revolution ſelbſt bezieht, und die nichts weniger als von der Beſchaffenheit ſind, daß ſich der Geiſt derſelben daraus erkennen lieſſe, als einen Beytrag zur Geſchichte dieſer merkwürdigen Begebenheit anſehen wollte. Witzige, oft auch nur witzig ſeyn ſollende, Einfälle dieſes oder jenes Franzoſen, deſſen Name bey der Revolution bekannt geworden iſt, ein

ein luſtiger oder ſchrecklicher Vorfall, zur Zeit der Revolution geſchehen, wenn auch nicht durch ſie hervorgebracht, u. dgl. machen größtentheils den Inhalt dieſer Piece aus. Der Herausgeber verſteht aber ſelbſt nicht einmal immer, was er erzählt. So führt er S. 8. folgende artige Verſe an, die ſich auf den bekannten Vorſchlag, daß ein jeder den vierten Theil ſeiner Einkünfte dem Vaterlande aufopfern ſollte, beziehen:

Un Quidam, bon mari, mais meilleur Citoyen,
Rêvant Patriotisme et ſongeant au moyen,
Qu'un Miniſtre a choiſi pour ſauver la patrie,
Lui dit: voyez ma femme, elle eſt belle et jolie,
Elle inſpire à la fois l'amour et l'amitié.
Ie Vous devois mon quart, je Vous donne ma moitié.

und überſetzt dieſe alſo: „Herr Quidam, der ein guter Gatte, „doch ein noch beſſerer Patriot war, beherzigte den ſchönen „Vorſchlag, den ein Staatsminiſter zur Rettung ſeines Vater„landes gethan. Hier ſehn ſie meine Frau, ſprach er, ſie iſt „noch jung und ſchön; ihr Blick flößt beydes, Lieb und „Freundſchaft, ein. Sie fordern nur den vierten Theil; „wohlan hier iſt die Hälfte!“ — Uebrigens heißt es: ſunt bona mixta malis von dieſer, wie von allen aus Zeitungen und Journalen entſtandenen Anekdotenſammlungen, und wem es eben nicht darauf ankömmt, ob das, was er lieſt, auch buchſtäblich wahr ſey, der wird ſich allenfalls in einer müſſigen Viertelſtunde die Zeit damit vertreiben können.

No.

Erziehungsſchriften.

Prüfung der Erziehungskunſt, von A. W. Rehberg, geh. Kanzl. Secretär in Hannover. Leipzig, bey Göſchen. 1792. 206 Seiten. 18 gr.

In dieſer Schrift legt Hr. R. es vom Anfang bis zu Ende darauf an, der Erziehungskunſt und den ſogenannten neuern Erziehern einen böſen Leumund zu machen, uneingedenk des neuen Hannöverſchen Katechismus, in welchem das achte Gebot ſammt Luthers: Was iſt das? ſich eben ſo gut, wie in jedem andern findet. Ein Beyſpiel, daß es leichter iſt, einen Katechismus zu vertheidigen, (ſ. den deutſchen Merkur, April 1792.) als darnach zu thun.

Hr. R. lehrt auf den erſten Seiten die bekannte Wahrheit, „wie ſchwer es ſey, zu wiſſen und zu ſagen, was eigentlich an einem Menſchen iſt, und künftig aus ihm werden wird, wenn ſich in den äuſſern Umſtänden der freyen Entwickelung ſeiner Anlagen nichts entgegenſetzt.“

Doch, fährt er S. 16 f. fort, müßte man dieſes ſehr genau und vollſtändig wiſſen, um beſtimmen zu können, was durch willkührliche (?) und künſtliche Veranſtaltungen aus dem jungen Menſchen gemacht werden könnte.“

Willkührliche? Könnten Veranſtaltungen, die man nach ſehr genauen und vollſtändigen Datis träfe, willkührliche heißen. Willkührliche V. ſind, ubi ſtat *pro ratione* volantas; nun läge ja aber in der ſehr genauen und vollſtändigen Kenntniß des Menſchen gerade der Grund, warum man ihn ſo und nicht anders behandelte, und alſo könnten Veranſtaltungen, die einer ſolchen Kenntniß zufolge getroffen würden, die alſo auf Gründen und hinlänglichen Gründen beruhten, unmöglich willkührliche V. heißen, oder man müßte mit Worten ſpielen wollen. Künſtlich blieben ſie freylich immer; aber das iſt ja jede Veranſtaltung in der Welt, das bringt ja der Begriff der Veranſtaltung ſowohl, als der Begriff der Kunſt nothwendig mit ſich. Oder ſoll man etwa gar keine Veranſtaltungen zur Erziehung der Kinder treffen? Soll die Erziehung aus der Reihe der Künſte ganz weggeſtrichen werden? Was wäre ſie denn aber, wenn ſie keine Kunſt

mehr wäre? Doch nicht eine bloſſe Wiſſenſchaft, wie die Metaphyſik? Alſo gar nichts? Ein Hirngeſpinſt?

Hr. R. fährt S. 17 fort: „Es haben ſich unlängſt (?) Schriftſteller berühmt (?), eine ſolche (?) Wiſſenſchaft entdeckt (?) zu haben, nach deſſen Grundſätzen man die Menſchen zu derjenigen Vollkommenheit des Geiſtes und des Charakters ausbilden könne, welche auf die gewöhnliche Weiſe ſo ſelten erreicht wird.“

Unlängſt? Von woher und wie weit hin dieſes unlängſt wohl datirt? Wer da wohl hinein und nicht hinein gehört? Locke? Den ſcheint Hr. R. gar nicht zu kennen. Rouſſeau? Dieſen ſetzt er denen, womit er Krieg führt, in gewiſſer Rückſicht entgegen, und ſucht ihn von der Proſcription, die er über jene verhängt, zu retten. Wer ſind denn nun die Befehdeten? Warum werden ſie nicht genannt? Aus Furcht? Es ſind ja keine Fürſten; und Hr. R. iſt ja ſonſt ſo ſchüchtern nicht. Aus Schonung? Aber ſo alberne Menſchen, ſolche betrogene Betrüger, als die neuern Erzieher nach Hrn. R. ſeyn müſſen, verdienen die Schonung? Und wenn iſt es denn welche, ſie nicht zu nennen? Wer Kriegszurüſtungen macht, muß doch ſagen, wider wen, ſonſt ſetzt er ja auch die in Koſten, die nicht gemeint ſind, und ſich ihrer Lage nach doch auch für bedroht halten müſſen. Aus Klugheit? Freylich, wenn man ins große Blaue ſchießt, kann niemand ſagen, daß man auf ihn geſchoſſen habe; aber man trifft ſo auch nichts; und was noch ſchlimmer iſt, man kann ſo auch nichts haben treffen wollen, ſondern ſich blos die Luſt machen, ein bischen zu knallen, um Kinder zu erſchrecken. — Im Vorbeygehen, in Recenſionen, oder ſonſt, wo von andern Dingen eigentlich die Rede iſt, im Allgemeinen tadeln, das laß ich gehen, und ſolche allgemeine Hiebe hat man ſich gegen die neuern Erzieher auch ſchon genug erlaubt, dies ſcheint Mode zu ſeyn; aber wer ausdrücklich einen Feldzug wider ſie eröffnet, der müßte doch ſeine Gegner, und was er wider ſie hat, beſtimmt angeben, wärs auch nur um ſein ſelbſt willen, nur darum, daß er ſich nicht in Gefahr ſetzte, eine Donquixotiſche Streiferey zu unternehmen, und Windmühlen für Rieſen anzuſehen. Nichts iſt leichter, als dies, oder vielmehr, dies muß mehr oder minder jedesmal der Fall ſeyn, wo man wider ein abſtractum ficht; die Phantaſie hat alsdann freyes Spiel; und kommt ihr etwa noch Dünkel, Eitelkeit, oder deß etwas, das

ſich

ſich manchmal in den Herzen der Schriftſteller finden ſoll, zu Hülfe, ſo ſteht, eh man ſichs verſieht, ein Ungeheuer da, das ein Fiebertraum nicht abweichender von der Natur liefern könnte.

Eine ſolche W.? Dies ſolche ſchielt, ſchielt nach dem Vorhergehenden und dem Folgenden, und ob dieſes mit jenem einerley ſeyn ſoll, iſt nicht recht deutlich. Aber in jedem Falle iſt hier eine Sünde wider das achte Gebot. — Solche Sünden entſpringen freylich größtentheils aus Scheelſehen.

Schriftſteller haben ſich berühmt, eine ſolche W. entdeckt zu haben? Der ſel. Baſedow möchte ſich hier vielleicht nicht ganz reinigen können. Aber das iſt nur Ein Schriftſteller; und der nun todt iſt, und in ſeinem Leben dieſe Sünde hinlänglich abgebüßt hat; wen, auſſer ihm, trifft der Vorwurf ſonſt noch? Wen ſoll er ſonſt noch treffen? Neuere Pädagogen haben mehrmals laut geſagt, daß ſie nichts Neues lehren, daß Locke u. a. ſchon in der Hauptſache ihre Vorgänger wären, und haben aus dieſem Grunde gegen die Benennung der neuen Pädagogen, wo dies etwa neuerungsſüchtige bedeuten konnte, proteſtirt. Ich will die Männer nennen, und die Stellen nachweiſen, ſobald Hr. R. das nämliche für ſeine Behauptung thut.

Hr. R. fährt fort: „Sie haben verſprochen, durch die Ausbreitung dieſer Kenntniß das ganze menſchliche Geſchlecht zu reformiren, wenn man ihnen nur blindlings folgte.“

Wer hat das verſprochen? und wo? Wer hat verlangt, daß man ihm blindlings folgen ſollte? Blindlings!!!

Wenn man dieſe und ähnliche Stellen lieſt, z. B. S. 201: „Es iſt ſo leicht, gutmeinenden, liebenden und ängſtlichen Eltern, die die Schwierigkeiten ihrer Pflichten fühlen, durch den hochfahrenden Ton groſſer angeblicher Weisheit, durch den Anſchein einer beſondern Einſicht zu imponiren, ſie zu blenden, und zu falſchen Schritten zu verleiten: wenn man, ſage ich, dergleichen lieſt, ſo muß man auf die Gedanken kommen, Hr. R. habe ſeine Ungenannten als eine Rotte von Geiſterſehern, Schatzgräbern, Teufelsbännern, Goldmachern, Magnetiſören u. dgl. ähnlich, der Welt darſtellen wollen, um davor zu warnen. Aber je verdächtiger und gefährlicher ſolche Menſchen ſind, deſto mehr war es Pflicht,

 ſie

ſie zu nennen. Ich meines Theils würde, wenn ich ſolches Geſindel kennte, es namentlich der Polizey meines Orts und auch dem Reichsfiscal denunciiren; namentlich, damit man nicht Unſchuldige mit den Schuldigen aufgriffe.

S. 21. „Freylich iſt es in gewiſſem Sinne eine Kunſt, mit Kindern umzugehen, —

Doch? wirklich? So könnte man ja auch wohl dieſe Kunſt, wie andere, lernen, ſtudiren? So wäre es ja auch wohl, wie bey andern Künſten, gut, daß Einige ſich dieſem Studio vorzüglich widmeten? Auch, wie bey andern Künſten, gut, daß ſie ihre Bemerkungen mittheilten? daß ſie eine Theorie dieſer Kunſt entwürfen, ſo weit eine möglich iſt? Oder dieſe Kunſt müßte die einzige ſeyn, wovon überall keine Theorie möglich wäre. So verdienten auch ja wohl die, welche ſich mit dieſer Kunſt entwerfend und ausübend beſchäftigen, keine Verhöhnung, daß ſie dies thun; und wenn daran, wie ſie es thun, etwas auszuſetzen iſt, wenn es unter ihren Regeln unbrauchbare, oder gar in der Anwendung ſchädliche giebt, oder wenn ſie in der Ausübung ihren eignen Grundſätzen zuwider handeln: ſo klage man ſie darüber an, und weiſe ſie zurecht, wie auch ſchon oft und nicht ohne Nutzen geſchehen iſt. Aber man ſchütte nicht das Kind mit dem Bade aus; man ſage nicht: weil einige Pädagogiker in der Abfaſſung und in der Ausübung der Regeln ihrer Kunſt Fehler begehen, ſo iſt ihre Kunſt eine Schimäre.

„ſo wie es eine Kunſt iſt, mit Menſchen überhaupt umzugehen: ſo wie überall in jeder Handlung der beobachtende, überlegende, verſtändige Mann eine unendliche Ueberlegenheit über jeden hat, der ſich der inſtinktartigen freyen Aeuſſerung aller ſeiner Gedanken und Empfindungen überläßt.“

So! ſo! — Aber Hrn. R. Ungenannte ſind nun freylich in Hinſicht der Erziehung nichts weniger, als beobachtende, überlegende, verſtändige Männer, ſie ſind vielmehr, wie wir geſehen haben, das Gegentheil von dem allen. — Aber, was ſich unter dieſen Ungenannten nicht findet, iſt das gar nicht vorhanden? Giebt es denn gar keine Männer in Deutſchland, die unlängſt, ich meine, ſeit fünf und zwanzig Jahren, etwas Verſtändiges über die Erziehung geſagt haben? Und wenn es dergleichen giebt, wenn Hr. R. ſelbſt gar dergleichen kennen ſollte, wäre es denn nicht eben ſo wohl ſeine Pflicht, zu dieſem

beſſern

beſſern Aerzten hinzuweiſen, als vor jenen Quackſalbern zu warnen? Ganz gewiß! Alſo folgt, daß Hr. R. gar keine verſtändige neuere Pädagogiker kennt. Und doch kannte er vor vier Jahren „einige Reformatoren, deren Bemühungen wir viel Schäzbares verdanken, und denen es nicht an Muth und Thätigkeit fehlt, etwas Großes auszuführen.“ (S. Berliner Monatsſchrift 1788, Febr. S. 105.) Wo ſind die geblieben? — Sie ſind noch da, oder wenn einige von ihnen todt ſeyn ſollten, ſo leben doch ihre Schriften noch, und auf dieſe leztern kömmt es ja hier zunächſt an. Was heißt es denn, daß Hr. R. ſie izt nicht kennt? Er muß etwas ins Auge gekriegt haben. Aber mit trüben Augen ſollte man nicht ſehen, noch weniger ſchreiben wollen; man kann ja warten, bis ſie wieder helle ſind.

„Aber eine Wiſſenſchaft, wie man nach gewiſſen Regeln aus Kindern Menſchen von vorgeſchriebenem (?) Charakter erziehen könne, giebt es nicht; und wenn es eine ſolche Wiſſenſchaft gäbe, ſo würde ſie doch nie angewandt werden können.“

Alſo das wäre die Wiſſenſchaft der Ungenannten, Menſchen von vorgeſchriebenem Charakter zu erziehen. Man wird immer neugieriger, dieſe Ungenannten kennen zu lernen; es müſſen tolle Kerl ſeyn. Von wem ſie ſich wohl den Charakter vorſchreiben laſſen, den ſie ihren Zöglingen zu geben ſuchen?

S. 24 f. „Es wäre zwar allerdings die wünſchenswertheſte, ſo wie die gröſſeſte aller menſchlichen Wiſſenſchaften, wie man die mannichfaltigen Unvollkommenheiten der natürlichen Anlagen des Menſchen, aus denen alles hervorkeimt, was er denkt, empfindet und thut, verbeſſern, und ſie alſo ausbilden könne, daß alles, was man vom Menſchen Gutes und Rechtſchaffenes verlangt, aus ihm ſelbſt entſpränge, und ſein eigener Charakter ihn zu allem triebe, was man von einem vorzüglichen und ſchätzenswerthen Manne erwartet. Was für Hinderniſſe liegen aber nicht in der Natur des Menſchen!“

Schämt euch, ihr Ungenannten, daß ihr dies und ſo viel andere weltbekannte Dinge, die Hr. R. euch vordocirt, nicht längſt wißt, daß erſt ein Mann, der in einem ganz andern Fache arbeitet, ein geheimer Kanzleyſecretär, der ſeine Zeit wohl beſſer brauchen könnte, auftreten und ſie euch lehren mußte. Kein Wunder, daß er euch ſo hart anläßt — denn wem müßte

bey ſolchen unwiſſenden Leuten nicht endlich die Geduld reiſſen? — und daß er unter andern auch folgende liebloſe Vermuthung über euch äuſſert: S. 25. „Es iſt doch nicht etwa blos auf ein äuſſeres Benehmen abgeſehen: wir wollen doch nicht einen Schauſpieler erziehen, der um ſeines eigenen Vortheils willen die äuſſere Geſtalt des Charakters annimmt, der ihm als ein Muſter vorgeſtellt wird“ u. ſ. w. — Pfui!

Was Hr. R. vorhin nannte: „eine Wiſſenſchaft, wie man nach gewiſſen Regeln aus Kindern Menſchen von vorgeſchriebenem Charakter erziehen könne,“ das nennt er S. 36 „eine Wiſſenſchaft, aus deren Grundſätzen ſich Regeln bilden lieſſen, wie man das Innere des lebendigen (?) Menſchen, ſeine Art zu empfinden und zu denken, und alſo auch ſeine Neigungen bilden könne, wie es gefiele. Und nun zeigt er, „daß unüberwindliche Schwierigkeiten die Ausübung einer ſolchen Kunſt unmöglich machen würden.“ Daran wäre nun nichts gelegen in Hinſicht dieſer Kunſt, die blos von Hrn. R. Erfindung iſt, deren Regeln willkührlich ſind, und die verſtändige Leute daher nie würden ausüben wollen, wenn gleich dieſe Ausübung möglich wäre. Aber die Gründe, womit Hr. R. ſeinen Satz zu beweiſen ſucht, treffen mehr oder minder die Ausübung aller Künſte, am meiſten die edelſten, und jede derſelben in dem Verhältniſſe, in welchem ihre gelingende Ausübung von der Gegenwart des Geiſtes, der Beurtheilungskraft und dem moraliſchen Charakter des Ausübenden abhängt, z. B. die Kunſt des Feldherrn und die Regierungskunſt.

Wer, nach Hrn. R., „durch Anwendung einer ſtudirten Kunſt (S. 39.) einen jungen Menſchen zu bilden denkt, der muß ſich ſelbſt ſo durchaus in ſeiner Gewalt haben, daß ſein eigner Charakter, ſeine eignen wahren Empfindungen ſich nie äuſſern, als in ſo weit ſie mit dem übereinſtimmen, was das Verhältniß zu dem Knaben, nach dem Syſteme der Pädagogik, erfordert. Er muß alſo der vollkommenſte Schauſpieler ſeyn.“

Dieſem ſetzt Hr. R. (S. 42.) einen Mann von vorzüglichem Charakter, von gebildeter Denkungsart, von feiner und richtiger Empfindung, von guten Grundſätzen und Sitten — entgegen!!! Ja, lieber Leſer, ſieh nur ſelbſt im Buche nach, entgegen ſetzt er dieſen Mann dem, der durch Anwendung einer ſtudirten Kunſt einen jungen Menſchen zu bilden denkt.

Es

Es verträgt ſich alſo, nach Hrn. R., durchaus nicht mit einander, ein Mann von vorzüglichem Charakter u. ſ. w. ſeyn, und die Erziehungskunſt ſtudirt haben und anwenden.

Die Erziehungskunſt iſt, nach ihm, ein Syſtem von willkührlichen Regeln, beliebt und vorgeſchrieben von Phantaſten, von Leuten, die durch den hochfahrenden Ton groſſer angeblicher Weisheit, durch den Anſchein einer beſondern Einſicht imponiren, blenden und zu falſchen Schritten verleiten. Er kennt gar keine Pädagogiker in Deutſchland, die bey der Erziehung die Natur befolgt wiſſen wollen.

Um dieſe Phantaſtenkunſt gehörig auszuüben, ſoll man der vollkommenſte Schauſpieler ſeyn müſſen. Wozu denn das? Etwa um die Rolle des Mannes von vorzüglichem Charakter u. ſ. w. gut zu ſpielen? Aber wozu nun das wieder? Etwa um wohlthätigen Einfluß auf das Herz der Zöglinge zu haben? Nein, denn es iſt (nach S. 40) „eigentlich nur darauf abgeſehen, gewiſſe Aeuſſerungen von den Zöglingen zu erhalten; und der große Künſtler der Erziehung bildet nur kleine Schauſpieler“ — nun aber, lieber Leſer, thu die Ohren auf, ſo weit du kannſt — „die von alle dem Guten, was er in ſie zu legen bemüht iſt“ — Wie? der Erziehungskünſtler legt es eigentlich nur auf gewiſſe Aeuſſerungen bey den Zöglingen an, und iſt doch bemüht, Gutes in ſie zu legen? Das reime, wer kann!

S. 41 f. Der groſſe Künſtler der Erziehung, der ſeine Zöglinge nach erlernten, oder auch nach ſelbſt ausgedachten Grundſätzen —

Man weiß, was Hr. R. darunter verſteht: willkührliche, beliebige, vorgeſchriebene Grundſätze, ſolche, die nicht aus der menſchlichen Natur abgezogen ſind, ſondern ihr vielmehr geradehin zuwider laufen; nach welchen der Zögling (S. 26.) „ſoll empfinden lernen, wie er von ſelbſt nicht empfand; das ſoll lieben und wünſchen lernen, was er nicht liebte; das ſoll verachten und verabſcheuen, was ſeinem natürlichen Geſchmacke vielleicht nur allzuſehr gemäß war.“

„behandelt, um nach den Regeln dieſer Wiſſenſchaft aus dem jungen Menſchen ein Weſen zu bilden, dazu in ſeinem Syſteme die Vorſchrift gegeben wird, möchte alſo immerhin in jedem Einzelnen untadelhaft handeln; er wird im

Ganzen dennoch sein verderblicher Einfluß das natürliche Gute des Knaben, wenn es möglich iſt, zerſtören oder verfälſchen, ihn mit anſcheinenden Tugenden ſchminken, und ſeine natürlichen Fehler übertünchen.

Dies Letzte hat freylich nach Hrn. R. Voraussetzung seine Richtigkeit; denn wer ſich willkührliche Erziehungsgrundſätze vorſchreibt oder vorſchreiben läßt, der muß ja nothwendig der menſchlichen Natur entgegen handeln, und ſomit alles Gute zerſtören, was dieſe in ſeine Zöglinge gelegt hatte. Aber wenn nun dem ſo iſt, wie läßt ſich denn auch nur die Möglichkeit annehmen, daß ein ſolcher Erzieher in jedem Einzelnen untadelhaft handle? Untadelhaft? In welcher Rückſicht denn untadelhaft? In Rückſicht auf das willkührliche Syſtem etwa? Das ſollte man anfänglich faſt glauben, ob es gleich dann nichts anders hieße, als: wer ein verderbliches Syſtem der Erziehung befolgt, der mag in jedem einzelnen Falle dieſem Syſteme noch ſo getreu bleiben, es bleibt verderblich für die Jugend!!!

Aber das iſt Hrn. R. Meinung wohl nicht, man höre nur weiter.

S. 42 f. „Dahingegen wird der Mann von vorzüglichem Charakter, von gebildeter Denkungsart, von feiner und richtiger Empfindung, von guten Grundſätzen und Sitten," —

Der aber, wohl zu merken, die Erziehungskunſt nicht ſtudirt hat, die ächte, meine ich, die, welche ihre Regeln aus der menſchlichen Natur nimmt, und die von Locke u. a. gelehrt worden, die aber Hr. R. gar nicht kennt.

„vielleicht täglich gegen eine Menge von Vorſchriften für die Erziehung verſtoßen, die alle zuſammen einzeln ganz wahr ſeyn, ſich auf Beobachtungen und richtiges Räſonnement gründen mögen; dem ungeachtet wird ſein Umgang den Kindern, mit denen er lebt, heilſam ſeyn. Sie werden ohne ſeine ausdrückliche Abſicht von ihm annehmen, was in ihrer individuellen Natur haften kann, und durch den wohlthätigen Einfluß des vortreflichen Mannes von allen Seiten gewinnen."

Vielleicht? Und wird es nur thun? und wird nur gegen eine Menge von Erziehungsvorſchriften verſtoßen? Wenn dieſe Vorſchriften ſo willkührlich, ſo beliebig, ſo blos vom Syſtem und gar nicht von der Natur vorgeſchrieben ſind, als Hr. R. annimmt: ſo findet hier kein vielleicht Statt,

ſo

ſo wird der verſtändige Mann nicht blos, er muß dagegen verſtoßen, und nicht blos gegen eine Menge, ſondern gegen alle dieſe Vorſchriften, ſo viel ihrer ſind; denn wenn das ganze Syſtem falſch iſt, ſo iſt keine der darin enthaltenen Vorſchriften wahr; und wer denn auch nur Eine, gleichviel ob zufällig oder abſichtlich, wiſſentlich oder unwiſſentlich befolgte, deſſen Umgang könnte in ſofern den Kindern nicht heilſam, deſſen Einfluß auf ſie in ſofern nicht wohlthätig ſeyn, und folglich auch die Kinder nicht von allen Seiten dadurch gewinnen.

Wenn aber das ganze Syſtem falſch, d. i. willkührlich, beliebig, durch angebliche Weisheit ſeiner Urheber vorgeſchrieben, und folglich der menſchlichen Natur und der geſunden Logik zuwiderlaufend iſt: wie können denn Vorſchriften dieſes Syſtems, einzeln genommen, wahr ſeyn, ſich auf Beobachtungen und richtiges Räſonnement gründen?

Wenn nun aber auch das Unmögliche möglich würde, wenn eine Schnur von lauter unächten Perlen auch ächte, und ein durchaus falſches Erziehungsſyſtem auch wahre Vorſchriften, oder gar lauter wahre Vorſchriften enthielte: wie kann denn einer, der nach dieſen wahren Vorſchriften, der, wie Hr. R. eben vorher ſagte, in jedem Einzelnen untadelhaft handelt, im Ganzen ſeinen Zöglingen allen möglichen Schaden thun — denn nichts geringers liegt in den Worten: „das natürliche Gute des Knaben zerſtören oder verfälſchen, ihn mit anſcheinenden Tugenden ſchminken und ſeine natürlichen Fehler übertünchen“ — und hingegen ein anderer, der täglich gegen eine Menge von dieſen Vorſchriften verſtößt, dem unerachtet von ſo wohlthätigem Einfluß für die Kinder, mit denen er lebt, ſeyn, daß ſie von allen Seiten gewinnen?

Aber was frage ich noch? Die Antwort liegt ja nahe genug. Der Eine von den beyden Männern, die Hr. R. hier aufſtellt, iſt ein groſſer Künſtler der Erziehung, er wendet eine ſtudirte Kunſt an, er hat Zöglinge, er hat die Abſicht, auf Kinder Einfluß zu haben. Der andere hingegen iſt überall kein Künſtler, wendet überall keine Kunſt, am wenigſten eine ſtudirte an, hat keine Zöglinge, und hat nicht die Abſicht, auf Kinder wohlthätigen Einfluß zu haben. Da, da liegts!

Du fragſt, lieber Leſer, wo denn Hr. R. geſagt habe, daß der zweyte kein Erziehungskünſtler ſey, und keine ſtudirte Kunſt anwende? Antw. In dem Worte dahingegen; denn dies ſagt hier entweder nichts, oder es ſagt dies.

Ferner: Wo er dieſem zweyten die Zöglinge genommen habe? Antw. Er giebt ihm ſtatt derſelben Kinder, mit denen er lebt, und mit dieſen Kindern Umgang. Mit Kindern, womit man nicht lebt, kann man keinen Umgang haben. Die Worte, mit denen er lebt, wären alſo ganz überflüßig, wenn ſie nicht an den Kindern das ergänzen ſollten, was dieſen fehlt, um für den Gegenfüßler des Erziehungskünſtlers ein Analogon von dem zu ſeyn, was Zöglinge für dieſen leztern ſind.

Daß der zweyte die Abſicht nicht zu haben braucht, den Kindern, mit denen er lebt, nützlich zu werden, ſagt Hr. R. geradezu.

Alſo, kurz zuſammengefaßt, befördert man das Verderben der Kinder, ſobald man abſichtlich und nach Regeln auf ſie zu wirken ſucht. Ob die Regeln wahr ſind, ſich auf Beobachtungen und richtiges Räſonnement gründen, oder ob ſie willkührlich, beliebig und vom Syſtem, im Gegenſatz von der Natur, vorgeſchrieben ſind, das iſt in der Anwendung einerley. Hr. R. will nicht etwa ſagen, daß man gute Ideen ſchlecht ausführen, richtige allgemeine Regeln aus Mangel an Beurtheilung verkehrt anwenden, oder aus eben dieſem Mangel Regeln für beſondere Fälle als allgemeine Regeln betrachten könne, wie nur gar zu oft, aber doch auch nicht allein bey der Erziehung geſchieht: nein, nein, er geht der Kunſt ſelbſt zu Leibe, und ſomit auch den Ungenannten, die ſich unlängſt berühmt haben ſollen, dieſe Kunſt entdeckt zu haben.

S. 43 f. ſteht eine förmliche Gewiſſensrüge für die Ungenannten: „Was müſſen das für Empfindungen ſeyn, die in dem nicht ganz unempfindlichen Herzen desjenigen entſtehen, der ſich durch eitle Verſprechungen und unüberlegte dreiſte Anmaßung zu einem Berufe drängte, der ihm durch nichts aufgelegt war? Der endlich einſieht, daß er ſich ſelbſt, die Gränzen ſeiner Kräfte und ſeiner Kunſt verkannte, und daß er das Schickſal eines oder mehrerer Jünglinge zeitlebens verrückt, ihrem innern Werthe unerſetzlichen

Scha-

Schaden gethan, und ſie für ihre äuſſern Verhältniſſe verderbt hat? Eltern liegt die Verpflichtung ob, ihre Kinder zu erziehen, ſo gut ſie es verſtehen. Sie ſind gerechtfertigt, wenn ſie thaten, was ſie konnten; denn Uebels iſt mit Gutem in jedem Erbtheile vermiſcht. Was kann aber derjenige vorſchützen, der ſich zudrängt, ein fremdes Weſen nach ſeinen Einfällen zu formen und zu ſchnitzeln? Perſonen, welche berufen werden, zur Erziehung mitzuwirken, ſollten ſich daher einſchränken, das Gute zu beſördern, was die Geſinnungen und Lage des Hauſes mit ſich bringen, in welches ſie eintreten, und ſich als Gehülfen, nicht als Oberaufſeher deſſelben und Maſchinenmeiſter eines künſtlichen Uhrwerks anzuſehen, wodurch die Kinder zu Menſchen gedreht werden."

Wie aber, wenn nun die Ungenannten das Ding umkehrten, und Hrn. R. auf folgende Art in die Beichte nähmen: „Wenn Hr. R. noch nicht ganz verhärtet iſt, was müſſen nicht für Empfindungen in ihm entſtehen, wenn einmal das Bewußtſeyn erwacht, daß er durch Schreib- und Tadelſucht und unüberlegte dreiſte Anmaßung ſich zu einem Berufe drängte, der ihm durch nichts aufgelegt war, zu dem Berufe, über Dinge zu ſchreiben, die er nicht verſteht, und das in dem hochfahrenden Ton angeblicher Weisheit, mit dem Anſchein einer beſondern Einſicht, wodurch man ſo leicht imponiren, Unkundige blenden und zu falſchen Schritten verleiten kann, ob man gleich bey den Kunſtverſtändigen nur Achſelzucken und die Erinnerung an das bekannte ars non habet oſorem niſi ignorantem erweckt."

Von denen, die ſich zudrängen, kömmt Hr. R. — ich ſehe nicht recht wie? ob er gleich ſagt, daher — auf die, welche berufen werden, zur Erziehung mitzuwirken. Sollten dieſe etwa mit jenen einerley ſeyn ſollen? Aber wie das?

Ich ſehe ein Heer von Fragen vor mir, die ſich drängen, vor Hrn. R. zu erſcheinen: ich will ſie ſo ordentlich vorführen, als ich kann.

Wenn die Eltern blos verpflichtet ſind, ihre Kinder zu erziehen, ſo gut ſie es verſtehen, wenn ſie ſchon gerechtfertigt ſind, wenn ſie thaten, was ſie konnten: ſo brauchen ſie ja auch die Kinder nicht in die Schule zu ſchicken; und wenn das nicht nöthig iſt, ſo ſind ja alle Schulen überflüßig; und wenn ſie das ſind, wie thöricht iſt es denn nicht, welche anzulegen,

legen, und wie ungerecht, die Eltern zu zwingen; (wie hin und wieder auf dem Lande geſchieht, und immer mehr Mode zu werden ſcheint,) daß ſie ihre Kinder in die Schule ſchicken! Hr. R. kann nicht antworten, daß er nicht vom Unterrichte, ſondern von der Bildung des Charakters rede; denn theils hieße dies das Wort Erziehung ſehr willkührlich einſchränken, da man nach dem Sprachgebrauch immer unter dieſer den Unterricht mit verſteht, wenn er nicht ausdrücklich beſonders dabey genannt wird; theils geht der Schulunterricht, ſeinem Zwecke nach, auch mit auf Bildung des Herzens.

Und wenn Hr. R. nicht vom Unterrichte reden wollte, ſo ließe er ja dieſen nicht blos den Schulen frey, ſondern auch den Gehülfen, die ſich die Eltern im Hauſe ſollen wählen dürfen. Iſt nun aber der Unterricht ein wichtiger Theil der Erziehung, wie er dies unwiderſprechlich iſt, ſo hebt ja Hr. R. ſeine eigene Vorſchrift auf, nach welcher die Gehülfen bey der Erziehung ganz von dem Willen der Eltern abhängig ſeyn ſollen.

Oder ſollen ſie dies nur in dem Theil des Unterrichts ſeyn, der ſich auf die moraliſche Bildung bezieht? Dies möchte man ſchier aus den Worten ſchließen, daß ſie ſich einſchränken ſollen, das Gute zu befördern, was die Geſinnungen des Hauſes mit ſich bringen. Aber wäre dies nicht gar zu hart? Und ſollte Hr. Rehberg nicht zu bewegen ſeyn, dieſe Einſchränkung etwas zu erweitern? Ich hoffe es. Denn geſetzt, die Geſinnungen des Hauſes wären nicht die beſten, wie es denn dergleichen Häuſer giebt, der berufene Gehülfe hingegen wäre ein Mann von vorzüglichem Charakter, von gebildeter Denkungsart, von feiner und richtiger Empfindung, von guten Grundſätzen und Sitten, er verſtände ferner die Kunſt mit Kindern umzugehen in dem Sinne, in welchem Hr. R. dies (S. 21.) eine Kunſt ſeyn läßt, er wäre in dieſer Hinſicht der beobachtende, überlegende, verſtändige Mann, und hätte, was Hr. R. einem ſolchen Manne (S. 21.) zugeſteht, eine unendliche Ueberlegenheit über die Eltern, wenn dieſe ſich blos den inſtinktartigen freyen Aeuſſerungen ihrer Empfindungen überließen, oder ſolche thörichte Männer und Weiber wären, als Hr. R. (z. B. S. 29 und 52 f.) beſchreibt: dürfte da jener Mann ſich ſo ſtrenge an die Vorſchrift der Eltern binden? Wäre es nicht vielmehr den Kindern, ja ſelbſt den Eltern ſehr zuträglich, wenn dieſe Vorſchrift von dem Gehülfen abgeändert würde?

würde? Und ſollte daher Hr. R. nicht mit gutem Gewiſſen erlauben können, daß (S. 18.) das Anſehen und die Gewalt ſolcher Eltern dem göttlichen Berufe eines ſolchen Mannes wiche? Oder hätte auch ein ſolcher Mann keinen göttlichen Beruf zur Erziehung? Wer hätte ihn denn? Dieſer Beruf beſteht doch (S. 18.) wohl darin, daß man im Stande ſey, „den Menſchen die Bildung zu ertheilen, dadurch ſie ſich der Vollkommenheit nähern, zu der ſie beſtimmt ſind.“

O, Hr. R. wird das ganz gewiß geſtatten, er geſtattet wohl mehr. Ungeachtet er mit dürren Worten geſagt hatte, daß „Eltern gerechtfertigt wären, wenn ſie thäten, was ſie könnten; weil Uebels mit Gutem in jedem Erbtheile gemiſcht ſey; daß (S. 46.) die Vorurtheile, Schwächen, Thorheiten, ſo die Eltern auf die Kinder fortpflanzen möchten, nicht in Betracht kommen könnten, da Gutes und Vollkommenes nirgends rein und unvermiſcht anzutreffen ſey u. ſ. w., da (S. 47.) einmal jeder Menſch, eine Art zu ſeyn, einige Gewohnheiten haben müſſe, und da eben dieſe Eigenheiten auch zu den Banden gehören, wodurch eine Familie ſo nahe unter einander verbunden werde u. ſ. w., daß daher an die Stelle dieſer Familienverhältniſſe nichts anders treten könne: ſo findet er doch (S. 49 ff.) viele Hinderniſſe gegen die Vortheile der häuslichen Erziehung, und ſagt (S. 53.), daß es überhaupt große Vortheile habe, eine Zeitlang auſſerhalb des väterlichen Hauſes zuzubringen, zu lernen, daß es auch noch andere Art zu leben gebe, ſich in die Denkungsart und die Sitten anderer zu fügen, und die eigenſinnige Einſeitigkeit zu vermindern, die aus dem ausſchließlichen Umgange mit den näheſten Verwandten entſpringe. Als ein ſehr kräftiges, aber nicht genug benutztes Mittel dagegen empfiehlt er die öffentlichen Schulen.

Werden aber hier nicht die Familienbande einen ſehr großen Riß bekommen? Zu ihnen gehören, wie wir geſehen haben, die Eigenheiten der Familien, ihre Vorurtheile, Schwäche, Thorheiten; dieſe ſind mit der eigenſinnigen Einſeitigkeit ein und eben daſſelbe Ding, ſo viel ich ſehen kann; was alſo dieſe vermindert, das arbeitet jenen entgegen. Und was wird aus der Behauptung, daß nichts an die Stelle der Familienverhältniſſe treten könne? Was aus dem Anſehen der Eltern? und aus ihrem Rechte und ihrer Pflicht, ihre

Kinder-

Kinder in ihren Geſinnungen und ſo gut ſie es verſtehen, zu erziehen? Die Schulen werden ſich daran nicht kehren, und können es nicht, wenn ſie gleich wollten: ſo viel Eltern, ſo viel Köpfe, und ſo viel Köpfe, ſo viel Sinne; die Schulen können und dürfen aber nur nach Einem Sinne, nach der ihnen von oben ertheilten Vorſchrift an der Jugend arbeiten; und wo dieſe ſie verläßt, da folgt jeder Lehrer natürlicher Weiſe ſeinem Sinn, der ja unmöglich die Eigenheiten der ſämmtlichen Eltern in ſich faſſen kann.

„Indeſſen, fähret Hr. N. (S. 37.) fort, iſt auch dieſes unter manchen Umſtänden nicht genug. Die eigenthümliche Lage jedes Hauſes muß es beſtimmen, ob es wohl gethan ſey, die Jugend einige Zeit in der Fremde zubringen zu laſſen, welche Jahre, und wie viele dazu beſtimmt werden müſſen. Verſtändige Männer, welche dazu (wozu?) durch vernünftig eingerichtete Penſionsanſtalten Gelegenheit geben, erwerben ſich um viele wohldenkende Eltern ein ſehr ſchätzbares Verdienſt, und ziehen ſie aus groſſen Verlegenheiten (aber in was für Verlegenheiten können denn die Eltern ſeyn, da ſie blos verpflichtet ſind, ihre Kinder zu erziehen, ſo gut ſie es verſtehen; da ſie gerechtfertigt ſind, wenn ſie thaten, was ſie konnten, dies mag viel oder wenig ſeyn; da die Vorurtheile, Schwächen und Thorheiten der Eltern den Kindern nicht ſchaden, weil ſie dienen, das Familienband zu verſtärken u. ſ. w.); aber nie werden ſolche Männer in die marktſchreyeriſchen Anſprüche der eiteln Thoren einſtimmen, welche ſich anmaße daß bey ihnen und nur bey ihnen eine neu entdeckte Kun, ausgeübt werde, aus einem noch unausgebildeten Knaben einen gutgeſinnten und tüchtigen Mann, durch eine unerhörte Umſchaffung ſeiner Natur, zu machen.“ — Immer zeigt uns Hr. N. den verhaßten Pferdefuß wieder, ohne zu ſagen, wem er gehört. Man muß nothwendig auf die Gedanken kommen, daß er überall keinen Herrn habe, ſondern von Hrn. N. blos animi cauſa gemalt ſey, um ſeine Geſchicklichkeit in ſolcher Malerey zu zeigen.

S. 58 ff. „Viele Lehrer der Erziehungskunſt gehen in ihren Anſprüchen nicht ſo weit. Sie behaupten vielmehr, daß alle Erziehung ganz allein in einer freyen Entwickelung der natürlichen Neigungen und Fähigkeiten des Menſchen beſtehen müſſe. Sie legen aber auf ihre Methode einen eben ſo hohen Werth als jene; weil nur durch dieſelbe alle Hinder-

niſſe

niſſe überwunden würden, welche die Vortheile und Sitten der gewöhnlichen Lebensart jener freyen Entwickelung der menſchlichen Natur in den Weg legen; weil es durch die Veranſtaltungen ihrer Kunſt allein möglich ſey, daß der Menſch vollkommen natürlich aufwachſe.“

Wenn doch Hr. R. hätte die Güte haben wollen, wo nicht jene vielen Lehrer zu nennen, doch ihre Methode und die Veranſtaltungen ihrer Kunſt beſtimmt anzugeben, und ſie den ſeinigen, oder, welches eins ſeyn wird, der Methode und den Veranſtaltungen der eben gedachten verſtändigen Männer, die die vernünftig eingerichteten Penſionsanſtalten haben, gegenüber zu ſtellen! Da wären wir auf einmal im Klaren! Wenn doch Hr. R. noch künftig die Sünde, die er durch gegenwärtige Schrift beging, durch dieſes gute Werk wieder abbüßen wollte.

S. 59. „Es giebt auch Schriftſteller, die auf eine in der That unbegreifliche Weiſe (wovon wir aber leider! auch nicht erfahren, worin ſie beſteht. Doch Hr. R. wird ſich erbitten laſſen, er wird die Methode und die Veranſtaltungen jener verſtändigen Männer beſchreiben, und dann zugleich dieſe unbegreifliche Weiſe ihrer Gegenfüßler ins Licht ſtellen,) beydes mit einander verbinden, allgemeine Grundſätze, in denen nur von der Natur und freyen natürlichen Entwickelung des Menſchen die Rede iſt, und einzelne Vorſchriften und Rathſchläge, wie die natürlichen Neigungen der Kinder vom Erzieher gebildet werden können.“

Einzelne V. und R.? Jeder allgemeine Satz iſt ja auch ein einzelner Satz. Wie läßt ſich das einander entgegen ſetzen? Das Beſondere ſteht dem Allgemeinen entgegen. Aber freylich durfte Hr. R. nicht beſondere ſagen, wenn nicht ſein Tadel auch die verſtändigen Männer, die die vernünftig eingerichteten Penſionsanſtalten haben, treffen ſollte. Es läßt ſich weder Penſionsanſtalt, noch Schule, noch häusliche Erziehung denken, wo nicht auf die allgemeinen Grundſätze der Erziehungskunſt, beſondere Vorſchriften und Rathſchläge gebaut würden; ja es iſt überall keine Ausübung irgend einer Kunſt ohne ſolche beſondere Vorſchriften möglich, und die Frage kann immer nur davon ſeyn, ob die beſondern Vorſchriften aus den allgemeinen Grundſätzen richtig abgeleitet ſind. Aber das war nun freylich Hrn. R. Sache nicht. Er

wollte

wollte bloß, wie es ſcheint, gewiſſen Leuten, Gott weiß, welchen? eins anhängen, darum beſchuldigt er ſie, daß ſie auf eine unbegreifliche Weiſe mit allgemeinen Grundſätzen einzelne Vorſchriften verbinden. Einzeln iſt ihm, wie wir vorhin ſchon geſehen haben, willkührlich, beliebig vorgeſchrieben, auf bloße Aeuſſerungen berechnet. Da iſt es nun freylich unbegreiflich, wie Leute ſo toll ſeyn können, ſo die Natur mit der Unnatur zu verbinden? Aber noch unbegreiflicher iſt es mir, warum uns Hr. R. dieſe tollen Menſchenkinder immer nur maskirt vorführt, warum er nicht in ihren Schriften nachweiſet, wo und wie ſie ſolche Ungereimtheiten lehren. So lange er das nicht thut, kann man ſich unmöglich des Verdachts erwehren, daß er entweder einen Fiebertraum gehabt und dieſen zum Zeitvertreib zu Papier gebracht, oder den Vorſatz gefaßt habe, den ſogenannten neuern Erziehern — ſollte es auch auf Koſten ſeines Ruhms geſchehen — ein böſes Ständlein zu machen.

Vorſchriften, wie die natürlichen Neigungen der Kinder ſich vom Erzieher bilden laſſen, können an ſich unmöglich etwas Tadelnswürdiges ſeyn, oder Hr. R. müßte mit dem Worte bilden einen beſondern und dem Worte ganz fremden Sinn verbinden. Er tadelt S. 60 andere Ungenannte, „daß ſie nicht allein den Werth der freyen Ausbildung aller natürlichen Kräfte und Neigungen übertreiben, ſondern auch den Einfluß vernachläßigen, den ſie ſich durch verſtändige Bemühungen darauf verſchaffen könnten.“ Die natürlichen Neigungen der Kinder zu bilden ſuchen, und ſich Einfluß auf die freye Ausbildung aller natürlichen Kräfte und Neigungen verſchaffen, iſt doch wohl einerley?

S. 62 kömmt Hr. R. auf Rouſſeau. Deſſen Emil ſoll (S. 85.) „keine Vorſchrift zur Erziehung von Menſchen ſeyn, die in unſerer Welt leben können. Rouſſeau ſoll ausdrücklich ſagen, „daß E. nicht erzogen werde, um in der menſchlichen Geſellſchaft und für ſie zu leben, und in ihr vortreflich zu ſeyn, ſondern um ihrer entbehren zu können.“ Er ſoll es gleich in der Vorrede ſehr deutlich ſagen, „daß die Eltern, welche ihre Kinder zu den Abſichten der bürgerlichen Welt bilden wollen, ihn nicht um Rath fragen dürfen.“

Darf ich meinen Augen trauen? Wie? Rouſſeau hätte nicht eingeſehen, daß der überall keine Erziehung braucht, der nicht für die bürgerliche Geſellſchaft beſtimmt iſt? Er hätte ein dickes Buch über die Erziehung geſchrieben, um einen Hottentotten, einen Neuſeeländer, einen Feuerländer u. ſ. w. zu bilden? Unmöglich! So wäre er nicht blos der paradoxe und grämliche Rouſſeau, wofür er bekannt iſt, ſondern im eigentlichen Sinne des Worts verrückt geweſen. Daß er ſeinen Emil für die bürgerliche Geſellſchaft erzog, kann ſchlechterdings keinem Zweifel unterworfen ſeyn; ob aber die Art, wie er dabey zu Werke gieng, immer die rechte ſey, darüber läßt ſich ſtreiten, und darüber iſt auch vielfältig geſtritten worden. Wenn es, in Hinſicht des erſtern, Rouſſeaus ausdrücklicher Verſicherung bedürfte, ſo könnte ich dieſe aus unzähligen Stellen des Emils beybringen; das ſcheint mir aber ganz überflüßig; blos für diejenigen, die den Emil gar nicht kennen, mögen ein Paar ſolcher Stellen zur Probe hier ſtehen.

„Führe ich Emilen in die Welt einzig mit dem Vorſatze ein, ihn zu unterrichten, ſo wird er unterrichteter werden, als ichs verlange. Halte ich ihn zu lange davon entfernt: was wird er von mir gelernt haben? Alles vielleicht, nur nicht **die dem Menſchen und Bürger nothwendigſte Kunſt, die Kunſt mit ſeines Gleichen zu leben.**" Allg. Rev. des E. W. XIV. 345. vergl. 339, Emil iſt nicht gemacht u. ſ. w. und XV. 401. Laß mich auf dich kommen u. ſ. w.

„Wenn dieſe Begriffe von Herrſchaft und Tyranney ſie ſchon in ihrer Kindheit elend machen, was wird denn vollends daraus werden, wenn ſie nun erwachſen, und **ihre Verhältniſſe zu andern Menſchen** anfangen ſich **auszubreiten und zu vervielfältigen**? Gewohnt, alles vor ihnen ſich beugen zu ſehen, welch Erſtaunen muß ſie nicht **beym Eintritt in die Welt** ergreifen, wenn ſie nun merken, daß alles ihnen widerſteht, u. ſ. w. XII. 333 f.

„Auſſerdem ſollte die natürliche Erziehung einen Menſchen **zu allen menſchlichen Ständen** fähig machen." XII. 150.

„Man erwäge, daß, wenn der Menſch gleich zu einem **Naturmenſchen** gebildet werden ſoll, ich ihn deswegen nicht zu einem **Wilden** machen, und ihn tief in die Wälder hineinbannen will, ſondern daß ich nur das zu bewirken gedenke, daß

daß er mitten im Wirbel der Geſellſchaft, in dem er ſich befinden wird, ſich weder durch die Leidenſchaften, noch durch die Meinungen der Menſchen darin fortreiſſen laſſe; daß er mit ſeinen Augen ſehe; daß er durch ſein Herz fühle, daß kein Anſehen, auſſer dem Anſehen ſeiner eignen Vernunft, ihn regiere.“ XIII. 434 f.

Troz dieſer entſcheidenden Stellen, und troz der unverkennbaren Tendenz des ganzen Emils behauptet nun Hr. R., daß Rouſſeau ausdrücklich ſage, daß E. nicht erzogen werde, um in der menſchlichen Geſellſchaft und für ſie zu leben, und in ihr vortreflich zu ſeyn. Wo, wo ſagt denn Rouſſeau dies? Wo kann er es ſagen, ohne ſich zu einem Tollhäusler zu qualificiren?

Er ſagt freylich (XII, 47.): „Genöthigt, die Natur oder die geſellſchaftlichen Einrichtungen zu beſtreiten, muß man dazwiſchen wählen, ob man einen Menſchen oder einen Bürger bilden will; denn beydes zugleich läßt ſich nicht erreichen.“ Und er hätte allerdings beſſer gethan, dies und manches von der Art gar nicht, oder doch beſtimmter zu ſagen, weil es ſo, wie es da ſteht, ſeiner wahren Abſicht geradehin zu widerſprechen ſcheint, und dieſe daher bey vielen, die nichts weiter als dieſe Stellen, oder die das ganze Buch obenhin leſen, nothwendig in ein falſches Licht ſtellen muß. Aber ehe man ihm nun darum, wie Hr. R. thut, baaren Unſinn Schuld giebt, den Unſinn, mehrere Alphabete über die Erziehung von Geſchöpfen zu ſchreiben, die keiner Erziehung bedürfen, ja mit deren Beſtimmung es in geradem Widerſpruche ſtünde, erzogen zu werden, muß man doch billig zuſehen, ob er nicht mit ſich ſelbſt zu vereinigen iſt. Man muß zu dem Ende unterſuchen, in welchem Sinne er die Wörter Erziehung, Menſch, Bürger, Naturmenſch u. ſ. w. nimmt. Man muß mit ſolchen Stellen, als die angeführte, andere vergleichen, z. B. XII. 62 ff. „Endlich bleibt noch die häusliche Erziehung, oder die Erziehung der Natur übrig. Aber was wird für Andere ein Menſch werden, der lediglich für ſich erzogen worden? Wenn vielleicht der doppelte Gegenſtand, den man ſich vorſetzt, (nämlich Menſchen und Bürger zu erziehen,) zu einem einzigen ſich vereinigen ließe, ſo würde man, indem man die Widerſprüche des Menſchen aufhöbe, ein groſſes Hinderniß ſeiner Glückſeligkeit wegräumen.“

Dieſe

Dieſe Widerſprüche hat er unmittelbar vorher S. 61 f. beſchrieben: „Natur und Menſchen zerren uns auf einander entgegen geſetzte Wege; wir fühlen uns gezwungen, dem verſchiedenartigſten Anſtoße zu folgen, und endlich wandeln wir ſo auf einer zuſammengeſetzten Straße hin, die weder zu dem einen noch zu dem andern Ziele uns führt. So beſtritten und auf Wogen unſer Lebenlang hin und her geworfen endigen wir das irdiſche Daſeyn, ohne jemals mit uns ſelbſt einig, oder für uns ſelbſt oder andere nützlich geworden zu ſeyn.“

Dieſe Widerſprüche entſtehen, nach ihm, aus der gewöhnlichen ſeynſollenden Erziehung zum Bürger. Seynſollenden, denn ſo muß man ihn verſtehen; er behauptet nämlich, daß eine ſolche Erziehung nicht mehr möglich ſey, daß ſie nur da Statt finden konnte, wo man Bürger und ein Vaterland hatte, zu Sparta, Rom u. ſ. w. (S. 52 — 57.); daß man die beyden Wörter Vaterland und Bürger aus den neuern Sprachen verbannen müſſe (S. 59.); daß es keine Bürger mehr geben könne, wo es kein Vaterland mehr gebe, und daß wir kein Vaterland mehr hätten; daß es alſo, wie geſagt, keine öffentliche Erziehungsanſtalt mehr gebe, noch geben könne (S. 58.); daß er (S. 59.) die lächerlichen Stiftungen, die man Schulen nennt, nicht als öffentliche (in ſeinem Sinn) Anſtalten betrachte; daß er auch (S. 60.) die gewöhnliche Welterziehung eben ſo wenig dafür gelten laſſe, weil dieſe Erziehung nach zwey entgegengeſetzten Zielen hinſtrebe, und ſie daher beyde verfehle; weil ſie nur dazu tauge, Menſchen mit Doppelſeelen zu bilden, die immer alles auf Andre zu beziehen ſcheinen, und immer alles nur auf ſich allein beziehen.

Dieſe Doppelſeelen nun will R. durch ſeine Erziehung wegſchaffen; er will machen, daß ſein Zögling immer nur (S. 57.) Er ſelbſt und Einer ſey (wie Epiktet ſagt: ἕνα σε δει ανθρωπον ειναι), und nicht ſtets im Widerſpruche mit ſich ſelbſt (S. 56.) zwiſchen ſeinen Neigungen und Pflichten hin und her ſchwanke, nie weder Menſch noch Bürger, nie für ſich ſelbſt noch für Andre nützlich ſey. Daher will er, wie ſchon vorhin nach S. 63 angeführt worden, verſuchen, ob ſich vielleicht der doppelte Gegenſtand, den man ſich vorſetzt, zu einem einzigen vereinigen laſſe; das heißt, wie ich es verſtehe, ob man nicht, indem man die Winke der Natur

beſſer als gewöhnlich verſtände und bey der Erziehung befolgte, aus den Kindern Naturmenſchen bilden könnte. Unter dieſen Naturmenſchen verſteht nun aber R. keine Wilde, und kann ſie nicht darunter verſtehen, ohne den Verſtand verlohren zu haben; ſondern er verſteht darunter, was wir vorhin in ſeinen authentiſchen Erklärungen geleſen haben, einen Menſchen, der ſich ſelbſt lebt, der nach den Geſetzen einer wohlgeordneten Selbſtliebe (wohl verſtanden, Selbſt-liebe, nicht Eigen-liebe, dieſe unterſcheidet R. ſorgfältig von jener) handelt, und dadurch ſich ſowohl, als die Geſellſchaft, worin er lebt, glücklich macht; die Mitglieder dieſer Geſellſchaft nennt R. nun auch mitunter Bürger, und die Geſellſchaft eine bürgerliche. Unter dieſen Bürgern verſteht er aber keine Spartaniſche, Römiſche u. ſ. w. Mit dieſer letztern Art von Bürgern, die aber, nach ſeiner ausdrücklichen Verſicherung, itzt nirgends mehr ſind und ſeyn können, verträgt ſich nun das Menſch-ſeyn, nach ſeinen Begriffen, durchaus nicht; von dem bürgerlichen Stande, wie er zu Sparta, Rom u. ſ. w. war, behauptet er (S. 56.), daß derjenige nicht wiſſe, was er wolle, der in dieſem Stande die Empfindungen der Natur die Oberhand wolle behaupten laſſen.

Nun verurſacht es Undeutlichkeit und Verwirrung, daß R. das Wort Bürger und bürgerliche Geſellſchaft in mehr als einem Sinne braucht; ferner, daß er die Wörter häusliche Erziehung und Naturmenſch in einer ungewöhnlichen Bedeutung nimmt. Dazu kömmt, daß viele Leute nicht begreifen können, wie ein Knabe, der nach R. eigenem Ausdrucke (XIV. 281.) in aller Freyheit der jungen Bauern und Wilden erzogen worden, für die bürgerliche Geſellſchaft taugen könne. Indeſſen glaube ich, daß jene Verwirrung ſich heben läßt, und vorhin, wenigſtens zum Theil, von mir gehoben iſt. Wäre aber dies auch nicht, hätte R. vielmehr ſich wirklich eines Widerſpruchs ſchuldig gemacht, indem er erſt behauptet, daß man aus einem Kinde nicht zugleich einen Menſchen und einen Bürger erziehen könne, und doch nachher ſich dieſem Geſchäfte ſelbſt unterzieht: ſo iſt doch wenigſtens ſo viel gewiß, daß er dies letztere wirklich gethan hat, Hr. Rehberg mag ſagen, was er will.

In der Vorrede ſteht kein Wort von dem, was, nach Hrn. R., darin ſtehen ſoll. Rouſſeau ſagt blos (S. 19.):

„Immer

„Immerdar ruft man mir zu: Schlage nichts anders vor, als was thunlich iſt. Das heißt eben ſo viel, als ob geſagt würde: Schlage vor zu thun, was geſchieht.“ Und (S. 21.) „Väter und Mütter, das iſt thunlich, was ihr werdet thun wollen. Kann ich für euern Willen haften?“ Hier iſt offenbar nur davon die Rede, wie man erziehen müſſe, und was in gewiſſen Umſtänden ausführbar ſey; von Abſichten der bürgerlichen Welt, denen die Eltern entſagen ſollen, ſteht weder hier noch ſonſt in der ganzen Vorrede eine Sylbe.

So hat Hr. R. ſeinen Rouſſeau geleſen! er, der (S. 63.) vermuthet, „daß nur wenige Leſer der Rouſſeauiſchen Schriften den Zuſammenhang derjenigen Ideen, die allen dieſen Werken zum Grunde liegen, und durch alle Schriften des R., auch die unbedeutendſten, durchlaufen, mit derjenigen Beſtimmtheit denken, woraus allein ein gegründetes Urtheil über den Werth dieſer treflich gedachten u. ſ. w. Schriften entſpringen kann;“ und der nun dieſer Vorausſetzung zufolge die Mühe übernimmt, den vielen, denen es an jener Beſtimmtheit fehlt, auf mehr als zwanzig Seiten die ihnen nöthige Belehrung zu ertheilen! Hat man jemals mehr Anmaßung und mehr Unkunde der Sache, wovon die Rede iſt, beyſammen geſehen? Und Hr. R. ſchämt ſich nicht, von eiteln Thoren mit marktſchreyeriſchem Tone zu ſprechen, die ſagen ſollen, daß bey ihnen allein Weisheit wäre? Schlug ihn das Gewiſſen nicht? Kann es unter ſeinen Ungenannten einen eitlern Thoren geben, als er ſelbſt iſt?

Wundershalber höre man nun noch, was Hr. R. am Schluſſe dieſer ſeynſollenden Prüfung der Erziehungskunſt dieſen Ungenannten noch auf den Weg giebt:

S. 204 ff. Laut ruft ein Heer von Lehrern einer verbeſſerten Erziehungskunſt ihm (Rouſſeau) nach: Ueberlaßt den Menſchen der Natur! Immer in allem den Weg der Natur betreten! Was denken dieſe Männer bey dem Worte Natur? (Lieber Hr. R., was denken Sie ſelbſt dabey? Und was denken Sie bey Ihrem ganzen Buche? Haben ſie wohl, gleich ihrem vorgeblichen Vorgänger, unterſucht, wie weit die genaue Beſtimmung dieſes Begriffs führt? (Weh euch, ihr Ungenannten, wenn ihr dies nicht unterſucht habt, und es nun von Hrn. R. lernen ſollt!) Sie geben ſich für die Nachfolger des Rouſſeau aus. Aber doch iſt ihr Zweck von

dem ſeinigen, (d. h. von dem, den Hr. R. ihm andichtet, daß er nämlich nicht für die menſchliche Geſellſchaft erzog,) ſehr verſchieden: denn ſie wollen lehren, wie man Menſchen für die Bedürfniſſe der bürgerlichen Geſellſchaft erziehen ſolle. (Rouſſeau-Rehberg hingegen will für die Wildniſſe und die Wälder erziehen.) Dennoch wollen ſie, daß ihre Zöglinge denſelben Weg geführt werden, wodurch er zu einem ganz andern Ziele führte. Sie verkennen das, was er gut einſah, (und worüber ſie nun vom Hrn. R. ſo bündig belehrt worden ſind): ſie folgen ihm in den Träumen, die auf die Welt nicht angewendet werden können (Rouſſeau hatte Ahndungen von den Rehbergen, als er in der Vorrede (S. 18.) ſchrieb: „Man wird nicht ſowohl eine Abhandlung über die Erziehung zu leſen glauben, als Träumereyen eines Geſichtſehers"); ſie ſind unerſchöpflich in Anſchlägen, die urſprünglichen Neigungen und Grundzüge des Charakters junger Leute zu bilden, (Hr. R. hat gnädigſt erlaubt, oder gar verordnet, wie vorhin bemerkt worden, daß man ſich Einfluß auf die freye Ausbildung aller natürlichen Kräfte und Neigungen verſchaffen dürfe, aber bilden ſoll man ſie nicht, wenigſtens ſollen ſeine Ungenannten ſich dies nicht herausnehmen!) ſo wie Prometheus menſchliche Geſtalten formte (weiter thun Hrn. Rehbergs Ungenannte nichts, und wollen weiter nichts, als Menſchengeſichter machen; es iſt, wie Hr. R. vorhin ſagte, bey ihnen nur auf gewiſſe Aeuſſerungen — abgeſehen!): das aber, was der Natur der Dinge nach vom menſchlichen Unterrichte und der Einwirkung des Anſehens von Eltern, Lehrern, Vorgeſetzten abhängt, das wollen ſie, daß man es der Natur und freyen Entwickelung des Gemüths überlaſſe. Doppelt widerſinnige Pläne, die das verſprechen, was niemand leiſten kann, und das verwerfen, was jeder leiſten ſoll, der ſich mit der Erziehung beſchäftigen will." — Allerdings doppelt widerſinnig, und des Tollhauſes eben ſo würdig, als Rouſſeau-Rehbergs Beginnen, mitten in der bürgerlichen Geſellſchaft Kinder zu Wilden zu erziehen! Hr. R. hat ſeine Ungenannten ſo aufmerkſam, wie ſeinen Rouſſeau, geleſen, wenn er ſie überall geleſen hat. Ein Heer von Schriftſtellern zu leſen, erfodert Zeit, und Hr. R. hat bekanntlich noch ſonſt zu thun.

Ich blicke zurück: Himmel, wie viel habe ich geſchrieben! Es iſt Zeit aufzuhören. Das kann ich denn auch mit gutem Ge-

Gewiſſen thun, denn ich hoffe, augenſcheinlich gezeigt zu haben, was ich zu Anfang ſagte, daß Hr. R. in der ganzen angeblichen Prüfung darauf ausgeht, der Erziehungskunſt und den ſogenannten neuern Erziehern einen böſen Leumund zu machen. Ich habe es nicht wie Hr. R. gemacht; habe ihn nicht unverhörter Sache, wie er ſeine Ungenannten, verurtheilt, ſondern habe ſorgfältig ſeine eignen Worte, und dieſe nicht etwa aus dem Zuſammenhange geriſſen, ſondern jedesmal in extenſo, angeführt. Es iſt alſo kein Rehbergſcher Machtſpruch, wenn ich itzt die Sentenz fälle, daß dieſe ſeynſollende Prüfung der Erziehungskunſt, in meinen Augen, **eins der unverzeihlichſten Bücher** *) iſt, **die je zu Tage gefördert worden.** Hr. R. hat in derſelben ein würdiges Gegenſtück zu den bekannten **Fragmenten** ſeines Mitbürgers, des Ritters von **Zimmermann**, geliefert. Eben der **hochfahrende Ton großer angeblicher Weisheit**, eben der Anſchein einer **beſondern Einſicht**, wodurch man **zu imponiren, zu blenden** ſucht, eben das Verfolgen eines Hirngeſpinſtes; kurz, der ganze **Zimmermann**, wie er leibt und lebt! Nur darin, daß Hr. R. niemand nennt, unterſcheidet er ſich von Z.; aber wahrlich nicht zu ſeinem Vortheile! Z. beginnt offene Fehde, Hr. R. hingegen ſtellt meuchelmörderiſch dem gelehrten guten Namen aller derer nach, die **unlängſt** über die Erziehung geſchrieben haben; **meuchelmörderiſch**, **weil** er niemand nennt, **aller**, **weil** er keinen **ausnimmt**. Wer iſt hier der beſſere Feind, Z. oder Hr. R.?

Beyder Herren nimmt ſich die Allg. d. Bibl. an, freylich wohl ohne auf ihre Erkenntlichkeit rechnen zu dürfen, nam veritas odium parit, aber darum mit nicht minderm Eifer. Seines Fleißes, ſagt **Leſſing**, darf ſich jedermann rühmen: ich glaube, daß ich mehr Sorgfalt angewandt habe, die Prüfung der Erziehungskunſt zu leſen, als Hr. R. ſie zu ſchreiben. Er ſchrieb ſie vermuthlich in den Stunden der Verdauung, wo man ſich nicht gern anſtrengt; wie wäre es ſonſt möglich, daß

*) In Hrn. R. Recenſentenſprache hieße dies eine elende Broſchüre. So nennt nämlich Hr. R., (der, wie ich aus dem October des Schlesw. J. ſehe, für die A. L. Z. die ſämmtlichen Schriften über die franzöſiſche Revolution recenſirt hat,) ein Schriftchen von Paine. Er kann von dieſem Schriftchen nicht verächtlicher denken, als ich von dem ſeinigen; aber mir geziemt es nicht, mit ihm einerley Sprache zu führen.

er, ſelbſt bey aller ſeiner Verachtung gegen die neuern Erzieher und bey aller ſeiner Hochachtung gegen ſich ſelbſt, der Welt nicht etwas Geſcheiters vorgelegt hätte. Ja, ſelbſt jene Verachtung und dieſe Hochachtung mußten ihn dazu antreiben, oder beyde ſind im höchſten Grade blind. Aber vielleicht ſind ſie das auch, und vielleicht kam ſo das eine zum andern, die Blindheit zu der Verdauung, und ſo entſtand denn das Schriftchen, von dem ich, troz ſeines ſaubern Drucks und Papiers, ſo viel Böſes habe ſagen müſſen.

Aber wie, wenn es mir mit dieſem Schriftchen gegangen wäre, wie Hrn. R. mit dem Rouſſeau, wie wenn ich darin geleſen hätte, was nicht darin ſteht? Sind wir nicht alle Menſchen? Nun dann wiederfahre mir ohne Schonung, was in unſerer Republik Rechtens iſt. Ich habe es meinen Richtern leichter gemacht, als Hr. R. mir, ich habe Verfaſſer, Buch und Seitenzahlen beſtimmt angegeben, ich habe ſogar die Stellen, die das corpus delicti enthalten, ganz hergeſetzt. Daß ich dieſe nicht alle aufgeführt habe, kann Hr. R. nicht übel nehmen, er, der ſich ſeine Prüfung ſo leicht machte, daß er gar keine Stellen aushob, ſondern blos mit einem Anſchein von beſonderer Einſicht, der beſſer zum Imponiren und Blenden, als eine Sache in das gehörige Licht zu ſetzen taugt, in den Tag hinein redete, und wo er citirte, es ſo unglücklich that, daß man augenſcheinlich ſieht, er habe ſeinen Autor ſo wenig abgeſchrieben, als verſtanden.

Zum Schluß noch ein Paar Worte im Allgemeinen à la Rehberg. Was wird aus unſerer Litteratur werden, wenn ſich in der Gelehrtenrepublik zu Sprechern Männer aufwerfen, die ſich durch eitle Verſprechungen, z. B. daß ſie die Erziehungskunſt prüfen wollen, und unüberlegte dreiſte Anmaßung zu dieſem Berufe drängen, der ihnen durch nichts aufgelegt war? Und was wird aus dieſen Sprechern ſelbſt werden, wenn ihr Herz nicht ganz unempfindlich iſt, und ſie endlich einſehen ſollten, daß ſie ſich ſelbſt, die Gränzen ihrer Kräfte und ihrer Kunſt verkannten, und ſo viel an ihnen lag, nur Unheil in der Welt ſtifteten? Oder was wird aus ihnen werden, wenn ſich ihr Herz am Ende verhärtet, wie das bey den Zimmermannen und Rehbergen leider! zu fürchten iſt, wenn man alsdann weiter ſeine Zeit mit ihnen nicht verderbt, ſondern ſie dem Gerichte der Verſtockung übergiebt, und nur etwa noch mitleidig ausruft:

Schade

Schade nur das Salz, womit man ſo gut hätte würzen kön-
nen, daß es dumm geworden iſt!

Km.

Arzneygelahrheit.

**J. P. Francks — Syſtem einer vollſtändigen medi-
ciniſchen Polizey. In einem freyen Auszug, mit
Berichtigungen, Zuſätzen und einer beſondern Ein-
leitung, von D. J. Ch. Fahner, Landphyſikus
der Grafſchaft Hohenſtein und Stiftsphyſikus zu
Ilefeld. Berlin, bey Vieweg d. ä. 1792. 582
Seiten, mit 48 Seiten Vorrede und Inhalt und
22 Seiten Einleitung, gr. 8. 1 Rl. 16 gr.**

Der Verf. dieſes Auszugs rühmt ſich in der Vorrede des guten Zwecks, den er dabey im Auge gehabt; der großen Mühe, welche er dabey angewendet, und der nöthigen Verbeſſerungen, die er dabey angebracht habe. Der Zweck, den der V. angiebt, war, vielen, beſonders obrigkeitlichen Perſonen, die nicht Zeit und Luſt haben, ein ſo weitläuftiges Werk, als Francks Syſtem, zu leſen, oder für welche es zu theuer iſt, einen Auszug aus dieſem Meiſterwerk zu geben, der alles Wichtige des Originals enthält, und doch ſo geſchrieben iſt, daß er allen denkenden Männern leicht verſtändlich iſt, und ſich gut leſen läßt. Angenommen, dies ſey wirklich der Zweck geweſen, ſo iſt erſt die Frage: ob es recht und billig ſey, ohne Erlaubniß des Verfaſſers und ohne Zuſtimmung des Verlegers, aus einem *größern* Werk ein *kleineres* zu drechſeln? Dieſe Frage ſcheint in die Klagſache der Verfaſſer und der Verleger über den Nachdruck einzuſchlagen, und wer über dieſe Klage ein Endurtheil ſpricht, wird auch über jene Frage entſcheiden; dem Rec. liegt hier nur die Relation ob, daß in der Vorrede nichts von Franks erhaltener Erlaubniß geſagt wird, und daß S. 7 ſogar die Weigerung des Verlegers ſich ahnden läßt!! Wenn ein Auszug aus Francks Syſtem nöthig war, ſo war er es gewiß nur für diejenigen, welchen hauptſächlich daran lag, die Lehrſätze, die Meinungen und die Entſcheidungsgründe eines Francks zu wiſſen; eines Mannes, deſſen Autorität

und allgemeiner Ruhm in dieſem neuen Theil der Arzneywiſſenſchaft alle andere überſteigt, es war alſo Franck, den auch diejenigen, wenigſtens im Auszug, leſen wollten, für welche das weitläuftigere Originalwerk zu zeit- oder zu koſtſpielig war; was giebt ihnen aber nun der Verfaſſer der vor uns liegenden Schrift? er hat nach S. 9 der Vorrede „die Franckiſchen Ideen immer vorzutragen geſucht, aber ſie doch oft mit ſeinen Worten ſo geſagt, daß der Leſer zuweilen nicht weiß, ob es die Frankiſchen Ideen ſind, oder fremde, oder ſeine eigene; er hat das, was ihm überflüßig, unrichtig, oder ſonſt nicht paſſend ſchien, weggelaſſen, ohne immer von dieſen die Urſachen anzugeben, oder von jenen die Quellen zu nennen, woraus er ſchöpfte. Haben nun die Leſer das, was ſie wollten, einen treuen Auszug aus Francks Meiſterwerk? Wiſſen ſie nun, ob dieſer oder jener Lehrſatz oder Vorſchlag, dieſe oder jene Meinung Francks oder Fahners ſey? kann und ſoll und wird dieſer Auszug bey ihnen die Autorität haben, welche er gehabt haben würde, wenn Fahner ſich nicht ſelbſt mit eingemiſcht, ſondern nur treulich aber ſachkundig, kernicht und kurz aus Francks Syſtem u. ſ. w. referirt hätte? Was ſoll nun dieſer unſichere Auszug nützen? Hufty, Metzger, Hebenſtreit haben dem Publikum ſchon Lehrbücher der mediciniſchen Polizeywiſſenſchaft gegeben, die kürzer und wohlfeiler als Francks Syſtem u. ſ. w. ſind, und darin hauptſächlich auch das genutzt, was Franck in ſeinem Originalwerk geſagt und gelehrt hat, und dieſe Lehrbücher ſind vollſtändig, ſtatt daß dieſer Auszug dieſe Wiſſenſchaft nicht vollſtändig in ſich begreifen konnte, weil Franks Werk noch nicht geendigt iſt. Alſo nicht das Publikum, ſondern der Epitomator hat bey dieſem Auszug (aber freylich blos nur ſein Honorar vom Verleger) gewonnen, und eben darum iſt das erſtere nicht den mindeſten Dank dafür ſchuldig. Warum referirte der Verf. nicht im Text treulich, was er glaubte, aus Francks Werk referiren zu müſſen, und gab ſeine Berichtigungen und Zuſätze in kurzen beſcheidnen Anmerkungen unter dem Text? Es war Pflicht der Achtung gegen einen Franck, daß Hr. Fahner ſeine Ideen nicht in Francks Vortrag einmiſchte, und Pflicht gegen das Publikum, daß er ſie von denen unterſchied, welche Francks Autorität für ſich haben. Es iſt möglich, daß Hr. Fahner durch dieſen Auszug ſogar einem großen Theil des Publikums geſchadet hat, denn dieſer Auszug wird dem Verleger

leger doch immer den Abſatz des groſſen Werks vermindern, weil ſo viele ſind, welche ihn ſeiner Wohlſeilheit wegen lieber kaufen werden, als das Originalwerk, deſſen Titel er mit offenbarem Unrecht an der Stirne trägt, und der Wunſch, dieſen Nachtheil zu verhüten, war Urſache, daß Rec. die Unbrauchbarkeit dieſes Auszugs in Hinſicht auf den Hauptzweck ſo offen darſtellte. Allerdings hat der Epitomator Recht, es ſey nicht leicht, aus einem Buch, wie das Franckiſche Syſtem iſt, einen kurzen, aber guten, Auszug zu machen, aber nicht, weil es oft ſehr deklamatoriſch geſchrieben, (dies Wort iſt, wegen der Nebenidee, die es insgemein mit ſich führt, für Francks Styl unſchicklich,) ſondern, wie Fahner auch ſelbſt anführt, vorzüglich weil Franck ſeine Perioden oft ſo mit wichtigen Gedanken und Ideen vollgepfropft hat, daß er zuweilen gar keines Auszugs fähig iſt, ohne daß das ſchöne (und lehrreiche) Ganze zum Nachtheil der Leſer (und der Wiſſenſchaft ſelbſt) verſtümmelt wird, und auch, weil es bey dieſer Wiſſenſchaft, wegen ihrer Neuheit, und wegen des Intereſſe, das ſie auch bey Nichtärzten erwecken müßte, wenn ihr derjenige Wirkungskreis eröffnet werden ſoll, welchen ſie da haben muß, wo ſie ihren Zweck erreichen will, nicht immer genug iſt, zu lehren und zu unterrichten, ſondern auch zu überzeugen, einzunehmen und anzuziehen, und dies war gewiß oft da Francks Wille, wo ihm unſer Verf. eine deklamatoriſche Schreibart Schuld giebt. In dieſem Auszug mangeln alle Blumen, die Franck aus dem Feld der Menſchen- und Völkergeſchichte, der Menſchen- und der Länderkenntniß gepflückt, und uns in einem ſchönen Gelehrſamkeit duftenden Strauß gewunden dargereicht hat, man vermißt die belebende Wärme im Vortrag, und den herzlichen Eifer, die Wahrheit ſeiner Ausſprüche, die Heilſamkeit ſeiner Vorſchläge und die Nothwendigkeit ſeiner Geſetze in vollem Licht darzuſtellen. Der Auszug iſt ohne allen Schmuck, ohne alles Leben und ohne alle Wärme. Fahner hat faſt keine der Medicinalpolizeyverordnungen ſowohl der alten, als der neuern Staaten, die Franck entweder kurz oder ausführlich mittheilt, weder angeführt noch ſich namentlich darauf berufen, und eben dieſe Verordnungen ſind für den Regenten, den Staatsmann, den Rechtsgelehrten, den Cameraliſten &c. ſo vielgeltend, daß ſie ihm mehr für die Heilſamkeit, Nothwendigkeit und Ausführbarkeit eines Medicinalgeſetzes beweiſen, als alle trocknen Gründe, welche Fahner in ſeinem Auszug dafür ſagen kann. Kurz, dieſer Fahneriſche Auszug iſt

nichts

nichts weniger als ein Miniaturgemälde von dem Franckiſchen Meiſterwerk, und dies mußte er doch ſeyn, wenn er zweckmäßig und nützlich ſeyn ſollte. Auf ſeine Berichtigungen und Zuſätze darf ſich Fahner auch nicht brüſten. Rec. hat, um ein Urtheil darüber fällen zu können, den B. III und IV. des Franckiſchen Werks mit dem Auszug verglichen; im B. III. fand er blos folgende Berichtigungen oder Zuſätze, die genannt zu werden verdienen. S. 245 von der Unſchädlichkeit des franzöſiſchen Rindfleiſches; S. 249 von der Unbedenklichkeit des finnichten Schweinefleiſches, nach Graumann und Götze; S. 278 von dem Nachtheil, wenn Deutſchlands Bewohner ſich auch an andere Nahrung, z. B. Kartoffeln, gewöhnen ſollten, als das eigentliche Brod iſt; S. 350 von der Hahnemanniſchen Weinprobe; S. 353 von der Weinprobe auf Spiesglas; S. 367 vom Punſch als warmes Getränk; S. 410 von der beſten Form der Schuhe, nach Camper; S. 432 von den Waldwohnungen; im B. IV. aber ſind weder Berichtigungen noch Zuſätze beygebracht, die in irgend einer Rückſicht einiger Aufmerkſamkeit würdig wären. Hr. Fahner hätte leicht ein anderes Geſchäft übernehmen und ausführen können, wobey er mehr Ruhm und Dank erworben haben würde, als bey dieſem Auszug, wofür ihm weder das Publikum, noch Franck, noch der Verleger des Franckiſchen Syſtems Dank wiſſen wird.

Hſ.

Anton Portals Lehrbegriff der praktiſchen Wundarzneykunſt. Aus dem Franzöſiſchen. Mit Anmerkungen. Erſter Band. Leipzig, bey Fritſch, 1792. XVI und 392 Seiten. 8. 1 Rh.

Der deutſche Ueberſetzer redet für dies Werk ſehr eifrig das Wort; wie weit mit Recht, können wir in Ermangelung des Originals blos nach dieſem erſten Bande nicht ganz beurtheilen, dies wird ſich dann näher ergeben, wenn das Werk vollſtändig, denn zwey Bände ſollen dieſem noch nachfolgen, erſchienen ſeyn wird. Das Original iſt bereits ſeit 1768 herausgekommen, und man muß ſich wundern, daß es ſo lange den ſpeculirenden und geſchäftigen Ueberſetzern entgangen iſt. Es iſt nicht zu läugnen, daß dies Werk viele gute Eigenſchaften hat: der Vor-

trag

trag des Verf. iſt faßlich und deutlich, die Gegenſtände ſind genau geſchildert, und die hier vorgetragenen Lehrſätze und Vorſchriften ſind, wenige ausgenommen, richtig, wobey man freylich auf das Zeitalter, in welchem das Original erſchien, Rückſicht nehmen muß, nach welchem ſo vieles in der Wundarzneykunde auch noch berichtiget worden iſt. Von dieſen neuern Berichtigungen hat der Ueberſetzer allerdings die meiſten in den Anmerkungen beygebracht, wodurch dies Buch brauchbarer für diejenigen geworden, denen er es eigentlich, da es nicht ſo voluminös und koſtbar als andere ſo ſchätzbare Lehrbücher der Wundarzneykunſt iſt, nämlich den jungen Wundärzten, beſtimmt hat.

Der gegenwärtige erſte Band, welcher aus fünf Abtheilungen beſtehet, enthält Folgendes. Die erſte Abtheilung: Von den allgemeinen chirurgiſchen Krankheiten, und zwar in verſchiedenen Kapiteln: 1) von der Entzündung überhaupt; 2) von der roſenartigen Entzündung; 3) von der Phlegmone; 4) von dem Eitergeſchwüre; 5) von den Verbrennungen; 6) von den Erfrierungen; 7) von dem heißen und kalten Brande; 8) von der Entzündung der Drüſen; und 9) vom Scirrhus und Krebſe. Die zweyte Abtheilung: Von den Geſchwülſten; alſo auch hier wieder: 1) von den Geſchwülſten überhaupt; 2) von der Waſſerſucht überhaupt und der wäſſerichten Geſchwulſt insbeſondere; 3) von den Balggeſchwülſten; 4) von der Verſtopfung der Drüſen; 5) von der Schlagadergeſchwulſt; und 6) von den Blutaderknoten. In der dritten Abtheilung wird von den Wunden gehandelt: 1) von den Wunden überhaupt; 2) von den Blutflüſſen bey Wunden; 3) von dem Schmerze und der Nervenſpannung bey Wunden; 4) von den Quetſchungen und unterlaufenen Stellen; 5) von den künſtlichen Wunden; 6) von den vergifteten Wunden; 7) von dem Biſſe toller und wüthender Thiere; 8) von den Schröpfköpfen; 9) von dem Schröpfen ſelbſt; 10) von den Blutigeln; 11) von der Art und Weiſe die Blattern einzuimpfen; und 12) von den Schußwunden. Die vierte Abtheilung: von den Geſchwüren; hier auch, wie vorher, 1) von den Geſchwüren überhaupt; 2) von den Fiſteln; 3) von den ſchwielichten Geſchwüren; 4) von den veneriſchen Geſchwüren; 5) von den künſtlichen Geſchwüren; 6) von den Blaſenpflaſtern; 7) von den Cauteren; 8) von den Haarſeilen; und 9) von den Einſpritzungen. In der fünften und letzten

Abthei-

Abtheilung dieſes Bandes wird gehandelt: von den Krankheiten der Knochen; alſo, 1) von dem Beinfraße und der Exostoſe; 2) von den Beinbrüchen; 3) von der Rachitis; 4) von den Verrenkungen; 5) von der Erſchlaffung der Gelenke; 6) von der Gelenkſteifigkeit; 7) von der Verdrehung des Kopfs der Knochen ſowohl, als auch der Muskeln; 8) von der Verſtauchung; und 9) von der Diaſtaſe. — Im Anhange wird auch von der Verſchiebung der Muskeln, einem nicht ſo ſeltenen, oft ſehr ſchmerzhaften Zufalle, gehandelt.

Aus dieſer Inhaltsanzeige ergiebt ſichs ſchon, wie reichhaltig an chirurgiſchen Gegenſtänden dieſer erſte Band iſt. Was die chirurgiſchen Beſchäftigungen betrifft, ſind die dabey nöthigen Handgriffe gelehrt, und die dabey zu beobachtenden Vortheile angegeben. Junge Wundärzte werden dieſen Unterricht gewiß brauchbar finden. Einiges hätten wir aber doch beſtimmter bezeichnet gewünſchet: ſo wird z. B. bey dem Blutigel nur geſagt, er ſey ein Waſſerwurm von der Länge des kleinen Fingers, von Farbe ſchwarz, und lebe in Sümpfen; dieſer iſt aber nicht eigentlich hirudo chirurgor., mit den gelben Streifen: der Ueberſetzer verweiſet zwar am Ende auf die Schmuckeriſche Abhandl. davon in deſſen vermiſchten chirurg. Schriften; wer aber dieſe nicht hat; der wird die richtige Kenntniß von dem rechten Blutigel aus dieſem Lehrbegriffe nicht bekommen. So wird auch da, wo der Verf. von der Art und Weiſe, die Blattern einzuimpfen, handelt, von dem Ueberſ., weil der Verf. die neuern, leichtern und vortheilhaftern Methoden nicht berühret, blos in der Anmerkung auf die Camperiſchen, Dimsdaliſchen Schriften u. a. m. verwieſen. Dies ganze Kapitel hätte wohl beſſer ganz umgearbeitet werden ſollen. Bey der Behandlung der Beinbrüche kommt hier auch das nur vor, was dabey überhaupt zu beobachten iſt, ohne auf den Bruch einzelner beſonderer Knochen Rückſicht zu nehmen, mit welchen eigenen Vortheilen die Einrichtung vorzunehmen: dieſes müſſen wir auch wegen des Kapitels von den Verrenkungen erinnern. Dieſe Gegenſtände werden doch hoffentlich in der Folge noch genauer erörtert werden.

Dieſem erſten Bande ſind keine Kupfer hinzugefügt worden; die beyden folgenden aber ſollen deren ſo viel als nöthig, mit gehöriger Einſchränkung, erhalten. — Von der Ueberſetzung ſelbſt müſſen wir ſagen, daß ſie fließend und rein iſt, auch hoffen wir, daß ſie der Urſchrift treu ſeyn werde.

Kb.

C. H.

C. H. Ackermanns, ausübenden Arztes in Zeitz, Verſuch über einige mediciniſche Fragen. Leipzig, bey Schwickert, 1792. 7½ Bogen. 8. 6 gr.

Es ſind der Fragen zehen, welche der Verf. zu beantworten ſucht; ſie ſind aber gröſtentheils ſehr ſonderbar gewählt, und eben ſo trivial und unbefriedigend erörtert. — In dem erſten Aufſatze wirft der Verf. die Frage auf: „ob das Athemholen bey manchen neugebohrnen Kindern den Tod befördern könne? und bejahet ſie. — Wahrlich, ein wunderlicher Einfall, da es ja durchaus unmöglich iſt, daß ein zur Welt gebohrnes Kind, ohne Luft zu holen, leben könne. — Im 2ten Aufſatz wird die Vermehrung der Vollblütigkeit durch das öftere Aderlaſſen bewieſen. — In der 3ten, in Form eines Geſprächs eingekleideten Frage, ob die Lehre vom Nervengeiſt bey der Ausübung der Arzneykunde mehr ſchädlich als nützlich ſey? — wird die Schädlichkeit dieſer Hypotheſe behauptet, weil ſie hauptſächlich zu dem animaliſchen Magnetismus verleitet habe (??). — Im 4ten Aufſatz wird der nachtheilige Einfluß des übertriebenen Abſcheues gegen manche Krankheiten dargethan; — im 5ten behauptet, der Trieb zum Selbſtmorde und die mit demſelben vergeſellſchaftete Raſerey könnten zuweilen andre Krankheiten heilen — (hier möchte aber das Mittel fürchterlicher ſeyn, als das zu heilende Gebrechen ſelber, und öfterer den Kranken aus dem Wege räumen, als die Krankheit). — Im 6ten Aufſatz werden einige (ſehr alltägliche) Reflectionen über kritiſche Tage in hitzigen Krankheiten; — im 7ten Bemerkungen über den Einfluß verſchiedner Krankheitsſtoffe auf das Anſaugungsvermögen der lymphatiſchen Gefäße mitgetheilt; — im 8ten die phyſiſchen Urſachen aufgezählt, welche den Geſchlechtstrieb zu frühzeitig zu entwickeln vermögend ſind. — 9tens fragt der Verf., welche Vorzüge die Herbſtcuren vor den Frühlingscuren haben? Und endlich 10tens: Warum bewürken Purgirmittel nicht öfterer Blutreinigung? — Rec. möchte fragen, welcher Arzt noch wohl Blutreinigung von Purgirmitteln erwarten könne? — Aus dieſem Hauptinhalt dieſer Brochüre werden unſere Leſer ſchon hinlänglich, hoffen wir, von der Wahrheit unſrer Behauptung überzeugt ſeyn, daß ſich keine genugthuende Belehrung aus derſelben ſchöpfen laſſe.

Db.

Aeſthe-

Schöne Wiſſenſchaften und Poeſien.

Aeſthetiſch-praktiſches Handbuch zum Beſten der Schulen herausgegeben von Johann Chriſtian Jahn, Conrector in Culmbach. Frankfurt und Leipzig, in der Gebhard- und Körberiſchen Buchhandlung, 1792. 191 Seiten. 8. 9 kr.

Der Verf. hat bey Ausarbeitung ſeines äſthetiſch-praktiſchen Handbuchs nicht die Abſicht gehabt, eine vollſtändige Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften zu liefern, ſondern nur jungen Leuten Winke zu geben, worauf ſie bey der Lektüre der Redner und Dichter zu ſehen haben, und ſie auf das wahre Schöne, Lebhafte, Naive und Erhabene der Gedanken zur Verfeinerung ihres Geſchmacks aufmerkſam zu machen. Nach dieſer ſeiner eigenen Angabe darf man alſo keine tiefen philoſophiſchen Unterſuchungen über die Natur unſrer Empfindungen, über die genauern Principien und Würkungen des Geſchmacks, über die äſthetiſchen Begriffe von Schönheit, Harmonie, Kunſt und ihrer Bearbeitung erwarten. Er ſchreibt für Jünglinge in obern Klaſſen mittlerer Schulen, für die das Wenige, was ſie hier finden, nach ſeiner Meinung, ſchon hinreichend ſeyn wird. Indeſſen hat der Verf. doch mehrere Gegenſtände aus der Aeſthetik berührt, wo er ſich an eine nähere, freylich nie ganz erſchöpfte Zergliederung der Begriffe gewagt hat, die allerdings wohl für ſeine Knaben noch zu hoch ſeyn dürfte. An einer Menge von Beyſpielen aus den alten Dichtern hat es der Verf. nirgends fehlen laſſen, und ſie machen bey weitem den größten Theil ſeines Werkchens aus. Rec. wünſcht, daß der Verf. bey dieſer Beyſpielſammlung zugleich mehr Rückſicht auf unſere beſten deutſchen Dichter genommen hätte, die er (wenigſtens die neuern) nicht ſehr zu kennen ſcheint. Wenn wird man doch endlich einmal anfangen, unſere jungen Studirenden mit dem Geiſte unſrer vortreflichern Dichter und unſrer jetzt ſo ausgebildeten, ſo verfeinerten und veredelten deutſchen Sprache auf den Schulen bekannter zu machen! Wir wollen hiemit gar nicht ſo viel ſagen, daß dieſes Studium der neuern Dichtkunſt die alten Klaſſiker vertreiben ſolle; ſondern daß beydes zugleich getrieben und mit gleichem Fleiße gelehrt werden müſſe, daß durch eine beſtändige Vergleichung

der

der alten und neuen Dichter die Ausbildung des Geſchmacks unendlich viel gewinnt, und daß dadurch die Liebe zur Kritik des Wahren und Schönen am leichteſten unterhalten wird — ohne welche junge Leute nichts, als — nachbeten lernen. Die ſchönen Künſte haben ihren Namen wohl eigentlich nicht daher, wie ſich der Verf. ſehr undeutlich und unbeſtimmt ausdrückt, weil ſie ſinnlich gehen, — dies gilt ja auch von allen Handwerken, — ſondern weil ſie den Stoff und die Regeln zur Kenntniß des ſinnlich Schönen und deſſen Bearbeitung zu wohlthätigen Zwecken des Lebens enthalten, oder weil ſie überhaupt Principien zur Nachahmung der ſchönen Natur durch unwillkührliche Zeichen in ſich begreifen. Den Unterſchied zwiſchen Beredſamkeit und Poeſie, welcher theils aus der Bearbeitung der äſthetiſchen Gegenſtände: theils aus den Zwecken beyder Wiſſenſchaften hergenommen werden kann, hat der V. ziemlich deutlich und faßlich angegeben, nur wäre zu wünſchen geweſen, daß er die ſo wichtige Lehre vom Geſchmack, die in einem ſolchen Handbuche doch allerdings einen Platz haben müßte, etwas genauer abgehandelt hätte, denn viel mehr, als die gewöhnliche Definition vom Geſchmack, findet man hier nicht. Eben ſo ſucht man die Beſtimmungen des Lächerlichen, Komiſchen, Tragiſchen, der Satyre und anderer äſthetiſcher Gegenſtände vergebens, wenn man nicht anders mit dem im Anhange aufgeſtellten Skelet der verſchiedenen Dichtungsarten zufrieden ſeyn will. Das ganze Buch iſt in zwey Theile getheilt. Im erſten handelt der Verf. von ſchönen Gedanken überhaupt, und zunächſt von der äſthetiſchen Wahrheit und Falſchheit der Gedanken. Nach unſrer Meinung hätte der Verf. die Begriffe von Schönheit und Häßlichkeit der logiſchen Ordnung wegen früher entwickeln müſſen, als hier geſchehen iſt; auch will uns die Definition der Schönheit, die er geſchmückte Wahrheit nennt, nicht gefallen, da es auch eine Schönheit von Fictionen giebt, die man nicht unter das Gebiet der Wahrheit bringen kann. Wenigſtens geben dergleichen kurze Definitionen leicht zu Mißverſtändniſſen Anlaß. Matt überſetzt ſind faſt alle Stellen aus alten Dichtern, vornehmlich die aus dem Homer, wo Hector von der Andromacha Abſchied nimmt. Es iſt nicht zu läugnen, daß der Verf. ſeine Klaſſiker kennt; aber es fehlt ihm an Ausbildung des deutſchen Styls, um ſie gut zu überſetzen, ein Vorwurf, den man den meiſten Schulmännern machen muß. Bisweilen tadelt er aber auch ſeine Dichter ohne Urſach. Die Stelle in Moſchus Idylle,

wo Europa ſich dem Stier nähert, und ihn liebkoſet, iſt wirklich ſchön, und meiſterhaft gezeichnet; aber dem Verf. will es nicht gefallen, daß eine Königstochter, wie er ſich ausdrückt, ſo niederträchtig geweſen iſt, wider alle menſchliche und weibliche Würde, einen Stier — zu liebkoſen. S. 57 — 82 handelt der Verf. ziemlich weitläuftig von der Lebhaftigkeit der Gedanken, und giebt fünf Methoden, ſie hervorzubringen, an, die wir aber nicht abſchreiben wollen. Dann folgt eine kurze Abhandlung über die Grazie; ein Wort, welches der Verf. eben ſo wenig genau beſtimmt, als von den meiſten neuern Aeſthetikern geſchehen iſt. Man ſucht ſich durch Umſchreibungen zu helfen, und ſelbſt Home's Definition erſchöpft den Begriff nicht ganz genau. Ueber den Pathos und die Natur der Leidenſchaften, die der Redner und Dichter durch ſeine Werke hervorzubringen ſucht, raiſonnirt der Verf. mit vieler Einſicht, und ſtellt mit Recht den Cicero als einen Meiſter in der Kunſt auf, wie ein Orator die Affekten der Menſchen in Bewegung ſetzen, und dadurch zu großen Entſchlüſſen anfeuern könne. Der zweyte Theil des Buchs handelt von ſchönen Gedanken insbeſondere. Wir können bey dieſer Eintheilung nicht unbemerkt laſſen, daß ſie nicht nur ſehr willkührlich und alltäglich iſt, ſondern auch auf keine Weiſe das Ganze der Aeſthetik umfaßt; nicht zu gedenken, daß in dieſem zweyten Theile Gegenſtände abgehandelt werden, die eben ſo gut im erſtern ſtehen konnten, ohne daß die Ordnung der Materien im geringſten darunter gelitten hätte. Bequem mögen wohl für Lehrer und Schüler dergleichen Eintheilungen eines Buchs ſeyn; aber ein denkender Kopf wird ſie in jedem Fall vermeiden. Der Anhang handelt ganz kurz von den vier Arten der Poeſie, nämlich von der erzählenden, dramatiſchen, lyriſchen und didaktiſchen Dichtkunſt. Die Unterabtheilungen kennt jeder Anfänger der Aeſthetik, wir brauchen ſie alſo nicht zu nennen. Die Beſchreibungen dieſer Dichtungsarten ſind aus bekannten Compendien genommen, wo überall der elegante, aber nicht ſehr tiefdenkende Batteux hindurch ſcheint. Hetzel ſcheint vornehmlich der Held unſers Verfaſſers zu ſeyn!

Der Verf. würde ſein Buch ohnſtreitig noch viel brauchbarer für die Jugend gemacht haben, wenn er ſie darin zugleich zur Kenntniß der ſchönen Litteratur angeleitet hätte; aber dieſe vermiſſen wir faſt gänzlich. Es iſt ein ſonderbarer Eigenſinn ſo vieler für die Jugend arbeitenden Compendienſchreiber, daß

daß ſie die Werke anderer denkenden Köpfe, die über ähnliche Gegenſtände geſchrieben haben, ihren Schülern nicht nennen, damit man ja glaube, daß ſie (die Herren Compilatoren) alles aus ſich ſelbſt geſchöpft hätten, und nun auf einmal mit ganz neuen Begriffen aufträten. Wenn dieſer Verwurf auch nicht den Verf. dieſes Büchleins, wie wir nicht hoffen, treffen ſollte; ſo konnte man doch in einem Handbuche allerdings, wenigſtens einige, Anleitung zur Bücherkenntniß in den ſchönen Wiſſenſchaften erwarten.

Za.

Hinterlaſſene Gedichte von Ephraim Moſes Kuh. Erſtes Bändchen, 272 Seiten. Zweytes Bändchen, 254 Seiten. 12. Zürich, bey Orell und Compagnie, 1792. Mit lateiniſcher Schrift. 1 Rh. 6 gr.

Herr Prof. Ramler wählte aus dem ſämmtlichen poetiſchen Nachlaſſe des ſel. Kuh, der ſich auf nicht weniger als 5000 einzelne Stücke belief, diejenigen aus, die er des Druckes am würdigſten fand, und die nun dieſe beyden kleinen Bändchen füllen. Er unterzog ſich dieſem mühſamen Geſchäfte nicht ſowohl wegen genauer Verbindung und Freundſchaft mit dem Verſtorbenen, als aus Liebe zur jüdiſchen Nation. Dem erſten Bändchen iſt eine ziemlich ausführliche und leſenswerthe Biographie des Dichters von einem Herrn Moſes Hirſchel vorgeſetzt, aus der wir das Merkwürdigſte auszeichnen wollen. E. M. D. Kuh ward im Jahr 1731 in Breslau gebohren. Frühzeitig äuſſerte ſich bey ihm ein ungemein ſtarkes Gedächtniß, ein lebhafter Geiſt und eine unbeſchränkte Wißbegierde. Sein Vater beſchloß, ihn ganz der jüdiſchen Gelehrſamkeit und dem theologiſchen Studium zu widmen; dies war zwar nicht der Geſchmack des jungen Menſchen, doch erwarb er ſich bey ſeinem guten Kopfe gleichwohl viel Kenntniſſe dieſer Art, und ward beſonders in der hebräiſchen Sprache ſtark. Mit Bewilligung des Vaters widmete er ſich der Handlung. Auch hier machte er ſchnelle Fortſchritte, und lernte in ſeinen Nebenſtunden Franzöſiſch, Italieniſch und Engliſch, und las die beſten Schriftſteller in dieſen Sprachen. Vor allen gab er den Dichtern den Vorzug. Auch im Lateiniſchen brachte er es weit.

Sein Vater ſtarb, und hinterlies ein Vermögen, das auf ſeinen Theil 6000 Thaler trug. 1763 rief ihn ſeiner Mutter Bruder, der bekannte Münzlieferant, F. Ephraim, nach Berlin, und ſtellte ihn als Caſſirer mit 1000 Thalern jährlichen Gehalts an. Er erwarb ſich bald die Bekanntſchaft und Achtung Mendelſohns, Leßings und anderer Gelehrten dieſer Stadt. Er dichtete fleißig, machte aber aus Scheu vor der öffentlichen Kritik nichts von ſeinen Verſuchen bekannt. Dieſe glückliche Lage war jedoch nicht von langer Dauer. Seine Freygebigkeit, Wohlthätigkeit und eine an Verſchwendung gränzende Bücherliebhaberey, indem er für die koſtbarſten und theuerſten Editionen eine übertriebene Vorliebe hatte, brachten ihn in den vier Jahren, die er in Berlin lebte, faſt um ſein ganzes Vermögen. Verläumder entzweyten ihn mit ſeinem Onkel, deſſen Dienſte er nun verließ, und den unüberlegten Entſchluß zu reiſen faßte. Er verließ Berlin 1768, und wanderte zwey Jahre lang Holland, Frankreich, Italien, einen Theil der Schweiz und Deutſchland durch. In den dürftigſten Umſtänden kam er in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er von ſeinen Geſchwiſtern bis an ſeinen Tod völlig freyen Unterhalt hatte. Hier widmete er ſich dem Studiren und ſeiner Lieblingsneigung der Poeſie mit ſolchem anhaltendem Eifer, daß die Schwermuth (eine Folge ſeiner erlebten Widerwärtigkeiten) in Wahnſinn ausartete, der endlich zur fürchterlichſten Raſerey ward. Schon vorher hatte er von intoleranten und heuchleriſchen Glaubensgenoſſen viel zu leiden gehabt, und eine Abneigung gegen allen Umgang und Geſellſchaft bekommen. Ein bekannter Breslauer Gelehrte verfolgte den armen Dichter mit ſeinem Bekehrungseifer. Da alle mündlichen Vermahnungen fruchtlos blieben, ſo verfertigte er folgende Reime, die bald allgemein bekannt wurden und groſſes Aufſehen erregten:

„Liebſter, beſter Kuh,
Warum bleibeſt du
Nur allein beym Vater ſtehn,
Willſt nicht zu dem Sohne gehn?“

Dieſe öffentliche Aufforderung war dem jüdiſchen Gelehrten deſto ſchmerzhafter, je weniger er Luſt hatte, ſich mit ſeinem Freunde in einen förmlichen und öffentlichen Streit einzulaſſen. Sechs Jahre brachte er in dem fürchterlichen Zuſtande der Geiſtesabweſenheit zu. Endlich ward er in ſofern wieder curirt, daß nur ſelten ein unbeträchtliches, nicht lange dauerndes

des Recidiv erſchien. Bemerkenswerth iſt es, daß der ſel. K. ſeine beſten Gedichte in einem Mittelzuſtande zwiſchen Wahnſinn und Vernunft geſchrieben. Wenn er ganz auſſer Stande war, vernünftig und zuſammenhängend zu ſprechen, ſo konnte er doch vernünftig denken und ſchreiben. Nach dieſer Krankheit floß K. Leben ziemlich ruhig hin. Er arbeitete weniger, und gewann wieder einigen Geſchmack an Welt und Menſchen. Den größten Theil ſeiner Gedichte arbeitete er von dieſem Zeitpunkt an bis ins Jahr 1786 aus. In dieſem Jahre rührte ihn der Schlag, und lähmte ihm die ganze rechte Seite nebſt den Sprachorganen. Er ward nie vollkommen wieder hergeſtellt, und konnte ſich nur ſelten mit der Sprache verſtändlich machen. Aus dieſem traurigen Zuſtande ward er den 3. April 1790 durch einen ſanften Tod erlöſt. Die Intoleranz verfolgte ihn noch nach dem Tode. Er ſollte auf dem Begräbnißplatze ſeitwärts, wo der Abſchaum ſeiner Nation lag, hingelegt werden. Der Einfluß ſeiner Familie vereitelte jedoch dieſen elenden Plan. — — Nun zu den Gedichten ſelbſt. Die erſte Stelle nehmen die Sinngedichte ein, den ſie ohnſtreitig auch durch innern Gehalt verdienen. In keiner andern Gattung hat K. ſo viel und ſo viel gute Stücke gedichtet. Nicht alles ſind Epigramme im neuern Sinne des Worts. Manche Stücke ſind mehr Madrigale, andere mehr Lieder, noch andere mehr Sentenzen und Reflectionen in poetiſchem Gewande, als eigentliche Sinngedichte. Doch auf den Namen kömmt wenig an. Genug, man findet hier eine Menge, wenn gleich nicht ganz vortreflicher, doch ſehr guter, witziger, ſinnreicher und niedlicher Gedichtchen. Nur wenige ſind ganz leer und unbedeutend. Zum Unglück für den Dichter iſt unſere Litteratur ſchon ſo reich an Meiſterſtücken oder doch ſehr vorzüglichen Poeſien dieſer Gattung, und der Geſchmack des Publicums iſt jetzt ſo wenig mehr für die leichtern Gattungen der Dichtkunſt, dieſe „ſchalkhaften, niedlichen, ſcherzhaften Riens (wie ſie Mendelsſohn in einem hier mitgetheilten leſenswürdigen Briefe an den Dichter nennt,) dieſes poetiſche Dragée, das blos den Gaumen kitzelt, ohne den Magen zu befriedigen.“ Wie wenig Leſer hat ſelbſt Götz, ſo einſtimmig auch Kenner und die Urtheile der beſten Kunſtrichter über ihn ſind! Einer ausführlichen Kritik, wofür ohnehin ſolche poetiſche Bagatellen nicht geeignet ſind, werden die meiſten Leſer Proben der beſſern Stücke vorziehen. Nach des Rec. Geſchmack gehören hieher, unter mehrern, folgende:

An die Kritiker.

Seyd nicht zu ſtreng, ihr Kunſtrichter!
Verwerft nicht ganz der Dichter Müh,
Verſchiedne Vögel ſind die Dichter,
Verſchieden iſt die Melodie:
Die Lerche Ramler ſingt im Steigen,
Der Hänfling Geßner ſingt in Zweigen,
Ich ſumſ' als kleiner Colibri.

Das gute Volk.

Dies Volk iſt recht nach Gottes Bilde:
Iſt gegen arme Brüder milde,
Heilt Kranke, fodert keinen Lohn.
Wie heißt die ſeltne Nation?
Sind's Juden? Chriſten? — Es ſind Wilde.

An einen Feldherrn.

O, welche Faden! welche feine
Spann dieſe Spinn' aus ihrem Saft!
Doch tauſend Fliegen, groß und kleine,
Hat allzu früh der Tod dadurch ſchon weggerafft.
Die Taktik, edler Herr, iſt hohe Wiſſenſchaft,
Doch — wollte Gott! es gäbe keine!

Hippokrene, auf deutſch Roßbach.

Bey Roßbach, Gallier, verhofftet ihr zu ſiegen? —
Bey ſeiner Quelle konnt' Apoll nicht unterliegen.

An Eleonoren.

Als du gebarſt, Eleonore,
Hat ſelbſt dein Weinen dich geziert:
Du weinteſt lieblich, wie Aurore,
Wenn ſie den jungen Tag gebiert.

Als die ſpröde Chloe verliebt war.

Cupido ſchoß — vielleicht im Scherz —
Nach ſeiner Mutter. Sie empfand nicht wenig
Schmerz.

Und

Und nahm ſogleich ein groſſes Bündel Ruthen.
Flieh, flieh, rief ich, in Chloens Herz!
Dort wird dich Venus nicht vermuthen.

Die Ehehälfte.

Seine Hälfte nennet Seip
Spurien, ſein Eheweib;
Und mit Recht, denn Nachbar Hein
Hat ſie halb, halb iſt ſie ſein.

Der ſterbende Weſtindier.

Der Pfeil des Jabadel wirkt gut:
Zweymal ward er in Gift getaucht —
Erwünſchter Tag! nun werd ich bald
In jener ſelgen Inſel ſeyn,
Wo Tieger nie dem Jäger drohn;
Wo jeder Mond die Ananas
Dreymal mit neuer Blüthe ziert;
Wo jeder Bach ſanftrieſelnd fließt,
Kein Wirbelwind den leichten Kahn
Wild donnernd in den Strudel wirft;
Wo Herzen böſer Spanier
Die Nahrung unſrer Väter ſind. —
Das Gift tobt ſtark in meiner Bruſt!
Sohn, hole mir die Krone her,
Die ich mit Zähnen ausgeſchmückt,
Mit Zähnen jenes Chriſten, der —
O Gräuelthat! — im Tempel ſelbſt
Der Sonne Jungfrau ſchändete,
Und dem Altar Pachakamaks
Die Edelſteine raubete.
Ich merkte mir des Frevlers Grab,
Und riß ihn Mitternachts heraus,
Und ließ ihn wilder Thiere Raub. —
Verwahre dieſe Krone ja
Mit heiliger Verſchwiegenheit!
Kömmt deine Mutter je vom Wald,
In dem ich jagend ſie verlohr,
Zurück, pfleg ihres Alters wohl!
Sag' ihr, ich diente nie dem Gott
Der Chriſten. Und erkrankt ſie einſt:

Erſtich ſie, Sohn, mit eigner Hand,
Damit ſie ſich nicht quälen darf,
Wie feige Chriſten thun — Leb' wohl!
Der große Kapak winkt; ich geh.

Die **Sinngedichte nach dem Martial** kennen die Leſer größtentheils ſchon aus dem Ramleriſchen Auszuge. Unter den **Liedern** findet ſich kein Stück von hervorſtechendem Werth. Die von dem ſel. **Mendelsſohn** gerühmte Ode nach dem Donnerwetter hat poetiſche Farben, aber keinen neuen Gedanken, kein neues Bild. Die Fabeln haben keine Schönheiten, die für die mannichfaltigen Mängel der Erfindung und Darſtellung nur einigermaßen zum Erſatz dienten. Deſto ſchöner iſt die Ueberſetzung des Theokritiſchen (oder nach andern dem Moſchus gehörigen) Idylls: *Ευνικα μ' εγελαξε θελοντα μιν αδυ φιλασαι κ. τ. λ.* Im Anhange (2. Th.) zeichnen ſich nur die **Morgengedanken** S. 203 aber vorzüglich aus. Hier giebt Hr. D. **Rauſch** noch von einer beſondern Eigenheit unſers Dichters Nachricht. So wenig ihm das Ausfeilen ſeiner eigenen Arbeiten gelingen wollte, ſo ſcharfſinnig war er oft in ſeinen Kritiken und Verbeſſerungen fremder Arbeiten. Zur Beſtätigung werden hier aus ſeinem Exemplar der Ramleriſchen lyriſchen Blumenleſe kritiſche Bemerkungen mitgetheilt, dergleichen der ſel. **Kuh** einen großen Theil dieſer Sammlung beygefügt hatte. So hatte ihm an dem ſchönen Gedichte, **der Schäfer zu dem Bürger**, mit Recht der Mangel eines Einganges mißfallen, und er verſuchte, ihn folgendergeſtalt zu erſetzen:

Weswegen, guter Städter, bedauerſt du mich ſo?
Es fehlt mir nicht an Freuden; du biſt nicht halb ſo froh;
Du ſchläfſt auf weichen Betten; ich ſchlaf auf weichem Klee;
Zerbrechlich iſt dein Spiegel, beſtändig iſt mein See;
Du trittſt auf Fußtapeten u. ſ. w.

H.

Mitt-

Mittlere und neuere politiſche und Kirchengeſchichte.

Chriſtliche Kirchengeſchichte, von Johann Matthias Schröckh, ordentlichem Lehrer der Geſchichte auf der Univerſität Wittenberg. Sechszehnter Theil. Leipzig, bey Schwickert, 1792. 443 Seiten in 8. 1 Rt. 4 gr.

In dieſem Theil rückt der gelehrte H. Verf. endlich zu einem neuen Zeitalter fort, nämlich zur Geſchichte der chriſtlichen Religion und Kirche, vom Tode des Kirchenlehrers Auguſtinus an, bis zum Tode des Röm. Biſchofs, Gregorius des Großen, oder vom Jahr 431 bis zum Jahr 604. Nachdem er im erſten Abſchnitt von S. 1 — 48 eine kurze Geſchichte der Römiſchen und anderer Reiche vorausgeſchickt, ſo beſchreibt er von S. 49 bis 198 den Zuſtand der Gelehrſamkeit unter den Chriſten in erſtgemeldetem Zeitalter. Unter die Urſachen des itzt immer mehr einreiſſenden großen Verfalls der Gelehrſamkeit zählt der Verf. S. 54 fg. mit Recht folgende: die Zerſtörung der Kirchen, Schulen und Bibliotheken, durch die das Römiſche Reich beſtürmenden und verheerenden Barbaren: die fortdauernde Anſiedlung jener unwiſſenden, blos ſtreitbaren Nationen in demſelben, die zwar den chriſtlichen Gottesdienſt annahmen, aber durch denſelben keine weitere Cultur erhielten: die frömmelnde Verachtung, welche die meiſten Biſchöffe, und vornehmlich die Mönche, auf die Schriften der Heiden warfen, aus denen ſie doch ihren Verſtand und Geſchmack hätten bilden können und ſollen: die Feſtſtellung der kirchlichen alleinſeligmachenden Glaubensnorm, wobey man gelehrter Unterſuchungen ſowohl entrathen konnte, ja, bey der es ſogar gefährlich ward, dieſelben über Gegenſtände anzuſtellen, über welche eine Anzahl verſammleter Biſchöfe, im Namen Gottes, ſchon mit einer ſo entſcheidenden Beſtimmtheit abgeurtheilt hatte, daß, bey hinzukommender Beſtätigung des Kaiſerlichen Hofes, ihre Entſcheidungen von Jedermann, wer Amt und Ehre im Reiche haben wollte, angenommen werden mußten: die häufigen Streitigkeiten über theologiſche Fragen und Ketzereyen, wobey immer mehrere Spitzfindigkeiten und neue, dem gemeinen Menſchenverſtand unverdauliche Wörter

 und

und Redensarten, wie gratia, praedeſtinatio, ὁμοουσιος, Θεοτοκος u. dgl. erfunden, und zum herrſchenden Schiboleth der rechtgläubigen Parthey geſtempelt wurden: die Unterlaſſung aller weitern philologiſchen, exegetiſchen und philoſophiſchen Erörterungen, wobey im Gegentheil ein verhunztes Mönchslatein, eine falſchwitzelnde Allegoriſirkunſt und eine gänzliche Entfernung von geſunder Menſchenphiloſophie immer mehr zur herrſchenden Mode gemacht, und jeder Streit mit einer neuen unveränderlichen Lehrvorſchrift abgethan wurde. Alle dieſe Urſachen muſsten freylich der Gelehrſamkeit und dem forſchenden Geiſte auf mehr als eine Art ſchaden. Doch dünkt Rec. immer, daß die vom Hrn. Verf. S. 55 nur kurz berührte Schwärmerey und Frömmeley der itzt immer höher geachteten Mönche am meiſten zu dieſem Verfall der Gelehrſamkeit beygetragen habe. Dieſe ſcheinheiligen Ignoranten, die, ihrer eigentlichen urſprünglichen Beſtimmung nach, gar keine Gelehrte ſeyn ſollten und wollten, nahmen doch an allen theologiſchen Streitigkeiten den hitzigſten und entſcheidendſten Antheil; warfen auf alle mit ihrer Myſtik und Asketik nicht in der nächſten Verbindung ſtehende ſogenannte weltliche Wiſſenſchaften den ſchimpflichſten Ignorantenhohn, und brachten am meiſten den ſchädlichen Wahn in Gang, als ob ein frommer Eifer für die nach ihrer Art geformte Gottſeligkeit beſſer wäre, als alles gelehrte Wiſſen. Daher lieſsen ſich nun auch viele, die nachher Lehrer und Biſchöfe werden ſollten, unter ihnen durch ihre frömmelnde Asketik zum zukünftigen Lehramte zubereiten; man fragte bey Erſetzung kirchlicher Aemter und Würden immer weniger nach gelehrten Kenntniſſen und Einſichten, nach Exegeſe, Moral und Menſchenkenntniß; man ſah nur auf den bereits erworbenen asketiſchen Ruhm. Da die nun im abendländiſchrömiſchen Reiche herrſchende Barbaren ſich nicht viel mit Wiſſenſchaften beſchäftigten, ſo ſchränkte ſich das Leſen und Studiren nun immer mehr auf den geiſtlichen Stand ein. Da aber dieſe zu ihrem elenden geiſtloſen Kirchenceremoniel nur ſehr weniger Kenntniſſe und Einſichten bedurften, ſo ſieht man leicht ein, wie Liebe zu den Wiſſenſchaften unter ihnen ſelbſt nach und nach erkalten muſste. Zu dieſem Verfall trugen die Biſchöfe ſelbſt, inſonderheit die Römiſchen, durch ihre Grundſätze, Beyſpiele und Anſtalten, womit ſie die heilige Einfalt und Unwiſſenheit der Geiſtlichen und Mönche begünſtigten, nicht wenig bey. So arbeitete inſonderheit der Erzandächtler Gregor der Groſse, Biſchof zu Rom, am Ende

des

des 6ten Jahrhunderts aller gründlichen Gelehrſamkeit und dem feinern Geſchmack mit dem traurigſtglücklichem Erfolg entgegen, indem er nicht nur nach der Erzählung des Johann von Salisbury eine ganze Bücherſammlung von heidniſchen Autoren verbrannt haben ſolle, ſondern auch einem Galliſchen Biſchofe Deſiderius, der einigen angehenden Geiſtlichen die Sprachwiſſenſchaft lehrte, die frömmelnde Weiſung gab, „eine ſolche Beſchäftigung gezieme ſich nicht für einen Lehrer der Kirche; das Lob Chriſti und das Lob Jupiters laſſe ſich nicht in einem Munde vereinigen.“ — In der Beſchreibung und Beurtheilung der Schriftſteller dieſes Zeitalters legt unſer Hr. Verf. wieder eine ſehr ausgebreitete Gelehrſamkeit zu Tage; nur hätte Rec. gewünſcht, daß er bey ſolchen Schriftſtellern, die mit dem theologiſchen Studio in keiner nähern Verbindung ſtehen, weniger weitläufig geweſen wäre; eben weil alle die Schriftſteller und Gelehrte, die hier vorkommen, einen Boethius und Caſſiodorus allein ausgenommen, zu wenig freye, vernünftigdenkende Gelehrte ſind, und nicht nur auf ihr ganzes Zeitalter, ſondern auch auf Religion und Kirche zu wenig gewürkt haben.

Von S. 199 an bis S. 297 beſchreibt der Hr. Verf. die Ausbreitung des Chriſtenthums in gemeldetem Zeitalter. Das ächte urſprüngliche Chriſtenthum wurde ſonſt bey den cultivirtern Völkern am liebſten aufgenommen; aber itzt war es gerade umgekehrt; — je mehr die Wiſſenſchaften und Künſte unter Chriſten und Heiden in Verfall kamen, deſto ſchneller und weiter breitete ſich itzt das ſogenannte Chriſtenthum unter vielen noch ganz rohen und uncultivirten Völkern, in den Abend- und Morgenländern aus. Denn der Mangel an Ueberzeugung von der Wahrheit und Göttlichkeit der Lehre Jeſu wurde itzt bey dieſen rohen Völkern durch die faſt unüberſehbare Menge von vorgegebenen Wundern, zu deren Bewunderung jene in der tiefſten Unwiſſenheit und im dümmſten Aberglauben gefliſſentlich erhaltene Menſchen ſo viele Empfänglichkeit und Leichtgläubigkeit mit ſich brachten, nur gar zu reichlich erſetzt. Allein, das, was itzt gelehrt und ausgebreitet wurde, war auch, wie unſer Hr. Verf. S. 199, 200 ſelbſt bemerkt, lange nicht mehr die alte, erhabene, einfache, die Welt erleuchtende und beſſernde chriſtliche Religion, ſondern nur ein geiſt- und heilloſes Kirchenceremoniel und eine Sammlung ſpitzfindigbeſtimmter Fragen. Und da mit der erweiterten

Herr-

Herrſchaft des chriſtlichen Aberglaubens auch zugleich das kirchliche Gebiet ſeiner Lehrer erweitert wurde, ſo läßt ſich folglich auch der Eifer, den ſie in der Ausbreitung deſſelbigen bewieſen, gar leicht daher erklären. So werden z. B. S. 221 fgg. von dem Apoſtel der Irrländer, Patricius, ganz erſtaunende Nachrichten von göttlichen Erſcheinungen und Wundern angeführt, die dieſer Miſſionarius in Irrland zur Beförderung ſeines Bekehrungsgeſchäfts gehabt und gethan haben ſolle. — Nicht wenigere und nicht geringere Wunder ſollen bey der Bekehrung Klodwigs, des Königs der Franken, und ſeiner Unterthanen geſchehen ſeyn. Denn ſo leicht man auch jenen Sieg, den dieſer Fürſt über die Alemannen davon trug, und die Bewegungsgründe, die ihn zum Bekenntniß des chriſtlichen Glaubens bewogen, aus ganz natürlichen Urſachen und Triebfedern erklären konnte, ſo wurde das alles doch ſogleich für Mirakel erklärt, weil man die Ehre und Ausbreitung des Chriſtenthums dadurch zu befördern glaubte. Auch die albernen Legenden von dem bey Klodwigs Taufe durch eine ſchneeweiße Taube vom Himmel herabgebrachten und zu Rheims in Frankreich aufbewahrten heiligen Oelfläſchchen, von dem franzöſiſchen Schild mit den Lilien, und von der purpurfarbnen Reichsfahne (l'Oriflamme), welche dem Klodwig beyde von Engeln gebracht worden ſeyn ſollten, und von andern Wundern des Biſchofs Remigius werden hier S. 238 — 248 in ihr gehöriges Licht geſetzt. Dagegen leſen wir auch S. 249 ohne großes Entſetzen, wie wenig dieſes ſogenannte Chriſtenthum bey dem neubekehrten Klodwig auf die Verbeſſerung ſeines ſittlichen Charakters Einfluß gehabt habe, indem er ſich bald nach ſeiner Bekehrung der treuloſeſten und niederträchtigſten Grauſamkeiten und Mordthaten ſelbſt gegen die mit ihm verwandten Fränkiſchen Fürſten ſchuldig gemacht. Und dieſe Abſcheulichkeiten ſahen die meiſten Biſchöfe und Geiſtliche im Fränkiſchen Reiche, nach S. 250, nicht nur gleichgültig an, ſondern überhäuften auch den unchriſtlichen König, der ſie begieng, noch obendrein mit Lobſprüchen, blos, weil er den Unterthanen der ermordeten Könige ſein ſogenanntes Chriſtenthum aufdrang, und ſich gegen ſeine Biſchöfe fein recht ehrerbietig, gehorſam und freygebig erzeigte. Was dies auch für ein elendes Chriſtenthum geweſen, das dergleichen ſelbſt unchriſtliche Lehrer unter den Franken ausgebreitet haben, das wird hier S. 253 deutlich genug vorgeſtellt: die Nation, heißt es, ſprach mit ihrem König ein kaum halbverſtandenes Glaubensbekenntniß

nach;

nach; gewöhnte ſich deſto leichter an ein prächtiges Kirchen-ceremoniel; wurde durch Wunderwerke betäubt, deren um ſo viel mehrere geſchahen, je roher und leichtgläubiger dieſe neuen Chriſten waren; ehrte die ſolchergeſtalt mit einer ſcheinbaren göttlichen Vollmacht ſie belehrende, ihr ohnedem an Wiſſenſchaft ganz überlegene, Geiſtlichkeit mit der tiefſten Folgſamkeit; überließ ihr allein, wie die andern Nationen, den damaligen Ueberreſt von Gelehrſamkeit und feinen Künſten; fand in Schenkungen an Kirchen und Klöſter, oder in Büßungen ein eben nicht beſchwerliches Mittel, zwiſchen den gröbſten Ausſchweifungen und dem Chriſtenthum einen Vergleich zu treffen; und blieb übrigens, wie ſie größtentheils vorher geweſen war, kriegeriſch und zu allen Gewaltthätigkeiten geneigt" ꝛc. Ja, auch die Geſchichte der Thronfolger Klodwigs war eben ſo voll von verrätheriſchen und niederträchtigen Handlungen aller Art, als von Bruder- und Bürgerkriegen, Ermordungen der nächſten Anverwandten, und andern Abſcheulichkeiten. Und ihr Geſchichtſchreiber Gregor von Tours ſchreibt von einem ihrer Groſſen, Guntchram, im gleichgültigſten Tone: „er ſey ſonſt ein guter Mann geweſen, nur habe er eine gewaltige Fertigkeit im Meineide gehabt, indem er jeden Eid, den er einem Freunde ſchwur, ſogleich gebrochen hätte." Daher kann Rec. nicht wohl begreifen, wie unſer Hr. V. S. 256 ſagen konnte: „etwas habe doch der chriſtliche Aberglaube zur Milderung der Fränkiſchen Sitten beygetragen;" da die Beweiſe, die er dafür anführt, doch ein wenig zu ſchwach und zu dürftig ſind. — In dem Folgenden handelt der Verf. noch von der vorgegebenen Bekehrung der Alemannen, der Baiern, der Thüringer, der Picten, der Angelſachſen, ſo weit ihm die wenig zuſammenhängenden Urkunden dieſer Zeiten darüber einigen Aufſchluß gaben. Und dann zeigt er von S. 290 an, was die Ausbreitung des Chriſtenthums auch in den Morgenländern, in Perſien, unter den Laziern im alten Colchis, unter den Abaſgern, Herulern, Homeriten oder Hamjaren, und andern für Hinderniſſe oder Beförderungen gefunden habe.

Von S. 298 bis S. 327 beſchreibt der Hr. Verf. den Zuſtand und die Bekehrungen der Juden. Daß die Juden itzt, da ſie einmal aus ihrem eigenthümlichen Vaterland vertrieben, und unter ſo vielen Nationen und Religionspartheyen zerſtreut waren, durch das herrſchſüchtige und unduld-

unduldſame Betragen der Chriſten gegen ſie, und durch die Ausartungen der ihnen angeprieſenen chriſtlichen Religion, beſonders durch die ihnen ſo gräuelhafte Heiligenverehrungen und Dreyeinigkeitszänkereyen, immer mehr Abneigung gegen die Annahme derſelben, folglich auch immer mehr Anhänglichkeit an ihre alten Lehrſätze, Gebräuche und Sitten bekommen mußten, das läßt ſich aus dem unzerſtörbaren hohen Nationalgeiſt, der dieſem Volke von jeher eigenthümlich geweſen, leicht erklären. Wie wenig ſie ſich mit Wiſſenſchaften bekannt gemacht, was ſie für Sprachen geredet haben, welches ihre berühmteſten Schulen und Lehrer in dieſem Zeitraume geweſen, wie der Babyloniſche und Hieroſolymitaniſche Talmud, die Miſchna, die Gemara, die Maſora entſtanden; wie ſich die Rabbaniten und Karäer von einander unterſchieden; was für größtentheils vergebliche Verſuche die Chriſten gemacht haben, die Juden zu bekehren, das wird von S. 308 an kurz und bündig vorgeſtellt.

Von S. 324 an bis zu Ende werden endlich die Veränderungen, die in dieſem Zeitalter unter dem chriſtlichen Lehrſtande vorgiengen, ausführlich, genau und mit vielen ſehr lehrreichen und treffenden Bemerkungen beſchrieben. Der Lehrſtand oder Clerus entfernte ſich nun immer mehr von ſeiner erſten wahren und eigentlichen Beſtimmung, indem er nicht nur durch ſeine Reichthümer und weitläuftige Beſitzungen, ſondern auch durch ſeine Macht und Gewalt, die er ſich zum Theil ſelbſt anmaßte, zum Theil durch die unbeſchränkte Ehrfurcht der Regenten erhielt, immer furchtbarer wurde. Er war nun, beſonders in den Abendländern, der einzige Stand, der ſich noch einigermaßen auf Wiſſenſchaften legte; hin und wieder nahm er auch ſchon einen ſehr thätigen und entſcheidenden Antheil an der bürgerlichen Geſetzgebung und Landesverwaltung, und hinterließ daher weit wenigere Denkmäler von Verdienſten um die Gelehrſamkeit und chriſtliche Religion, als Urkunden von hundertjährigen Händeln mit ſogenannten Ketzern, von unveränderlichen Lehrvorſchriften, kirchlichen Reichs- und Landtägen, Rangſtreitigkeiten und andern, das wahre Chriſtenthum wenig befördernden Beſchäftigungen. Zwar blieb der Clerus im Ganzen itzt immer noch den weltlichen Fürſten und Obrigkeiten unterworfen; dieſe gaben daher auch noch ſehr viele Verordnungen über die Wahl der Biſchöfe und anderer Kirchendiener, über die Beſtimmung der Rechte und

und Pflichten des Clerus, des Gerichts, vor welchem der beschuldigte Clerus angeklagt werden sollte, der Gerichtsbarkeit, die den Biſchöfen zukommen ſollte, über kirchliche Rechtgläubigkeit, Gottesdienſt, kirchliche Gebräuche, Kirchengüter und die ganze Kirchenverfaſſung. Aber, da von dem Clerus ſelbſt über alle dieſe Dinge auf den Kirchenverſammlungen ſchon ſo viele Geſetze gegeben waren, und die politiſchen Geſetzgeber bey ihrer uneingeſchränkten Hochachtung für die Würde und Vorrechte des Clerus nur als Beſtätiger und Vollſtrecker der kirchlichen Geſetze angeſehen ſeyn wollten, S. 340. 41, ſo würde jene Abhängigkeit des Clerus von der politiſchen Gewalt dadurch ſehr gemildert. — Unter den deutſchen Königen ſtieg hernach das Anſehen der Cleriſey, und ihr Einfluß auf die von ihnen bezwungenen Nationen noch höher. Gewohnt, zum Theil ſchon im Heidenthum die Diener der Religion als Bevollmächtigte der Gottheit, nicht ſelten als Urheber und Vollſtrecker der Geſetze zu verehren, räumten ſie itzt, da ſie Chriſten wurden, auch den chriſtlichen Lehrern einen deſto höhern Rang ein, da dieſelben die vornehmſten und in kurzem die einzigen Gelehrten ihrer Reiche, Sammler und Verbeſſerer der deutſchen Geſetze, Beſchützer der Unterdrückten gegen die Könige ſelbſt im Namen des Chriſtenthums, wohl gar Wunderthäter und Heilige vorſtellten. Wie ſehr beſonders die Fränkiſchen Könige, bey ihrer unbegränzten abergläubiſchen Ehrfurcht gegen den Clerus, demſelben nachgegeben, die Macht und Gewalt deſſelben erweitert, alle ſeine Ausſprüche reſpektiret, und vor den Drohungen ſeiner Bannflüche gezittert haben, davon werden S. 345 fgg. verſchiedene hiſtoriſche Beweiſe angeführt. Auf der erſten Fränkiſchen Synode zu Aurelianum (Orleans) wurde das Zufluchtsrecht für die Verbrecher aller Art in den Kirchen ſo unverbrüchlich ausgemacht, daß auch die gewaltſamſten Fürſten es nicht wagten, daſſelbe zu verletzen. S. 351. — Wie gut auch die Biſchöfe bey ihren Synoden dieſe allzu tiefe Ehrfurcht der politiſchen Macht zur immer weitern Erhöhung ihres Anſehens und ihrer ariſtokratiſchen Gewalt zu benutzen wußten, das zeigen die Geſetze, welche die Kirche ſich ſelbſt gab, und die hier S. 354 — 375 ausführlich beſchrieben werden, klar genug. „Ueber das Anſehen ihres Standes, ſagt deswegen unſer Hr. Verf. S. 375, und über deſſen hohe Vorzüge vor allen Laien, über ſeine Unabhängigkeit in mancherley Betrachtung, über ſeine eigenthümliche oder mit der weltlichen Obrigkeit getheilte Gerichtsbarkeit, über ſeine Amtsver-

waltung und Sitten haben die Biſchöfe auf ihren Synoden Geſetze genug abgefaßt, und darunter auch nützliche. Weit weniger haben ſie daran gedacht, die Fähigkeiten feſtzuſetzen, welche ein Mitglied dieſes Standes beſitzen müſſe; höchſtens ſind dieſe allgemein und unbeſtimmt angegeben, oder auf kleinliche Eigenſchaften eingeſchränkt. Von einer gelehrten Vorbereitung zur Würde eines Clerikus ſagen die Canones nichts; wohl aber, daß man nicht ganz und gar unwiſſend ſeyn, wenigſtens doch eine Zeitlang im Kloſter gelebt haben müſſe, um in jenen Stand treten zu können. Am allerwenigſten kam auf dieſen Verſammlungen die wichtigſte Frage von allen für den Lehrſtand in Betrachtung: wie der Unterricht in der Religion am beſten ertheilt, und wie ſie am glücklichſten für die Chriſten genützt werden könne? — Was aber in ihren Veranſtaltungen auf Synoden, und bey jeder andern Gelegenheit am meiſten auffält, iſt die immer höher und undurchdringlicher werdende Scheidewand, welche ſie zwiſchen ihrem Stande und den Laien, Weltlichen (ſaeculares) zogen. Je ſeltner nunmehro in jenem Stande Gelehrſamkeit und ausnehmende Verdienſte um die Religion wurden, deſto mehr Anſprüche machte er gleichwohl aus ſeiner vermeinten urſprünglichen Beſtimmung an den erhabenſten Vorrang, an Macht und Unverletzlichkeit, ja an Heiligkeit, und eine der Gottheit, die aus den Lehrern derſelben bey feyerlichen Auftritten zuverläſſig ſprechen ſollte, nahe Größe. Eigentlich war der Grund zu dieſen Begriffen ſchon in frühern Zeiten durch die falſche Anwendung apoſtoliſcher Vorrechte auf alle chriſtliche Religionslehrer, und durch die eben ſo übelverſtandene Uebertragung des jüdiſchen Prieſterthums in den chriſtlichen, demſelben ſo unähnlichen, Lehrſtand gelegt worden. Die aſketiſche Gottſeligkeit kam hinzu; da der Mönchsſtand anfänglich unter Laien aufgewachſen, ſich itzt mit dem Clerus zu vermiſchen anfieng: ſo trennte ſich auch dadurch der letztere deſto mehr von jenem." — Zu dieſer ſo zweckwidrigen Abſonderung des Clerus von den Laien trug aber nichts mehr bey, als die itzt immer nachdrücklicher eingeſchärfte Eheloſigkeit der Cleriker. Dieſe, ſo hieß es in den meiſten hierüber gegebenen politiſchen und kirchlichen Verordnungen, ſollten ſo ſelten, als möglich, verheyrathet ſeyn; oder wenn ſie ſchon in der Ehe lebten, ſo ſollte es doch keine wahre, rechtmäßige Ehe ſeyn, ſie ſollten ſich alles ehelichen Beyſchlafes enthalten; wer Kinder zeuge, der ſollte dafür beſtraft, ſeiner Bedienungen entſetzt werden, wenigſtens zu keinen höhern

Kirchen-

Kirchenämtern gelangen. Die aus den Ehen der Cleriker (unordentliche Hurerey werden ſie in einem Geſetze des Juſtinians S. 396 genannt,) erzeugten Kinder ſollten nicht einmal als rechtmäßige Kinder anzuſehen ſeyn u. ſ. w. Die Folgen dieſer Vorſchriften über Ehelosigkeit und eheliche Enthaltſamkeit des Clerus konnten keine andere ſeyn, als dieſe: daß nunmehro die den Biſchöfen untergeordnete Cleriker ſelbſt die Hüter ihrer Keuſchheit abgeben, und alle Frauensperſonen, die etwa in das biſchöfliche Haus kamen, daraus wegjagen mußten, und daß ſo viele Cleriker ſich für den ihnen entweder aufgedrungenen, oder um eines frommen Scheins willen gewählten eheloſen Stand eine Art von Schadloshaltung zu verſchaffen ſuchten, die itzt immer allgemeiner und anſtößiger wurde, nämlich unter allerley geiſtlichem, freundſchaftlichem oder haushälteriſchem Vorwande mit verdächtigen Haushälterinnen oder Geſellſchafterinnen zu leben. — Wie ſehr ſich itzt auch **der Strom von Reichthümern**, der ſich in die ſogenannte Kirche ergoß, angeſchwellt habe, und wie wenig ſelbſt die Regenten und Fürſten, die ſich doch über die Verarmung ihrer Kammern zu beklagen, ſo viel Urſache hatten, es wagen durften, die Zuflüſſe deſſelben auch nur einigermaßen zu hemmen, weil ſie befürchten mußten, von den Biſchöfen als Feinde Gottes, ſeiner Diener und der Armen, ja als Kirchenräuber angegeben, und mit ihren geiſtlichen Bannflüchen verfolgt zu werden, das wird S. 400 fgg. auch ausführlich erzählt. Unter die Bewegungsgründe und Aufforderungen, die Kirchen und Klöſter ſo reichlich zu beſchenken, rechnet unſer Hr. Verf. S. 426 auch folgende: erſtlich, hieß es, es werde den Armen gegeben, — und unter den Armen verſtunden die Herren Cleriker öfters ſich ſelbſt, — hernach fehlte es nie an Tauſenden, die ſich nach leichtern Ausſöhnungsmitteln für ihre Sünden bey Gott umſahen; „kaufe deine Sünden durch Erbarmungen ab, hieß es itzt, und deine Ungerechtigkeiten durch Barmherzigkeit gegen die Armen, vielleicht wird Gott geduldig über deine Sünden ſeyn!“ Setzt man noch hinzu, daß itzt auch die Einbildung immer mehr überhand nahm, als ob verſtorbene Heilige den Lebenden einen wundervollen Beyſtand leiſteten, und ihre Sachwalter bey Gott wären, ſo war nichts natürlicher, als daß man durch Bereicherung der ihnen gewidmeten Kirchen und Klöſter ſie zu beſtechen und ihre Gunſt zu gewinnen ſuchte. Zur Unterhaltung dieſes dem Clerus ſo einträglichen Wahnes trug beſonders **Salvianus**, der ſchon

vorher S. 205 als Vertheidiger des Chriſtenthums aufgetreten iſt, durch ſeine S. 418 fg. recenſirte Schutzſchrift für die Habſucht des Clerus nicht wenig bey. — Zuletzt S. 434 f. wird auch noch die Art und Weiſe, wie die Biſchöfe anfiengen, ſich nach und nach zu Reichsſtänden in deutſchen Ländern zu bilden, in ein ſehr helles Licht geſetzt. Da uns der Hr. Verf. am Ende noch verſpricht, den folgenden Theil ſeiner Kirchengeſchichte mit den Entwürfen der Römiſchen Biſchöfe zu eröffnen, die kirchliche Ariſtokratie in eine Monarchie zu verwandeln, ſo ſind wir deſto begieriger darauf, und wünſchen ihm zur Ausfertigung deſſelben, ſo wie zur Fortſetzung dieſes ſo vortreflichen hiſtoriſchen Werks überhaupt, recht viel Muße, Geſundheit und Munterkeit.

Bs.

Die Lebensrettungen Friedrichs des Zweyten im ſiebenjährigen Kriege, und beſonders der Hochverrath des Barons von Warkotſch, aus Originalurkunden von C. D. Küſter, Conſiſtorialrath. Berlin, bey Matzdorff, 1792. 196 Seiten, nebſt 1 Bogen Dedic. und Vorrede. 8. 14 gr.

Der Verf. wurde höchſten Orts aufgefordert, einige Hauptbegebenheiten des ſiebenjährigen Krieges, wovon er Augenzeuge geweſen war, zu beſchreiben. In dem Bruchſtücke ſeines Campagnelebens hatte er einiges über die Warkotſche Verrätherey geſagt, welches man ausführlicher dargeſtellt und berichtigt wünſchte. Für die Authenticität glaubte er nicht ſicherer bürgen zu können, als wenn er die gerichtlich atteſtirte Ausſage des Hegemeiſters Kappel, der die Verrätherey entdeckte, deſſen übergebene Nachricht und den gutachtlichen Bericht der Breslauiſchen Oberamtsregierung mittheilte. Der Inhalt des Buchs iſt in acht Abſchnitte getheilt. Der erſte enthält die Gefahren, darin ſich der Staat und das Leben des Königs befanden. Bey den letztern beſchreibt er, uneingedenk der Ueberſchrift, wo nur vom ſiebenjährigen Kriege die Rede iſt, auch Vorfälle aus den beyden frühern Feldzügen. Sie ſind in chronologiſcher Ordnung verzeichnet. Sie laſſen ſich nicht ohne Theilnehmung leſen. Rec. ziehet nur die Lebensgefahr aus, worin der Monarch ſich 1756 nach der Schlacht

bey

bey Lowoſitz befand. Der im Wagen ſitzende ermüdete König legte die Füße auf den Rückſitz. Eine zwölfpfündige Kanonenkugel, die eigentlich zum Zeichen des Ausbruchs von den Feinden abgefeuert wurde, flog durch den untern Theil des Wagens, die ihn getroffen haben würde, wenn ſeine Füße nicht auf dem Rückſitze geruhet hätten. Der zweyte A. ſchildert die gefahrvolle Lage des Königs in den Monaten Auguſt bis November 1761. (Fällt dieſer Zeitraum nicht auch in die Tage des ſiebenjährigen Krieges? Warum alſo hier ein neuer Abſchnitt?) Vorzüglich wurde der Eintritt des Octobers durch die Einnahme der Feſtung Schweidnitz höchſt traurig. — Der 3te und 4te Abſchn. — der weſentliche Theil des Buchs — begreift die oben gedachte Ausſage und Nachricht **Kappels**, nebſt dem Bericht der Regierung. **Mathias Kappel** war Jäger beym Freyh. v. **Warkotſch**, und hatte ſein Vertrauen. Dieſer war erſt in Oeſterreichiſchen Dienſten geweſen, erhielt aber auf ſein Anſuchen die Entlaſſung, weil er die von ſeinem Bruder in Pr. Schleſien ererbten Güter in Beſitz nehmen mußte. Auf ſeinem Wohnſitze, dem Schloſſe Schönbrunn, übernachtete der König am 8. Nov. 1761. **Kappel** mußte dieſen auf den Weg nach Breslau hinter Strehlen führen. Friedrich lagerte ſich in und um dieſen Ort; das Hauptquartier war in dem an die Stadt ſtoßenden Dorfe Waiſelwitz. In dem Hauſe, worin er lag, hatte er nur 13 Mann von der Garde zur Bedeckung. W. war öfters beym Könige. Am 29. Nov. war er in Begleitung **Kappels** gleichfalls im Hauptquartier, hielt ſich bis 12 Uhr in der Nacht dort auf, und kam erſt gegen 2 Uhr in Schönbrunn zurück. K. erhielt von ſeiner Ehefrau einen Brief ohne Aufſchrift, den ihr der katholiſche Pfarrer **Schmidt** aus Siebenhuben eingehändigt hatte, und den ſie oder ihr Mann noch an demſelben Tage, wenn es auch noch ſo ſpät wäre, dem Baron abliefern mußten. Es geſchah, und nach einer halben Stunde überbrachte W. die Antwort dem Jäger, der ſie am folgenden Tage früh zu dem gedachten **Schmidt** tragen ſollte. K., der ſowohl als ſeine Frau über dieſe ſeit einiger Zeit gepflogene Correſpondenz und über manche Aeuſſerungen ihres Herrn unruhig geworden war, öffnete noch in der Nacht das Schreiben, ließ durch den im Dorfe wohnenden evangeliſchen Prediger **Gerlach** eine Abſchrift davon nehmen, ſchickte dieſe mit des Barons Petſchaft verſiegelt durch ſeinen Burſchen nach Siebenhuben, und trug das Original ins Hauptquartier. W. und S. mußten bey der

Arretirung zu entkommen. Ihnen wurde der Prozeß gemacht, und das vom Könige beſtätigte Urtheil fiel dahin aus: daß beyde recht- und ehrlos erklärt, W. Wappen zerbrochen, ſein Bildniß geviertheilt, das Bildniß S. aber zuvörderſt enthauptet, und der Körper in vier Theile zerhauen werden ſollte, welches auch auf dem Salzringe in Breslau auf einem hierzu errichteten Echaffaut am 11. May 1762 vollſtreckt wurde. Die Erzählung des Hrn. Poſtmeiſters Stiller ſucht Kappel zu berichtigen, aber oft falſch. Dieſer ſagt nämlich: daß er den Brief nicht an den Schmidt, ſondern nach Hennrichau an den General Wallis bringen ſollen, ſo wie auch ſein Lehrburſche demſelben die Abſchrift überbracht habe. Dieſes widerſpricht ſelbſt dem Kappliſchen Aufſatze und den Acten. Rec. beſitzt eine auf 2 Bogen in 4. abgedruckte zuverläſſige Nachricht von W. und S., die gleich nach Vollziehung der Sentenz publicirt wurde, wo ebenfalls geſagt wird, daß die Antwort an Schmidt abgegeben werden ſolle. Dies beſtätigen auch die in den Jahrgängen 1761 und 62 der Haude- und Speneriſchen Berliner Zeitung 15mal abgedruckten Edictalcitationen der beyden Verräther. — Eben ſo wenig ſtimmt die Abſchrift des Briefes in Kappels Aufſatze mit den Acten, wo Stellen des Originals getreu angeführt ſind. Hr. Küſter bemerkt dieſe Verſchiedenheiten kürzlich S. 116 im 5. Abſchn., der Erläuterungen und Zuſätze enthält. S. 120 giebt er den Plan an, u. a., daß die Oeſterreichiſche Armee in der Nacht einen Hauptangriff auf die Preußiſche Fronte thun wollte, ꝛc. — Dies iſt ſchwer zu glauben. Wodurch ſollte dieſer Plan bekannt geworden ſeyn? — Der Verf. zeichnet die Charattere der beyden Verräther alſo: W. habe Hang zur Wolluſt gehabt, den Trunk und das Spiel geliebt, ſey ein feiner Hofmann geweſen, der die Kunſt verſtanden habe, Große für ſich einzunehmen. Er habe nach S. 125 den Pfarrer S. zur Untreue gegen ſeinen Landesherrn verführt. — Wer der Verführer, wer der Verführte geweſen, läßt ſich wohl nicht beſtimmen. Hr. Küſter zweifelt ſelbſt S. 128: „Andere meinen: daß S. den Baron verleitet, und der feindlichen Armee zum Werkzeuge in der erſten Anlegung des abſcheulichen Plans gedient, auch ſeine Eva (Eva Paulin, eines Hausweibs Tochter, die, wegen der Beſtellungen, wozu ſie S. gebrauchte, Verdacht erweckte, beſonders da ſie bey der Entdeckung auch entwich,) zur Wegweiſerin gebrauchen, ſie zu einem Mädchen von Orleans habe begeiſtern und erheben wollen.“ — Simile

claudicat! — Schmidt wird beſonders wegen ſeiner Aufführung gegen ſeine Eltern getadelt, denen er von Jugend auf Verdruß gemacht. Nach der eben angeführten gedruckten Nachricht hat ſein Vater bey der Unterſuchung ſich darüber beklagt, daß er faſt in eilf Jahren ſeine Eltern, ungeachtet der Wohlthaten, die ſie ihm zufließen laſſen, bey ſeinen Beſuchen in Neiſſe nicht gewürdigt habe, bey ihnen eine Mahlzeit oder ein Nachtlager zu nehmen.

W. iſt nach unſerm Verf. bis an die Türkiſche Gränze geflohen, hat zu Peſt in Ungarn ein Jahrgeld genoſſen, wo er auch geſtorben iſt. (Peſt liegt ja nicht an der Türkiſchen Gränze.) Ob der König dankbar gegen den Jäger geweſen ſey, bejahet der Verf., und Rec. ſtimmt ihm völlig bey. Man vergleiche hiermit die **Briefe eines Pr. Feldpredigers** S. 50. Der Verf. dieſer Anzeige hat von glaubwürdigen Männern gehört, daß Friedrich ſich gnädig gegen ihn bezeigt habe, und daß der würdige Greis noch immer mit Enthuſiasmus von dem Monarchen rede. In dem Aufſatze heißt es: „Jetzt lebe ich bey einem mäßigen Auskommen zufrieden." Was bedürfen wir weiter Zeugniß? Der Verf. ſagt S. 139: „Würde ihn der König mit hohem Rang und großen Gütern belohnt haben, ſo hätte es andern ſchlechtdenkenden Domeſtiken Veranlaſſung geben können, ihre unſchuldige Brodherren unglücklich zu machen." — Dieſes Raiſonnement iſt nicht paſſend. — Der 6te Abſchnitt hat manche Reflexionen über Friedrichs Verſuchungen zum Selbſtmorde und über die Urſachen der Verhinderung deſſelben, die Rec. nicht unterſchreiben würde. Sie ſind in einem ermüdenden weitſchweifigen Tone mit vielen Anmerkungen vorgetragen. S. 152 ſagt der Verf., „daß Friedrich in Breslau 1758 einige ins Franzöſiſche überſetzte Stücke aus **Lilienthals** guter Sache der Offenbarung geleſen habe." — Sollte der Hr. Verf. dieſes von Augenzeugen wiſſen? — Der 7te Abſchnitt enthält das Gedicht der nunmehr verſtorbenen **Karſchin** zur Kirchenmuſik in Magdeburg, welches **Rolle** componirte. An dieſem Orte ſteht daſſelbe gewiß ſehr überflüßig. Achter Abſchn. „Was vor (für) Wirkungen hat es bis 1791 gehabt, „daß des Königs Leben gerettet worden." Iſt eine ſonderbare Ueberſchrift. Die Friedensſchlüſſe, die Erwerbung von Weſtpreußen u. ſ. w. konnten freylich nicht mehr durch ihn geſchehen, wenn er früher geſtorben wäre.

Ungeachtet Rec. den ächten Patriotismus nicht verkennt, der faſt auf jedem Blatte des Buchs erſichtlich iſt, und die frommen Geſinnungen, die der Verf. äuſſert, gewiß nicht mißbilligen kann, ſo gehören doch ſo manche weitſchweifige Raiſonnements nicht in ein Buch, welches Geſchichte ſeyn ſoll. Es hätte ſehr abgekürzt werden, und bey weitem der größere Theil ohne Schaden des Hauptinhalts wegfallen können. Der ehrwürdige Verf. urtheilt ja ſelbſt in der Vorrede, daß man ohne Wortprunk Geſchichte ſchreiben müſſe. In den Erzählungen iſt manches falſch; z. B. S. 24: „daß Herr v. Pirch (nicht Pirg) in Strasburg als franzöſiſcher General geſtorben ſey." Er ſtarb im Jahre 1783 als Oberſter und Commandeur des Regiments Heſſen-Darmſtadt bey Santa Maria in Spanien. Andere Stellen ſind dunkel, und veranlaſſen Mißdeutung. Z. B. in der Vorrede: „Eilet man nicht, ſo wie es Herr Nicolai gethan, aus dem Munde bewährter Gewährsmänner das Wahre kritiſch zu hören, u. ſ. w. Sollte man nicht glauben, der Verf. zeihe Hrn. N. der Eilfertigkeit? Dieſen Sinn hat der Verf. ſeinen Worten nicht untergelegt; allein, die Wortfügung iſt nicht recht verſtändlich. Unrichtigkeiten ſind; denkende, forſchende Uebungen; das Beywort: todtdrohende Lebensgefahr, wie S. 8, was vor Lebensgefahren ꝛc.

Des Verf. Beſcheidenheit begnügt ſich mit dem Urtheile, „einen geringen Stein zum Tempel der wahrhaften Geſchichte des Königs mühſam herbeygetragen zu haben." Dies Zeugniß wird man ihm in Rückſicht der Hauptſache gern geben, ungeachtet nach dem eigenen Geſtändniſſe deſſelben über manchen Umſtand der Entſtehungsgeſchichte des Hochverraths noch ein Schleyer hängen bleibt. Iſt gleich die Maſſe des Steins brauchbar, ſo hätten doch nicht ſo viele unnütze Zierrathen und geſchmackloſe Künſteleyen zugleich an demſelben angehängt werden müſſen, wodurch das Gebäude gewiß nichts gewinnt.

Ad.

Erd-

Erdbeſchreibung, Reiſebeſchreibung und Statiſtik.

Magazin von merkwürdigen neuen Reiſebeſchreibungen, aus fremden Sprachen überſetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. Mit Kupfern und einer Landkarte. Sechſter Band. Berlin, 1792. in der Voßiſchen Buchhandlung. 1 Alph. 5 Bogen in gr. 8. Siebenter Band; 292 und 230 Seiten, ohne die Vorreden. 3 Rthl. 16 gr.

Den größten Theil des ſechſten Bandes, bis S. 372, des Forſterſchen Reiſemagazins, nehmen Anburey's Reiſen im innern Amerika ein, die der Herausgeber abgekürzt aus dem Engliſchen hat überſetzen laſſen. A. gieng als ein junger Offizier 1776 zur Armee des Generals Bourgoyne nach Quebeck, wurde in dem unglücklichen Feldzug 1777 mit gefangen, dann ausgewechſelt und nach England zurückgeſchickt. Von ſeinen Briefen iſt der erſte den 11. Sept. 1776 an den Untiefen von Neufoundland, und der letzte im Dec. 1781 zu Falmouth datirt. Neue und mühſam geſammelte Nachrichten und tief eindringende Bemerkungen darf man freylich von dem Verf. nicht erwarten; indeß macht er doch ſeine Leſer durch einen angenehmen Ton der Erzählung mit der Lebensart der Canadier und Nordamerikaner und der Beſchaffenheit ihres Landes bekannt, und gewährt immer eine unterhaltende Lektüre. Der S. Lorenzfluß iſt bereits 400 E. Meilen von ſeinem Ausfluſſe ſchiffbar. Der Verf. ſah einſt auf demſelben das herrlichſte natürliche Feuerwerk, da hin und her ſchießende Meerſchweine einen fortwährenden Lichtſtrom auf ihrer Bahn im Waſſer hinterließen. Auf dieſem Strom verſpürte man in der Mitte des Auguſts, nach einer unleidlichen Hitze, bey unverändertem Barometer, einſt des Morgens eine ſo ſcharfe Kälte, daß man ſich durch Ueberröcke ſchützen mußte. Am dritten Morgen ſah man ein ungeheures Eisſtück gegen das Schiff anſchwimmen. Quebeck heißt in der indianiſchen Sprache eine Verengerung, weil der S. Lorenzfluß ſich hier bis zu einer engliſchen Meile plötzlich verengt. Ehe man den Hafen erreicht, paßirt man eine mitten im Fluß liegende große Inſel,

Orleans. Die Schiffahrt auf dieſem Fluſſe iſt ſechs Monate lang durch das Eis geſperrt. Quebeck hat einen Hafen in friſchem Waſſer 120 Seemeilen weit vom Meere, und iſt geräumig, 100 Linienſchiffe zu faſſen. Der Verf. fragte nach Erdäpfeln unter dem Namen Pommes de terre: Niemand verſtand ihn. Endlich erfuhr er, daß ſie Patales hießen. Die Canadiſchen Waldungen ſind unermeßlich. Zu Montmorency hinter Quebeck iſt ein Waſſerfall von 120 Fuß Höhe. Fahrt nach Trois Rivieres, von drey hier zuſammenfließenden Flüſſen. Montreal (eigentlich Monts royaux von zwey hervorragenden großen Bergen) liegt auf einer Inſel des Lorenzfluſſes. Die daſigen Kaufleute ſind meiſtens Pelzhändler, die durch ausgeſchickte Rauchhändler auf langen, lebensgefährlichen Reiſen, tiefer im Lande unter den Indianern die Pelzwaaren eintauſchen laſſen, und dann nach England ſchicken. Maleriſche Beſchreibung daſiger Winterſcenen und Winterreiſen. Mitten im zugefrornen Strome bleiben einige warme Quellen offen, die zur Warnung für Fahrende durch eingeſteckte Fichtenbäume bezeichnet werden. Bey ſtarkem Nordoſtwinde kann man ohne Gefahr, Naſen oder Ohren zu erfrieren, kaum über die Gaſſe gehen. Leichen werden hier den Winter über in einem beſondern Zimmer aufbewahrt, bis Thauwetter einfällt, welches auf die Lebenden ſonderbare Eindrücke macht. Hier kennt man weder Frühling noch Herbſt; Sommer und Hitze folgen unmittelbar auf den Winter; in wenig Tagen iſt der Schnee geſchmolzen, und alles Grün ſichtbar. Der Boden iſt ſo fruchtbar, daß er keines Düngers bedarf, ſo daß die Leute ihn mit Schlitten auf das Eis bringen, damit er beym Aufgehen fortgetrieben werde. Seit der Engliſchen Regierung hat man allenthalben Säge- und Mahlmühlen angelegt: man verſieht Weſtindien mit Mehl und Hausrath, und England mit Pelzen. Eine Nachricht von den Canadiſchen Pelzthieren, wobey der Verf. vieles aus Hörenſagen nachgeſchrieben zu haben ſcheint. Mit dem Aufbruch aus Montreal ſind die Briefe aus dem Lager datirt, und enthalten die Kriegsoperationen dieſes Feldzugs bis zu dem unglücklichen Tag bey Saratoga, die nun eigentlich freylich nicht in ein Magazin von Reiſebeſchreibungen zu gehören ſcheinen, aber doch manche Umſtände enthalten, die damals aus den öffentlichen Nachrichten nicht bekannt wurden, zur Entſchuldigung des Generals Bourgoyne dienen, und dem künftigen Geſchichtſchreiber des Amerikaniſchen Krieges wichtig

ſeyn

ſeyn müſſen. Doch bleiben die Umſtände der unglücklichen Schlacht vom 7. October, wo das Engliſche Heer nach einem glücklichen Feldzug zum erſtenmal geſchlagen, und dann, bis auf 3000 Mann geſchmolzen, auf dem Rückzug eingeſchloſſen wurde, immer noch im Dunkeln, weil der Verf., der derſelben nicht beywohnen konnte, nur den Erfolg davon meldet. Wahr und rührend ſchildert der Verf. ſeine Empfindungen vor und nach der Schlacht und beym Anblick des Schlachtfeldes. Wölfe, deren nächtliches Heulen das Lager erſchreckte, verſammelten ſich in Haufen, und wühlten die eingeſcharrten Leichname aus. Am ſchlimmſten kamen im ganzen Feldzug die Officiere weg, die auf Märſchen, Poſten und Gefechten den Amerikaniſchen Scharfſchützen vorzüglich zum Ziel dienten, die ſogar durch meuchelmörderiſche Schüſſe das Leichenbegängniß des Gen. Fraſers ſtörten. Daß aber Ueberſetzer und Herausgeber ſich vereinigen, des Verf. Eifer für die Sache ſeines Königs zurechtzuweiſen, und meinen, derjenige, der gegen die Freyheit und gegen die Rechte der Menſchheit zu Felde ziehe, und nicht mit einer Tyrannenſeele gebohren ſey, müſſe ſich Illuſion machen — mißfällt zuletzt dem Leſer. Wie wollen ſie bey gleichen Grundſätzen die Preußen im Feldzuge von 1792 beurtheilen? Bewunderung erweckt die Ausharrung der Königlichen Truppen bey Mangel, Blöße, Kälte, Strapazen und fortwährender Unſicherheit. Sehr wahr ſchildert der V. die Fehler des in England ohne Kenntniß des Landes entworfenen Operationsplans, die Urſachen, warum er ſcheitern mußte, und den Nachtheil, wenn einem General die Hände zu sehr gebunden ſind, nach Befinden der Umſtände das mindeſte zu ändern. Viele Schuld des mißlungenen Feldzugs ſcheint der Verf. auf den General Howe zu ſchieben. Faſt noch mehr Leiden mußte der Verf. nebſt den Geſellen ſeines Unglücks in der Amerikaniſchen Gefangenſchaft ausſtehen. Man wollte damit die Deſertion befördern, und erreichte zum Theil dieſen Zweck. Man brachte ſie zuerſt nach **Cambridge**. Hier iſt die älteſte Univerſität in Amerika, hatte aber damals nur 20 Studenten. Auf dem Wege durch die Jerſeys ſahe er merkwürdige Waſſerfälle am Paſiacfluß. **Lankaſter** iſt die größte Stadt im Innern von Nordamerika, und enthält 10000 Einwohner, meiſtens Deutſche und Irländer, war aber damals ſehr in Verfall. Harte Behandlung der Virginiſchen Negerſclaven. Heerden wilder Truthühner, die man in Fallen fängt. In **Richmond** iſt es Sitte des Pöbels, bey einem Zank dem

Andern die Augen auszureiſſen. Bey Winchester iſt ein von Natur gebildeter Brunnen, in den man zu gewiſſen Zeiten 200 Ruthen tief hinunter ſteigen kann, und der zu anderer Zeit in groſſer Fülle überſtrömt. Pfirſiche wachſen in Virginien ſo häufig, daß man Schweine damit füttert, und aus den zuſammengefaulten Früchten Brandwein brennt, der ſehr berauſchend iſt. Eine den Reiſenden in Virginien eigene Gefahr iſt das Herabſtürzen fauler morſcher Fichten bey dem leichteſten Winde. Bey Hartfort in Konnecticut ſind eingegangene Kupferbergwerke, in welche man zu Anfang des Kriegs die Loyaliſten verſenkt hat, die darin kaum einige Monate ausdauren konnten. Leſern dieſer Reiſebeſchreibung würde mehr mit einer Charte von dem Brittiſchen und freyen Nordamerika gedient geweſen ſeyn, als mit den zwey Kupfern eines Wilden und eines Blockhauſes.

2) Reiſe nach Bambuk von einem ungenannten Franzoſen. Der Anfang lautet alſo: „Bambuk liegt öſtlich von Galam, und fängt bey dem Dorfe Niakaleljagu an, das dem Könige Siradik - Thomaneh Nikakel gehört. Nördlich gränzt es an einen Theil des Königreichs Sarakolet; weſtlich an die Republik Bondu, ſüdlich an das Land der Giangarn, und endlich öſtlich an die Gebirge von Tambaura, in denen die berühmte Goldgrube von Natakon iſt.“ Das iſt abſchreckend für Leſer, und dergleichen hat das Reiſemagazin gewiß viele, die nicht bereits wiſſen, wo ſie Bambuk ſuchen ſollen. So viel hätte doch geſagt werden können, daß dieſes Land in Afrika, und zwar in Aethiopien, 12° S. B. und 10° O. L. und etwa 10 Grad landwärts vom grünen Vorgebirge liege. Es ſoll aus drey kleinen Königreichen, Thomaneh, Makan und Maſſa, beſtehen, deren Könige aber die ärmſten im Lande ſind: da Reichthum hier blos durch Fleiß erworben wird, deſſen ſich die Könige mit ihren Familien, des Standes wegen, enthalten müſſen. Sie tragen übrigens eiſerne Halsringe, als ein Zeichen der Befugniß, Gefangene zu machen. Sonderbar genug! Es hat berühmte Goldminen, zu Semaylla, Natakon und Lambia, die weder dem Könige, noch ſonſt Jemanden gehören, ſondern neun Monate lang jährlich jedem Neger (die Neger des Landes ſind von der ſchönſten Schwärze), der darin arbeiten will, offen ſtehen. Was ſie hier, oder durch Goldwäſchen, an gediegenem Golde finden, wird gegen verarbeitetes Silber, z. B. Armbänder und Fußketten, auch

für Zeuge, verkauft, und alles Gold, womit man an dem Nieder-Gambia handelt, kommt aus Bambuk. Gern läſe man mehr von dieſen Goldgruben, ihrem Ertrag und dem damit getriebenen Handel; der Ueb. hat aber die drey davon handelnden Abſchnitte des Originals überſchlagen, weil, wie er verſichert, der Verf. zu große Unwiſſenheit in der Mineralogie und Bergbaukunde verrathe. Nur führt er daraus an, daß das Gold hier, wie in Rußland oder Sumatra, in eiſenſchüſſiger Erde oder Geſtein gefunden werde. Uebrigens ſoll das Land durch eine ungeheure Menge wilder Kühe geplagt ſeyn, die den Anbau deſſelben unmöglich machen. Die Einwohner bekennen ſich dem Namen nach zur Mahomedaniſchen Religion. Merkwürdig iſt noch die Bemerkung, daß in dieſem Land die Anzahl der Männer gegen die Zahl der Weiber merklich geringer iſt — ein Umſtand, der die Vielweiberey in Ländern dieſer Art rechtfertigt. Das Original kam 1789 zu Brüſſel heraus.

3) D. Thomas Howels Tagebuch ſeiner Reiſe von Indien durch Armenien und Natolien oder Kleinaſien nach England, aus dreyzehn Bogen des Originals in drey zuſammengedrängt, mit einer kleinen Charte. Ein ſehr trocknes Diarium, das aber auch nur die Abſicht haben ſoll, zu zeigen, daß der Weg von Oſtindien nach England über Conſtantinopel vorzüglicher ſey, als die Landwege über Aleppo und Cairo und andere mehr ſind; wiewohl genaue Beurtheiler die Data zur Vergleichung vermiſſen werden, da der Verf. auch ſeine Mühſeligkeiten nicht verſchweigt, und keine Maaße für ſeine Routen angiebt. Der Verf. verließ Madras den 1. Sept. 1787, verweilte ſich in Madura, wo er den Major Macleod zu ſich nahm, bis den 1. October, und reiſte von da zu Lande nach Cochin, auf der andern Küſte der Halbinſel, wo er den 21ten anlangte, und von da zu Schiffe über Goa, (wo er einzelne weit von einander liegende Häuſer, zerſtreute Feſtungswerke, prächtige Kirchen und Klöſter, und halbdurchſichtige Auſterſchaalen ſtatt der Fenſterſchaalen fand,) nach Bombay gieng. Hier langte er den 25. Nov. an, und gieng den 13. Jan. 1788 mit neuer Geſellſchaft nach Baſſora unter Segel, wo er den 23. Febr. ans Land ſtieg, von da die Reiſe auf dem Euphrat nach Hilla (dem alten Babylon), und dann nach Bagdad fortſetzte, wo die Geſellſchaft den 20. März eintraf. Von hier reiſte ſie den 24ten ab, that eine beſchwerliche Landreiſe über Moſul, Diarbek und Jsmid, von welchem letzten Ort

ſie

ſie den 11. May nach Conſtantinopel abſchifften, und von hier aus die Rückreiſe, des damaligen Türkenkriegs wegen, nicht über Wien, ſondern über Trieſt antraten, wo ſie den 27ten Julius anlangten, und über Deutſchland nach Oſtende reiſten, und den 16. Sept. in London eintrafen. Man ſieht aus dieſem Grundriß, daß die beſchriebene Reiſeroute wenigſtens die kürzeſte nicht iſt. Die beygelegte Charte begleitet die Reiſenden nur von Baſſora bis Conſtantinopel.

Der ſiebente Band liefert 1) Briſſots, oder Warville, bekannte Reiſe durch die vereinigten Staaten von Nordamerika, in einem zweckmäßigen Auszug. Das Original iſt bekanntlich mit allgemeinem Beyfall aufgenommen worden, und iſt auch bereits zweymal überſetzt worden. Leſer dieſes Magazins werden es dem Sammler deſſelben Dank wiſſen, daß er ihnen das eigentlich Intereſſante aus dieſer Reiſebeſchreibung nicht hat vorenthalten wollen, da zumal die in den Bayreuther Zeitungen ſo oft ausposaunte Kayſerſche Ueberſetzung voller Fehler iſt. Billig hat er die vielen Declamationen, Reflexionen und andre Armſeligkeiten, von denen das Buch voll iſt, die zu einer Reiſe durch Nordamerika nicht gehörigen Nachrichten von Breſt, und den ganzen dritten Theil, der Vorſchläge zu Handelsverbindungen zwiſchen Frankreich und Nordamerika enthält, weggelaſſen. Es hätte, unſeres Bedünkens, noch mehreres wegbleiben können, z. B. individuelle Nachrichten von unbekannten Männern und gemachten Bekanntſchaften, z. B. S. 258. Briſſot langte den 24. Jun. nach einer Fahrt von 51 Tagen aus Havre de Grace in Boſton an. Hier fand er eine allgemeine Thätigkeit und Religionsbildung, geſchickte und verträgliche Lehrer verſchiedener Secten, die, ohne Beſoldung, blos von den Collecten eines jeden Sonntags, und von der Steuer für die Bänke in den Kirchen, leben: und eben dieſes nöthigt ſie, auf ihre Vorträge Fleiß zu wenden; ſie predigen blos Moral, ſelten Dogmatik. Man trinkt daſelbſt warmen oder kalten Punſch vor Tiſch, Madera oder ſpaniſche Weine über Tiſch, und Nachmittags Thee; engliſches Bier iſt verboten, weil man es in Philadelphia eben ſo gut brauet, ſo wie man itzt auch in Weymouth Käſe bereitet, die dem Cheſterkäſe gleichkommen. Auch fängt das Amerikaniſche Pökelfleiſch an, das Irländiſche entbehrlich zu machen. Es ſind neue Salzwerke, Seilerbahnen und Papiermühlen angelegt worden. Boſton hat in einem vier

Engli-

Engliſche Meilen abgelegenen Orte, Cambridge, die vornehmſte Univerſität in N. A. Die 1764 verbrannte Bibliothek iſt aufs neue wieder durch freywillige Geſchenke auf 13000 Bände angewachſen. Die Einrichtung iſt die Engliſche. In Boſton ſelbſt aber iſt der Geſchmack an Wiſſenſchaften durch den Handelsgeiſt verdrängt: ſelbſt die angefangene Herausgabe der Memoiren der dortigen Akademie muß aus Mangel an Subſcribenten unterbleiben. Auf der Reiſe nach Neuyork (260 E. Meilen), wohin noch kein Poſtwagen angelegt iſt, fand er in Worcheſter einen Buchdrucker, Thomas, der ſo ſauber als Didot drucken ſoll. In Connectikut iſt Stärke der Bevölkerung, Schönheit des Blutes und Menge hübſcher Mädchen gleich auffallend. Newhofen hat eine in N. A. berühmte Univerſität: Einige Anekdoten von der Herzhaftigkeit Putnams. Gänzlicher Verfall von Newport nach dem Krieg und durch das Papiergeld. Die Summe der Bevölkerung in dem Staat Neuyork war 1756, 82000; 1776, 148000; 1786, 220000 Weiße. In der Stadt herrſcht Wohlſtand und Engliſcher Luxus; und alles iſt theuer. Die Einkünfte des Staats ſollen 42000 Louisd'or, und die Ausgaben nur den vierten Theil davon betragen. Reizend iſt die Schilderung des patriarchaliſchen Lebens einer Quäkerfamilie, die der Verf. auf einer Pflanzung bey Middletown kennen lernte. Sie war mit allen, ſelbſt erbauten, Bedürfniſſen im Ueberfluß verſehen; ſelbſt das Tuch und Linnen ihrer Kleidungsſtücke war innerhalb der Pflanzung gewebt. Das entbehrliche Getraide wurde den benachbarten Müllern, und Gemüſe, Butter und Käſe in die nächſte Stadt verkauft. Lebensumſtände des großen Franklins. Nachdem er ſich des hohen Alters wegen den öffentlichen Geſchäften entzogen hatte, baute er ſich zu Philadelphia, wo er vor 60 Jahren als ein armer Buchdruckergeſelle angekommen war, ein großes aber einfaches Haus, und legte darin eine Buchdruckerey und Schriftgießerey an, und bildete ſeinen Enkel, Hrn. Bache, zu dieſer Kunſt. Sein großes Vermögen hat er in ſeinem Teſtament zwiſchen dem Staate and ſeiner Familie getheilt, und vermachte den Städten, Boſton und Philadelphia, verſchiedenen Akademien und Univerſitäten, anſehnliche Legate. Seinem Enkel, William Temple Franklin, hinterließ er ſeine Bücher, Manuſcripte und Nachrichten zu ſeinem Leben, das nächſtens öffentlich erſcheinen ſoll. Der Weinbau geräth in Virginien, aber er kommt um deswillen nicht fort, weil er

Arbei-

Arbeiter erfordert, die man nicht entbehren kann, und weil man Europäiſche Weine, z. B. Rouſſillon, weit wohlfeiler trinken kann. Die Wetterabwechſelungen ſind hier häufiger und ſchneller als in Europa: und wenn es ſchlecht Wetter werden will, ſteigt das Barometer ſehr ſchnell, und fällt dann nach und nach wieder. Eingebohrne glauben, daß die Amerikaner die Spanier einſt von dem Miſſiſſippi vertreiben, und ſich in Louiſiana anſäßig machen werden. In Philadelphia unterhalten die Quäker eine Schule für Negerknaben und Mädchen: ſie hat ein Einkommen von 5000 franz. Livres, und iſt von einem Quäker, Benezet, der 1784 geſtorben iſt, geſtiftet. Eben dieſe haben den Sclavenſtand und die Einführung der Neger abgeſchafft. Neun Staaten von dreyzehn haben auf ihren Betrieb die letztern verboten. Und obgleich der neue Congreß verſprechen mußte, binnen 20 Jahren dieſelbe nicht allgemein zu verbieten, wenn er eine Spaltung vermeiden wollte: ſo kann man doch das unwiderrufliche Verbot des Negerhandels als ſehr nahe anſehen. In Virginien und Maryland hauptſächlich glaubt man den Neger zum Tabaksbau nicht entbehren zu können. Doch, da dieſer Bau von Tag zu Tage abnimmt; indem der Tabak am Ohio und Miſſiſſippi ergiebiger und beſſer gebaut wird: ſo wird auch die Sclaverey hier nach und nach entbehrlich werden. Man wird ſich gezwungen ſehen, den Tabaksbau aufzugeben, und dafür Getraide und Kartoffeln zu pflanzen, welches klügere Virginier, ſelbſt **Waſhington**, ſchon izt thun. Doch leben auch die freyen Schwarzen in einer niederdrückenden Verachtung: ſie ſind entweder Dienſtboten, oder haben kleine Kramläden, aber immer nur in einem Artikel, oder bauen das Land. Man erlaubt ihren Kindern den Eintritt in die Schulen, nicht aber in Gymnaſien und Akademien. Beyſpiel eines Schwarzen, **Derham**, der izt in Neu-Orleans die Arzneykunſt ausübt, die er von zweyen ſeiner vorigen Herren erlernt hatte; und ein anderes von einem Negerſclaven, der, ohne leſen und ſchreiben zu können, in anderthalb Minuten beantworten konnte, wie viele Secunden ein Menſch von 70 Jahren, 17 Tagen und 12 Stunden gelebt haben würde? In N. A. fängt man an, den häufig wachſenden Ahornbaum zum Erſatz des weſtindiſchen Zuckers zu gebrauchen. Jeder Baum giebt Saft zu 5 Pfund Zucker. Der Baum wächſt ohne Pflege, und ſein Saft fließt im März. Der Zucker ſoll dem von den Inſeln an Farbe und Geſchmack gleich kommen. In **Philadelphia** ſind viele Buch-

Buchdruckereyen, Zeitungen und Buchläden, und 33000 Einwohner, ſo wie im ganzen Staate viele Papiermühlen. 1760 waren der Einwohner von Penſylvanien, die Kopfſteuer bezahlten, 31667; 1786 aber 66925. Die ganze Anzahl der Weißen beträgt 360000. Penns, des erſten Pflanzers, Deſcendenten, die in Nordamerika ein unermeßliches Eigenthum hatten, ſind, weil ſie die Parthey der Krone nahmen, undankbarerweiſe deſſelben verluſtig erklärt worden, und leben nun von einer Penſion des Parlaments. Es fehlt noch an einer gleichförmigen Vertheilung der Abgaben: manche Pflanzer wiſſen ſich denſelben unbemerkt zu entziehen. Eigentlich zu reden, giebt es hier keinen Frühling; ſo ſchnell iſt der Uebergang von der Unterbrechung alles Wuchsthums im Winter zum plötzlichen Ausbruch deſſelben im Anfang des Sommers. Die Quäkerinnen haben hier durchgehends blaſſe Farbe (wie bey uns die Schweſtern der Herrnhuther). Die Lutheriſche Gemeine in Philadelphia hatte von 1774 — 1787, 5175 Gebohrne und 2369 Geſtorbene — ein ganz ungewöhnliches Verhältniß. Von der treflichen Schilderung und Nachricht von den Quäkern wünſchten wir recht viel abſchreiben zu können, wo wir nicht des Raumes ſchonen müßten. Auf einer Reiſe nach **Mount-Vernon** kam der Verf. durch **Wilmington**, das Mehl nach den Inſeln ausführt; nach **Havre de Grace am Susquehannoh**, einer angehenden Stadt von 150 Häuſern; **Baltimore** von 15000 Einwohnern, das ſeit dem Krieg einen Theil des Handels von Philadelphia an ſich gezogen und ſich zur Stadt erhoben hat; **Alexandrien**, wo vor 30 Jahren kaum zwey Häuſer ſtanden, itzt viel Luxus herrſcht. Zehn Meilen davon liegt **Mount-Vernon**, das Land- und Wohnhaus **Waſhingtons**. Er war damals blos Landmann, und eben mit Errichtung neuer Scheunen für Getraide, Kartoffeln und Rüben beſchäftigt; Ställe für Hornvieh, Pferde und Eſel und ein Gewächshaus ſtanden bereits auf beyden Seiten ſeines Wohnhauſes; er hatte 300 Neger und mehr als 10000 Morgenländereyen in dieſer Gegend, überhaupt aber in den verſchiedenen Staaten zuſammen über 200000 Morgen. Sein Tiſch iſt gut, aber ohne Prunk. Er iſt ein beſcheidner, gerader, kaltblütiger Mann, der nie von ſeinen Thaten ſpricht, und doch Feinde hat. Er hat jährlich 120000 Livres zu verzehren, und doch ſieht man keinen Pomp um ihn her. Bey allem Wohlſtand haben doch die Virginier einen ärmlichen Luxus; zwey bis drey, und die reichſten höchſtens

ſechs

ſechs Hemden, keine Servietten, aber ſeidene Halsbinden, die ſie abbinden, und wenn es Noth thut, auch zu Schnupftüchern und Servietten brauchen. Die ganze Ausſtattung eines Mädchens beſteht in einigen Hemden. Die jährliche Tabakserndte in Virginien beträgt gegen 80000 Fäſſer, jedes zu 1000 Pfund, 14 Millionen Livres an Werth. Die Ausfuhre aber, gröſtentheils nach England, beläuft ſich auf 100000 Centner. Sie werden mit Engländiſchen Produkten gekauft, und bringen der Krone gegen 15 Millionen Livres an Zollabgaben ein. Jeder legt ſeinen gebauten Tabak, wenn er handelsfähig erklärt worden iſt, in die öffentlichen Magazine, und erhält darüber einen Schein, über die Quantität der niedergelegten Fäſſer. Dieſe Scheine circuliren nun im Publikum wie baares Geld, nach dem jedesmaligen Preiſe des Tabaks. Der Tabak von der zweyten Erndte wird nicht in die Magazine angenommen, ſondern wird im Lande verbraucht, oder geht als Contrebande nach den Inſeln. Da der Tabak den beſten Boden erfordert und ausſaugt, und fortwährende Handarbeit verlangt, ſo bekommt der, ſo ihn baut, bey mittelmäßiger Erndte und menſchlicher Behandlung der Sclaven, kaum die Koſten heraus. Daher nimmt dieſer Bau allmählig ab. Ein durch den Tabak ausgeſaugtes Land läßt man liegen, und macht ein neues urbar. Der Verf. bekennt, daß deutſche Emigranten zum Anbau amerikaniſcher Ländereyen vorzüglich tauglich ſind. Auf dem Wege von Boſton nach Portsmouth liegt **Lynn**, eine Stadt, faſt von lauter Schuhmachern bewohnt, die gegen 100000 Paar Frauenzimmerſchuhe verfertigen, und meiſtens nach den ſüdlichen Staaten und den Inſeln verſenden, das Paar ungefähr für 16 Groſchen. **Salem**, von 9000 Einwohnern, treibt Stockfiſchfang. **New-Berry** treibt Handel nach Weſtindien und Fiſchfang, iſt aber gegen die Zeiten des Kriegs in Abnahme. **Portsmouth** am Piskataque beſchäftigt ſich mit Schiffbau. Nun kommt der Verf. auf die Nordamerikaniſchen Staatsſchulden. Sie betrugen zu Anfang des J. 1790 hundert Millionen Reichsthaler an Capitalien und aufgewachſenen Zinſen, wovon etwan die Hälfte Schulden der einzelnen Staaten ſind. Der einheimiſchen ſind mehr als der auswärtigen. Der V. zieht daraus das Reſultat, daß die Amerikaner für ihre errungene Unabhängigkeit jährlich nicht mehr als 20 Mill. Livres (an Zinſen) zu zahlen hätten. Es ſind verſchiedene Operationen vorgenommen worden, dieſe Zinſen ſammt den Regierungsausgaben (die der Verf. zu 3 Mill. Livres anſchlägt)

zu beſtreiten, und das Schuldcapital ſelbſt zu verringern, 1) eine mäßige Auflage auf die Einfuhre der Artikel des Luxus, z. B. auf Wein, Brandwein, Thee (auf den man doch eine mäßige Abgabe an England verweigerte), die der Verf. auf 2400000 Piaſters anſchlägt; 2) eine Anleihe von 12 Mill. Piaſter gegen überflüßige Hypotheken (ob ſie wirklich zu Stande gekommen, wird nicht geſagt). 3) Conſolidirung der einheimiſchen Schuld, wodurch die Zinſen auf vier Procent reducirt werden, welches aber der Verf. mißbilligt, weil es gegen die übernommenen Verbindlichkeiten ſey; 4) Vereinigung und Conſolidirung der beſondern Schulden der vereinigten Staaten; welches wegen der Ungleichheit des Finanzzuſtandes der einzelnen Staaten am meiſten Widerſpruch fand. Der Staat hat eine Anleihe von 21500000 Piaſter eröffnet, um die ſich auf 25 Millionen P. belaufende Schulden der einzelnen Staaten damit abzuſtoßen; 5) Anwendung des Ueberſchuſſes von 1789 zur Tilgung der Staatsſchuld. Die Einnahme von 1789 überſtieg die Ausgabe um 1764000 P. Von der betrügeriſchen Art, wie manche Franzoſen Gläubiger der Amerikaner geworden ſind, erzählt Hr. F. ein ſchändliches Beyſpiel von dem berüchtigten Beaumarchais. Von dem Verzeichniß der Einfuhren und deren Summen können wir nichts auszeichnen. Die Hauptartikel ſind geiſtige Getränke (4) Weine (1 Mill. Gallonen) Thee 1125000 Pf. Zucker, Kaffee, Kakao, Chocolade, Syrup, Salz. Die Einfuhre des Zuckers wird auf 20000000 Pf. geſetzt, ohne den ſelbſt raffinirten, und Ahornzucker. Der Verf. macht dabey auf den Unterſchied der Conſumtion und des Wohlſtandes in N. A. und Frankreich aufmerkſam, da letzteres Reich nach Verhältniß ſeiner Bevölkerung 200 Mill. verbrauchen ſollte, aber wirklich nur 80 Mill. Pf. verbraucht. Mit franzöſiſchen Luftſprüngen verdoppelt er alle 18 Jahre die Bevölkerung von N. A., und mit derſelben auch die franz. Einfuhre (die er aber nicht einmal beſtimmt angiebt), ſo daß dieſe letzte im J. 1846 geringer nicht als zu 1126 Mill. L. ſeyn ſoll. Die Manufakturartikel, worin die Amerikaner mit den Europäern concurriren wollen, ſind Lederwaaren, Hüthe, Ackerbaugeräthe, Cattun, Handſchuhe, Papiertapeten, Porter, Butter, Senf, Leinöl, Lichter u. ſ. w. Auſſer dieſen führen ſie noch aus: Schiffe, Mehl, Tabak, Reiß, Fiſche, Thran, Eiſen- und Stahlwaaren, Papier (aus 63 Papiermühlen), Pergament, Potaſche, Maſten, Tiſchlerarbeiten, Seil- und Tauwerk, Wagen, Schmelz- und Zinn-

waaren, Kupfer- und Bleywaaren, Glas, Pulver, Käſe, Butter, Zitze, Pelzwerk, Indigo, Leinen- Wollen- und Baumwollenwaaren u. ſ. w. Der Buchdruckereyen und Papiermühlen werden mit jedem Jahre mehr, ein Umſtand, der mehr als andere von den Fortſchritten der Amerikaner in Cultur und Aufklärung zeugt. Vor kurzem unternahmen vier Buchdrucker zu gleicher Zeit neue Auflagen der Bibel auf amerikaniſchem Papier, mit amerikaniſchen Lettern und Kupfern. Auch vervielfältigen ſich die Glashütten und Zuckerſiedereyen. In Penſylvanien ſind 21 Pulvermühlen. Im Jahr 1786 wurden 150000, und 1789, 360000 Fäſſer Mehl ausgeführt. Von 1762 bis 1773 betrug die Einfuhre von England jährlich $10\frac{1}{2}$ Mill. P. und die Ausfuhre nur $5\frac{1}{2}$ Mill. 1790 aber wurde die ganze Einfuhre aus Europa und Weſtindien auf 17,628,613, und die Ausfuhre dahin auf 18,417,776 Plaſt. berechnet. Die Schiffahrt von Philadelphia, die ein Fünftel der Schiffahrt der vereinigten Staaten ausmacht, beträgt itzt 116000 Tonnen, davon die Hälfte Amerikaner, von der andern Hälfte aber zwey Drittel die Engländer haben. 1775 betrug ihre Ausfuhre nach Europa 212155, und 1789 vom 1. Aug. bis zum 31. Dec. 1113239 Pf., und die Einfuhre 841000. Der Verf. träumt von einer Durchfahrt nach der Nordweſtküſte von Amerika, entweder durch die Arme des Miſſiſippi, oder durch den See Nikaragua, die die Amerikaner möglich machen würden, und ſchließt mit kurzen Nachrichten von einigen neuen Etabliſſements am Fuße der Allephennys (Kentucky, Frankland, Cumberland u. ſ. w.) und am Ohio, wo eine neue Stadt Marietta erbaut iſt, und von den möglichen Folgen, die die Revolution von N. A. auf die Wilden und auf die nächſten Spaniſchen Beſitzungen haben werde.

2) Thunbergs, Prof. der Botanik zu Upſala, Reiſen in Afrika und Aſien, vorzüglich in Japan, während der Jahre 1772—1779, auszugsweiſe überſetzt von Kurt Sprengel. Mit Anmerkungen von J. Reinhold Forſter. Es iſt bereits in dieſem Jahr eine Ueberſetzung dieſer wichtigen Reiſebeſchreibung erſchienen. Dennoch aber verdient Hr. Spr. den Dank ſeiner Leſer für dieſen kernhaften Auszug aus den drey erſten Theilen. Der aus dem vierten ſoll zu ſeiner Zeit unentgeldlich nachgeliefert werden. Er hat die 7 Bogen lange Beſchreibung der Reiſe von Upſal über Paris und Amſterdam nach dem Cap auf zwey Seiten abgekürzt, und alle triviale Nach-

richten

richten, und was von ſeinen Vorgängern, Sparrmann, le Vaillant und Mentel, ſchon beſſer geſagt worden war, weggelaſſen. Thunberg erhielt ein Stipendium von 330 Reichsthalern zu einer gelehrten Reiſe. Burmann aber in Amſterdam bewirkte es, daß er auf Koſten der Oſtindiſchen Compagnie eine Reiſe nach Afrika und Aſien machen konnte. Er langte den 22. Febr. 1772 in der Tafelbay an. Die von Europa nach dem Cap verpflanzten Bäume verliehren im Winter ihr Laub, und zwar zu eben der Zeit, wie in den nördlichen Ländern, die afrikaniſchen Bäume aber behalten es. Linden, Haſelnüſſe, Kirſchen, Johannis- und Stachelbeeren kommen hier gar nicht fort. Die Kälte im Winter ſteigt nicht ſtärker, als in Schweden zur Herbſtzeit. Im Auguſt und September iſt ſie am ſtärkſten, bey Regen oder heftigem Wind; man hat aber weder Oefen noch Camine: und Frauenzimmer ſetzen ein Kohlenbecken unter ihre Kleider. Der Kalk zum Bauen wird hier blos aus Schneckenſchaalen gebrannt, die aus der Erde gewiſſer Thonhügel geſchlemmt werden. Der Garten der Compagnie, der zum Spaziergang immer offen ſteht, iſt 996 Schritte lang, 261 breit, und hat 44 mit Hecken abgetheilte Quartiere. Der Compagnie werden jährlich 200 Laubthaler zu den Mandeln für die Kranken im Hoſpital verrechnet, wovon dieſe aber nichts erhalten. Blattern und Maſern haben hier viele Verwüſtungen angerichtet; ſie wurden 1713 und 1767 durch Däniſche Schiffe hieher gebracht: daher hütet man ſich davor, wie vor der Peſt. Gerſte wird gebaut, um ſie zum Futter für die Pferde zu ſchrepfen: zum Brauen taugt ſie nicht, man behilft ſich mit Europäiſchem Bier, das man daher bey der Mahlzeit ſparſam trinkt. Er that ſeine Reiſe in das Innere des Landes in Begleitung des Gärtners Auge, der ſchon achtzehn dergleichen Reiſen gemacht hatte, mit Zurüſtungen zu Aufbewahrung von Naturalien aller Art. Er kam, (es fehlen aber, wie im Vaillant, alle Beſtimmungen der Weite) zu einem warmen Bade, in deſſen ſiedend heißen, und nach allen Proben vollkommen reinen Quellen, man Fleiſch kochen konnte. Weiter hinein wird der um das Cap ſandige Boden fruchtbarer und grasreicher. Ein wilder Büffel, auf den die Geſellſchaft ſtieß, tödtete ihr zwey Pferde. Aus dem Marke einer Palmart (Zamia caffra) bereiten die Hottentotten Brod. Die Reiſe gieng bis an die Gränze des Kaffernlandes, und den 2. Jan. 1773 kam der Verf. wieder zur Stadt zurück. Mit Sonneraten, den er hier fand, beſtieg

er den Tafelberg, und brachte da über 300 Bergpflanzen zuſammen. Alle Berge auf dem Cap laufen parallel von S. O. nach N. W. wie die dortigen Winde. Hinter jedem Berg wird das Land höher: daher findet man da (obgleich bey abnehmender S. B.) Schnee, den man an dem Cap nicht ſieht. Der Verf. hatte bereits im erſten Jahr Schulden machen müſſen: er erhielt keinen Sold, weil die Muſterrolle ſeines Schiffs aus Verſehen vergeſſen worden war. Den Gouverneur, an den er empfohlen war, fand er todt: ſein Nachfolger, der ihn unterſtützen ſollte, ſtarb unterwegs. Er mußte alſo abermals zu einer neuen Landreiſe borgen, zu der er einen Engliſchen Gärtner, Maſſon, mitnahm, erhielt aber noch zweymal Summen Geldes aus Amſterdam zu Fortſetzung ſeiner Reiſen. Sie ſollten nach den Holländiſchen Colonien auf den Schneebergen gehen: die Ermattung der Ochſen erlaubte es aber nicht. Auch auf dieſer Reiſe fand man ein warmes Bad, dintenartigen Geſchmacks. Dieſe zweyte Reiſe dauerte 5 Monate, und gewährte den Gönnern des Verf. in Amſterdam eine reiche Erndte an Naturalien. Schreckliche Beyſpiele von der fahrläßigen Behandlung der Kranken auf den Schiffen. Einer ſollte eben in Segeltuch eingenäht und ins Meer geworfen werden, als er ſchrie: ich lebe noch. Eine engliſche Dame, Lady Manſon kam mit einem Zeichenmeiſter, aus Liebhaberey für die Naturgeſchichte, auf dem Cap an, und beſchenkte den Verf. für ſeine Begleitungen mit einem koſtbaren Ring. Er wurde von dem Gouverneur erſucht, ein Schiff, das in Madagaskar Sclaven eintauſchen ſollte, dahin zu begleiten, verbat es aber, und unternahm dargegen den 29. Sept. 1774 die dritte Reiſe nach dem Norden von Afrika. In dieſer ſtieß er einigemal auf Commando, die zur Ausrottung der Boſchmänner ausgeſchickt waren, die aber meiſtentheils durch das Vorrücken der Holländiſchen Colonien aus ihrem Eigenthum verdrängt und zum Straßenraub veranlaßt werden. Beyſpiele von den Gefahren der Reiſenden durch Löwen und Schlangen und den Heilmethoden gegen die Biſſe der letzten. Dieſe drey Reiſen gehen über Landgüther, Höfe, Bauernhütten, Berge und Einöden, die alle mit Namen genannt ſind, aber ohne Nutzen für den Leſer, ſo lange er ſie nicht mit einer topographiſchen Karte von dem ſüdlichen Afrika vergleichen kann. Wie weit der Verf. in das Innere von Afrika eingedrungen ſey, läßt ſich aus dem nämlichen Grund nicht angeben: doch ſcheint er bey weitem nicht bis an den ſüdlichen Wendezirkel gekom-

gekommen zu ſeyn. Den 2. März 1775 verließ er das Cap, um nach Batavia und Japan zu ſchiffen. Wir übergehen ſeine, meiſtens naturhiſtoriſche, Nachrichten vom erſten Ort, um noch etwas von ſeinem Aufenthalt in Japan ſagen zu können.

Das Japaniſche Fahrwaſſer wird für das gefährlichſte in Oſtindien angeſehen, und die Compagnie ſchickt allemal zwey große Dreydecker aus Zeeland dahin. Mit einem ſolchen reiſte der Verf. den 20. Jun. 1775 ab, und verpflichtete ſich, als Legationsarzt ein Jahr in Japan zu bleiben, und den Capitän an den Kaiſerlichen Hof zu begleiten, und auſſerdem den botaniſchen Garten und einige vornehme Herren in Amſterdam mit Japaniſchen Gewächſen zu verſehen. Man rechnet, daß von fünf Schiffen, die nach Japan geſchickt werden, immer eins verlohren geht. Der Verf. mußte ſechs Stürme aushalten, ehe er in dem Hafen von Nangaſacky Anker werfen konnte, den einzigen Hafen, worin Japaner mit Holländern und Chineſen handeln dürfen. Sobald die Japaniſchen Poſten bey Erblickung des Schiffs ihre Signale mit Feuer gaben: wurden den Matroſen alle Bibeln und Gebetbücher genommen, in eine Kiſte gelegt und dieſe zugenagelt: und erſt bey der Abreiſe erhielt jeder ſein Buch wieder. Bisher waren der Chef und Schiffscapitän der Viſitation nicht unterworfen geweſen. Dies Vorrecht mißbrauchten ſie, und giengen allemal in einem ſeidnen galonirten, ungemein weiten und mit Waaren ausgeſtopften Rock ans Land. Dies ſollte auch itzo geſchehen: allein dieſe Befreyung war inzwiſchen des Mißbrauchs wegen aufgehoben worden; der Capitän ſollte ſich wie jeder andere kleiden, und weniger hin und wieder gehen. Täglich werden Perſonen und Waaren, die ans Land gebracht werden, oder an Bord kommen, viſitirt, und des Nachts durch Wachtſchiffe beobachtet. Man übergab Pulver, Kugeln, Gewehre (aber bey weitem nicht alle, ſelbſt Kanonen nicht,) und die Bücherkiſte bis zur Abreiſe. Man ſchiffte für die Factorey Schlachtvieh aus: und nur aus dem Futter, das die Japaner für daſſelbe herbeyſchafften, konnte der Verf. einige ſeltene Gewächſe für Europäiſche Gärten ausheben; denn botaniſiren durfte er erſt in der Folge nach vielen fruchtloſen Vorſtellungen. Die Japaner ſelbſt haben weder Schafe noch Schweine, und Rindvieh blos zum Ackerbau, genießen aber weder Fleiſch noch Milch davon. Es wurden 6700 Kiſten Stabkupfer, jede von 120 Pf.,

eingeladen. Zölle und Abgaben giebt es hier gar nicht: aber deſto ſtrenger iſt die Viſitation. Jeder kann handeln, wenn es nur nicht heimlich geſchieht. Die Dolmetſcher ſind alle Eingebohrne, weil kein Ausländer die japaniſche Sprache lernen darf: ſie unterrichten ſich gern aus mitgebrachten Büchern und durch Fragen, zumal in Anſehung der Arzneykunde. Die Holländiſche Factorey iſt auf der Inſel Dezima, die wie eine Gaſſe der Stadt Naugaſacki angeſehen, und von dieſer an die Compagnie verpachtet wird. Die Waaren, welche die Compagnie diesmal hieher ſchickte, waren Puderzucker, Elfenbein, Braſilienholz, Zinn, Bley, Stangeneiſen, Zitz, Holländiſche Kleidungsſtücke, Raſch, Seidenzeug, Mutternelken, Schildkrötenſchaalen, Chinawurzel und eine Summe Ducatons, ohne was Privatperſonen von geringern Waaren mitbrachten; darunter war ſonderlich das Narvalshorn dieſes Jahr, wegen des abgeſtellten Schleichhandels des Capitäns, in großem Werth, ſo daß ſich unſer Verf. 5000 Thaler damit erwarb. Die Summe der jährlich einzuführenden Waaren iſt zwar auf 300 Thaler geſetzt, pflegt aber nicht ſo genau beobachtet zu werden. Auszuführen verboten ſind, alle Münzen, Karten, Bücher und Gewehre. Die Waaren werden in Auctionen verkauft, nur nicht in baarer Münze. Das Japanſche Kupfer iſt das feinſte, das man hat: es beſteht in Stäbchen, ¼ Elle lang, einen Finger dick, die in Kiſten gepackt werden. Die Schiffe müſſen genau an dem von dem Gouverneur beſtimmten Tag abſegeln, und wenn der Wind noch ſo widrig wäre. Der V. entdeckte hier die Chinawurzel, die die Japaner bisher in Menge von den Chineſern gekauft hatten. Holländer können auf ihre Inſel Mädchen aus der Stadt holen laſſen, die man ihnen gegen eine mäßige Abgabe verabfolgt. Ueberhaupt kennen die Japaner die Schamhaftigkeit nicht ſehr. Die größte Schönheit beſteht in ſchwarzen Zähnen, wozu man eine Farbe aus Urin und Eiſenfeile bereitet. Der Verf. blieb nun nach Abgang des Schiffs zurück, um mit dem Geſandten die Reiſe nach dem Kaiſerlichen Hof zu machen, welches alle Jahre, zur groſſen Laſt der Compagnie, geſchehen muß (da hingegen die Chineſer davon befreyt ſind). Den 19. Febr. feyerten die Japaner ihr neues Jahr, in weiß- und blauwürfelichten Kleidern. Viel Neues über die Art, wie die Japaner Jahre, Tage und Stunden zählen und die Winde eintheilen: einige Tage nach ihrem Neujahr wird gewöhnlich ein Crucifix und Maria mit dem Kinde, von Kupfer, mit Füßen getreten.

Der

Der Verf. liefert nun ein Diarium ſeiner Reiſe nach Yeddo zu Waſſer und zu Land, das von dem Kämpferſchen etwas abweicht, inzwiſchen doch einen Beytrag zu einer Topographie von Japan abgiebt. Die Reiſe dauerte vom 4. März bis den 27. Apr. 1776. Die Geſandtſchaft beſtand aus dem Handelschef und Geſandten, Fritſch, dem Verf. und einem Secretär, und einem Troß von 200 Perſonen. Sie wurden auf ſchönem Wege in lakirten Trageſeſſeln (Norimons) getragen, fanden allenthalben Meilenzeiger, die ſich auf die Brücke bey Yeddo bezogen, reiſten durch Reſidenzſtädte vieler Vaſallfürſten, wurden allenthalben ehrerbietig empfangen. Miako iſt die älteſte Hauptſtadt und vornehmſte Handelsſtadt des Reichs. Hier lebt der geiſtliche Kaiſer (Dairi) in einem, eine eigene Stadt ausmachenden, mit Mauern umgebenen Schloſſe, der ſich daraus nie entfernt, und von Niemanden geſehen wird. Hier wird alles Kupfer gereinigt, Münzen geſchlagen und alle Bücher gedruckt. In Yeddo, der Reſidenz des weltlichen Kaiſers, wurde der Verf. von wißbegierigen Aſtronomen und Aerzten beſucht, fand ſorgfältige Feueranſtalten, und erlebte einige Erdbeben. Die ganze Audienz beſteht darin, daß der Geſandte auf die Knie fällt, den Kopf zur Erde niederbückt, und dann wieder zurückgeht. Die Geſchenke beſtanden in Kleidern, in Cattun und Seidenzeug; die Gegengeſchenke in weiten Schlafröcken von dem feinſten Japanſchen Seidenzeug, deren der V. zwey erhielt, die übrigen für die Kammern der O. J. Compagnie eingepackt wurden. Darin beſteht die allgemeine Landestracht, deren die Frauenzimmer im Winter wohl 40 über einander anziehen, die doch kaum 5 Pfund wiegen. Denn die Seidenzeuge in Japan übertreffen an Dünne und Feinheit alles, was Europa und Aſien hervorbringen, liegen aber nur ½ Elle breit, und werden daher nicht nach Europa geführt. Verzeichniß mitgenommener Mineralien, darunter Golderz, Asbeſt u. ſ. w. Auf der Rückreiſe erhielten ſie die Erlaubniß, einige Tempel zu beſuchen. Das Götzenbild Draibutt erſchreckt durch ſeine mehr als coloſſaliſche Größe. Ein anderer Götze hieß Quanwon. In Oſakka ſahen ſie ein Theater, einen botaniſchen Garten, und Kupfer ſchmelzen. Betrachtungen über die Cultur, Regierungsform, Sparſamkeit, Reinlichkeit und Gerechtigkeit der Japaner, und ein Japaniſches Wörterbuch ſchließen dieſen höchſt leſenswürdigen Auszug.

Mir.

Proteſtantiſche Gottesgelahrheit.

Chriſtliches Uebungsjahr, oder Geſchichte des Menſchen, wie ihn die Religion mittelſt gewiſſer Uebungen durch alle Hinderniſſe glücklich zum Ziele führt. In einer Reihe von Predigten, gehalten im Jahre 1788, von Joh. Jakob Heß, Diacon. Erſte Hälfte. Zürich und Leipzig, bey Ziegler und Söhnen. 1791. 8. 514 Seiten. 1 Rh. 8 gr. Zweyte Hälfte. (Eigentlich 1792.) 464 Seiten. 1 Rh.

Das ausgezeichnete Predigertalent des Hrn. Diacon Heß zu Zürich, dieſes unter den Theologen unſrer Zeit eine vorzügliche Stelle behauptenden Gelehrten, iſt unſern Leſern ſchon aus ſeinem — leider noch unvollendeten — Chriſtenlehrer über die Apoſtelgeſchichte, wovon die fünfte Dekade zu Zürich 1788. in gr. 8. erſchienen iſt, bekannt. Durch gegenwärtige Predigtſammlung vermehrt der würdige Verf. ſeine Verdienſte um die Belehrung und Erbauung der Schriftfreunde, und führt ſeine Idee, „daß die mannichfaltigen Vortheile, welche der Menſch und Chriſt der Religion zu danken hat, ſich nicht einleuchtender zeigen, und auch den Ungeübtern in keinem leichter zu überſchauenden Zuſammenhang verſtellen laſſen, als wenn ſie theils nach den Altersſtufen, theils nach den mancherley Verhältniſſen, Zufällen und Situationen des menſchlichen Lebens vorgeſtellt werden,“ in 63 Predigten, worin er ſeinen Gegenſtand nach Art einer Geſchichte, und doch zugleich homiletiſch und praktiſch behandelt, durch eine intereſſante Darlegung des Glücks eines wahren Chriſten in allen Lagen ſeiner irdiſchen Laufbahn, vom Kindesalter bis zum Greiſenalter, von der Geburt bis zum Grab, vortreflich aus. Gern würde Rec. einzelne Stellen ausheben, um die Leſer zu näherer Bekanntſchaft mit dieſem nützlichen Andachtsbuch einzuladen, die Wahl würde ihm aber ſchwer ankommen, und die übrigen Schriften des Verf. ſind ſchon für die Güte dieſes neuen Produkts ſeiner ſeltnen Thätigkeit Bürge. Nur einen Wunſch kann Rec. nicht unterdrücken, daß es nämlich Hrn. Heß gefällig ſeyn möchte, da er nicht blos für ſeine Landsleute ſchreibt, ſondern

ſondern einen großen Theil des gebildeten deutſchen Publikums zu Leſern hat, die auch in dieſer Predigtſammlung öfters vorkommenden Provincialismen in Zukunft mit gemeinverſtändlichen reindeutſchen Wörtern um ſo mehr zu verwechſeln, als er der deutſchen Sprache ſehr mächtig iſt.

Pb.

D. Joh. Georg Roſenmüllers ausführlichere Anleitung für angehende Geiſtliche. Zweyte verbeſſerte und vermehrte Ausgabe. Leipzig, bey Beer, 1792. 310 Seiten. 8. 20 gr.

Wir haben die erſte Ausgabe nicht bey der Hand, und können die eigentliche Vermehrung und Verbeſſerung nicht angeben. Der Verf. behauptet, daß er die ins Kirchenrecht einſchlagenden Materien hier vollſtändiger behandelt habe. Dafür wollen wir unſere Leſer mit einigen Urtheilen des freymüthigen und gemäßigten Verf. bekannt machen. S. 1 findet er die Benennung, **Prieſter, Kleriker** u. ſ. w. ganz unſchicklich: „ſie hätte in der Chriſtenheit den größten Schaden geſtiftet. Die chriſtlichen Prediger hätten nichts weder mit den jüdiſchen, noch heidniſchen Prieſtern gemein.“ Das ſagte ſchon Spalding, und wer mehr verlangt, hat nur die Herrſchaft über die Gemüther der Menſchen zur Abſicht, wie einige klerikaliſche Verſuche neuerer Zeit es vorhatten, und entkräftet dies nützliche Amt für ein gebildetes Zeitalter. Nach S. 46 habe man in den erſten Zeiten des Chriſtenthums nichts von Verpflichtung der Lehrer auf ſymboliſche Bücher gewußt. Es ſey daher zu wundern, daß man ſie ſo frühe in die proteſtantiſche Kirche eingeführt habe. Von S. 47 an erwähnet er, bey Gelegenheit des Religionseides, des Hofraths Rönnberg, von dem er ſagt: daß ein evangeliſcher Prediger auch das öffentlich lehren ſoll, wovon er nicht überzeugt iſt, und die Art, wie er zu beweiſen ſucht, daß einer ein Heuchler und doch zugleich ein ehrlicher Mann ſeyn könne, ſey ihm gewiſſermaßen neu und unerhört. Das war freylich ein blos zu Gunſten der Theologie (die ſich von jeher um fleiſchlicher Zwecke willen die Sprache im Homer willig in den Mund hat legen laſſen: *ουκ αγαθον πολυκοιρανιη*,) gefälletes Urtheil, von dem das aetas parentum peior avis tulit nos nequiores gilt. Man ſollte glauben, daß nicht

 ein

ein proteſtantiſcher Gelehrter, ſondern ein in der Schule der Loyoliten gebildeter υιος τȣ αιωνος dieſen Gedanken ans Tageslicht gebracht habe.

Angehende Geiſtliche werden manchen guten Rath in dieſem Buche finden.

Briefe über Sünde, Verſöhnung und Seligwerdung, von F. A. J. Frankfurt, in der Jägerſchen Buchhandlung, 1792. 68 S. 8. 5 Kr.

Enthalten allerdings viel wahre Begriffe, obgleich auch der Verf. ſeine Urtheile hin und wieder noch mehr zur Reiſe bringen, und das Schwankende näher beſtimmen muß. Er läugnet die Verſöhnung und Genugthuung nach den gewöhnlichen Lehrſätzen der Dogmatik. Da hätte er ſich aber der unedlen Sprache enthalten müſſen: „Der ganze Quark des gelehrten Krams vieler Theologen ſinke zu Boden.“

Le.

Jüdiſche Briefe, Erzählungen und Dialogen um die Zeit Jeſus von Nazareth, von J. St. Pfenninger. Zwölftes (noch nicht letztes) Bändchen. Leipzig, bey Junius, 1792. 16 Kr.

Die Geſchichte geht von der Steinigung des Stephanus bis auf die Bekehrung des Cornelius. In der Vorrede vertheidiget ſich der Verf. gegen gewiſſe nachtheilige Kritiken. Er lehnt unter andern die Vergleichung dieſer proſaiſchen Meſſiade mit Bahrdts Volksbriefen ab. Er ſagt, der Effekt der Dichtung in Bahrdts Briefen iſt dieſer, daß alles anders wird, als es in der Urkunde ſcheint. Hergegen iſt der Effekt ſeiner Dichtung, daß alles das bleibt, was es in den Urkunden iſt und ſcheint. Gegen dies Urtheil, ſo weit es Bahrdts Briefe betrifft, hat Rec. nichts einzuwenden. Aber in das Urtheil des Verf. von ſeiner eigenen Arbeit kann er nicht ſo ganz einſtimmen. Wohl läßt der Verf. alles ſo, wie es ſcheint. Denn er verbreitet nicht das mindeſte Licht über eine Geſchichte, die, nach ſeiner Meinung, keiner Beleuchtung bedarf. Aber, er geht dem Schein ſo ſehr nach, daß vielleicht nicht immer alles ſo bleibt, wie es iſt. Daß z. B: Simon Zauberey getrieben

und Wunderzeichen gethan, das nimmt er gerade dem Schein nach, und macht aus Simon einen Menſchen, dem wirklich Geiſter zu Gebote ſtehen, wie es den Leuten zu Samaria ſchien. — Aber damit erfüllt Hr. Pf. die Forderung — der Forſcher der Bibelgeſchichte nicht. So wenig dieſen mit einer Entſtellung und romanhaften Einkleidung der neuteſtamentiſchen Geſchichte in Bahrdts Manier gedient iſt, ſo wenig iſt ihnen mit einer ſolchen Einkleidung gedient, deren ganzes Verdienſt darin beſteht, daß ſie der evangeliſchen Geſchichte ein modernes Gewand umwirſt, und ſie für ein gewiſſes Publikum lesbarer macht; die übrigens alles ſo klar, oder ſo lichtsbedürftig läßt, wie es iſt. — Das Werk endiget mit dieſem Bändchen noch nicht, weil der Verf. auch die Briefe der Apoſtel in ſeinen Plan aufnimmt, welches er anfangs nicht Willens geweſen war.

Fr.

Rechtsgelahrheit.

Praktiſche Bemerkungen über die Zuſätze der Kaiſerlichen Wahlcapitulation Leopold des Zweyten. (Creſcit, et adiectis aliquid novus adiicit auctor.) Als eine Fortſetzung der Paradoxen über die Kaiſerliche Wahlcapitulation. Frankfurt, bey Brönner, 1792. 8. 191 Seiten. 10 Kr.

Noch vor der Vollendung der Schriften über die Leopoldiniſche Wahlcapitulation wurde ſchon eine neue geſchloſſen; bey welcher aber kein Ovidiſches creſcit, und folglich auch wenig praktiſche Bemerkungen Statt finden. Deſto mehrern Werth behält die Kritik der erſtern, beſonders wenn ſie ſo genau, freymüthig, unpartheyiſch und ohne Aufhaſchungsſucht von Paradoxien, wie die vorliegende, abgefaßt iſt, deren Verf. mit dem der Paradoxen keinesweges eine und ebendieſelbe Perſon iſt. Die Zuſätze werden Punkt für Punkt erörtert und hiſtoriſch erläutert; vorzüglich iſt dieſes dem Verf. S. 85 — 91. ad art. III. §. 15. und S. 91 — 110 ad art. III. §. 18. bey den Vicariatshandlungen geglückt. Sehr vielen Raum nehmen indeß auch die ſtatiſtiſche Digreſſion S. 126 — 128 über Bayern und die Oeſterreichiſchen Niederlande im Fall eines Austauſches,

die

die übrigens wohl nicht ſo theoretiſch iſt, als der Verf. im Vertrauen auf die Bündigkeit der Verträge, dafür hält — ſodann auch die Geſchichte der Villaumeſchen Schrift über Rönnbergs ſymboliſche Bücher S. 71 — 74 enth.

Die S. 73 eingeſchaltete Vertheidigung der Gültigkeit des Zuſatzes ad art. II. §. 8. läßt ſich, da die evangeliſchen Churhöfe nicht in partes gegangen ſind, wohl nicht beſtreiten.

Po.

Io. Ad. Theoph. Kindii, Sereniſſ. Princip. Elector. Saxon. a Conſil. Provocat. Quaeſtiones forenſes obſervationibus ac paſſim deciſionibus Elect. Sax. ſupremi provocationum Tribunalis colluſtratae. Lipſiae, impenſis Fritſchii, 1792. 444 S. gr. 8. 1 Rthl. 8 gr.

Unſtreitig werden dunkle und zweifelhafte Rechtsmaterien durch gerichtliche Entſcheidungen und darüber mitgetheilte Bemerkungen aufgeklärter Geſchäftsmänner vorzüglich aufgehellet. Der vielfache Nutzen, welchen dergleichen Ausführungen ſtiften, iſt bekannt, und der Verf. hat auch ſeine Gedanken in der leſenswerthen Vorrede hierüber umſtändlich mitgetheilt. Die Bemerkungen ſelbſt dienen größtentheils zur Aufklärung der Sächſiſchen Rechte, und ſind meiſtens mit Präjudiciis belegt. Ueberall zeigt ſich der Verf., welcher ſchon ſo manche ſchöne Probe ſeiner theoretiſchen Kenntniſſe abgelegt hat, hier eben ſo als denkender, vorurtheilsfreyer Praktiker, und ſeine Arbeit verdient um ſo größern Dank, je ſeltener es iſt, daß fähige Geſchäftsmänner ihre Muße dem Publikum gerade auf eine ſo nützliche Art ſchenken. Die Zahl der jetzt gelieferten Bemerkungen beträgt 112, deren genauere Anzeige und Beurtheilung wir um ſo weniger nöthig finden, als wir wohl vorausſetzen können, daß dieſes Buch bald in den meiſten Händen ſeyn, und den Wunſch erwecken wird, die verſprochene Fortſetzung deſſelben bald zu erhalten.

Ga.

Romane.

Haſpar a Spada; eine Sage aus dem dreyzehnten Jahrhunderte, von dem Verfaſſer des Erasmus Schleichers. Erſter Theil. Leipzig, bey Fiſcher. 1792. 380 Seiten. 8. 1 Rthl.

Dieſer erſte Theil beſteht aus drey Büchern. Jedes Buch hat ſeine Unterabtheilungen oder Auftritte; und alle Perſonen werden redend eingeführt. Wenn die Decorationen nicht zu viel Aufwand erforderten, und das Theater groß genug wäre, müßte ſich eine etliche Tage nach einander fortgeſetzte Vorſtellung des Stücks gut ausnehmen. An neuen und ſtarken Gedanken hat es einen großen Reichthum, und ſelbſt das ewige Geſpräch von Pferden, Hunden und Trinken, das bey einem großen Theile der Leſer einen widrigen Effekt gemacht haben würde, hat der Verf. mit ſo viel Witz zu würzen gewußt, daß man nur ſelten dabey ermüdet. Auch die Gedichte, die der alte Minneſinger Klingsohr ſingt, und mit ſeiner Harfe begleitet, ſind recht artig. Wir ſchreiben nur eins davon ab, das uns wegen ſeiner Naivetät gefällt:

Lauriger Horatius,
Quam dixiſti verum:
„Fugit Euro citius
„Tempus edax rerum!“
Ubi ſunt, o pocula!
Dulciora melle!
Rixae, pax et oſcula
Rubentis puellae?
Creſcit uva molliter,
Et puella creſcit,
Sed poeta turpiter
Sitiens caneſcit.
Quid iuvat aeternitas
Nominis? amare
Niſi terrae filias
Licet, et potare.

Noch zur Zeit wird man freylich finden, daß der Held der Geſchichte zu blos da ſteht, die Auftritte ſeines Lebens ſind

nicht

nicht verwickelt genug. Edelinez die nur eine Nebenrolle ſpielet, ſpannet beynah die Erwartung mehr; man läßt ſie nicht aus dem Auge, und muß ſich vorſehen, daß man ſeinen Helden nicht darüber verliehret. Wir können auch nicht unbemerkt laſſen, daß ſowohl in dieſem Werke, als auch in andern ähnlichen Schriften, eine Schreibart angenommen wird, die uns wenigſtens nicht behagen will. Durch die harten Apoſtrophen, die veralteten Wörter und abgeriſſenen Sätze wird die Sprache ſo rauh, daß man alle Augenblicke ſtrauchelt, und es thut in der That dem Ohre wohl, und die Zunge ruhet aus, wenn man auf einen Monolog ſtößt, worin die Sätze mehr zuſammenhängen und die Sprache modern und fließend iſt. Unſere deutſche Sprache hat ohnehin zu wenig Vocale, warum will man ſie noch mehr caſtriren, und ſie eines ſo weſentlichen Theiles ihrer Schönheit berauben? Wir ſind auch einmal daran gewöhnet, und finden es gar nicht anſtößig, Perſonen des Alterthums unſere neuere Sprache reden zu laſſen. Die Griechen und Römer und andere fremde Nationen müſſen ſich dazu bequemen, warum ſollen die alten deutſchen Ritter eine Ausnahme machen? Der Verf. ſchreibt wirklich ſo, daß ſein Werk verdienet, auch von andern Nationen geleſen zu werden; aber wie will er jemanden zumuthen, der die deutſche Sprache noch ſo gut aus der Uebung im Sprechen oder aus Büchern gelernt hat, daß er z. B. wiſſen ſoll, was das heißt: Die Rügen heulten — wie der Pfaffe dort oben ſo gewahrlich herauslugt — ich ſchmiere dir eine Gallerey, die dir noch im Fegfeuer wehtagen ſoll — ihr jungen nackten Freyharte — euch mudet und geſegnet das Rämpchen, das der Vater erlugte — kaum noch tauſend Ellen weit vom Kloſter — deinem Geltlinge wird der Athem kurz — haſt Scharhanſ' und Gold und Silber, u. ſ. w. — Wenn ein Ausländer, das ſchöne Geſchlecht und einen großen Theil der ungelehrten Leſer mit eingerechnet, nicht hier Töne ohne Begriffe haben will, ſo muß er ſich ein eigenes Wörterbuch der altdeutſchen Sprache anſchaffen, und das wäre doch wohl zu viel gefordert. Viele, ſonderlich ältere Schauſpiele der Italiäner und Franzoſen, ſind uns wegen des Jargons, das die handelnden Perſonen ſo oft im Munde führen, faſt ganz unbrauchbar. Heut zu Tage iſt man aber in jenen Ländern von der Gewohnheit zurückgekommen; warum ſollten wir nicht den Fehler zu vermeiden ſuchen, uns einer ungewöhnlichen Sprache in unſern Schriften zu bedienen?

Ka.

Kleine Romane für die Freunde vaterländiſcher Sagen, herausgegeben vom Verfaſſer der romantiſchen Gemälde. Leipzig, bey Beygang, 1792. 16 Bogen. 8. 17 gr.

Die romantiſchen Gemälde ſind in dieſer Bibl. 90. B. S. 446 mit Beyfall angezeigt. Dieſes Bändchen enthält drey Erzählungen, die ſich zwar ganz gut leſen laſſen, jenen Gemälden aber nicht beykommen. Auch ſind ſie vom verſtorbenen Verfaſſer eigentlich unvollendet hinterlaſſen worden, wie der Herausgeber ſagt. Die erſte und dritte ſind Rittergeſchichte nach der Mode. In den nächtlichen Abentheuern im Schloſſe zu Nordheim machen den, durch den dreyßigjährigen Krieg verarmten Nordheim Geſpenſter, die Schätze hinterlaſſen, wieder reich. — Alſo ein Mittelding zwiſchen Roman und Mährchen! Will man den Weltlauf durch Romane ſchildern, ſo ſchildre man ihn treu! Will man aber eine Fabel erzählen, ſo charakteriſire man ſie als ſolche bey Zeit, damit das Unnatürliche nicht unvermuthet unſere Illuſion ſtöre!

Lb.

Die beſondere Entführung, von Müller. Breslau und Leipzig. 1792. 479 S. 8. 1 Rg. 6 gr.

Herr Müller ſagt in der Vorrede, daß das Publikum bereits vor einigen ſeiner Gemälde nicht ganz gleichgültig vorübergegangen ſey, und erwartet diesmal ein Gleiches. Wir haben nicht die Ehre, ſeine frühern Produkte zu kennen; was aber dieſen Roman anlangt, ſo iſt er weder ſehr ſchlecht, noch ſehr gut, ſondern einer von den gewöhnlichen, dergleichen in jeder Meſſe zu Dutzenden gebohren werden, um in der folgenden wieder zu ſterben. Am wenigſten können wir uns überreden, daß er, wie ſich ſein Verf. ſchmeichelt, für den Sittenmaler unſerer Zeit einſt von ſonderlichem Belang ſeyn werde. Dergleichen Lorchen, Helmkron, Rechenthal und wie die Helden und Heldinnen alle heißen, ſind wahrhaftig ſehr alltägliche Geſchöpfe, und ſo auszeichnend nicht, um in einer Bildergallerie aufgehoben und von den Nachkommen ſtudirt zu werden. Alles, was ſolche Leutchen mit Recht verlangen können, iſt,

daß

daß ihre Zeitverwandten ſie nicht ganz überſehen, und damit wird ſich Hr. Müller wohl auch am Ende begnügen.

Fe.

Revolutionen im Städtchen **. Komiſcher Roman. Erſtes Bändchen. Berlin, 1792. bey Wever. 18 Bogen. 8. 16 gr.

Der Verf. liefert hier eine Sammlung von grotesken Gemälden der Einwohner eines kleinen Städtchens und grobe Schilderungen von der Art ihrer Zuſammenlebung, ihrer Geſchäfte und ihrer Vergnügungen. Zwey Männer aber, nämlich der Prediger des Orts und ein Fremder, welcher ſich dort niedergelaſſen hat, ſuchen nach und nach die Mißbräuche abzuſtellen, den Ton zu verfeinern, und die Grundſätze und Sitten ihrer Mitbürger zu veredeln. Bey der weitſchweifigen Manier, in welcher die unbedeutendſten Details bis zum Eckel in dieſem Buche ausgemalt ſind, wird es wohl, ſelbſt in ähnlichen kleinen Städten, keine aufmerkſame Leſer finden; gebildetern Leuten muß es nothwendig Widerwillen und Langeweile erwecken.

Pk.

Der Mäuſefallen- und Hechelkrämer, eine Geſchichte, ſehr wunderbar und doch ganz natürlich, von C. H. Spies. Prag, 1792. bey Meißner, 17½ Bog. 8. 18 gr.

Verwicklung genug iſt in dieſem Roman, und in ſofern wird er alſo Leſer, die nur Zeitverkürzung ſuchen, unterhalten können, beſonders wenn man es mit der Wahrſcheinlichkeit der Begebenheiten und der Reinheit der Sprache ſo genau nicht nimmt.

Eg.

TAYLOR INST. OXFORD

Arzneygelahrheit.

Inſtitutiones hiſtoriae medicinae auctore *Ioanne Chriſtiano Gottlieb Ackermann*, M. D. et Prof. Altorf. Norimbergae, in bibliopol. Bauero — Manniano. 1792. 8. 404 pagg. 1 Rg.

Die Geſchichte der Wiſſenſchaften, ſo nützlich und angenehm ſie jedem wahren Gelehrten iſt, kämpft mit unzähligen Schwierigkeiten, wenn ſie eine bewährte Lehrerin des Verſtandes ſeyn ſoll. Man ſucht und denkt ſich in derſelben den Inbegriff des Wiſſenswerthen von alle dem, was der rohe und cultivirte Menſch von Anbeginn der Dinge bis auf den heutigen Tag dachte, that und ſchrieb, wie der menſchliche Verſtand ſich nach und nach entwickelte, reifte, vervollkommnete, ſtille ſtand oder rückwärts trat, wie das Ohngefähr und der Zufall ſeinen Einfluß auf das Steigen und Fallen der Kenntniſſe äuſſerte, wie die beſten Anſtalten ſchnell oder langſam eingiengen, und einzelne Männer, wiſſentlich oder unbefliſſentlich, durch Ehrgeiz, Eigennutz, Haß und ähnliche Leidenſchaften, eine glückliche oder unglückliche Revolution in den Wiſſenſchaften bewirkten, wie oftermalen eine unzeitige Neuerungsſucht das Alte Syſtem erſchütterte und umſtieß, und dadurch alles Wiſſen zweifelhaft machte, ſelten Licht in die Finſterniß brachte, weit eher Verfinſterungen des menſchlichen Verſtandes erzeugte, und durch blendende Irrlichter auf mancherley Abwege leitete. So war unter den Gelehrten eine ſtete Ebbe und Fluth von Vorſtellungsarten, Meynungen, Hypotheſen, Erleuchtungen und Verirrungen, und Jeder ſuchte ſeine Träumereyen durch Anſehen oder andere Künſte mehr oder weniger gültig zu machen!

Die Geſchichte der Wiſſenſchaften beruhet auf dem Geſchehenen, Geſagten, Geſchriebenen, und fordert, wenn ſie pragmatiſch geſchrieben werden ſoll, eine genaue Kenntniß der vorhandenen Monumente und Schriften, eine gute Bekanntſchaft mit den Quellen, woraus der Forſcher ſchöpfen ſoll, ohne Gefahr des Irrthums, eine unermeßliche Lectüre, verbun-

den mit eiſernem Fleiße, um Goldkörner von den anklebenden Schlacken ſcheiden zu können, ein unbegränztes Gedächtniß zur Auffaſſung und Aufbewahrung, eine gute Urtheilskraft zur Richtung des Wahren, Falſchen und Wahrſcheinlichen, eine unbeſtechliche Treue im Referiren, und eine ungeſchmückte Kunſt im Erzählen. Wie ſelten treffen dieſe Erforderniſſe der Natur, der Erziehung, der Gelegenheit und Kunſt bey dem Geſchichtſchreiber zuſammen! Nicht ſelten iſt der Mann von Kopf und Willen in der Unmöglichkeit, die nöthigen Bücher zu nützen, und ſeinem Werke die ſchickliche Vollſtändigkeit, Gründlichkeit und Brauchbarkeit geben zu können. Sogar die größten Bibliotheken enthalten öfters nicht, was der Litterator ſucht. Denkt man ſich nun noch hinzu, daß das Leben kurz, die Gelegenheit ſchnell vorübergehend, der Büchervorrath unzählig, der Ankauf koſtſpielig, die Nutzung verloren, die Belohnung ſolcher Arbeiten mäßig, und die Ausgabe nach dem verſchiedenen Geſchmacke des Publikum immer ungewiß iſt; ſo darf man ſich nicht wundern, wenn wir bisher in der Gelehrtengeſchichte ſo wenig probehaltige Werke, kaum einige Bruchſtücke bekommen haben.

Auch die Geſchichte der Arzneykunde iſt dieſen gegründeten Vorwürfen bisher Preiß gegeben. Man zweifelt nicht an ihrer Nothwendigkeit und Nützlichkeit, und verſpricht ſich ſogar eine angenehme Unterhaltung, ſcheuet aber die unermeßliche und undankbare Arbeit, und läßt am Ende alles auf ſich beruhen. Was ehedem die Denkart des Zeitalters, das herrſchende Studium der ältern Aerzte, die Liebhaberey der Neuern, ſich in alle Fächer der Wiſſenſchaften einzulaſſen und dadurch zu produciren, für die Gelehrtengeſchichte vermochte, iſt nunmehr vorbey. Der jetzige Hang zur Seichtigkeit und der erklärte Haß gegen alles, was nur einigen Anſtrich von Gelehrſamkeit hat, die veränderte und verkehrte Studirart, die Kürze der Zeit, welche man der Erlernung der Kunſt widmet, der practiſche Gemeingeiſt, der blos Sinn für das Lucrative, nicht für das Scientifiſche giebt, der allgemeine Empiriſmus, wodurch ſo vieles entbehrlich gemacht wird, und das Einſchleichen falſcher Brüder auf das Katheder, welche durch ihr Beyſpiel blenden, und durch die Vorſpiegelung des Entbehrlichen zur Gleichgültigkeit führen, ſind, als ſo viele Hinderniſſe einer guten Geſchichte, anzuſehen. Wir halten das Leſen der Vorfahren für entbehrlich und ſchädlich, wozu

nicht eine mühſame Kenntniß obſoleter Träume? Wir finden überhaupt keinen Geſchmack am Gründlichen; Wir ſtudiren oberflächlich und in ſteter Richtung auf das tägliche Brodt, was braucht der Praktiker ſich um andere zu bekümmern? Wir gehen in der Gleichgültigkeit für die Litteratur ſo weit, daß die Namen einiger lebenden Männer und ihre gelobpreißten Bücher uns für alles andere ſchadlos halten müſſen, und können alſo keinen Geſchmack an einer Geſchichte finden, die nur dem cultivirten Geiſte behagt. Das Schlimmſte iſt, daß eben dieſer verkehrte Gang der Mediciniſchen Litteratur einen merklichen Einfluß auf die mercantiliſche Speculation der Verleger hat, und die Werke des vieljährigen Fleißes, ſo bald ſie keine kurrenten Artikel abgeben, ungeſucht oder unbelohnt bleiben, indeſſen die frivolen Schriften ihr Glück machen.

Von Seiten der Schriftſteller ſcheint man nicht immer den einzig wahren Geſichtspunkt einer Geſchichte gefaßt zu haben. Sie ſoll und muß eigentlich eine Geſchichte der Dogmen, nicht der Menſchen und Bücher ſeyn; jene oben an ſtehen, dieſe nur klüglich und kurz eingewebt werden, wo es zum Verſtändniß oder zur Ueberſicht nöthig und rathſam iſt, jene muß aus den Quellen mit gehöriger Prüfung geſchöpft, und dieſe aus dem eignen Sehen und Leſen abſtrahiret werden. Man ſieht es den vorhandenen Verſuchen der Geſchichtſchreiber an, daß das Quellenſtudium, die Beharrlichkeit im Aufſuchen und Forſchen die anſchauliche Darſtellung und wiſſenſchaftliche Verkettung der Materialien auſſer der Linie ihrer Kräfte ſtand. Sie wußten oft nicht einmal, wer vor ihnen die nämliche Bahn betrat, und mit welchem Erfolg, oder ſtellten ſich ſogar, wie lebhafte Genies, als ob ſie alles aus ſich ſelbſt geſchöpft hätten. Viele vermengten offenbar die Geſchichte der Medicin mit der Litterärgeſchichte und Biographie, und verriethen ſelbſt bey dieſer Gattung vielfache Blößen in der Kenntniß, Ordnung und Stellung der Materialien. Manche, wie Gölicke und andere, hatten nicht einmal die nöthigen Vorkenntniſſe und übrigen Eigenſchaften eines Geſchichtforſchers, folglich verführten ſie die Unmündigen und Layen durch die verkehrte Darlegung und Taxation der Meynungen. Die meiſten ſchrieben einander aus, und ſo pflanzten ſich die Irrthümer, wovon ſogar die beſten Männer, Hallen, Le Clerc, Friend, Schulz, nicht immer frey ſind, weiter fort, nicht ohne Nachtheil für die Wiſſenſchaft. Selbſt

über den Plan ſcheint man meiſtens unverlegen geweſen zu ſeyn: Sonſt wäre man nicht ſo willkührlich zu Werke gegangen, hätte ſich nicht dem Zufalle ganz überlaſſen, und erſt den Lucian, Gatterer u. a. befragt, wie man Geſchichte ſchreiben, und ſich gewiſſe Epochen und Perioden, als Geſichtspunkte, ausheben müſſe. Nicht minder zeigen die daliegenden Werke, daß ihre Verfaſſer aus Mangel an Sprachkenntniß oder Beharrlichkeit mitten in der Arbeit ſtehen blieben, und dadurch den neuen Unternehmer an die öden Steppen ſtellten, wo der größte Eifer gar leicht erkalten mußte. Daher iſt die Periode der Araber und Arabiſten faſt unbebauet geblieben, und ſelbſt Friend, der ſich an dieſe Klippen wagte, ſcheint nur mit der Feder in der Hand, wie die modiſchen Reiſebeſchreiber auf der Poſtkutſche, ſich hier und da ein Blümchen abgeriſſen zu haben, unbekümmert, ob es dieſe Ehre verdiente oder nicht, ob nicht ein beſſeres hier ſtehen konnte und ſollte. Von hier an iſt ſchier alles wüſte und leer, höchſtens ein biographiſcher oder litterariſcher Verſuch gemacht, der einer Leichenpredigt und einem Buchhändlerverzeichniſſe ſehr ähnlich ſah.

Unter dieſen Umſtänden war der Wunſch gerecht, daß ein Mann von Kraft und deutſchem Fleiße die Hand an das verlaſſene Werk legte, und den Faden wieder anſpann, wo die Vorgänger abgebrochen hatten. Aber auch hier entſteht die neue Frage, ob der Verfaſſer ſich zur Bearbeitung des Ganzen oder einzelner Theile anſchicken ſolle. Wir ſtimmen für das Letztere: Denn es ſind noch gar zu viele Lücken übrig, ſo manches Bruchſtücke zu fertigen, ehe man mit Ehren an ein vollſtändiges und vollkommenes Werk denken kann. Die Schwierigkeiten häufen ſich mit den neuern Jahrhunderten, theils durch die Menge der vielfachen und künſtlich aufgeſtandenen Meynungen, deren Verfechter einander entgegen ſtreben, theils durch die Iſolirung der gelehrten Aerzte nach den Nationen, indem Jeder in der Volksſprache ſchreibt, und den Litterator zwingt, mit deren Erlernung viel Zeit, mit dem Ankaufe der nöthigen Bücher viel Geld zu verderben. So lange alſo nicht einzelne Gelehrte ſich an einzelne Materien, Männer, Nationen, Diſciplinen, Jahrhunderte u. ſ. w. wagen, und dieſelbe mit dem möglichſten Fleiße bearbeiten, ſo lange iſt auch zu befürchten, daß in den Perioden des 16—17ten Jahrhunderts mancher Mangel oder Blöße ſichtbar werden dürfte. Wir thun alſo vor der Hand auf eine ganz

prag-

pragmatiſche und fehlerfreye Geſchichte der Medicin gerne Verzicht, und ſind zufrieden, wenn nur durch deutſche Betriebſamkeit dies verödete und verlaßene Feld aufs neue bearbeitet wird.

Hier iſt das erſte der zu gleicher Zeit und von andern Autoren angekündigten Werke. Wenn auch die ſo unerwartet eintretende Concurrenz hier und da etwas Eilfertigkeit und Misverſtand, an andern Orten etwas Weitſchweifigkeit oder Magerheit nothwendig machte; ſo ſcheint doch der Plan durchdacht, die Stellung und Ordnung der einzelnen Gegenſtände gröſtentheils richtig, die Bearbeitung nach den vorhandenen Quellen oder litterariſchen Hülfsmitteln gebildet, der Styl correct, rein und hiſtoriſch zu ſeyn, mit offenbarer Benutzung der claſſiſchen Worte und untergelegten Notizen. Doch ſind dieſe nicht allenthalben ſo vollſtändig, als ſich von einem Litterator erwarten läßt, die Citate aber, welche wir vergleichen konnten, richtig befunden worden.

Der Verf. nimmt 4 Epochen an, Medicina antiquiſſima, antiqua, recentior, recentiſſima, und ſucht ſich durch Perioden zu helfen, um die Hauptſachen unter dieſelben, ſo gut, als möglich, zu bringen. Für dießmal ſind die erſten 2 abgehandelt. Wir wollen dem Verf. folgen, und hier und da unſere Bemerkungen oder Zweifel angeben.

I. Medicina antiquiſſima. Sie iſt als ungewiß oder etwas unzuverläßig angegeben. (Eigentlich wohl fabelhaft) mit Vorausſendung der Quellen. (Bey Möhſen fehlten Beyträge zur Geſchichte 1783. und allenfalls auch zur Vollſtändigkeit die Beſchreibung einer Berlin. Medaillenſammlung, I. Th. Berl. 1773. Sie ſind ſämmtlich ſpeciell, und dann hätte Sue Geſchichte der Geburtshülfe 1. 2. B. Altenb. 1786. 87. ingleichen Laſſus hiſt. krit. Abh. der von den Alten und Neuern in der Anatomie gemachten Entdeck. 1. 2. Th. Bon. 1787. 88. und einige andere z. B. *James Diſcorſo* ſopra la Medicina, Ven. 1752. ebenfalls hieher gehört. Die ſchlechtern ſtehen zu allgemein da, ohne Beſtimmung des privativen Werthes. So iſt z. B. Döring ſchier unbrauchbar, Neander in der alten Geſchichte unſicher, in der neuern etwas beſſer, Cellar. und Vinck haben blos die mediciniſche Götterlehre, Letzterer auch den Streit über den Sclavenſtand und einige Miſcellanea, Gölicke iſt bloßer un-

 glaub-

glaubwürdiger Compilator, und hat, auſſer der angeführten Schriſt, auch eine Introduct. in hiſt. litt. anatom. Frſt. 1738. Hiſt. anat. nova. Hal. 1713. Hiſt. chir. rec. 1713. geſchrieben, Stolle und Keſtner haben blos geſammlet, Black iſt mager, ſo bald er in die neuern Zeiten kommt, und Scherf hat blos Büchertitel angeflickt, Riegels B. iſt eine wahre Schandſchrift auf die Aerzte, und verdient dieſen Platz nicht. Auſſerdem ſind noch hieher zu rechnen *Schmiedlein* (eigentlich *Plazii*) Primae lineae hiſt. medic. Lipſ. 1777. *de Albertèz* prodrom. recenſ. crit. hiſt. med. Vien. 1765. v. Brambilla Geſch. der von den berühmt. Männ. Ital. gemachten Entdeck. Wien 1789. *Aſtii* Diatr. Hiſt. litt. exhib. med. hiſt. delineat. Lipſ. 1715. mit kritiſcher Aechtung des Werths. Auch dürfte hier der Ort geweſen ſeyn, die allgemeinen Schriftſteller der Aerzte und Bücher zu erwähnen, z. B. *Eloy* Dictionaire und *Carrere* Bibliotheque, *Matthiae* Conſpect. hiſt. medic. Gotting. 1761. ſo wie in der Folge bey jedem Schriftſteller die vorhandene Biographie, einzeln oder in andern Sammlungen verſteckt. Denn der Litterator muß, unſerm Bedünken nach, jede Gelegenheit nützen, den unerfahrnen Leſern die Schriften zum Nachleſen hinzuſtellen.) 1. De primis med. originibus. Der ältere Urſprung der Chirurgie vor der Medicin, wird behauptet, aber aus ganz andern Gründen, als v. Brambilla anführte. Die letztere ſcheint erſt nach dem Trojaniſchen Kriege bekannter geworden zu ſeyn. (Es iſt hier nirgends viel Licht zu hoffen, da ſich das eine und andere denken läßt.) 2. Medicina Aegyptiorum antiquiſſima. Das Bekannte aus einigen ältern und neuern Schriftſtellern (Bey der Anatomie fehlen *Gruneri* Analecta, von der Nepenthe der Petit und Triller.) nicht immer mit ſorgfältiger Unterſcheidung der Zeiten und Zeugen. Denn Clemens, Proſper, Alpin und Paaw ſind zu neu, und die Alchemie fällt wohl nicht in dieſe Periode, da alle bewährte Zeugniſſe nicht über die chriſtl. Zeitrechnung hinausgehen. 3. Medicina Graecorum antiquiſſima, enthält die Fabellehre von den mediciniſchen Gottheiten, nach der Abſicht dieſer Schrift ſchier zu weitläufig, ſelbſt vom Aeſculap, wo die Incubation für die Anfänger umſtändlicher angegeben ſeyn ſollte. 4. Medicina iuncta cum ſapientiae ſtudio. Die gewiſſere Periode der Philoſophen, als Liebhaber, genau und ſorgfältig beſchrieben, mit kluger Benutzung der neueſten philoſophiſchen Geſchichtſchreiber. — Pythagoras hat blos äuſſerliche Krank-

heiten

heiten behandelt. (Er heilte aber doch durch diätetiſche Mittel.) Er hat die kritiſchen Tage in Griechenland eingeführt. (Iſt ebenfalls Präſumtion, ſo lange kein älterer hiſtoriſcher Beweis geführet werden kann. Denn ſeine Tagbeobachtung iſt offenbar myſtiſch, die Hippokratiſche phyſiſch, folglich Quelle und Zweck ganz verſchieden.) Democedes, ein Arzt, weder Philoſoph, noch Aſklepiade, (folglich hieher nicht gehörig,) mehr Chirurg, (wozu die ewige Kriege am meiſten veranlaſſen muſten.) Vom Socrates — zu wenig, von den Philoſophen. Medicin als theoretiſch. 5. Scholae Aſclepiadarum ante Hippocratem. Gröſtentheils nach Galen behandelt, der auch hier bisweilen partheyiſch und ruhmredig zu ſeyn ſcheint. Ihre Methode war empiriſch. Die Aufnahme der Fremden iſt ungewiß, deren Unterricht geſchah gegen ein beſtimmtes Geld, wovon die Aſklepiaden frey waren. Von den bekannten Schulen blos die Knidiſche und Koiſche. (Das Eigene der Rhodiſchen, Cyrnaiſchen und Italiſchen hätte doch können nach den hiſtoriſchen Fragmenten kurz angegeben werden.) 6. De medicina gymnaſtica Graecorum. Scheint etwas zu kurz ausgefallen zu ſeyn. Man vermißt ungerne das Characteriſtiſche dieſer Uebungen zur Erhaltung der Geſundheit, ſo wie die kurze Beſchreibung einer jeden Art, welche nach Mercurialis, Schulz u. a. leicht war: Denn nicht jeder Lehrer hat dieſe Quellen bey der Hand. 7. Medicina, qualis ante Hipp. fuerit. Stehet der Recapitulation und des Ueberganges halber da. Es gab Philoſophen und Aſklepiaden, als Aerzte, einige Chirurgen, die keins von beyden waren, etwas feine Anatomie, etwas Theorie vom geſunden Zuſtande, etwas empiriſche Pathologie und Therapie, wahrſcheinlich mehr Chirurgie. 8. Hippocrates Cous. Genau und ziemlich richtig, mit möglichſter Vermeidung der Nachrichten aus den untergeſchobenen Büchern. (Wir wünſchten auch von dieſen, wenigſtens den ältern, einen kurzen Auszug, zur vollſtändigen Ueberſicht der damals bekannten Maſſe medicinischer Kenntniſſe.)

II. Medicina antiqua. (Könnte allenfalls Hippokratiſch heißen, bis ſie allmählig ausartete.) 9. Schola medicorum Hippocrateorum, in der Folge die dogmatiſche Secte benahmt, deren theoretiſche Grundſätze nach des Hipp. B. de natura hum. oder die einfachen Grundbegriffe der nachher ſo genannten Humoralpathologie ganz richtig erzählt ſind, mit der dar-

auf gebaueten Kur. (Sollten wohl die unächten B. I. II. Morbor. et B. I. Diaet. zum Belege dogmatiſcher Abweichungen dienen, wie hier der Verf. gethan hat?) Plato's und Ariſtoteles Syſtems —, viel zu kurz, und von dem Einfluße, den Alexanders Feldzüge auf den veränderten Gang der Medicin halten, zu wenig. Vom Diocles, Praxagoras und Herophilus, vom Eraſiſtratus und deſſen neuem Syſteme der Krankheiten von feſten Theilen, — ganz nach Galen, und wie es ſcheint, für Aufänger zu umſtändlich, nicht gehörig verwebt. — Hierbey etwas von der dreyfachen Eintheilung der Medicin in Diätetik, Pharmacie, Chirurgie, die blos wegen der Vervielfältigung der Mittel entſtand, aber auf die Ausübung keinen Einfluß hatte. 10, 11; 12. 13. Secta Empiricorum. Die älteſte Medicin war empiriſch, auch bey den Aſklepiaden der Urheber der Secte Philinus, deren Lehrſätze und Fehden mit den Dogmatikern (weitläuftig und genau,) deren vornehmſten Vertheidiger. (Warum hat der Verf. nicht lieber das Syſtem im Zuſammenhange erzählt? Warum nicht beſtimmt angemerkt, was und wie viel die Herophileer dazu beytrugen?) 14 — 17. Secta Methodicorum. Epicur's Syſtem, durch Aſclepiades auf die Medicin angewandt, durch Themiſon regulirt, durch Theſſalus vervollkommet, aus dem empiriſchen und dogmatiſchen Syſtem zuſammengeſetzt, auf das ſtrictum, laxum, medium, reduciret, aber verſchiedentlich abgeändert, war beſonders diäteriſch, mit guter Beobachtung der Symptomen und Urſachen. (Sollte wohl Proſper Alpin ein ganz unverdächtiger Gewährsmann bey dieſer alten Secte ſeyn?) 18, Secta pneumaticorum. Sie war eigentlich dogmatiſch, dauerte kurze Zeit, nahm zur Erklärung die ſtoiſche Weltſeele, als ein belebendes Feuer an, und benahm ſich in der Kur faſt empiriſch. 19. Medicina Romanorum. Die alte fabelhafte und neuere, zu den Zeiten Cicero's und der erſten Kayſer, vorzüglich der bekannte Streit, ob die Aerzte in Rom Sclaven waren. Es gab nach dem Verf. beyderley Arten, Freye und Sclaven. (Der ganze Streit war eigentlich gelehrte Neckerey, um einen ſtolzen Schulgelehrten zu demüthigen, und im Ganzen unerheblich. Wir dachten uns immer die Sache folgendermaſſen. Der älteſte Römer, als roher Kriegsmann, hatte gar keine Aerzte, höchſtens eine empiriſche Hausmedicin, wie ſie ſich beym Cato findet. Bey den zunehmenden Kriegen ſah man die Nothwendigkeit, der Chirurgie wenigſtens, ein, und nutzte die künſt-

ver-

verſtändigen Gefangenen, als Aerzte, zu allen mediciniſchen Beſchäftigungen. Dieſe waren nach dem damaligen Kriegsrechte Sclaven, und hiengen von der Willkühr der Herren ab, ob dieſe ihnen die Freyheit geben wollten. So entſtand ſchon der Unterſchied von Aerzten in Rom, Sclavenärzte und freye Aerzte. Endlich kamen Aerzte aus Griechenland nach dem reichen Rom auf practiſche Speculation. Dieſe waren und blieben frey, behielten und verbreiteten jeder ſein angenommenes Syſtem. Daher Aerzte von allerhand Secten in Rom, folglich möchte die Römiſche Medicin wohl keine beſondere Abhandlung verdienen. Sie war in den erſten Zeiten altempiriſch, in den neuern, vom Archagathus an griechiſch und nach den verſchiedenen Secten geformt.) Hipp. Eid war das einzige Geſetz der Aerzte, die Vorzüge und Privilegien lockten viele nach Rom, der Titel, Archiater, kam auf, dieſe waren bey bürgerl. Laſten frey, und hatten Stipendien, die andern nicht. (Ziemlich richtig, nur ſcheint dies die erſtere Periode anzugehn.) 20. De medicina, qualis ante Galenum fuit. Dienet zur Einſicht der Verdienſte des Galens, konnte aber beſſer, als Einleitung, vor der folgenden Periode ſtehn? Der herrſchende Sectengeiſt hatte ſtarke Zerrüttung in der Medicin gemacht. Es war ein Mann von Kopf, Gelehrſamkeit, Ambition und Thätigkeit nöthig, und der war Galen. So laſſen ſich die ewigen Declamationen gegen ihn am leichteſten heben!!

III. Medicina recentior. Die gehet vom Galen bis auf den Paracelſus, und iſt, wenn man unverfangen urtheilt, im Grunde immer galeniſch, nur mehr oder weniger richtig gefaßt. Aber in Abſicht der Perioden denken wir anders. Die Periode 1. 2. (Galenus et Medicina Graec. poſt Gal.) läßt ſich leicht zuſammen verbinden, die Periode 3 und 5. (Medicina inter Saracenos in occidente et oriente et Medic. Arabiſtarum) machen ebenfals ein Ganzes aus, immaßen die Arabiſten eigentlich der Araber Grundſätze annehmen und vertheidigen, und die Per. 4. (Medic. Salernitana) iſt wohl mehr unter 3. und 5. zu rechnen. Denn gewiſſermaßen haben auch die Araber ihren Galen und Galeniſche Medici. Sieht man aber dieſe Periode, als bloße Ruhepuncte, an: ſo ſind ſie gar wohl zu dulden. 21. Vita Galeni. Sehr umſtändlich, und doch nicht vollſtändig: Denn hier hätte ſich aus dem ruhmredigen Galen ſelbſt der Stoff zur Biographie auf-

finden laſſen. 22. Galeni ſyſtema medicum. Genau und richtig dargeſtellt, vor die Anfänger hinreichend, wenn wir auch den Wunſch nicht bergen können, daß ein Mann von Salbung das Syſtem dieſes verſchrieenen Mannes vollſtändig darſtellte, ſollte es auch nur geſchehen, um ihm das Eigenthümliche zuzueignen, und das Fehlerhafte der nachfolgenden Galeniſten von ſeinen Schultern zu nehmen. Denn bis jetzt ſagt immer einer dem andern das Böſe nach, was er gethan haben ſoll, und befliſſentlich oder aus Unwiſſenheit verſchweigt man das Gute, das er wirklich gethan hat. Er iſt, wie der Verf. mit Recht ſagt, noch immer der erſte Methodiſte in der Medicin, dem wir folgen und nachlehren, ohne es zu wiſſen oder zu glauben. 23. De medicina poſt Gal. generatim. Nach ihm hört der bisherige Sectengeiſt auf. Man wird mehr gemäßigt, eclectiſch oder galeniſch. 24. Medicina dogmaticorum poſt Galenum. Dieſe Dogmatiker (eigentlich Galeniſten) ſind meiſtens Nachbeter und Sammler, haben aber doch eigene Beobachtungen von Krankheiten. (Des Verf. Katalog ſcheint nicht vollſtändig, die Beſchreibung der Griechen und Lateiner zu büchermäßig, der ſpätern gar zu kurz zu ſeyn.) 25. Medicina empiricorum poſt Galenum. Trauriger Verfall dieſer Secte durch den Drang nach Mitteln, wozu Dioſcorides und Plinius gewiſſermaßen Gelegenheit gaben, mit Beyfuge abergläubiſcher und ſchmuziger Arzeneyen, ingleichen durch die herrſchende Philoſophie und deren Leitung zum Aberglauben. Verfertiger koſtbarer Zuſammenſetzungen oder Verſe, Baurenärzte, wie Sextus Placidus und Lucius Apulejus. In dieſe Klaſſe gehören auſſer den vorigen Serenus, Apicius, (ſollte der gel. Koch wohl unter den Empirikern einen Platz finden?) Marcellus, Pliniús, Valerian, Nicol. Myrepſus, der erſte Diſpenſatorienſchreiber. 26. De legibus et principum decretis medicorum et medicinae cauſa datis. Ganz nach den vorhandenen Geſetzen und Verordnungen. Antonin beſtimmte für jeden Ort nach ſeiner Größe eine gewiſſe Anzahl Freyärzte. Sie mußten ſich bey der Obrigkeit melden, ihre Geſchicklichkeit documentiren, und als Archiater, die Armen umſonſt curiren, für das öffentliche Geſundheitswohl ſorgen, die Streitigkeiten der Aerzte ſchlichten, und konnten blos von den Geſunden eine Belohnung annehmen. Nach Antonin's Zeiten findet ſich der Unterſchied zwiſchen Archiater und ordentlichem Arzt, unter Conſtantin treten Archiatri palatini und populares ein, aber

aber die Regenten ſorgten nicht weiter für Medicinalweſen und Medicinalunterricht. In der Folge errichtete Juſtinian einige Lazarethe. 27. Medicinae inter Saracenos initia et progreſſus. Die Medicin der Araber vor Mohamed und den Chalifen iſt ungewiß, vermuthlich ganz empiriſch, erſt zu Sapor's Zeiten galeniſch, nachher unter den Abbaſiden und Ommiaden gemeiner, durch den Fleiß der Bochtiſchua, durch die Alexandriniſche Schule und Ueberſetzungen unterhalten und verbreitet. Späterhin bey den zunehmenden Eroberungen wuchs auch die Bekanntſchaft mit der griechiſchen Medicin. 28. Medicina Saracenorum. Sie iſt faſt ganz griechiſch. In der Anatomie folgten die Saracenen dem Galen und Ariſtoteles, vermöge des Geſetzes, in der Pathologie und Zeichenlehre verfuhren ſie willkührlich und theoretiſch, beſchrieben aber doch einige neue Krankheiten, z. B. der Soldaten, Herzwaſſerſucht, Schwämchen, Anſprung, Pocken, Maſern u. ſ. w. legten zuerſt Apotheken an, in welchen einfache und zuſammengeſetzte Arzeneyen bereitet und verkauft wurden, erweiterten die Arzneymittellehre, trieben zuerſt die pharmaceutiſche Chymie und Alchemie; Die Aerzte, meiſtens Chriſten und Juden, hatten mit den Apothekern gleiche Rechte, die Leibärzte Beſoldungen, einige trieben die eigentliche Medicin, andere die Chirurgie, hatten in den arabiſchen Städten Lazarethe, ſo wie in Spanien. (Meiſtens aus den wenigen gedruckten Quellen genommen.) 29. Medici Arabes celebriores. Sind bekannt, und gröſtentheils nach Freind und Haller beſchrieben, hier und da, zu kurz. 30. Medicinae in occidente progreſſus ad ſcholae Salernitanae vſque tempora. Iſt durch die Benedictiner und Handel wahrſcheinlich befördert worden. 31. Scholae medicae Salernitanae initia et progreſſus. Genau und ſorgfältig beſchrieben, mit kluger Benutzung der vom Verf. gelieferten Geſchichte des Studii Salernitani. Die Medicin war griechiſch, Kayſer Friedrichs II. Verdienſte um dieſelbe in Salerno und Neapel, deſſen Verordnungen das Arzneyſtudium, die Prüfungen u. ſ. w. betreffend. 32. Medicina Arabiſtarum. Sie kam durch den Conſtantin aus Africa nach Salerno, vorzüglich aber nach Spanien, wohin die Europäer zur Erlernung giengen, und deshalb die arabiſche Sprache erlernen mußten, zum Theil durch die Kreuzzüge. Einige Arabiſten (vom 11. Jahrhundert an) überſetzten aus dem Arabiſchen, andere practicirten und ſchrieben Bücher nach Galeniſch-Arabiſcher Theorie, mit einigen neuen

Zuſä-

Zuſätzen, ſuchten die Quelle der Seuchen im Einfluſſe der Sterne, und trieben Aſtrologie, als einen Theil der Medicin, vervollkommten die Apothekerkunſt und Chirurgie. Dies mit kurzer Erwähnung der vornehmſten Männer. (Hier ſcheint der Verf. zu oberflächlich, wie ſeine Gewährsmänner, Haller und Freind, verfahren zu ſeyn, es ſey aus Mangel der Quellen, die etwas ſelten ſind, oder aus Widerwillen gegen das barbariſche Sprachwerk. Aus den noch vorhandenen und ſelbſt ſtudirten Büchern ließe ſich doch ein beßeres Gemählde entwerfen, als gewöhnlich ausfällt. Es herrſcht hierbey, wie überhaupt bey den Scriptoribus medii aevi, der wunderliche Wahn, als ob in dieſen Jahrhunderten lauter Unwiſſenheit die Köpfe eingenommen und betäubt habe, und ſo betet immer einer dem andern nach, mit mehr oder weniger Seufzern über die dummen unaufgeklärten Leute.) 33. De his, quae ad medicinam Graecorum reſtaurandam contulerint. Es blieb immer das Studium der griechiſchen Medicin in Italien bey einigen Aerzten; Es wuchs nach der Eroberung von Conſtantinopel mit der Gelegenheit, die Quellen benutzen zu können, durch die Erfindung der Buchdruckerkunſt, durch die Entſtehung der neuen Krankheiten, Engliſcher Schweiß, Luſtſeuche, Peteſchen, Scorbut, und durch die Aufſuchung neuer Mittel nach der Entdeckung von America, durch die Herſtellung der alten Medicin vermittelſt der Ueberſetzungen. — So weit der Verf. der zuletzt (S. 381) noch einen Conſpectum chronologicum beygefügt hat. Nun gehet mit der Fortſetzung erſt die ſchwere Arbeit an. Bis hieher iſt doch zum Theil vorgearbeitet, und der Quellen und Schriften ſind weniger. Nun aber fehlen die Vorarbeiter, die Schriften und Meynungen vervielfältigen ſich, deren Auftreibung wird ſchwerer, der Glaube an fremde Seher mißlich, folglich die Ausführung mehr verwickelt. Wir ſind alſo begierig auf die Fortſetzung.

T.

Muſeum der Heilkunde. Herausgegeben von der Helvetiſchen Geſellſchaft correſpondirender Aerzte und Wundärzte. Erſter Band. Zürich, bey Orell,

Orell, Geßner und Comp. 1792. LVI. und 402 Seiten in 8. 1 Rk. 6 gr.

Um durch gegenſeitige Belehrung und freundſchaftliche Verbrüderung zum wahren Nutzen der Aerzte, der Kranken und der practiſchen Arzneykunde in der Schweiz überhaupt, mit patriotiſchem Eifer zu arbeiten, haben dieſe helvetiſchen Aerzte und Wundärzte, (deren jetziger Präſes Herr Canonicus Rahn in Zürich iſt,) ſich auf eine ſehr lobenswürdige Art vereinigt. Und wenn dieſes ihr freywilliges Zuſammentreten eben ſo dauerhaft und zweckmäſſig bleibt, als es edel und wünſchenswerth iſt: ſo werden ſie wahrlich zur glücklichen Handhabung dieſer wichtigen Kunſt und zur Einſchränkung der Pfuſchereyen in ihrem Lande, auf dieſem Wege ſicher weit mehr ausrichten können, als alle Polizeygeſetze es zu thun vermögend ſeyn würden. — In dem Vorberichte wird die gut organiſirte Conſtitution dieſer Geſellſchaft, die Zahl ihrer Mitglieder und die erſte, von einem Theil derſelben in Zürich gehaltne Verſammlung genau beſchrieben. Im Buche ſelber aber ſind 49 theils mediciniſche, theils chirurgiſche Beobachtungen enthalten, welche einzelne Mitglieder der Geſellſchaft eingeſchickt haben. Alle hier mitgetheilte Fälle ſind practiſch und die mehreſten derſelben merkwürdig und lehrreich; Schade nur iſt es, daß einige unter ihnen nicht mit dem ſcharfſichtigen Auge des geübten Beobachters bemerkt, und nicht mit gehöriger Präciſion in einem ſprachfehlerfreyen Ton aufgezeichnet ſind, wodurch ſie ein gröſſeres Intereſſe noch für die Leſer würden erhalten, mehr Vergnügen ihnen würden verſchaft haben. Ein kurzer raiſonnirter Auszug auch nur aus den wichtigſten in dieſem Bande enthaltnen Bemerkungen, würde die Grenzen einer Recenſion überſchreiten, und die Mittheilung des Inhaltsverzeichniſſes, ohne Befriedigung den Leſern zu gewähren, vielen Raum unnütz anfüllen: wir müſſen es alſo bey dieſer allgemeinen Anzeige bewenden laſſen, und können unſre Leſer mit der gröſten Wahrheitsliebe verſichern, daß ſie in dieſem Buche manche ſchätzbare Beobachtung und Erfahrung antreffen, und daſſelbe nicht ohne vielfältigen practiſchen Nutzen durchleſen werden.

Db.

Annalen des Kliniſchen Inſtituts zu Berlin. Herausgegeben von D. J. F. Fritze, Königl. Preuß. Geheimenrathe, Profeſſor der pract. Arzneykunde beym Collegio medico-chirurgico, und Director des Klin. Inſtituts zu Berlin. Zweytes Heft. — Litem dirimet obſervatio pluries repetita, eaque caſta. *Stoll.* Berlin, bey Rottmann. 1792. 8½ Bogen gr. 8. 10 gr.

Dieſe fortgeſetzte Rechenſchaft der practiſchen Bemühungen des Verfaſſers in ſeinem Krankeninſtitut zu Berlin iſt mit ſo vieler Kenntniß und beſcheidner Wahrheitsliebe geſchrieben, und ſo voll von practiſchen Reflectionen über den Gang, die Verwicklungen der Krankheiten und über verſchiedne Heilmittel, daß wir ſie jedem Arzte als eine lehrreiche und nützlich unterhaltende Lectüre mit Wahrheit empfehlen können. — Die Bemerkungen des Verf. über die Heilung der veneriſchen Krankheiten, insbeſondere die Hodenentzündungen und die Würdigung der verſchiednen Queckſilberpräparate, haben Rec. vorzüglich wohlgefallen. Der Verf. ſcheint hier dem Hanemanniſchen Mercurialpräparate vorzugsweiſe das Wort zu reden; Rec. kann ſich zwar nicht vieler eigner Erfahrungen über den Werth dieſes, gewiß würkſamen, Queckſilbermittels rühmen, allein er kann den Wunſch nicht bergen, daß man ſich nicht durch die Neuheit verleiten laſſen möge (wie es bey der Lobpreiſung mehrerer Mercurialzubereitungen, ſchon der Fall war:) dieſes Mittel zu allgemein und ausſchlieſſungsweiſe hülfreich zu empfehlen; indem das Queckſilber, im allgemeinen, in jeder Form gegen veneriſche Zufälle ſpecifiſch würkſam iſt, die Auswahl der verſchiednen Zubereitungen deſſelben aber nach den verſchiednen Conſtitutionen der Patienten, der Verſchiedenheit ihrer veneriſchen Beſchwerden, und der, bis dahin gegen dieſelben gebrauchten Mittel billig ſich richten muß, und nicht allein durch die Vorliebe oder Bekanntſchaft des Arztes zu dieſem oder jenem Queckſilberpräparate ſollte beſtimmt werden.

Es wurden in der verfloſſenen Jahresfriſt, von dem Verf. 76 mit verſchiednen Krankheiten behaftete in das jetzt ſchon aus der Charité, mitten in die Stadt verlegte Inſtitut, aufge-

aufgenommen; Von diesen sind 51 genesen, 12 gestorben, 4 mußten ungeheilt entlassen werden, und 7 blieben noch in der Cur.

Das Receptschreiben. Nach einem zweckmäßigen Plan vorgetragen, und mit vielen zergliederten Exempeln practisch erläutert, von D. J. C. Tode, der Arzneywissenschaft Professor an der Univers. zu Kopenhagen und Königl. Hofmedicus. Erster Theil. Kopenhagen und Leipzig, bey Faber und Nitschke. 1792. 11½ Bogen. 8. 10 gr.

Der berühmte Verf. lehrt hier die Kunst Recepte zu schreiben, zwar mit vieler Ordnung und Deutlichkeit; allein auch mit zu großer Weitschweifigkeit, zu vielen Wiederholungen und mit Einmischung mehrerer überflüssiger, oder nicht zur Sache gehöriger Dinge. — So fordert er z. B. daß ein Recept schön, mit guter Dinte, auf gutem Papier und in richtigem Format solle geschrieben werden; — leserlich geschrieben zu seyn, wäre unserer Meynung nach hier hinreichend gewesen; — wünscht, daß der Bote, welcher ein Recept in die Apotheke bringt, das verschriebne Arzneymittel, ohne weg zu gehn wieder mit zurück nehmen möge, damit kein Fehlgriff von Seiten des Apothekers so leicht Statt finden könne; — Rec. würde diese übertriebne Bedenklichkeit, gegen welche noch manches einzuwenden stünde, hier eben so wenig zu finden vermuthet haben, als die Erwähnung des Gesetzes, nach welchem die Arzt- und Apotheker- und Begräbnißkosten-Rechnungen, nach dem Tode eines insolvendo Verstorbnen, privilegirt sind und zu Vollen bezahlt werden. Ferner giebt der Verf. die Vorschrift, daß man Leuten, welche hohle Zähne haben, nur sehr flüssige Formen geben solle, damit nichts sitzen bleibe, (hier scheint er an das Ausspühlen des Mundes und an Pillen Formen nicht gedacht zu haben. —) spricht zu wiederholten malen mit großer Weitschweifigkeit von der Nothwendigkeit, nicht nur einfache, sondern auch wohlfeile Recepte zu verschreiben, u. s. w. — Statt allen diesen hätten wir lieber gewünscht, daß der Verf. sehr umständlich alle die chemisch-pharmaceutischen Regeln möchte angegeben haben, welche die Zusammensetzung der widersinnigen Mittel verhüten

lehren;

lehren; indem mehrere Miſchungen, wenn ſie auch nicht der Wirkung und Wirkſamkeit des Mittels widerſtreiten, doch oft dem Geruch, dem Geſchmack, dem Anſchein oder der Form (ſo ſchmilzt z. B. Salmiac mit Zucker vermiſcht) zuwider ſind: Vorſichtsregeln, welche Wallerius in einer Diſputation, de incongrua medicamentorum mixtura, ſo beſtimmt und ſchön aus einander geſetzt hat. Wir verhoffen alſo, daß der Verf. in dem folgenden Theile, in welchem er auserleſene Recepte zu liefern verſpricht, auch dieſe practiſchen Vorſchriften noch liefern werde.

Ob.

Weltweisheit.

Vom Selbſtmord, deſſen Moralität, Urſachen und Gegenmitteln, von G. W. Block. Aurich, 1792. bey Winter. 168 S. in 8. 10 gr.

Der Verf. hat ſich in dieſer leſenswerthen Schrift an einen für die geſammte Menſchheit wichtigen, von ſo vielen Philoſophen und Theologen unterſuchten, und — bis auf dieſen Augenblick noch nicht ganz erſchöpften und vollkommen berichtigten Gegenſtand gewagt. Der Grund, warum es ihm wohl noch jetzt an dieſer vollendeten Berichtigung fehle, und warum die neuere Philoſophie hiebey furchtſamer zu Werke geht als die ältere, liegt ohnſtreitig in den mancherley Rückſichten auf gewiſſe poſitiv angenommene Religionslehren, und den bekannten Vorausſetzungen eines gewiſſen Daſeyns nach dem Tode, als wodurch freylich die ganze Streitfrage einen andern Gang nehmen und natürlicher Weiſe zum Vortheil der dogmatiſirenden Parthey ausfallen mußte, welche die Beſtreitung der Erlaubtheit des Selbſtmords auf ſich genommen hatte. Bey einer ſtrengern Unterſuchung dieſer wichtigen Sache würde man wohl am beſten thun, jene hypothetiſchen Vorausſetzungen eines zukünftigen Lebens einſtweilen auf die Seite zu ſchieben, und ganz allein die ruhigen Ausſprüche der Vernunft zu hören, welche bey den ſtärkſten Wünſchen nach einer ewigen Fortdauer ihre völlige Ueberzeugung davon in dieſem Leben dennoch nie ganz beendigen kann, obgleich freylich eine nur ſchwache Philoſophie aus dem Wunſche nach Unſterblichkeit die

die Gewißheit derſelben hat folgern wollen. Der erſte Abſchnitt dieſes Werks, welcher von der Moralität des Selbſtmords handelt, enthält die Beantwortung einer im Jahre 1784 von der theologiſchen Facultät in Göttingen aufgegebenen Preisfrage: **ob der Selbſtmord nach den Grundſätzen der chriſtlichen Religion rechtmäßig oder unrechtmäßig ſey?** ꝛc. Damals ſchrieb der Verf. ſeine Abhandlung in lateiniſcher Sprache, und erhielt von genannter Facultät das Acceſſit. In gegenwärtiger Ueberſetzung ſind nun noch zwey Abſchnitte, nehmlich von den **Urſachen** und **Gegenmitteln** des Selbſtmords hinzugekommen, ſo daß alſo die ganze Abhandlung nach einem weitläuftigern und vollſtändigern Plane, als bey ihrer erſten Erſcheinung ausgearbeitet iſt. Allerdings war die Aufgabe der Facultät etwas zu eingeſchränkt hingeworfen, indem ſie blos auf die Moralität der Handlung aufmerkſam macht, ohne hiezu eine philoſophiſche Unterſuchung ihrer Urſachen, wobey die Motive des Selbſtmords aus der Natur unſrer Empfindungen und Grundſätze beſtimmter erklärt werden mußten, zu fodern. An der Eingeſchränktheit der Frage lag es alſo wohl hauptſächlich, warum Herr Block ſowohl als Herr Groddeck damals einen weſentlichen Theil der Unterſuchung dieſes Gegenſtandes mit Stillſchweigen übergiengen. Doch wir kommen jetzt zum Inhalte des Buchs ſelbſt. Nachdem der Verfaſſer bis Seite 5 mehrere Gedanken (als Einleitung zu ſeiner Unterſuchung) über die Liebe des Menſchen zum Leben und der doch nicht vorhandenen Allgemeinheit dieſes Triebes vorausgeſchickt hat, kommt er, ohne doch den Selbſtmord genauer zu definiren, welches erſt S. 30 u. ſ. f. geſchieht, gleich auf die Frage ſelbſt: ob es Fälle giebt, wo die geſunde Vernunft dem Menſchen räth, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen? und affirmirt dieſes, in ſo fern man bey der Unterſuchung der Sache die Ewigkeit ausſchließt, und den Tod als die letzte Grenze des Lebens betrachtet, auf folgende Art. Wenn mir in dem noch übrigen Theil meines Lebens weit mehr Schmerz und Böſes, als Gutes und Vergnügen bevorſteht, wenn die Summe der unangenehmen Empfindungen, das noch übrige Gute und Angenehme weit überwiegt, (und Recenſent ſetzt hinzu, wenn das Uebel vielleicht ſo groß iſt, daß das wenige Gute faſt gar nicht mehr in Betrachtung kommen kann, und die Seele durch langes Leiden alle Empfänglichkeit dafür verlohren hat,) alsdann iſt es beſſer, nichts empfinden, als ſo vieles Uebel zu leiden, alsdann iſt der Tod einem ſo un-

glücklichen Leben vorzuziehen, wenn wir auch dadurch ewig vernichtet werden ſollten, und dieſer Schritt könnte uns überdem nie gereuen. Nach dieſen Vorausſetzungen, die die geſunde Vernunft nicht anders, als billigen kann, und uns ein endliches Mittel gegen ein quaalvolles Leben, und gegen unerträgliche Leiden und Schmerzen erlaubt, unternimmt der Vf. mit vielem Scharfſinn die Widerlegung der Mendelsſohnſchen Beweiſe gegen den Selbſtmord, die er im erſten Theil ſeiner bekannten philoſophiſchen Schriften aufgeſtellt hat, und deckt ihre Schwächen auf. Mendelsſohn hielt als ein ächter Wolfianer den Tod, als Vernichtung betrachtet, für das größte unter allen Uebeln, da doch das, was wir Uebel nennen, ein Ding ohne alle Bedeutung iſt, wenn es ſich nicht mehr auf ein daſeyendes empfindendes Subject bezieht, und folglich dieſes nicht unglücklich genannt werden kann, wenn es gar nichts mehr empfindet, und von den Graden des Uebels, alſo auch von dem ſogenannten größeſten Uebel nichts weiß. Nicht viel kräftiger und gültiger iſt ein anderes Argument des nehmlichen Weltweiſen gegen den Selbſtmord, daß nemlich das Leben die Grenzen unſrer Willkührlichkeit und unſrer Vorſtellungskraft erweitert, und folglich beſſer als der Tod ſey, da doch gerade deswegen der Selbſtmörder ſich das Leben nimmt, weil es die Grenzen ſeiner höchſt unglücklichen und unerträglichen Wirkſamkeit erweitert, und da meine Vorſtellungskraft in einer ſolchen Lage wenig oder nichts zur Vollkommenheit meiner Seele beytragen kann, ſondern wohl gar durch anhaltende Leiden in allen ihren mir angenehmen Wirkungen gewaltſam aufgehalten wird, indem ſie alsdann gemeiniglich nur auf das Schreckliche meiner Lage aufmerkſam gemacht wird. Unſer Verfaſſer zeigt zuletzt, daß Mendelsſohn ſich in ſeinen Schlüſſen gegen den Selbſtmord durch die Vorausſetzung habe täuſchen laſſen, daß Exiſtenz ſchon an ſich betrachtet eine Vollkommenheit oder etwas Gutes ſey, da es doch nichts weiter, als ein abſtracter Begriff bleibe, und man durchaus nicht von den Graden des Daſeyns reden könne, welches Mendelsſohn mit den Graden der Realität oder Vollkommenheit verwechſelt, da doch Exiſtenz gar keine Grade habe. Das Reſultat, welches der Verf. endlich aus ſeinen vorhergehenden Betrachtungen zieht, beſteht darin, daß er annimmt, daß die geſunde Vernunft dem Menſchen rathen könne, ſeinem Leben ein Ende zu machen, wenn er nehmlich gewiß mehr Böſes, als Gutes in ſeinem übrigen Leben zu erwarten hat; wenn ge-

naue Ueberlegung ihm zeigt, daß er faſt Alles, was das Leben angenehm und glücklich macht, immer werde entbehren müſſen; wenn es gewiß oder höchſt wahrſcheinlich iſt, daß weder Vernunft noch Zeit ſeinen Kummer und Elend beſiegen, oder lindern werde, vorausgeſetzt, daß der Menſch im Tode ganz untergehe, und kein künftiges Leben zu erwarten habe. Dieſe freyern und geſunden Urtheile ſucht der Verfaſſer in der Folge dadurch wieder zu mildern, daß kein Menſch gewiß wiſſen könne: ob er Zeitlebens eine größere Summe des Böſen, als des Guten tragen werde, daß diejenigen, die in ihrem Unglück ſchon zu verzweifeln anfiengen, endlich doch wieder glücklich würden, und daß die Zeit und das Nachdenken ſchon oft die größten Leiden gemildert habe. Rec. giebt dies alles zu; aber er findet darin nicht die Stärke eines Gegenbeweiſes, die der Verf. gefühlt zu haben ſcheint. Es kann tauſend Fälle geben, wo der Unglückliche ſein Leiden nicht länger tragen kann; wo alle Gründe der Vernunft und des Nachdenkens die Größe ſeines Schmerzes und ſeiner innern fürchterlichen Qualen nicht mildern können, ſondern wo ſelbſt die Vernunft zu dem Mittel des Todes räth, Fälle, wo er vielleicht ganz unſchuldiger Weiſe einem grauſamen Ende ſeines Lebens entgegen ſieht; wo er voraus weiß, daß eine langſame unheilbare Krankheit ihn nach und nach einen tauſendfachen Tod wird ſterben laſſen; wo er in den Händen barbariſcher Menſchen ſeine kummervollen Tage unter ſchwarzen Beſchimpfungen und Entehrungen ſeiner Verdienſte wird zubringen müſſen; wo er von allem gebildeten Umgange, von aller fernern nützlichen Geiſtesthätigkeit, von allen Handlungen der Menſchenliebe gleichſam abgeſchnitten iſt, wo er keiner Zuſprache ſeiner Freunde — und vielleicht nie mehr derſelben genieſſen kann; wo er ſein Vaterland, ſeine Familie, ſeine Religion auf eine ſolche Art entehrt ſieht, daß das Andenken davon ihm täglich neue Qualen bereitet; wo er ſich bey einem ſehr reitzbaren Gefühl für Ehre und bey dem lebhafteſten Bewußtſeyn ſeiner Rechtſchaffenheit von einer höhern Stufe der Nutzbarkeit und Glückſeligkeit auf einmal unter eine Rotte von niedrigdenkenden Schurken, die ſeine politiſche und häusliche Exiſtenz vernichtet haben, herabgeſetzt ſieht, und künftig von dem Winke dieſer Menſchen abhängen muß; wo er von andern zu ſchändlichen Verbrechen gezwungen werden ſoll, die großen Schaden für ihn und die menſchliche Geſellſchaft ſtiften, ohne daß er dieſem Zwange entgehen kann, — kurz Fälle, wo der Menſch

ſeine gegenwärtige Lage eines harten ſchmerzlichen Schickſals nicht länger tragen kann, — und wer darf es wagen, zu beſtimmen, wie viel er zu tragen vermag, da die Stärke und Nichtſtärke des Menſchen ſo unendlich verſchieden und relativ ſind?

Es war leicht vorauszuſehen, daß die Beſtimmungen der bisherigen von dem Verfaſſer aufgeſtellten Begriffe eine ganz andere Geſtalt bekommen mußten, ſobald er ſie mit einer angenommenen poſitiven Religion in Verbindung brachte, ohnerachtet dieſe Religion ſelbſt nichts Ausdrückliches über den Selbſtmord ſagt. Selbſt die nehmliche Philoſophie des Verf., die vorher den Selbſtmord in gewiſſen Fällen nicht nur erlaubte, ſondern ſogar anrieth, beweiſt nun hinterher in Verbindung mit der poſitiven Religion (?) daß der Selbſtmord wegen eines künftigen Lebens in allen Fällen unerlaubt und unrechtmäßig ſey, ſelbſt dann, wenn wir gewiß voraus ſehen könnten, daß unſer Leben unendlich mehr Böſes, als Gutes für uns haben würde, ja ſelbſt dann, wenn wir nach Anleitung dieſer poſitiven Religion vorherſehen könnten, daß der Tod nicht nur beym Selbſtmorde unſere Leiden auf einmal endigte, ſondern unſern Eintritt in ein anderes Daſeyn beſchleunigte, das doch für den rechtſchaffenen Selbſtmörder bloß ſeiner letzten Handlung wegen unmöglich qualvoll ſeyn kann. Der Verfaſſer mag ſagen, was er will; ſo wird doch immer der Selbſtmörder grade in dieſer poſitiven Religion, wenn er ihre Verſprechungen glaubt, einen höhern Grund ſeines Entſchluſſes finden, als der Gottesleugner haben kann, der an ſeine gänzliche Vernichtung glaubt. Jener wird nicht den fürchterlichen Gedanken eines gänzlichen Aufhörens ſeiner Exiſtenz, wie dieſer, zu bekämpfen haben, ſondern wird um ſo entſchloſſener ſeinen Schritt wagen, je gewiſſer er nach ſeiner Meynung aus dieſem kummervollen Leben in ein anderes wenigſtens nach und nach beſſeres übergeht, wo ihm Gott eine Handlung verzeihen wird, die aus Zwang und menſchlicher Schwäche ausgeübt wurde. Im Folgenden ſammelt der Verfaſſer getreu alle Beweiſe gegen den Selbſtmord zuſammen, die ſchon in mehrern Schriften dieſer Art enthalten ſind; aber bey genauerer Unterſuchung nicht die beſte Haltbarkeit haben. Rec. überläßt es dem gelehrten Leſer ihren Werth zu prüfen, weil es ihm hiezu am Raume fehlt, und will nur durch kurze beygefügte Fragen auf ihren innern Inhalt aufmerkſam machen.

chen. Jene Beweiſe ſind vornehmlich folgende, — daß das gegenwärtige Leben ein Geſchenk Gottes ſey, und wir uns alſo daſſelbe nicht ſelbſt nehmen dürften. Alſo kann ich ein Geſchenk, das mir unerträglich wird, und das ich erhielt, ehe ich ſeine Leiden kannte, nicht wieder weggeben? — daß Gott der alleinige Herr unſres Lebens ſey, und ihm alſo auch unſer Ende überlaſſen werden müſſe. Aber bleibt derjenige noch alleiniger Herr einer Sache, welcher ſie mir doch als ein Eigenthum übergeben hat? — daß wir durch den Selbſtmord die Ordnung der Natur gewaltſam unterbrächen und einen Eingriff in die höhere Oberherrſchaft Gottes thäten. Der Menſch könnte jemals einen Eingriff in die Oberherrſchaft des allmächtigen Weſens thun? welch ein Gedanke! — daß wir immer noch Vermögen, Gutes zu thun, behielten, und dieſes Vermögen nicht vor der Zeit vernichten. Aber es giebt doch Fälle, wo der Menſch in gewiſſen drükenden Lagen zu keiner nützlichen Thätigkeit mehr fähig, und zu allen wohlthätigen Selbſthandeln gänzlich erſchlafft iſt? — daß man durch den Selbſtmord ſich Gottes Zorn und Strafen zuziehe. Durch eine Handlung, die an ſich kein Verbrechen iſt? — daß der, welcher dieſes Leben anders, als nach dem Geſetz der Natur verläßt, jenes auch anders anfangen müſſe. Grade als wenn dieſer anders beſchaffene Anfang in der groſſen Verbindung aller Dinge nicht ſchon von der göttlichen Weisheit, — und wie wir gewiß erwarten können, zum Beſten des armen Dulders berechnet ſey! — daß nichts ehrenvoller ſey, als ſtandhafte Geduld im Leiden und ruhige Ergebung in den Willen Gottes. Aber wenn der Unglückliche ſein fürchterliches Schickſal nicht mehr tragen kann? — daß das Leben nie unerträglich werden könne. Welcher Menſch kann das beſtimmen? Wer hat jemals alle die Erfahrungen zuſammengenommen in ſich ſelbſt gefühlt, um, wie der Verf. thut, ſagen zu können, daß nur einem Feigen und Muthloſen das Leben unerträglich ſey; — daß Zeit und Vernunft unſern Schmerz lindern und unſern Kummer beruhigen werde. Kann wohl dieſer Gedanke den gegenwärtigen Schmerz des Leidenden aufheben? — daß ein Selbſtmörder nur eine zweifelhafte Hoffnung eines beſſern Lebens haben könne. Heißt das nicht den höchſten Geſetzgeber meiſtern? Wird die Güte des Allmächtigen dem den Himmel verſchlieſſen, welcher ſeine unerträglichen Feſſeln abwarf, und ſich nach dem Lande der Glückſeligkeit ſehnte, wo er auf einmal von allen Leiden befreyet

 wurde?

würde? Sagt der Verf. S. 82 nicht ſelbſt, daß nur der Allwiſſende urtheilen könne, was Verdienſtlich und Strafbar an menſchlichen Handlungen ſey? — daß wir nicht blos für uns, ſondern für andere lebten, und uns durch den Selbſtmord allen Pflichten für das allgemeine Beſte entzögen. Aber wenn es nun Lagen giebt, wo ich der menſchlichen Geſellſchaft auf keine Weiſe mehr nützlich werden kann, wenn meine unermeßlichen Leiden grade daher entſpringen, daß und weil ich in dieſer Geſellſchaft lebe? Doch genug hievon. Rec. hat durch ſeine Bemerkungen nur zeigen wollen, daß die Beweiſe gegen den Selbſtmord eine größere Stärke haben müßten, wenn ſie denſelben verhüten ſollen, und daß ſich für denſelben wohl eben ſo viel, als wider denſelben ſagen ließe. Der Verfaſſer zeigt auch im Folgenden, wo er von Urſachen und Gegenmitteln gegen den Selbſtmord redet, daß dieſe Handlung, da ſie größtentheils in körperlichen Schwächen und Verſtimmungen der Seele ihren Grund habe, ſehr oft entſchuldigt zu werden verdiene, und hierin hat er unſern ganzen Beyfall, ob wir gleich aus ſeinem oft ſehr richtigen und treffenden Raiſonnement in den beyden letzten Abſchnitten des Buchs manche unnöthige Wiederholung weggewünſcht haben. Seite 90 u. ſ. f. kommt eine Anmerkung, bey Gelegenheit der Anecdote, daß Hannibal und Friedrich der Große auf ihren Feldzügen Gift bey ſich geführt hätten, vor, die uns ſehr aufgefallen iſt, weil ſie einen ohnſtreitig zu ſtarken Ausfall auf einen unſrer fleißigſten, und in einem bekannten wiſſenſchaftlichen Fache ſehr verdienſtvollen Gelehrten, nemlich auf Herrn Büſching, enthält. Es iſt freylich mehr als zu wahr, daß ſich letzterer durch ſeine Charakterſchilderung Friedrichs des Großen nichts weniger, als ein ehrenvolles Denkmal geſtiftet, und die bittern Urtheile des Publicums wegen einer unzeitig angebrachten Micrologie, und wie es ſcheint, wegen einer gefliſſentlichen Verkleinerung des großen, ich möchte lieber ſagen, des größten Königs zum Theil verdient hat, und mit einem Guibert in der großen Darſtellungsgabe ſeines erhabenen Gegenſtandes gar nicht verglichen werden kann; aber das Urtheil unſeres Verfaſſers iſt offenbar zu hart, und würklich unbillig, wenn er dem großen Geographen unſrer Zeit, welchen neuerlich ein Schriftſteller ſehr naiv den Caſtellan von Europa genennt hat, nur als Compilator einiges Verdienſt beylegt. Solche Urtheile verrathen wenige Kenntniß von den wiſſenſchaftlichen Verdienſten unſrer Schriftſteller

ſteller

ſtellen, und contraſtiren nicht wenig mit dem übrigen ſanften und herzlichen Tone mehrerer Stellen dieſes Buchs, welches ohnſtreitig ſehr vielen Stoff zum weitern Nachdenken über einen ſehr wichtigen Gegenſtand enthält, und mit zu den beſſern Abhandlungen über dieſe Materie gehört, ohnerachtet die Schreibart des Verf. nicht die beſte iſt.

Qk.

Moral für die Jugend, von Andreas Sutor. Landshut, bey Hagen. 1792. 8. 7 Bogen. 4 Gr.

Dieſe Schrift enthält ein elendes Gerippe von Moral, mit vielen Sprachfehlern durchwebt, ohne beſondere Rückſicht auf die Jugend, wie doch der Titel vorgiebt. Wir wollen zum Beweiſe unſerer Behauptung den erſten Paragraphen abſchreiben.

„Die erſte Pflicht eines Menſchen iſt das Kenntniß „Gottes; Es iſt ein Gott. Beweis. Es iſt gewiß, daß ich „auf der Welt bin; und daß ich von mir ſelbſt nicht entſtanden „bin, davon bin ich überzeugt; denn ich kenne meinen Va„ter; mein Vater hat ſeinen Vater; meines Vaters Vater „hat wieder ſeinen Vater gekannt; und ſo beruft ſich jeder „Menſch auf ſeinen Vater, bis wir zum erſten Menſchen „kommen, wovon alle übrigen ihren Urſprung haben.“

„Folge. Es muß alſo etwas geben, das den erſten „Menſchen auf die Welt geſchaffen hat; denn wir mögen ſo „weit, als wir immer wollen, auf das Menſchengeſchlechte „zurücke gehen, ſo bleibt uns doch die Frage übrig: Wer hat „den erſten Menſchen auf die Welt geſetzt? Es muß alſo die„ſes Etwas ohne Urſprung, das iſt, von Ewigkeit ſeyn, und „dieſes iſt eben, was wir in unſerer Sprache Gott, oder höch„ſtes Weſen, das nichts körperliches an ſich hat, oder voll„kommenſten Geiſt nennen: alſo iſt ein Gott.“

„Die zweyte Pflicht iſt, das Kenntniß der Vollkommen„heiten Gottes u. ſ. w.“ Dieſer Schrift iſt noch ein Anhang angehängt, der die bibliſchen Sprüche enthält, welche die Pflichten gegen Gott, gegen uns ſelbſt, und gegen den Näch-

ſten, lehren. Und auf dieſe folgen noch beſondere Regeln der Wohlanſtändigkeit und der Geſundheit.

Nb.

Grundlehren aller mechaniſchen Wiſſenſchaften, vierter Theil, welcher die Hydraulik enthält, oder unter dem beſondern Titel: Grundlehren der Hydraulik oder desjenigen Theiles der Mechanik, welcher von der Bewegung und dem Widerſtande flüßiger Materien handelt. Von Abel Bürja. Berlin, bey Lagarde. 1792. in 8. 308 Seiten. Mit Holzſchnitten in dem Text. 1 Rg. 4 X.

Die übrigen Theile des ganzen Werks, von denen hier der V. den 4ten liefert, ſind theils in dem Anhang der vierten Abtheilung S. 2062, theils in der Bibliothek im 102ten Band S. 153 und 106ten B. 2ten Stück S. 440 angezeigt, und dieſer macht nun den Beſchluß. Dieſer vor uns liegende Theil enthält in dem erſten Hauptſtücke die Lehre von der Bewegung des Waſſers, wenn es durch kleine Oeffnungen aus einem Gefäße fließet. Zu denen Verſuchen, wo das Waſſer aus einer kleinen Oeffnung des Gefäßes fließet und der Waſſerſpiegel gleiche Höhe behalten ſoll, ſchlägt der V. eine einfache Einrichtung vor, Waſſer aus einem neben angebrachten Gefäße in das erſtere zu bringen, ohne dadurch dem ausfließenden Waſſer, wie bey dem Zugießen geſchehen könnte, eine größere Geſchwindigkeit zu geben, als es durch die Höhe der in dem ausfließenden Gefäße befindlichen Waſſerſäule hat. Daß die Geſchwindigkeit des ausfließenden Waſſers die ſey, welche ein im leeren Raum von der ſenkrechten Höhe der über der Oeffnung befindlichen Waſſerſäule herabfallender Körper erhalte, erweiſet derſelbe ſehr leicht; führt aber auch die Abweichungen an, welche die Verſuche bey Gefäßen mit bloßen Oeffnungen und mit angeſetzten kurzen Röhren ergeben, und zwar nach den Boſſutiſchen Erfahrungen. Die Durchſchnittsfläche des zuſammen gezogenen Waſſerſtrahls nimmt der Verf. überhaupt $\frac{5}{8}$ der Oeffnung an. Die in dieſer Lehre aufzuwerfende Fragen ſind ſehr faßlich aufgelöſet, und den Anfängern wird durch beygefügte Exempel gezeigt, wie die Rechnungen am meiſten mit Logarithmen zu führen ſind. Welche paraboliſche Figur

aber

aber der aus den Seitenwänden des Gefäſſes ſpringende Strahl bilde, wird durch Conſtructionen gezeigt, und wegen der Beweiſe ſich auf die Lehrſätze der Dynamik bezogen. — Das zweyte Hauptſtück handelt von den Springwerken, und zuerſt werden im Allgemeinen die bey Anlegung derſelben zu beobachtende Vorſichten bemerket, dann einige der wichtigſten Aufgaben aufgelöſet und ebenfalls durch Exempel erläutert. Z. B. Aus der gegebenen Waſſerhöhe und Durchmeſſer der Leitröhre den vortheilhafteſten Durchmeſſer der Oeffnung zu finden. Wenn ein Springbrunnen am vortheilhafteſten eingerichtet, die Höhe des Waſſerſtrahls zu finden. u. ſ. w. Auch erzählt der Verf. die Reſultate eigener angeſtellter Verſuche wobey er die Form ſeines Springbrunnens mit allen Abmeſſungen abbildet und beſchreibt. Aus dieſen erhellet, daß Aufſatzſtücke nichts taugen, ſondern eine nicht zu geringe Oeffnung in einer Platte den gröſten Effect leiſtet. — Drittes Hauptſtück von der Bewegung des Waſſers, wenn es durch beträchtliche Oeffnungen und Röhrleitungen fließet, und zwar zuerſt durch Oeffnungen, welche in Verhältniß des horizontalen Durchſchnitts des Gefäßes klein ſind, ſo wohl in dem Boden als in verticalen Seitenwänden. In mehreren Beyſpielen wird gezeigt, wie man die Rechnungen anzuſtellen habe, und der Bernhardiſchen Hypotheſe erwähnt; hierauf von den Röhrleitungen gehandelt und die neuere Erfahrungen und Meynungen eines Boſſüt und Langsdorfs, nemlich in wie weit die Zähigkeit, oder die Cohäſion der Waſſertheile unter ſich und die Adhäſion an die Wände der Röhren die Geſchwindigkeit des Waſſerausfluſſes mindere, und was vor Regeln man ſich bey Anlegung der Röhrleitungen bedienen könne. Erfahrungen ſind wohl bey dieſem verwickelten Gegenſtand noch nicht gemacht, um beſtimmte Regeln vor alle Fälle angeben zu können. — Viertens vom Widerſtande und dem Stoße der Flüßigkeiten. Wenn der Widerſtand in unelaſtiſcher Flüſſigkeit $asdv^2$ und in elaſtiſcher $2asdv^2$ iſt, wie aus der Lehre vom Stoße folgt; nemlich wo s die Größe der bewegten Fläche, d Dichtigkeit des Mittels, v Geſchwindigkeit der Bewegung, und a in jedem Mittel die beſtändige Größe bedeutet, um welche die Werthe des eigentlichen Widerſtandes sdv^2 und $2sdv^2$ in unelaſtiſchen und elaſtiſchen Mitteln dadurch verändert werden, daß die in ſolchen bewegte Theile den entfernteren ſchon eine Bewegung mittheilen, alſo a eine beſtändige Größe nach den Erfahrungen und zwar ein Bruch

werde; ſo glaubt der Verf., hätten die Phyſiker und Mathematiker bisher in ihren Unterſuchungen nur darinn geirret, daß ſie auf den Grad der Elaſtizität der flüßigen Körper nicht geachtet und daher in ihren Rechnungen Reſultate herausbringen mußten, welche mit den angeſtellten Verſuchen nicht zuſammen ſtimmen wollten. Der Widerſtand in jedem reſiſtirenden Mittel, da Waſſer weder vollkommen unelaſtiſch, noch Luft vollkommen elaſtiſch ſey, müße alſo $(1 + b) \, a \, s \, d \, v^2$ ſeyn, wo b nach dem Grad der Elaſtizität der Flüßigkeit wächſet. Nach den Erfahrungen ſeyn bey Waſſer a = ½ bey der Luft = ¼. — In der 3ten und vierten Anmerkung zum §. 6. ſagt der Verf. der Stoß oder Widerſtand einer Flüßigkeit iſt eine Kraft, die nur durch fortgeſetzten Druck wirket, ſo wie das Gewicht eines Körpers, und daher könne man ſie mit der Fallkraft des eine Zeitlang gefallenen Körpers vergleichen: daß aber Newton ſie dem einfachen Gewichte der bewegten Säule des Flüßigen und Boſſüt dem doppelten gleich ſetze, laße ſich nach der verſchiedenen Art, wie beyde ihre Verſuche angeſtellt, erklären, da nach des erſteren Verſuch das Waſſer ſich hinter dem bewegten feſten Körper ſchlieſſen konnte, nach des andern aber hinter der Fläche des feſten Körpers eine Leere laßen mußte. Gewöhnlich trete bey der Bewegung im Flüſſigen der erſte Fall ein, bey ſehr ſchneller Bewegung könne aber auch der andere, und ſogar in der ſehr elaſtiſchen Luft bey großer Geſchwindigkeit eintreten. Nähere Unterſuchungen des Stoßes und Widerſtandes in ſchiefer Richtung und weiterer Ausführung gegen runde Körper werden von dem Verf. in einem deutlichen Vortrag angeſtellt; nur bemerken wir hierbey, daß Seite 115 bey der Entwickelung der Formel vor die Kugel ein Calculationsfehler eingeſchlichen; wenn nemlich in der Formel:

$$E = -\pi d \, r^{2} \frac{(a - 2x)^4}{8a^2} + C$$

dadurch die beſtändige Größe beſtimmt wird, daß für

$E = 0$; $x = 0$ wird: ſo iſt C nicht $= \pi d \, r^2 \dfrac{16 x^4}{8 a^2}$,

ſondern es iſt $C = \dfrac{\pi d \, r^2 a^2}{8}$; und

E wird

E wird auch nicht $\pi d \gamma^2 [16x^4 - (a - 2x)^4]$

ſondern es iſt $E = \frac{\pi d \gamma^2}{8a^2}(a^4 - [a - 2x]^4)$ $x = \frac{1}{2} a$ giebt

aber hieraus, wie wieder richtig angeſetzt iſt:

$$E = \frac{\pi d \gamma^2 a^2}{8}$$

Zuletzt wird in dieſem Abſchnitt von dem Druckpuncte, Mittelpunkt des Stoßes, oder demjenigen Punct, der bey einer Fläche unterſtützt ſeyn muß, wenn dieſelbe von einer Flüſſigkeit geſtoßen im Gleichgewicht bleiben ſoll, gehandelt.

Fünftens von der Bewegung des Waſſers in Canälen und Flüſſen. Zuerſt erklärt der Verf. mehrere gebräuchliche Inſtrumenten die Geſchwindigkeit des Waſſers in denſelben zu finden; alsdann betrachtet er die Fälle, wenn bey einer gewiſſen Höhe des Waſſers in Behältern daſſelbe durch geneigte Rinnen läuft, und wie da die Geſchwindigkeit des in der Rinne ablaufenden Waſſers durch das Gefälle zu beſtimmen ſeyn möchte, und ſagt §. 13: bey einem abhangenden Canal verdunſte das bewegte Waſſer ſehr, ſo daß am Ende des Canals nicht mehr die anfängliche Waſſermenge vorhanden, ja man könne einen Canal ſo lang machen, daß am Ende alles Waſſer verdunſte, und doch hätten hierauf hydrauliſche Schriftſteller keine Rückſicht genommen. Ob wir gleich den Satz nicht im Allgemeinen läugnen wollen, ſo möchten doch bey der Anwendung äußerſt ſelten ſich Fälle ereignen, wo dieſe Verdunſtung in Betrachtung zu ziehen nöthig wäre. Ueber den Lauf, die Vereinigung mehrerer Flüße und die Hinderniſſe in dem Flußbette, werden nur allgemeinere Betrachtungen angeſtellt. — Sechſtens von Waſſerrädern und Windflügeln, und zwar zuerſt von unterſchlächtigen Rädern. In Rückſicht der Entfernung der Schaufeln an dieſen Rädern glaubt der Verf., ſey es nöthig ſie näher zuſammen zu ſetzen, als der Bogen angiebt, welcher ſich zwiſchen den beyden Puncten des äußern Schaufelkreiſes befindet, die durch eine Verticale aus dem Mittelpunct und die Linie des Waſſerſpiegels in dieſem äußeren Schaufelkreiß beſtimmt werden. Seine angegebene Gründe ſind nicht verwerflich, indeſſen iſt auch ſeine Beſtimmung, die Schaufeln in einem Bogen von 9 bis 12 Graden von einander zu ſetzen,

ſen, nicht auf Erfahrung, ſondern bloſſes Gutdünken geſtützet. Mehrere Verſuche hierüber wären allerdings zu wünſchen. — Wo der Verf. die Kraft eines unterſchlächtigen Waſſerrads berechnet, iſt in dem 10ten §. nach ſeinen eignen Formeln ein kleiner Verſtoß. Er ſagt nemlich, man ſetze $\frac{2}{3}$ V vor u in dem Ausdrucke der Kraft

$$d\,.\,A\,\frac{(V-u)^2\,ub}{2\,p}$$

In dem vorhergehenden §. 8. hat aber derſelbe dieſe Kraft $Q\,\gamma = \frac{d\,.\,A\,(V-u)^2\,u}{2\,p}$ richtig beſtimmt, alſo müßte in dieſer Formel $\frac{2}{3}$ V vor u geſetzt werden, und dies giebt $\frac{d\,A\,\frac{2}{27}\,V^3}{2\,p}$ und nicht $\frac{d\,.\,A\,\frac{4}{27}\,V^3 b}{2\,p}$ weil $V - \frac{2}{3}\,V = \frac{1}{3}\,V$ iſt.

In der Folge des §, wo b in dieſe Kraft multiplicirt iſt, ſagt der Verf. auch ſelbſt: der Ausdruck bedeutet das Moment eines ſolchen Gewichts, und da iſt nur der Irthum, daß $\frac{4}{27}$ anſtatt $\frac{2}{27}$ ſtehen. — Die von Antoni und Boſſut angeſtellte Verſuche werden vom Verf. erzählt. Es folgen hierauf nähere Betrachtungen über oberſchlächtige Räder, wie ihre Kräfte zu berechnen und der Bau der Schaufeln am beſten einzurichten. Zugleich zeigt der Verf., wie viel unbeſtimmtes noch in der Theorie derſelben liege, berührt auch mit wenigem die mittelſchlächtige Räder, und lehrt zuletzt die Berechnung der Windflügel.

Siebentens von der gradlinichten Bewegung eines feſten Körpers in flüßigen Materien, mit Anwendung auf die widerſtehenden Mittel des Waſſers und der Luft, beſonders wie viel ein Körper mit gewiſſer anfänglichen Geſchwindigkeit in dieſen beyden Mitteln bewegt, von dieſer Geſchwindigkeit verliert. Von dem Fall der Körper und von aufwärts geworfenen Körpern in dieſen Mitteln.

Zuletzt führt der Verf. eigene Verſuche an, die er mit dem Fall von Bleykugeln auf dem Thurm der Friedrichsſtättiſchen Franzöſiſchen Kirche in Berlin anſtellte. Die Verſuche ſtimmen ziemlich mit der Theorie übereein, und die Ausführung der Vergleichung zwiſchen Theorie und Verſuch geben dem Vf. Gele-

Gelegenheit Anfängern in Beyſpielen zu zeigen, wie man dergleichen Rechnungen anzuſtellen habe. Auch führet der Verf. Verſuche mit Pendeln von verſchiedener Länge an, ohne ſie jedoch mit der Theorie zu vergleichen. — Achtens, von der Bewegung durch die Luft geworfener Kugeln, ein Auszug aus dem Bombardier Pruſſien des Oberſten von Tempelhoff, vom Verf. in der Abſicht entworfen, um Anfänger zur Leſung dieſes Werks zuzubereiten. In einem Anhang zu den mechaniſchen Wiſſenſchaften wendet zum Beſchluß der Verf. nach vorgängiger genauer Beſtimmung den Grundſatz von den virtuellen Geſchwindigkeiten auf das Gleichgewicht der einfachen Maſchinen an.

IV.

Grundriß der reinen und angewandten Mathematik, oder erſter Curſus der geſammten Mathematik, von Johann Friedrich Lorenz, Conventual am Stift und Kloſter Berge bey Magdeburg, und Oberlehrer am Pädagogio daſelbſt. Zweyter Theil, die angewandte Mathematik. Auch mit dem Titel: Der erſte Curſus der angewandten Mathematik. Helmſt. Fleckeiſen. 1792. 343 Octavſ. 4 Kupfert. 1 Rthl.

Die angewandte Mathematik legt Erfahrungen zum Grunde und philoſophirt darüber, nur daß ſie eigentlich auf Quantität ſieht, mehr als auf Qualität. Herr Lorenz ſtimmt in dieſer Vorſtellung mit dem Käſtneriſchen Lehrbuche überein, welchem er auch groſſentheils folgt. Da er aber in der reinen Mathematik, Buchſtabenrechnung, Trigonometrie und Logarithmen, nicht vorgetragen hat, ſo mußte er ſich hier darauf einſchränken, dem Anfänger aus den geometriſchen Lehren begreiflich zu machen, wie ſich das Geſuchte durch Rechnung finden läßt, wenn man ſie verſteht. Das iſt allerdings zur Einſicht zulänglich. Die Ausübung gehört nicht in Herrn Lorenz gegenwärtigen Entwurf, wo der Anfänger nur das Ganze bald und leicht überſehen ſoll, und gereitzt werden zu dem, was ſeiner Bequemlichkeit wegen anfangs noch beyſeite geſetzt worden, mit deſto beſſerm Erfolge überzugehn. So wer-

werden nun die mechaniſchen, optiſchen, aſtronomiſchen Wiſſenſchaften abgehandelt, auch als techniſche Mathematik, die Geſchützkunſt und die beyden Architecturen. Eigentlich enthält Herrn Lorenz Buch, was wenigſtens jeder Studirte wiſſen ſollte, oder wer ſonſt die Welt vernünftig betrachten will, in einem deutlichen Vortrage und der ſich auf vorerwähnte Art kurz faſſen ließ. Die Figuren ſind blos geometriſche Zeichnungen, aber ſehr ſauber, daher ihrer viel auf einer Tafel ſtehn. Dem Rec. hat es immer geſchienen, als ſey, zumal dem Anfänger das Aufſuchen bey dieſer Einrichtung beſchwerlich, und wurden die Figuren bequemer auf mehr kleinere Tafeln zertheilt.

Hz.

Mittlere und neuere politiſche und Kirchengeſchichte.

Geſchichte des letztern Schwediſch-Ruſſiſchen Krieges. Frankfurt, bey Göbhard und Körber. 1792. 8. 1 Alph. 1 Bog. 1 Rh.

Der Verf. nennt ſich unter der Vorrede G. Horſt, Prediger zu Lindheim in der Wetterau. Man muß geſtehn, daß es ganz ſonderbare Menſchen in der Welt giebt. Dieſer Prediger des Wortes eines Gottes, der blos Frieden unter den Menſchen gebeut, und worinn er den Krieg ſo verabſcheut, daß es zweifelhaft iſt, ob er nicht jeden Krieg verbietet, iſt über den Thaten Guſtavs III. in einem, ohne alle Veranlaſſung angefangnen Kriege, ſo entzückt; daß er ſie in dem lauteſten Poſaunentone, den er nur anzuſtimmen vermag, verkündigt und lobpreiſet. Herr H. äußert in der Vorrede ſeine Verwunderung, daß noch keine Geſchichte dieſes Krieges erſchienen ſey, und ſagt, die Unthätigkeit fähigerer Schriftſteller über dieſen Punkt, habe ihn zu dieſem Unternehmen beſtimmt. Seltſam! Solcher Geſchichten, wie er hier aus Zeitungsnachrichten liefert, giebt es von dieſem Kriege verſchiedne und würklich viel beßre als die ſeinige. Eine tiefe eindringende zu liefern, iſt aber würklich anjetzt noch unmöglich. Wir leben den Begebenheiten zu nahe. Wer könnte wohl in Deutſchland wiſſen, was es mit den geheimen Triebfedern dieſes

Kriegs,

Kriegs, mit den zu Führung deſſelben in Schweden angewandten Mitteln, mit ſolchen Begebenheiten als Benzelſtierna's intendirtem Brande der däniſchen und ruſſiſchen Flotte, für eine Bewandtniß hat? Und könnte wohl derjenige, der allenfalls durch geheime Nachrichten etwas davon erfahren hätte, ſeine Ausſagen beweiſen? Durfte einer wohl bey Lebzeiten Guſtavs über dieſe Begebenheiten dergleichen Nachrichten bekannt machen, oder unpartheyiſche Muthmaßungen darüber äußern? Die ganze Rache dieſes Königs würde ihn ſicher verfolgt, und kein Menſch ihn davor geſchützt haben.

Der Verf. erzählt uns ferner in der Vorrede, er habe ſich ehedem ſtark auf orientaliſche Litteratur gelegt, (mit welchem Glücke iſt uns nicht bekannt,) er könne aber dieß Studium in ſeiner gegenwärtigen Lage unmöglich mit dem Eifer fortſetzen, als auf Schulen und Univerſitäten; das Studium der Geſchichte gewähre ihm anjetzt mehr Unterhaltung. Bey dieſem Studium hat er nun eine ſo fürchterliche Vorliebe für alle Kriegshelden bekommen, daß er Karl XII. einen Helden, oder richtiger zu reden, einen Menſchen ohne Gleichen, nennt. Siehe S. 17 und S. 22. Er hatte ſelbſt eine Lebensbeſchreibung dieſes erſten aller Menſchen, in ſeinen Augen, verfertigt, als Poßelts Geſchichte deſſelben herauskam. Er legte die Feder mit Freuden nieder, da ihm ein Stärkerer zuvorgekommen war, und arbeitete dieſen Verſuch aus, deſſen Aufnahme beym Publikum nun entſcheiden ſoll, ob er die übrigen Aufſätze, die er noch für daſſelbe beſtimmt, blos für ſich oder für es ausgearbeitet habe. S. 16 f.

Welchen Werth er hierinn auf unſere Meynung ſetzen wird, iſt uns unbekannt. Sollte ſie aber einigen Eindruck auf ſein Gemüth machen, ſo müſſen wir ihm ſagen: daß er, nach dieſem Verſuche zu urtheilen, weit beſſer thun wird, wenn er die andern alle für ſich behält. Hier ſind unſre Gründe. Er und noch mehr unſrer Leſer mögen ſie beurtheilen.

Es iſt weder dem Geiſte unſerer Zeiten, noch weit weniger der Wahrheit angemeſſen, die Aeuſſerungen kriegeriſchen Muths an einem Fürſten, ohne alle Rückſicht auf Zweck und Bewegungsgründe, für das allerhöchſte anzuſehen, wonach er ſtreben ſoll. Ein Schriftſteller, der ſo wenig geſunde Vernunft hat, daß er dieſes laut behaupten kann, muß als ein Menſch angeſehn werden, der einen geheimen Schaden am

Verſtande hat, welcher ihn würklich zum Schriftſteller ganz unfähig und ſeine Werke unwürdig macht, von Menſchen geleſen zu werden, die menſchliche Geſellſchaft ſchätzen. Wenn alſo dieſer Verſuch auch nur den hier angezeigten Fehler hätte, ſo würde das ſchon Grund angeben, zu wünſchen, daß der Verf. doch die übrigen, falls eben der Geiſt darinn herrſcht, dem Vulkan opfern möchte.

Allein dabey bleibt es bey ihm nicht; ſondern entweder dieſe Denkungsart, oder der Himmel weiß, was für andre Bewegungsgründe, verwirren unſern Verf. ſo ſehr, daß er auch nicht die allergeringſte vernünftige Ueberlegung anzuſtellen im Stande iſt. Der niedrigſte Schmeichler des verſtorbenen Königs von Schweden, wenn er nur noch einige Empfindung von Schaam vor der Welt hätte, würde ſich nicht haben entſchlieſſen können, eine ſolche Geſchichte ſeines Krieges gegen Rußland, unter ſeinem Namen drucken zu laſſen. Die Verhältniſſe und die Ideen der Menſchen ſind freylich vielfältig. Allein ſonſt laſſen ſich doch die Gründe, weshalb ein Landpaſtor in der Wetterau einem Könige von Schweden ſchmeicheln würde, nicht leicht einſehn, und folglich iſt hier dem natürlichen Gange der Dinge nach abſichtliche Schmeicheley nicht zu ſuchen. Wenn das nun aber nicht iſt, ſo kann man auf nichts anderes bey Herrn H. denken, als auf eine gänzliche Verblendung des Menſchenverſtandes. Nur einiges wollen wir anführen.

Am Eingange S. 3. ſagt er: Man könne die Handlungen der Menſchen nicht eher genau beurtheilen, bis man ihre Bewegungsgründe vollkommen kenne; und folglich von der Rechtmäßigkeit eines Kriegs nicht ſo leicht urtheilen. Nach dieſem ſehr trivialen, weiter von ihm ausgeſponnenen Gemeinplatze, ſagt er in der Note: „Ich habe dieſe Bemerkungen „abſichtlich gemacht, weil die geheimen Beweggründe, welche „den König zum Kriege beſtimmten, anfänglich nicht allge„mein bekannt waren, ſondern ſich erſt nach und nach z. B. „durch die Empörung der finniſchen Offiziere, vor den Augen „des Publikums entwickelten. ꝛc." Wie! ein Regent greift einen andern an; letzter um den ganz unerwarteten Angriff, gegen den er noch gar nicht gerüſtet iſt, abzuwehren, zettelt eine Empörung in des Feindes Armee an; und dieſe Empörung ſoll hernach eine Rechtfertigung für den angefangnen Krieg ſeyn! Hat man je ſo etwas gehört! Selbſt des Grafen

Raſu-

Raſumowsky Aufſatz, worauf der König in Schweden ſeine Kriegserklärung gründete, war ja nur eine Folge ſeiner Rüſtungen, die Rußland bedroheten, und können gar nicht den geringſten Grund zum Kriege abgeben. Was die Kayſerinn von Rußland in ihrem Manifeſte ſagte, war einleuchtend; daß ſie in ihrer Lage einen Krieg mit Schweden unmöglich wünſchen konnte, und alſo gewiß nicht die geringſte Veranlaſſung dazu gegeben hatte. Und doch nach ſolchen Winkelzügen, ſagt der Verf. S. 58. „Der König wollte Krieg: dieß braucht „nicht geſagt zu werden. Die Urſache ſeines Krieges war ge„recht und ungeſucht: dieß liegt eben ſo deutlich am Tage.“

Wie wird nun dieſer ſo angefangne Krieg geführt, und was hat er für einen Erfolg? Gleich im erſten Jahre iſt der König ſeinem Verderben ſo nahe, daß ihn nur die Dazwiſchenkunft Englands und Preußens davon retten kann. Das Benehmen des Königs bey dieſem Kriege gegen Dännemark wird gar nicht berichtet, ob es gleich in des Prinzen Karl von Heßen Erzählung klar am Tage liegt. Wenn Benzelſtierna die däniſche und ruſſiſche Flotte im Hafen zu Kopenhagen in Brand ſtecken will, ſo iſt das dem Verf. nichts als Ausbruch eines übergroßen Patriotismus. „Welch ein Gemiſch von Größe,“ ruft der Verf. S. 198 f. aus, „Tugend und Abſcheulichkeit im Charak„ter Benzelſtierna's und ſeiner Mitverſchwornen!“ Sollte man wohl ſo reden? Und ward etwa der Irrländer William O'Brien auch von ſchwediſchem Patriotismus hingeriſſen? — Nach dieſer glücklichen Errettung vom Untergange, geht der Krieg weiter fort, und wird, obgleich die Schweden mehr als einmal tapfer fechten, ſo geführt, daß die ganze ſchwediſche Seemacht zu Grunde geht, daß die Schweden auch zu Lande geſchlagen und überall zurück getrieben werden. Endlich wird der Frieden nur dadurch geſchloßen, daß ſich der König ganz in Rußlands Arme wirft, und ſeine Alliirten, die ihm ſo treulich geholfen hatten, verläßt; unter der Bedingung nur erhält er das Glück, daß alles in dem Zuſtande bleibt, worinn es vor dem Kriege war. — Dieſen ſo angefangnen und ſo geführten Krieg, nennt nun der Verf. einen glorreichen, einen glücklichen Krieg. „Die Nation,“ ſagt er am Schluße, „ſegnet den „König, der die Ehre ihres Namens wieder hergeſtellt hat, „ganz Europa huldigt ſeiner Größe, und die ſpätſte Nachwelt „noch wird ſeine Thaten anſtaunen und preiſen; denn es war „groß, das nur zu unternehmen, was Guſtav unternahm,

„es war ein Wunderwerk, das auszuführen, was er aus„führte.“

Doch wir haben des Unſinns genug angeführt, uns ekelt vor dem Uebrigen. Nur eine Bemerkung ſey uns erlaubt. Karl der XII. ein unumſchränkter König, der ſonſt ſehr groſſe Tugenden und nur einen Fehler beſaß, einen unbeugſamen Starrſinn, hat Schweden ins Verderben geſtürzt. Die nach ſeinem Tode angenommene Staatsverfaſſung hatte ohnſtreitig, wie alle Dinge in der Welt, ihre groſſen Mängel. Dieſe wurden ſorgfältig in ganz Europa unaufhörlich ausposaunt; was aber nicht ausposaunt worden iſt, und man in Kanzlers Werk über Schweden findet, beſteht darinn: daß troß dieſer Mängel, die Volksmenge in Schweden um mehr als zweymal hunderttauſend Menſchen in der Weile zugenommen hatte, daß die Finanzen in eine weit beſſere Verfaſſung gekommen waren; daß Handel und Ackerbau blühten. Auf dem Reichstage wurde gezankt, aber im Lande lebte man ruhig. Dieſe Verfaſſung iſt durch einen König, der zwar nicht alle Tugenden Karls XII., aber doch auch verſchiedene groſſe Eigenſchaften beſaß, zerſtört worden. Er hat nur 20 Jahre regiert, und der Erfolg ſeiner Regierung iſt geweſen, daß das Land funfzigtauſend Menſchen von dem Kerne der Einwohner verlohren hat, und daß er das Reich mit einer Schuldenvermehrung von 20 Millionen Species Thalern zurückläßt. Wie ſeltſam iſt es dagegen das Bischen Aufſehn, was zu ſeiner Zeit Schweden in Europa gemacht hat, in Anſchlag zu bringen?

Soweit von dem Geiſte, worinn das Buch geſchrieben iſt. Nun von den übrigen Erfordernißen eines hiſtoriſchen Werkes. Davon beſitzt es auch nicht eine einzige. Anſtatt im Anfange ein kurzes Bild vom Zuſtande von Europa zur Zeit da dieſer Krieg angieng, zu entwerfen, werden alle Begebenheiten durch und durch blos nach dem Schlage der Zeitungsnachrichten erzählt. Was den Styl aber anbetrifft, ſo iſt er ſo lächerlich, affectirt, hochtrabend, und dabey in einem ſolchen ekelhaften Grade poſaunend, daß man es gar nicht aushalten kann. Die Reflexionen, die hie und da eingeſtreut ſind, klingen gemeiniglich höchſt ſeltſam, und wenn ſie politiſchen Inhalts ſind, ſo zeugen ſie unfehlbar immer von der völligen Unwiſſenheit des Verf. in den politiſchen Angelegenheiten von Europa. Nur ein paar Stellen zur Beſtätigung unſres Urtheils. Folgende S. 94 mag vom Tone und Style, worinn die Schrift abgefaßt iſt, einen Begriff geben.

„Es

„Es giebt keine gröſsere Wonne, als die Erinnerung „an glückliche und groß durchkämpfte Widerwärtigkeiten. Da „fühlt man ſich ſo groß, ſo froh, ſo mit ſich ſelbſt zufrieden! — „Aber auch ſchon das iſt ein hehres Schauſpiel, deßen volle „Größe der Glückliche freylich nicht ganz fühlt, das aber lin„dernden Balſam in die Wunden des Unglücklichen und Ge„drängten gieſst, wenn er den Mann, welcher ein beßres „Schickſal verdient, als ihm die neidiſche Hand des Glücks zu„theilte, mit dem ungerechten Glücke ſelbſt einen trotzigen „Kampf beginnen, und ſich endlich über das unbezwingliche „Schickſal ſelber weit erheben ſieht. — So laß uns denn jetzt „Guſtavs Kampf mit den Launen des Glücks anſtaunen, und „uns in der Erinnerung noch mit wonnevoller Bewunderung „ſeiner Thatkraft und unſrer Menſchengröße, freuen!“ —

Zum Beweiſe ſeiner Kenntniß der politiſchen Verhältniſſe, mag Kürze halber folgende Stelle S. 97 gewählt ſeyn.

„Seltene Königsſöhne, Guſtav, Karl, Friedrich! — „Jeder dieſer erhabenen Geiſtesbrüder nutzt dem Staate mit „den Talenten die ihm eigen ſind; kein Neid trennt ſie, und „in des Einen Größe findet der Andre ſeinen Glanz. — „Man verirrt ſich zu oft, wenn man von Karln und Guſtaven „ſpricht; aber welcher Leſer wird dies übel nehmen können.“

Man kann ſich nun leicht vorſtellen, in welchem Tone von Guſtaven im ganzen Werke geredet wird. S. 29 heißt er: groſser, edler, thatenſchmachtender Guſtav. S. 136 heißt er: Der große Geiſt — und Guſtav iſt gewiß der größte Herrſchergeiſt der itzt in Europa lebet, — geht nicht den Gang der übrigen Menſchenkinder. Indeß werden alle Könige und Königesſöhne von dem Verf. groß genannt. Es ſchwindelt ihn, S. 205, wenn er an die Größe der Kayſerinn von Rußland hinan ſieht.

Doch nun noch ein Paar Stellen zur Beluſtigung für unſre Leſer. S. 205 heißt es: „Friedrich der einzige konnte „einſt ſeine Eiferſucht auf ein ähnliches Manövre, wodurch „ihm Seidlitz eine Schlacht gewinnen half, kaum verbergen. „Guſtav III. ernannte dieſen würdigen Officier auf der Stelle „zum Obriſtlieutenant.“ Dieſer Officier war nemlich ein Major Paulmann, der durch eine Bewegung gegen die Flanke der Rußen, dem König half in einem Scharmützel zwiſchen den Avantgarden zweyer an ſich kleinen Armeen die Oberhand behalten.

halten. Guſtav und Friedrich, Major Paulmann und Seidlitz, die Affaire bey Davidsſtadt und die Schlacht bey Roßbach, ſo rangiren die Dinge in des Verfaſſers Kopfe.

S. 215 tadelt der Verf. das Betragen des ſchwediſchen General Kaulbars, und macht dazu folgende Note. „Denn „es iſt ein trotzig und verzagtes Ding, das Menſchenherz, „wer kanns ergründen? — Jede Memme hat bisweilen Au„genblicke des Muthes, und jeder Held, einen Karl XII. und „Friedrich II. die Einzigen! vielleicht ausgenommen, Augen„blicke der Furcht. — Solche Betrachtungen beweiſen die „Schwäche der Sterblichen, und lehren uns, ihre Gebrechen „beſcheiden und vorſichtiger beurtheilen; und faſt reuets mich „jetzt der bittern Ausdrücke, welcher ich mich im Eifer für die „ſchwediſche Ehre bedient habe, wenn ich bedenke, daß **mir**, „in Kaulbars Stelle, in demſelben Augenblicke **viel„leicht** daſſelbe begegnet wäre, was ihm begegnete."

Dieſe letzte Aeuſſerung iſt doch wahrlich ein ſtark Stück für einen Paſtor. Und ſomit dürfte dieſe Geſchichte, und ihr Verfaſſer in Rückſicht auf dieſelbe wohl hinlänglich characteriſirt ſeyn.

Geſchichtskarte des ſiebenjährigen Krieges, von Dr. J. M. F. Schulze, ein Blatt nebſt einem Bogen: Von dem Gebrauche der Geſchichtskarte des ſiebenjährigen Krieges. Berlin. 1792. bey Himburg. 10 gr.

Wenn wir dem Leſer nur ein wenig umſtändlich erzählen wollten, was in dieſer Karte ſteht und nicht ſteht, ſo würde die Recenſion leicht weitläuftiger werden als die Sache ſelbſt. Wir begnügen uns alſo damit, zu ſagen, daß des Verf. Zweck vermuthlich geweſen iſt, die wichtigſten Begebenheiten des ſiebenjährigen Krieges auf einem Blatte vorzuſtellen. Sie ſind in einer ſynchroniſtiſchen Ordnung neben einander geordnet, und in vier Kolumnen von oben herabgetheilt; wovon die erſte die Seeoperationen der Franzoſen und Engländer enthält; die zweyte die zu Lande zwiſchen den Franzoſen und Alliirten in Deutſchland, und den Spaniern und Franzoſen gegen die Portugie-

tugieſen und Engländer. Die dritte, die Begebenheiten in Mähren, Schleſien, Böhmen, Sachſen ꝛc. Die vierte, die in Preußen, Pommern, Mark ꝛc. Es iſt gar kein Plan in dem Dinge. Es werden ſehr kleine Begebenheiten angeführt; z. B. die vom 5ten Sept. 1760 bey Zierenberg, und weit gröſſere werden ausgelaſſen, als die große Kanonade bey der Brückenmühle, kurz vor der Bekanntmachung des Friedens zwiſchen den Franzoſen und den Alliirten; wo an die 800 Mann von jeder Seite todtgeſchoſſen oder verwundet wurden. Wie gehört folgendes in dieſe Karte? **Prinz Heinrichs meiſterhafter Marſch von Görlitz nach Hoyerswerda**; oder dieſes: **Der König v. Preußen nimmt eine vortheilhafte Stellung bey Meiſſen.** Wahrlich, es ſind mehr meiſterhafte Märſche gethan und mehr vortheilhafte Stellungen genommen worden, als dieſe. Bey den Gefechten iſt nirgends angezeigt, wer ſie gewonnen oder wer ſie verlohren hat, welches ſehr leicht hätte geſchehen können, und auch nöthig war. Kurz, wer nicht den ganzen ſiebenjährigen Krieg ſo inne hat, daß ihm die Karte ſehr überflüßig wird, kann ſie nicht gebrauchen. In dem dazu gehörigen gedruckten Bogen wird von Herrn Schulzens Handelsakademie; von der Beyhülfe des Staats, die ſie noch braucht, um den letzten Grad der Vollkommenheit zu erhalten, (welches wir, im Vorbeygehen geſagt, für ein ſchlechtes Zeichen ihrer Güte halten); von dem Nutzen der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften für den Kaufmanns- und Soldatenſtand ꝛc.: kurz von jedem andern Dinge geredet, nur nicht von dem Gebrauche dieſer Karte, und man wäre auch in der That in großer Verlegenheit, irgend einen Nutzen derſelben auf eine vernünftige Art anzugeben.

V.

Verſuch einer Geſchichte der Beichte in der Ulmiſchen Kirche, von M. Georg Veeſenmeyer, Lehrer am Gymnaſium. Ulm, 1792. 8. in der Wohleriſchen Buchhandlung. 1½ gr.

Anlaß zu dieſer Abhandlung gab dem fleiſſigen Manne der in Ulm in Bewegung gebrachte Vorſchlag zu Abänderung der Privatbeichte in eine allgemeine. Manche mochten Abneigung gegen dieſe Aenderung haben, folglich glaubte er durch eine

ganz einfache hiſtoriſche Erzählung nützlich werden zu können, wodurch er erwieſe, daß die Einführung der allgemeinen Beichte keine in der Ulmiſchen Kirche bisher unerhörte Sache ſey, und daß ihre Vorfahren ſchon eine allgemeine Beichte allda eingeführt hätten, die jetzo weniger Beyfall finden dürfte als die, die im Vorſchlage ſey. Es iſt bekannt, wie bedachtſam Luther, und wie wenig bedachtſam Carlſtadt darinn zu Werke gieng. Luther behielt die Beichte um der Abſolution willen bey. Um jene Zeit aber hatte ſchon Johannes Diepold in Ulm gelehrt, daß blos Vertrauen auf die Verheiſſungen Chriſti, Reue und ernſter Vorſatz der Beſſerung, nicht die Beichte, nicht vieles ſinnloſes Beten und andere Uebungen die Stücke ſeyen, welche die Chriſten würdig und geſchickt machen, das Abendmahl mit Nutzen zu genieſſen. Noch deutlicher äuſſerte ſich Joh. Eberlin, daß zwar jeder Chriſt Macht habe, die Vergebung der Sünden zuzuſichern, zu lehren und zu tröſten, allein um der Ordnung willen, habe die Gemeine die Ausübung dieſer Gewalt blos den Geiſtlichen übertragen; man ſolle anfänglich die Beichte nicht ſo gerade zu und ganz verwerfen, ehe genug davon gelehrt und geprediget worden, damit nicht manche gute Herzen von der Evangeliſchen Lehre abgeſchreckt würden. In Ulm hörte auch die Beichte im J. 1531 ganz auf, und der Verf. vermuthet, daß ſie von Conrad Sam abgeſchaft worden ſey. Man nahm ſogar in Ulm nicht einmal auf die Erinnerung des churſächſiſchen Kanzlers D. Beyers Rückſicht, der die Beichte beybehalten wiſſen wollte. Der Rath verordnete daher, es ſollte die allgemeine Beichte und Gebet um Gnade durch den Diener vorgeſprochen werden. Folglich findet man nirgends eine Spur von der Privatbeichte und Privatabſolution. Und ſo blieb es 17 Jahre, bis das Interim auch in dieſem Stücke eine Aenderung machte, indem man die Privat- und vielleicht gar die Ohrenbeichte wieder einführte. Aber auch dieſe wurde 1552. wieder abgeſchafft, da man das ganze Interimiſtiſche Weſen, biß auf die Chorhemden abthat. Man hatte alſo nun wieder die allgemeine Beichte biß auf 1586. Im J. 1588 „aber ward die Privatbeichte von Rabus oder Veſenbeck wieder eingeführt, und zwar aus Haße gegen die Reformirte, weil inſonderheit Oecolampadius bey der Einführung der Reformation ſo thätig geweſen war, und man im Geiſte des Jacob Andreä allen reformirten Sauerteig wegſchaffen wollte. Wo alſo Andreäſcher Geiſt noch ſpukt, da wird gründliche Ueberzeugung

Mühe

Mühe koſten.“ Was man aber in Ulm die allgemeine Beichte betreffend in Vorſchlag gebracht hat, davon hat uns der Verf., der übrigens milde und vernünftig gedenkt, nicht belehrt.

Agh.

Proteſtantiſche Gottesgelahrheit.

Das philoſophiſche Chriſtenthum des Herrn Konſiſtorialraths und Prof. Steinbarts, freymüthig geprüft von einem practiſchen Theologen. Weißenfels und Leipzig, bey Severin. 1792. S. 368. in 8. 1 Rthl.

Wir wollen zwar nicht in Abrede ſeyn, daß der Verf. dieſer aus 28 Briefen beſtehenden, dem Herrn Präſidenten von Burgsdorf, Herrn Oberhofprediger D. Reinhard, und Herrn Oberconſiſtorialrath D. Tittmann zugeeigneten freymüthigen Prüfung des Steinbartiſchen Syſtems der chriſtlichen Glückſeligkeitslehre ein Mann ſeyn mag, der durch Gelehrſamkeit, Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe, ſo wie durch Billigkeit und Mäßigung gegen Andersdenkende unter vielen ſeiner Mitbrüder ſich noch immer ganz vortheilhaft auszeichnet; bey alle dem aber gilt doch nicht ſelten gerade von ihm ſelbſt daſſelbe, was er über andere, und beſonders über Herrn Steinbart S. 7. ſagt: „Ja, Freund, vor ſolchen Urtheilen iſt man nicht ſicher, wenn man für gewiſſe Sätze mit einer auſſerordentlichen Vorliebe eingenommen iſt, und andere dagegen ungehört und ungeprüft ſchon lange in ſeiner Seele verdammt hat.“ Gerade dies iſt ſein Fall! So erlaubt er, z. E. gleich in dem erſten Briefe ſich das Urtheil: Hr. Steinbart ſtehe mit ſich ſelbſt im Widerſpruche, indem er das theologiſche Syſtem ſo ſehr herabgeſetzt, und doch nun ſelbſt ein Syſtem geſchrieben habe. Aber welch ein Urtheil! Wenn man in einem alten unbequemen, hin und wieder übel zuſammenhangenden, oder übel aptirten, und ſehr baufälligen Hauſe nicht mehr wohnen mag; folgt denn daraus, daß man jedes Haus oder jeden Hausbau überhaupt verwerflich finden, unter freyem Himmel wohnen, und Verzicht darauf leiſten muß, ſelbſt einen andern und eigenen Bau nach ſeinem Sinne, auf einem beſſern Grunde, und mit beſ-

ſern Materialien unternehmen zu dürfen? Wenn man das alte Syſtem tadelt: ſo tadelt man es ja nicht deswegen, weil es ein Syſtem iſt: ſondern deswegen, weil es das, was es ſeyn ſoll, nicht wirklich iſt, und weil die Materialien, die man dazu angewendet hat, theils nicht durchgängig ſo brauchbar oder tauglich, theils nicht ſo gut und zweckmäßig bearbeitet oder zugerichtet ſind, als ſie es doch ſeyn könnten und ſollten. Ueberdieß ſcheint der Verf. auch vergeßen zu haben, daß man auf einem und demſelben Grunde oder Eckſtein gut oder ſchlecht bauen, und aus Materialien, die zum Theile ſchon alt ſind, und auch ſchon öfter gebraucht waren, dennoch ein ganz neues, oder anderes und beſſeres Gebäude aufführen kann. Wenn alſo das Steinbartiſche Syſtem an ſich nur wahr, gut und gründlich iſt; ſo wird es von ſeinem Werthe nichts verlieren, wenn gleich der Verf. auf Ehre verſichert, daß er einen großen Theil deſſelben durchgeleſen habe, als er ſich ſelbſt fragte: „Wo iſt denn das Neue?“ — In dem 2ten und 3ten Briefe, die den Begriff von menſchlicher Glückſeligkeit unterſuchen ſollen, tadelt der Verf. Herrn Steinbart, daß er behauptet habe: „er habe alle ältere und neuere, ihm bekannte dogmatiſche Lehrbücher durchblättert, aber vergeblich eine ausführliche Entwickelung und beſtimmte Erklärung von dem, was eigentlich Glückſeligkeit ſey, geſucht; ja, ſelbſt Männer, die in ihrem vieljährigen Amte ſich um die Seligkeit ihrer Zuhörer in der That nicht wenig verdient gemacht hätten, hätten gleichwohl auf ſein Befragen: was iſt Seligkeit? mit Erſtaunen über ſich ſelbſt geſtanden, daß ſie bey allen ihren gelehrten theologiſchen Uebungen ſich nie veranlaßt gefunden hätten, etwas Beſtimmtes darüber bey ſich feſt zu ſetzen.“ Der Verf. nun wendet dagegen zweyerley ein: 1) wie es zuſammen zu reimen ſey, daß man ſeine Zuhörer zur Glückſeligkeit führen, und doch ſelbſt keinen beſtimmten Begriff von Glückſeligkeit haben könne? — Aber wie? Sollte denn das wirklich mit einander nicht beſtehen können? Kann ich nicht jemand zu einem Geſundbrunnen führen, ohne von der Beſchaffenheit des Waſſers, das aus dieſer Quelle fließt, und von deſſen Beſtandtheilen einen beſtimmten Begriff zu haben? Kann nicht ſelbſt der Bauer durch eine gute Diät ſeine Geſundheit ſtärken und erhalten, ohne weder von dem, was Geſundheit, noch was eine gute Diät iſt, eine beſtimmte Erklärung geben zu können? Eben ſo weiß zwar ein jeder ſeinem Gefühle nach, was Glückſeligkeit überhaupt iſt; deswegen aber iſt er bey weitem noch nicht im Stande, den

Begriff

Begriff an ſich ſelbſt deutlich, beſtimmt und ausführlich zu entwickeln. Hätte doch der Verfaſſer, um die Wahrheit dieſer Steinbartiſchen Behauptung zu prüfen, nur eben den Verſuch gemacht, den dieſer machte; ſo würde gewiß ſeine eigene Erfahrung ihn bey Tauſenden ganz daſſelbe gelehrt haben, was den Herrn Steinbart hierbey die ſeinige lehrte. 2) führt der Verf. Reuſch Introductio in theologiam revelatam an, der im Weſentlichen über menſchliche Glückſeligkeit ſchon daſſelbe geſagt habe, was darüber Herr Steinbart ſage. Es iſt wahr, daß der ſel. Reuſch ſich hierüber vorzüglich gut unter den ältern Theologen erklärt hat; allein können nicht zwey Schriftſteller im Weſentlichen über eine Sache ganz daſſelbe ſagen, und kann nicht dennoch in Anſehung der Deutlichkeit, Beſtimmtheit, Vollſtändigkeit und Ausführlichkeit der Begriffe, und der Darſtellung, der eine vor dem andern ſehr viel voraus haben? Denn von einer Sache im Weſentlichen daſſelbe ſagen, und von eben der Sache eine ausführliche Entwickelung und beſtimmte Erklärung geben, iſt noch immer ein ſehr groſſer Unterſchied. Das erſtere läugnet Herr Steinbart nicht; nur das letztere vermißt er bey den ältern Theologen; und darin hat er unſtreitig vollkommen recht. Denn wenn auch der ſel. Reuſch noch ſo ſehr als eine glückliche Ausnahme von dem Gewöhnlichen gelten ſollte; ſo müßte man doch wirklich wider den klaren Augenſchein reden, wenn man leugnen wollte, daß in den ältern Syſtemen, und zwar gerade in den bekannteſten und gangbarſten, z. E. Buddeus, Lange, König, Fecht, Baier, Keckermann, ꝛc. eine ausführliche Entwickelung und beſtimmte Erklärung über menſchliche Glückſeligkeit nicht zu finden iſt; und eben ſo unläugbar iſt es auch, daß man das jetzige und künftige Leben des Menſchen, oder ſeine jetzige und künftige Beſtimmung oft nur gar zu ſehr von einander abgeſondert, oder wohl gar ſich einander ganz entgegen geſetzt hat, indem man das ſogenannte Irrdiſche und Himmliſche als etwas mit einander im geraden Widerſpruche ſtehendes betrachtet und behandelt hat. — In dem 4ten Briefe unterſucht der Verf., ob die Beſchreibung des Herrn Steinbart von den Empfänglichkeiten und Anlagen des Menſchen zur Seligkeit mit demjenigen im Widerſpruche ſtehe, was in ältern Syſtemen davon gelehrt worden. Allein der Frage: ob die ältern Syſteme lehren, daß der Menſch auch noch jetzt Anlagen und Empfänglichkeiten zur Seligkeit habe, ſchiebt der Verf. unvermerkt eine andere unter; dieſe nemlich: ob ſie lehren, daß

daß der Menſch von Gott zur Seligkeit beſtimmt ſey; und dann noch eine dritte: ob der Menſch das auch jedesmal wirklich ſey, was er ſeyn kann und ſoll. Wer ſieht nun aber nicht, daß alle dieſe Fragen bey weitem nicht dieſelben, ſondern von einander ſehr verſchieden ſind. Daß der Menſch von Gott zur Seligkeit beſtimmt ſey; das lehren freylich auch ſchon die ältern Syſteme; aber auch ſelbſt dieß nicht einmal alle, denn ein groſſer Theil lehrt ja auch zugleich; daß Gott gewiſſe Menſchen durch einen gewiſſen willkührlichen und unbedingten Rathſchluß zur Verdammniß beſtimmt habe. Lehren ſie denn aber auch eben ſo deutlich, beſtimmt und ausführlich, daß der Menſch von Natur auch noch jetzt Anlagen und Empfänglichkeiten zur Seligkeit habe? Iſt es nicht vielmehr allgemeine mehr oder weniger gemäßigte Kirchenlehre, daß der Menſch nach dem Sündenfalle Adams zu allem Guten gänzlich untüchtig, und ganz erſtorben ſey? Und liegt nun darin nicht wirklich ein wahrer für jeden Unbefangenen äuſſerſt auffallender Widerſpruch? Denn wenn man nun zuweilen doch in etwas ſich beſann, und die Lehre von dem tiefen Verderben und gänzlichen Unvermögen der menſchlichen Natur dadurch milderte, daß man zugab, der Menſch habe von Natur doch noch einige gute Anlagen und Empfänglichkeiten zur Seligkeit; und doch auch zugleich in dem Artikel von dem Sündenfalle ſteif und feſt dabey verharrte: das göttliche Ebenbild ſey gänzlich verloren, und ſo iſt denn nun der Menſch zu allem Guten gänzlich untüchtig geworden; gab man da nicht mit der einen Hand, was man geradehin mit der andern wieder wegnahm? Eine ganz andere Frage hingegen iſt es: ob die Menſchen in aller Abſicht jedesmal das wirklich ſind, was ſie ihren Anlagen und Fähigkeiten nach ſeyn könnten und ſollten? Eine Frage, die niemand bejahen kann noch wird! Iſt es denn aber eben deswegen nicht deſto nöthiger, die Menſchen die vortreflichen Anlagen ihrer Natur gehörig kennen und ſchätzen zu lehren, und ſie dadurch zu ermuntern, das zu werden, was ſie ſeyn und werden ſollen? Thun denn aber das die ältern Syſteme? Schlagen ſie den Menſchen nicht vielmehr nieder, indem ſie eine gänzliche Untüchtigkeit und Erſtorbenheit deſſelben zu allem Guten lehren und vorgeben? Heißt das Kraft und Muth zum Guten in dem Menſchen entwickeln, ſtärken und beleben? Iſt es nicht vielmehr das gerade Gegentheil? — Wie es übrigens der Verf. in dieſem Briefe dem Herrn St. als Liebloſigkeit, Unbilligkeit und Strenge gegen viele Religionslehrer

auſle-

auslegen kann, wenn er geſagt hat: „die Lehrer der Nation ſollten immer ein Mannsalter in der Kultur des Verſtandes voraus haben; es giebt aber Lehrer, die ein halbes, ein ganzes, auch wohl zwey volle Jahrhunderte noch zurückgeblieben ſind;“ iſt ſchwer zu begreifen. Freylich iſt es, leider wahr genung, daß viele zu arm und dürftig ſind, als daß ſie die nöthigen Hülfsmittel ſich dazu anſchaffen könnten; hört denn aber ein Uebel deswegen auf, ein Uebel zu ſeyn, weil ein anderes Uebel die Quelle davon iſt? Soll man deswegen nicht darüber ſprechen, nicht darauf aufmerkſam machen dürfen, um bey denen, die dem Uebel abhelfen könnten und ſollten, Eifer und Gegenanſtalten, bey denen aber, die es betrifft, allen ihren noch möglichen Fleiß zu wecken, und ſie vor Trägheit zu bewahren? Und das ſollte Liebloſigkeit, Unbilligkeit und Strenge ſeyn? Ey, Ey! — Und wie? Jede Pflicht der Religion, wie der Verf. ſagt, durch welche ausgeartete Triebe in ihre Schranken zurückgeführt werden ſollen, ſollte in den Augen der neuen ſogenannten Herren Reformatoren eine harte Lehre, überſpannte Tugend, übertriebene Moral ſeyn? Wirklich, das iſt eine harte Lehre! Wie iſt es möglich, daß der Verf. ſolche Dinge behaupten kann! — In dem 5ten Briefe will der Verf. das Aergerniß mildern, das Herr Steinbart an dem Ausdruck: die Welt iſt ein Jammerthal, genommen hat; und dieſes glaubt er dadurch mildern zu können, daß er erinnert: die Welt habe eben ſowohl ihre unangenehme, als ihre angenehme Seite. Recht gut! Das wußte aber Herr Steinbart gewiß eben ſo gut, als es der Verf. weiß; aber liegt denn dieſe Wahrheit wirklich auch in jenem Ausdruck? Iſt es nicht vielmehr klar, daß er die Welt nur von ihrer widrigen Seite, und alſo nur blos einſeitig vorſtellt? Nicht klar alſo, daß er der Sache ſelbſt gar nicht angemeſſen, und mithin verwerflich iſt? Wenn man nun aber dieſen Ausdruck tadelt; tadelt man denn deswegen auf eine liebloſe Art alle diejenigen, denen unter dem Gefühle des Leidens, das ſie drückt, eine Thräne entfällt? Iſt es nicht vielmehr wirklich wohlthätig für Leidende, wenn man ihnen einen Ausdruck nimmt, der ſeiner Natur nach eine Vorſtellung aufregt und unterhält, die ihnen die Welt nur noch finſterer und trauriger darſtellen, ihr Gutes und Angenehmes ihnen gleichſam aus den Augen rücken, und ſie ſelbſt alſo nur noch muthloſer und ſchwermüthiger machen muß? Wozu doch alſo einen ſolchen unſchicklichen, falſchen, widrigen und wirklich ſchädlichen Ausdruck noch lange in Schutz

neh-

nehmen? — So ſehr wir in Anſehung des 6ten Briefes, worin der Nutzen der Todesgedanken, als Nahrung und Stärkung für Weisheit und Tugend, gegen Herrn Steinbart behauptet und vertheidiget wird, dem Verf. in der Hauptſache vollkommen Recht geben; ſo wenig können wir doch den Gründen, als richtig angegeben beytreten, die Herrn Steinbart nach der Meynung des Verf. zu der allerdings etwas auffallenden Behauptung, daß es in jener Hinſicht eben nicht rathſam ſey, an den Tod zu denken, genöthiget haben ſollen. Der ganze Grund dieſes Auffallenden liegt vielmehr blos darin, daß ſich Hr. Steinbart nicht deutlich und beſtimmt genung erklärt hat, wodurch es nun das Anſehn gewinnt, als ob er das von Todesgedanken überhaupt ſagte, was doch nur von irriger, unchriſtlicher und peinigender Todesfurcht, oder wie ſich Herr Steinbart ausdrückt, von dem Geſpenſte des Todes gilt, und gelten ſoll. — In dem 7ten und 8ten Briefe unterſucht der Verf., ob der Einfall, die Hinderniſſe unſerer Glückſeligkeit bloß in den Einſchränkungen unſerer Natur zu ſuchen, befriedigend genug ſey. — Wer nun durch das, was der Verf. gegen die neuere und beſſere Lehrart über die moraliſche Natur des Menſchen vorbringt, ſich überzeugt und beruhiget finden kann; dem wollen wir es herzlich gerne gönnen; uns aber iſt es ſchlechterdings unmöglich. Die Urquelle der ganzen moraliſchen Verdorbenheit des Menſchen in dem Sündenfalle des erſten Menſchen, und deſſen allgemeinen Zurechnung zu ſuchen, iſt eine Hypotheſe, die eben ſo gewiß keinen Grund in der Bibel hat, als ſie höchſtentehrend für Gott ſelbſt iſt. Sie muß zuverläßig nur immer erſt in die Bibel hineingetragen, und bey ihrer Erklärung ſchon zum Grunde gelegt werden, wenn ſie daraus hergeleitet werden ſoll. Denn wer hat ſie denn gelehrt? Etwa Paulus? Nicht doch! Er lehrt ja blos ganz deutlich und ausdrücklich, daß alle Menſchen, ſo wie Adam, geſündiget haben, nemlich, ſo wie er, verführt durch ihre Sinnlichkeit. Ihre Sünde wird ihnen alſo auch eben ſo, wie dem Adam die Seinige, zugerechnet; und ſo iſt Sünde, ſo iſt Zurechnung allgemein geworden. So gewiß nun aber jene Hypotheſe keinen Grund in der Bibel hat; eben ſo gewiß iſt ſie auch zugleich höchſt entehrend für Gott ſelbſt, und mit allen vernünftigen Begriffen von ſeinen Eigenſchaften, Werken und Abſichten ganz unverträglich. Denn eine einige Sünde, und noch dazu bloße Uebertretung eines ſo ganz willkührlichen Geſetzes, mit einem übernatürlich

gewirk-

gewirkten Verluſte, (denn natürlich ließe er doch gewiß auf keine Weiſe ſich erklären,) aller Neigungen und aller Kräfte zum Guten, mit einer beſtändig fürtretenden moraliſchen Verdorbenheit, oder mit einer ſogenannten Erbſünde zu beſtrafen; das iſt wahrlich eine Strafe, die ſich zwar von einem Unmenſchen, der an der Zerſtörung des Guten ſeine Freude findet, nicht aber von dem Allweiſen und Allgütigen denken läßt, der das Werk ſeiner Hände unmöglich ſelbſt zu ſeinen Abſichten unbrauchbar machen kann, um es etwa taliter qualiter in der Folge wieder herzuſtellen. Wenn ein Kind gefallen iſt; wird denn deswegen der Vater es ſogleich, nebſt ſeiner ganzen Nachkommenſchaft, an Händen und Füßen lähmen wollen? Mit Recht alſo kann man das, was der Verf. S. 56 ſagt, auch noch von ihm und von ſeiner Theorie ſagen: man braucht nicht ſcharfſinnig zu ſeyn, um zu entdecken, daß Gott ſehr übel von demjenigen vertheidiget werde, der ihm beymiſſet, daß er mit einer eigenen zu dieſem Erfolge abſichtlich gemachten Veranſtaltung dem Menſchen einen Fallſtrick zu einer Sünde gelegt habe, die nicht nur ihn ſelbſt, ſondern mit ihm auch zugleich das ganze menſchliche Geſchlecht durch eine Art von abſolutum decretum ins Verderben zog. Warum ſoll man doch alſo zu einer Hypotheſe ſeine Zuflucht nehmen, die ſo unendlich große Schwierigkeiten hat, da man doch alles weit leichter, natürlicher und Gott anſtändiger erklären kann? Der Menſch empfieng nemlich von Gott Vernunft; dieß iſt das phyſiſche Ebenbild Gottes. Denn vermöge derſelben hat der Menſch die Fähigkeit, Gott ähnlich zu werden, und an Vollkommenheit und Glückſeligkeit bis ins Unendliche zuzunehmen. Dieſe Art des Göttlichen Ebenbildes iſt dem Menſchen anerſchaffen, und iſt für ihn auch unverlierbar, ſo lange er ein Menſch iſt. Dieß hat alſo der Menſch noch jetzt an ſich. Dieß lehrt die Bibel ſelbſt. Denn auch noch nach der Geſchichte vom Falle ſpricht ſie von dem Menſchen, als einem Ebenbilde Gottes, in eben ſo ſtarken, ja, ſogar in noch ſtärkern Ausdrücken, als ſie davon in der Schöpfungsgeſchichte geſprochen hatte. (S. 1 Moſ. 1, 26, 27. coll. cap. 9, 1 — 7.) Es giebt aber auch noch eine andere Art des Göttlichen Ebenbildes; das moraliſche nemlich, welches in einer wirklichen Gott und Jeſu ähnlichen Weisheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit unſers Geiſtes und unſeres Lebens beſteht. Dieſes konnte nun dem Menſchen eben ſo wenig durch einen Actus der Macht Gottes anerſchaffen werden, als es jemals irgend ein

Menſch

Menſch ſchon mit ſich auf die Welt bringen kann; ſondern der Natur der Sache ſelbſt nach, muß es durch Unterricht und Uebung im Guten erſt nach und nach erworben werden, ſo wie es auch durch fortgeſetzte Uebung bis ins Unendliche an Vollkommenheit wachſen muß. Dies beweiſet auf das deutlichſte theils das Exempel Jeſu ſelbſt, Luc. 2, 52; theils auch die ganze Geſchichte des Menſchen nach der Bibel. Denn wäre er wirklich ſchon ſo weiſe, heilig und gerecht geweſen, als die älteren theologiſchen Syſteme uns ihn vorſtellen; wie hätte er denn fallen können? lag er denn der erſten, an ſich ſelbſt nach dem Buchſtaben der Geſchichte ſo kinderleichten Verſuchung nicht wirklich blos aus Schwäche unter? Handelte er nicht wirklich nach dieſer Geſchichte wie ein kleines unmündiges Kind, das ſeine Hände nach einem Apfel, den man ihm darbietet, begierig ausſtreckt, und im Stande iſt, ohne Bedenken Koſtbarkeiten vom höchſten Werthe dafür hinzugeben? Wo iſt denn nun da das hohe Ideal von Weisheit und Tugend, das man an dem erſten Meſchen ſchon zu finden glaubt? Lehrt die Geſchichte, man nehme ſie buchſtäblich oder allegoriſch, nicht das gerade Gegentheil davon? Wahrlich, nichts als unſchuldige und unmündige Kindheit des Menſchen iſt es, was aus der ganzen Geſchichte, ſo wie ſie da liegt, auf das deutlichſte hervorgeht. Gerade ſo iſt es denn aber auch der Natur des Menſchen auf das vollkommenſte gemäß. Denn der Menſch hat zwar Vernunft, dieſes Ebenbild, oder Analogon der Gottheit; aber er hat auch Sinnlichkeit. Auch dieſe indeßen war und iſt an ſich ſelbſt vollkommen gut, d. h. der Beſtimmung des Menſchen, ſo wie der Bildung und Erziehung ſeines Geiſtes zu dem ganzen Zwecke ſeines Daſeyns auf das vollkommenſte angemeſſen, oder dazu nöthig und ihm nützlich. Denn wie hätte er ſonſt dieſe Erde bewohnen, und ihre Güter gebrauchen und genieſſen können? Allein die Vernunft war und iſt Anfangs bey dem Menſchen noch ſehr ſchwach, ungeübt und unentwickelt; die Sinnlichkeit hingegen war und iſt gleich Anfangs ſchon in ihrer völligen Stärke da. Daher kommt es, daß ſich der Menſch von Jugend auf gewöhnt, mehr nach Trieben der Sinnlichkeit zu handeln, als nach Vorſtellungen und Geſetzen der Vernunft. Wenn daher der Menſch durch Erziehung, Unterricht und Uebung im Guten nicht gehörig geleitet und gebildet wird: ſo iſt es ſehr natürlich, daß die Sinnlichkeit über die Vernunft, oder das Fleiſch über den Geiſt nach und nach mehr oder weniger die

Oberherrſchaft erlangt; und ſo geräth denn der Menſch in den Stand der Sünde oder der moraliſchen Verdorbenheit hierin, wo er mehr oder weniger zum Guten untüchtig, und zum Böſen hingegen überwiegend geneigt wird. Da nun die Menſchen allzumahl auf dieſe Weiſe, ſo wie Adam, mehr oder weniger Sunder geworden ſind, und alſo des Ruhms, an Weisheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit Gott ſo ähnlich zu ſeyn, als ſie es den Anlagen ihrer moraliſchen Natur nach ſeyn könnten und ſollten mangeln; ſo fordert die h. Schrift mit Recht, daß ſie alle erneuert, oder gleichſam ſo umgeſchaffen werden ſollen, daß das moraliſche Ebenbild Gottes, oder eine wirklich Gottähnliche Weisheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit in ihnen angerichtet, ausgebildet, und der Vollkommenheit immer näher gebracht werde. — Nun überlege der Verf., ob dieſe Vorſtellungsart der Sache nicht der Vernunft, ſo wie der Bibel, der Ehre Gottes, ſo wie der wirklichen Geſchichte und der moraliſchen Natur und Beſtimmung des Menſchen auf gleiche Weiſe gemäß iſt. In dem 9ten Briefe wird unterſucht, worin eigentlich die Urquelle aller Unrichtigkeiten und Verwirrungen in dem theologiſchen Syſteme zu ſuchen ſey. Nach Herrn Steinbart nemlich iſt dieß die Vorausſetzung, daß die Offenbarung Geheimniße enthalten müſſe; nach dem Verfaſſer aber iſt es die entgegengeſetzte, daß ſie keine enthalte, oder nothwendig enthalten müſſe. Er ſcheint alſo zu glauben, daß eine Offenbarung, d. h. ein von Gott veranſtalteter Unterricht in der Religion, für uns überflüßig ſeyn würde, wenn ſie uns keine Geheimniſſe, d. h. keine Begriffe und Sätze entdeckte, die über unſere Vernunft ſind. Wenn er nun zugeben wollte, daß auch unſere Kinder in natürlichen Dingen und über ihre Menſchenpflichten keinen Unterricht nöthig hätten, weil ſie doch das alles auch ſchon von ſelbſt mit ihrer Vernunft faſſen und begreifen können; oder wenn er beweiſen könnte, daß es ganz eigentlich, oder doch wenigſtens ganz vorzüglich nur Geheimniſſe, d. h. übervernünftige Begriffe und Sätze ſind, die den Menſchen zu ſeiner Beſtimmung führen und geſchickt machen, und daß ohne dergleichen Begriffe und Sätze der Menſch unmöglich das ſeyn und werden könne, was er ſeyn und werden ſoll; ſo würde er freylich Recht haben. Aber es fehlt viel, daß er jenes zugeben, und dieß erweislich machen könnte. Auch iſt es weiter nichts, als petitio principii, wenn der Verf. vorgiebt, das Wort Geheimniß mehr als einmal in der Bibel in einer ſolchen Verbindung zu finden, daß es nichts anderes bedeu-

bedeuten könne, als eine Sache, die über unſer Erkenntnißvermögen hinausgeht. Denn darüber iſt ja eben erſt die Frage. Dagegen aber beweiſen ſehr viele Bibelſtellen, z. E. Röm. 16, 25, 26. 1 Cor. 4, 1. 1 Cor. 15, 51. Eph. 1, 9. coll. 2, Theſſ. 2, 7. Col. 1, 26, klar und deutlich, daß das Wort Geheimniß in der Bibel in einer ganz andern Bedeutung gebraucht werde, nemlich von Begriffen und Sätzen, die vorhin entweder noch gar nicht, oder noch nicht ſo allgemein, noch nicht ſo deutlich und überzeugend erkennt würden, als die Religion Jeſu ſie lehrte und ins Licht ſetzte. So war z. E. auch ſelbſt der Satz: es iſt ein Gott, ein Geheimniß für alle diejenigen, die ihn noch nicht kannten. Wenn der Verf. nach dem 10ten Briefe gegen Herrn Steinbart zuerſt den Satz: Gott kann auch willkührlich denken, handeln, und befehlen, und dann zugleich auch wieder dieſen behauptet: es geſchehe alles von ihm weislich, und zu unſerm Vortheile; ſo möchten wir ihn wohl fragen, wie dieſe beyde Sätze miteinander beſtehn können. Denn ſobald erwieſen iſt, daß Gott nur immer weislich, folglich nie ohne Grund, und ohne einen guten heilſamen Zweck handelt; ſo iſt es auch zugleich entſchieden, daß er niemals willkührlich handelt. In den Handlungen Gottes, d. h. in ſeiner Weltregierung kann freylich Manches vorkommen, wovon unſere Vernunft in einzelnen Fällen, auſſer dem Allgemeinen, einen gewiſſen individuellen Grund und Zweck nicht erforſchen oder angeben kann; ganz anders hingegen iſt der Fall bey Grundſätzen der Religion, und bey den Geſetzen die er giebt und geben kann. Hier muß der Zuſammenhang mit ihrem Grunde und Zwecke, d. h. mit der moraliſchen Beſſerung und Erziehung der Menſchen immer klar vor Augen liegen. Denn ſonſt fehlt ihnen ja gerade das weſentlichſte Merkmal ihrer Göttlichkeit, nemlich innere Tauglichkeit und motivirte Anwendbarkeit zu einem guten groſſen und Gottes würdigen Zwecke. Der Verf. verwechſelt willkührlich und poſitiv. Poſitive Geſetze, Strafen und Belohnungen, als zweckmäſſige Erziehungs- und Beſſerungsmittel für die Menſchen betrachtet, können freylich Statt finden; niemals aber willkührliche. — In dem 11ten und 12ten Briefe will der Verf. einige auffallende Beweiſe von der Anwendung der exegetiſchen Talente des Herrn Steinbart geben. Dieſe Beweiſe betreffen nun theils ſolche Stellen, die von dem Moſaiſchen Geſetze handeln, theils ſolche, die von der ſogenannten Erbſünde handeln ſollen; und endlich auch inſonderheit die Anwendung, die

Herr

Herr Steinbart von den Pauliniſchen Worten: nach Weisheit fragen, auf dem Titel gemacht hat; eine Anwendung, mit welcher Herr St. nach der Auslegung des Verf. ſich ſelbſt und ſeinen Leſern ein ſehr ſchlechtes Compliment gemacht haben ſoll. Dies würde freylich richtig ſeyn, wenn es nicht ſichtbar genung wäre, daß der Gebrauch dieſer Worte bey Herrn St. bloße Accommodation iſt und ſeyn ſoll. Die ganze weitläuftige Debatte des Verf. darüber, da er dieſe bloße Accommodation für wirkliche und eigentliche Citation nimmt, iſt alſo ohne Grund und Haftung. Nicht beſſer bewandt iſt es mit ſeinem Räſonnement über die Schriftſtellen, die von dem moraliſchen Verderben handeln. Vielleicht würde indeſſen der Verf. mit Hr. St. bald näher übereinkommen, wenn er das moraliſche Verderben an ſich ſelbſt von der Quelle deſſelben gehörig unterſcheiden wollte. Denn Irrthümer, Vorurtheile und falſche moraliſche und practiſche Maximen und Triebfedern, wornach der Wille ſich beſtimmt, ſind doch unſtreitig nach der Angabe Herrn St. weſentliche Beſtandtheile des wirklichen moraliſchen Verderbens der Menſchen; allein die eigentliche allgemeine und urſprüngliche Quelle deſſelben iſt die Sinnlichkeit, oder wie die Bibel ſagt, das Fleiſch. Jedoch da wir eben hierüber ſchon das Nöthige geſagt, und die Sache in ihrem wahren Zuſammenhange dargeſtellt haben; ſo können und wollen wir des Raums wegen uns nicht weiter darauf einlaſſen. — In dem 13ten Briefe will der Verf. die Meynung des Herrn St. über den Geiſt des Chriſtenthums prüfen. In dieſer Prüfung giebt er nun zwar zu, daß H. St. der Sache ſelbſt nach den Geiſt des Chriſtenthums ganz richtig angegeben habe; glaubt aber dagegen, daß dieſer Geiſt nicht mehr derſelbe ſey und bleibe, wenn man von gewiſſen Lehrpunkten, z. E. von der Erlöſung der Menſchen durch Chriſtum nicht ganz dieſelben Vorſtellungen habe, die der Verf. davon hat, und für die einzig wahren und allein ſeligmachenden hält. Da würde es nun freylich abermals manches Mißverſtändniß zu heben, und ſehr vieles näher zu beſtimmen und zu berichtigen geben, wenn es uns der Raum erlaubte. So bürdet er, z. E. Hrn. Steinbart auf: er lehre bloßen Egoismus, indem er den Grundſatz aufgeſtellt habe: „Was mich vollkommener und glücklicher macht, das muß ich thun, die andern mögen alſo ſehen, wie ſie wegkommen.“ Der gute Mann hat aber vergeſſen, zu bedenken, daß Nächſtenliebe oder Bruderliebe nach dem Sinne des Chriſtenthums auch zugleich den Liebenden ſelbſt, wie ſelbſt an dem Exempel Jeſu

klar iſt, in eben dem Grade vollkommener und wirklich glückli-cher macht, in welchem er dieſe Liebe übt. So nennt auch Chriſtus das Gebot der Liebe nicht deswegen neu, weil er Bruderliebe, das Geſetz Moſis hingegen bloße Nächſtenliebe lehrte; ſondern deswegen, weil er uns alle Menſchen ohne Ausnahme und ohne Unterſchied als unſere Brüder lieben lehrte, dahingegen die Juden nach ihrer damals gangbaren Moral blos ihre Glaubensgenoſſen als ihren Nächſten, oder als Bruder lieben wollten. Luc. 10, 28 — 37. — In dem 14ten und 15ten Briefe unterſucht der Verfaſſer, ob das Vorgeben wohl ſo ganz ſeine Richtigkeit habe, daß Chriſtus und ſeine Apoſtel die Reitzungen und Bewegungsgründe zum Guten überall aus den natürlichen Trieben des Menſchen, und aus den natürlichen Folgen der Handlungen herleiten. — Der Hauptgrund aller Mißverſtändniſſe, die auch hier zu herrſchen ſcheinen, liegt wohl nur darin, daß man von beyden Theilen bloße ſinnliche Naturtriebe von dem natürlichen Geſetze der Vernunft nicht gehörig unterſchieden, und nicht bedacht hat, daß jene auch ſchon durch dieſes eben ſowohl, als durch die chriſtliche Moral, geordnet, eingeſchränkt und gemäßiget werden müſſen. Denn im Grunde und im Weſentlichen kann doch die chriſtliche Moral unmöglich etwas anders ſeyn, als das eben ſo göttliche Vernunftgeſetz ſelbſt, und auch die Bewegungsgründe, womit ſie ihre Gebote unterſtützt, nebſt den Mitteln, die das Chriſtenthum zur Beförderung der Moralität äuſſerlich anwendet oder an die Hand giebt, müßen doch nothwendig durchgängig von der Art ſeyn, daß die Vernunft ſie billigen, und ſich von ihrer Zweckmäßigkeit hinlänglich überzeugen kann. Der Unterſchied von beyden liegt alſo blos in der verſchiedenen Art der Promulgation, und beſteht blos darin, daß die chriſtliche Religion dem Vernunftgeſetze eine höhere Sanction giebt, indem ſie es uns ausdrücklich als den Willen Gottes ſelbſt anerkennen und verehren lehrt; und in ſofern iſt denn alſo allerdings der Wille Gottes höchſter Bewegungsgrund nicht nur zur Befolgung der chriſtlichen Moral, ſondern eben ſowohl auch höchſter Bewegungsgrund der Vernunft zur Befolgung des mit jener ganz identiſchen Vernunftgeſetzes. Jene ſo wenig als dieſes kann uns alſo bloße willkührliche Gebote geben. Die Verbote von Vielweiberey und leichtſinniger Eheſcheidung, die der Verf. für das Gegentheil anführt, machen wenigſtens hierin keine Ausnahme, indem eine aufgeklärte und unbefangene Vernunft ſie gewiß auch für

die ihrigen anerkennen und behaupten kann und wird. Dem Chriſtenthume bleibt indeſſen immer das unendlich große Verdienſt, das Vernunftgeſetz in ein helleres Licht, in ſeine ganze volle göttliche Auctorität, und dadurch die Vernunft des Menſchen auf die wirkſamſte Weiſe in den Stand geſetzt zu haben, die ihr gebührende Oberherrſchaft über die Triebe der Sinnlichkeit wieder an ſich bringen und behaupten zu können. — Wie der Verf. nach ſeinem 16ten Briefe befürchten kann, daß die Offenbarung ihre Auctorität ſehr verlieren werde, wenn es allgemeine Lehre werden ſollte, daß ſie nichts enthalte, was nicht auch die Vernunft deutlich einſehen könne; und daß es ein gefährlicher Satz ſey, wenn man behauptet, die Offenbarung ſey blos deswegen geſchehen, weil ſie für die Schwachheit der Menſchen Bedürfniß war; iſt uns unbegreiflich. Denn ihre anerkannte durchgängige Vernunftmäßigkeit iſt ja vielmehr die weſentlichſte Stütze ihrer göttlichen Auctorität; und wenn eine Offenbarung gegeben wurde, ſo wurde ſie unſtreitig nicht den Engeln, ſondern blos den Menſchen gegeben, und zwar blos in Hinſicht auf ihre größere und allgemeinere Geiſtesſchwäche. Ein anderer Grund ihrer Nothwendigkeit oder Unentbehrlichkeit für uns läßt ſich doch wohl ſchwerlich denken. Auch die Vorſtellungen, die ſich der Verf. in dieſem Briefe von der Pflicht macht, im Namen Jeſu zu beten, ſind noch ſehr mangelhaft und unvollkommen. Nach ſeiner Erklärung ſoll es ſo viel heißen, als: alles Gute von Gott um Jeſu Willen erwerben und bitten. Es muß ihm aber wohl nicht eingefallen ſeyn, daß auf dieſe Art, z. E. im Beichtſtuhle unzählig viele böſe, laſterhafte und ungebeſſerte Menſchen beten. Beten denn aber dieſe nun wirklich im Namen Jeſu, d. h. wirklich chriſtlich, wirklich im Gefühle und nach der Anweiſung der Religion Jeſu, (denn dieß heißt eigentlich der Name Jeſu,) oder wirklich ſo, wie ſie im Sinne Jeſu und nach ſeiner Anweiſung beten ſollten? Wenn alſo das Gebet nicht ein wirkliches Palliativ oder Einſchläferungsmittel für jeden Laſterhaften ſeyn ſoll: ſo kann im Namen Jeſu beten nichts anderes heißen, als etwas in Angelegenheiten einer Religion beten, oder um etwas beten, was zu ihrer Ausbreitung und Beförderung dienen kann; und dieß war es eben, was Jeſus zunächſt ſeinen Apoſteln empfahl, um ſie dadurch zu ihrem großen Berufe zu ermuntern und zu ſtärken; oder überhaupt mit ſolchen Empfindungen, mit ſolchen Vorſätzen und Geſinnungen beten, wie die Religion Jeſu ſie vorſchreibt

voraus, um zu beweiſen, daß, wenn man dem Menſchen auch nur dieſes Vermögen einräume, man doch eben hiermit ſchon geſtehe, daß er etwas zu ſeiner Beſſerung thun müſſe; und behauptet alſo nur, daß auch ſchon zu dem Entſchluſſe, nicht widerſtehen zu wollen, eigene Selbſtthätigkeit des Menſchen erfordert werde. Nicht dieſen Satz alſo, ſondern nur den: Gott müſſe alles, und der Menſch könne nichts thun, nennt er eine bloße menſchliche Hypotheſe; und zwar mit Recht. Denn ſo wenig zur göttlichen Erhaltung und Verſorgung des Menſchen ein bloßer Nichtwiderſtand ſchon hinlänglich iſt; eben ſo wenig iſt auch ein ſolcher zu ſeiner Beſſerung hinlänglich; ſondern es gehört dazu unumgänglich nothwendig ſelbſtthätige Anwendung und treuer Gebrauch der Kräfte und Mittel, die ihm von Gott dazu verliehen ſind. — In dem 20ſten Briefe theilt uns der Verf. ſeine Bemerkungen über chriſtliche Duldſamkeit, und ihren guten oder ſchlechten Gebrauch mit. Sein Hauptſatz, um welchen ſich das Ganze drehet, ſcheint nach S. 212 dieſer zu ſeyn: „wer die Lehre, (und ohne Zweifel verſteht er doch darunter die Lehre Jeſu,) die die chriſtliche Geſellſchaft für wahr halte, und worauf ſie ihre ganze Hoffnung gründe, für Unvernunft und Thorheit erkläre, und das chriſtliche Syſtem gänzlich niederreiſſen wolle; den könne man nicht mehr für ſeinen Glaubensgenoſſen, nicht mehr für einen chriſtlichen Lehrer halten.“ — Ganz recht! Hat denn aber Hr. Steinbart das gethan? Hat er das gewollt? Nicht doch! Es iſt ja ganz und gar nicht ſeine Abſicht, das ganze chriſtliche Syſtem gänzlich niederzureißen; und er iſt weit davon entfernt, die Lehre Jeſu für Unvernunft und Thorheit zu erklären; vielmehr ſtellt er ſie ja wirklich in einem Werthe dar, der in der That der höchſte iſt, den man ſich nur denken kann, indem er ſie eben ſo, wie Paulus Tit. 1, 1. 3. als Lehre zur wahren Gottſeligkeit, und als göttliche Anweiſung zur wahren Glückſeligkeit darſtellt. Es iſt alſo hier gar nicht die Rede von der ganzen Lehre Jeſu an ſich ſelbſt, ſondern blos von gewiſſen einzelnen Lehrpuncten, und auch nicht einmal von dieſen an ſich ſelbſt, ſondern bloß von den Begriffen und Vorſtellungsarten, die ſich Menſchen davon machten. So bleibt z. E. die Lehre: der Menſch muß gebeſſert werden, als völlig wahr und unangetaſtet ſtehen; nur über das Neue iſt Herr Steinbart, und zwar mit Recht, anderer Meynung, als es das gewöhnliche Syſtem iſt. Wenn es nun aber Lehrern der chriſtlichen Kirche, die nach Wahrheit forſchen können und ſollen, gleichwohl

wohl nicht erlaubt ſeyn ſollte, die Reſultate ihrer Nachfor- ſchung, wären ſie von dem hergebrachten Syſteme auch noch ſo abweichend, uns öffentlich mitzutheilen; wie wäre es denn möglich, daß ein fehlerhaftes Syſtem jemals verbeſſert und be- richtigt werden könnte? Hat denn nicht auch Luther das alte hergebrachte, für einzig rechtgläubig und alleinſeligmachend ge- haltene Syſtem und deſſen menſchliche Vorſtellungsarten über die Lehre Jeſu, faſt gänzlich niedergeriſſen? Müßte alſo nicht auch dieſer nach den Grundſätzen des Verfaſſers von den Ka- tholiken mit Recht verdammt werden? — In dem 21 bis 23ſten Briefe ſucht nun der Verf. die kirchliche Satisfactions- lehre gegen Herrn Steinbart zu behaupten und zu vertheidigen. Es würde viel zu weitläuftig ſeyn, wenn wir alle die Miß- verſtändniſſe auseinanderſetzen wollten, die über dieſen Lehr- punkt herrſchen. Wir begnügen uns alſo, nur eine oder die andere allgemeinere Anmerkung darüber niederzuſchreiben. Es würde allerdings, wie der Verf. mit Recht behauptet, eine viel zu einſeitige Vorſtellung ſeyn, wenn man den ganzen Zweck Jeſu blos in Vertilgung einer gewiſſen abergläubiſchen Furcht vor Gott und ſeinen Strafen, und vor dem Tode ſetzen wollte; allein noch vielweniger kann und darf man ihn in einer ſtellvertretenden Genugthuung ſetzen und ſuchen; ſon- dern der höchſte und letzte Zweck iſt und bleibt unveränderlich, Seligkeit der Menſchen durch Sittlichkeit und Tugend. Es frägt ſich alſo, ob ſtellvertretende Genugthuung hierzu ein ſchickliches Mittel iſt? Nun iſt aber klar, daß ſie das gewiß nicht iſt, weil es unmöglich iſt, daß ſie den moraliſchen Werth des Menſchen größer machen könnte, als er an ſich iſt; un- möglich alſo auch, daß ſie uns etwas zu unſerer Seligkeit hel- fen könnte, man müßte denn wider Schrift und Vernunft be- haupten wollen, daß die Seligkeit des Menſchen mit dem innern moraliſchen Werthe des Menſchen in keinem Verhält- niſſe und in keiner Verbindung ſtehe. Allerdings kann und wird wohl niemand leugnen, daß Gott nicht allein höchſtgütig, ſondern auch höchſtheilig und gerecht iſt. Wenn aber der V. glaubt, daß die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes, nach wel- cher er nothwendig das Böſe beſtrafen, ſo wie das Gute beloh- nen muß, zur Rettung des Menſchen eine ſtellvertretende Genugthuung nebſt der Zurechnung einer fremden Gerechtig- keit nothwendig mache; ſo irrt er ſich ſehr. Gerade umge- kehrt! Weil Gott der heiligſte und gerechteſte Richter und Vergelter ſowohl des Guten als des Böſen iſt; ſo iſt es un-

möglich, daß eine ſtellvertretende Genugthuung Statt finden, und eine fremde Gerechtigkeit vor ihm als die Unſrige gelten könnte; ſo iſt es unmöglich, daß er irgend einen Menſchen für beſſer halten oder gelten laſſen könnte, als er an ſich ſelbſt wirklich iſt, ſo iſt es vielmehr unumgänglich nothwendig, daß er einem jeglichen gebe und vergelte, wie er es verdient, und ſo bleibt es denn ewig und unveränderlich wahr, daß er einen jeden nur in eben dem Maaße wirklich glücklich oder ſelig machen kann und wird, in welchem er wirklich gut zu ſeyn und zu werden ſich beſtrebt hat. Dies lehrt ja die Bibel ſelbſt deutlich und ausdrücklich, z. E. Röm. 2, 6 — 11. Gal. 6, 4—9, 15, 16. Luc. 19, 12 — 26. Iſt nun aber dieß nach Vernunft und Schrift entſchieden wahr und unſtreitig gewiß; wie läßt ſich denn nun dabey noch an ſtellvertretende Genugthuung und an Zurechnung einer fremden Gerechtigkeit denken? Auf Beweisſtellen aus der Bibel für dieſe Lehre, mit der ſie vielmehr in einem offenbaren Widerſpruche ſteht, wird alſo hoffentlich der Verf. nun auch gerne Verzicht leiſten, wenn er ſich nur beſinnen und bedenken wird, daß Erlöſung durch Chriſtum und ſtellvertretende Genugthuung, die er häufig mit einander verwechſelt, keinesweges einerley, ſondern ſehr weit von einander verſchieden iſt. Eine ſtellvertretende Genungthuung hat er nie leiſten weder können noch wollen; aber uns erlöſen, d. h. von der Herrſchaft und von den Strafen oder von dem Elende der Sünde einen jeden befreyen, der ſich davon befreyen laſſen will; das war und iſt es, was er konnte und wollte. Und es ſollte Chriſten geben, denen dieſe größte aller Wohlthaten doch noch nicht Wohlthat genug wäre? — In dem 24ſten Briefe ſagt der Verf. als practiſcher Theologe allerdings manches Wahre und Gute, was von Menſchenkenntniß zeugt, und auf Erfahrung gegründet iſt; nur fürchten wir, daß er auch hierbey Herrn Steinbart hin und wieder mißverſtanden, und ihm Abſichten und Behauptungen untergeſchoben hat, an die der gute Mann wohl nie gedacht hat. So war es z. E. gewiß nicht ſeine Abſicht, die heil. Schrift deshalb zu tadeln, daß ſie von der Beſſerung des Menſchen unter Bildern, z. E. unter dem Bilde der Wiedergeburt, u. ſ. w. ſpricht; ſondern nur die Anwendung wollte er tadeln, die man davon in den theologiſchen Syſtemen gemacht hat. Und allerdings verdient es doch wohl Tadel, daß man die Bilder nicht als Bilder erklärte, ſondern faſt aus einer jeden ſolchen bildlichen Redensart einen eigenen Artikel in der Dogmatik machte, und dadurch

durch veranlaßte, daß die Vorſtellung des Ganzen zerſtückelt, verworren und erſchwert würde. So ſoll auch nach Herrn Steinbart, oder überhaupt nach der Sittenlehre der Vernunft und des Chriſtenthums, dieſe Welt uns nicht dadurch zum Paradieſe werden, daß wir alles leichtſinnig in den Wind ſchlagen, was unſern Frohſinn ſtören, und uns zum Ernſte ſtimmen könnte, ſondern dadurch, daß wir mit Verbannung aller ängſtlichen und ſclaviſchen Furcht vor Gott (Röm. 8, 15.) bloß aus kindlicher Ehrfurcht und Achtung gegen ihn und ſeine Geſetze Böſes meiden, und Gutes thun, uns dadurch die Ehre und den Troſt ſeines Beyfalls, nebſt dem Beyfall und der Billigung unſeres eigenen Gewiſſens uns erwerben, inſonderheit alſo auch geſellſchaftlich glücklich ruhig und zufrieden mit unſern Nebenmenſchen leben, und dadurch das Angenehme und die Freuden dieſes Lebens uns erhöhen und veredeln, das Widrige hingegen und die Leiden deſſelben uns erleichtern und verſüßen. Wenn dieſe eben ſo ächt chriſtliche, als ächt vernünftige Sittenlehre allgemein und durchgängig von allen und jeden geachtet und befolgt würde; würde dann die Welt uns nicht wirklich verhältnißmäßig ein wahres Paradies werden, anſtatt daß ſie manchen theils durch eigene, theils aber auch durch fremde Schuld zu einem Jammerthale werden muß? — In dem 25 Briefe handelt der Verf. von Buße und Glauben; dieß, ſagt er, ſey die Ordnung der Schrift; Herr Steinbart aber kehre dieſe Ordnung um, und ſetze den Glauben vor der Buße. Iſt es denn aber nicht einerley, ob ich ſage: ändert und beſſert euer Herz und Leben, und glaubet deswegen an das Evangelium, denn dieß giebt euch dazu Kraft und Muth; oder ob ich ſage: glaubet an das Evangelium, und beſſert darnach euren Sinn und euren Wandel? So wie nun dieſer Vorwurf ein bloßes Mißverſtändniß iſt; ſo iſt es auch gewiß ein bloßes Mißverſtändniß, wenn der Verf. Herrn Steinbart den Vorwurf macht, daß er die Buße und Sinnesänderung des Menſchen als eine zu freudige Begebenheit darſtelle. Aber wie? Er wird doch nicht etwa leugnen wollen, daß ſie wirklich eine heilſame und ſelige, und folglich auch ihrer ganzen Natur nach eine angenehme und erfreuliche Veränderung iſt? Wenn er das erſtere zugiebt; ſo muß er nothwendig auch das letztere zugeben. Iſt es denn alſo nicht wahre Wohlthat für die Menſchen, wenn man ſie ihnen auch als eine ſolche darſtellt und anpreißt? Hat der Verirrte, wenn er nun wieder auf dem rechten Wege iſt, hat der Kranke, wenn er wieder

geſund wird, hat der Gerettete, wenn er ſich gerettet ſieht, nicht Urſach ſich zu freuen? „Wie krümmt ſich, ſagt der Verf., nicht der Faule und Unthätige, wenn er ſeine gemächliche Lebensart aufgeben ſoll? Arbeit wird ihm nicht eher zu einem frohen und angenehmen Geſchäfte, als bis er aus Erfahrung ſieht, daß er ſich dabey beſſer befindet.“ Ganz wohl! Iſt es denn alſo nicht Irrthum des Verſtandes, daß er ſich davor im Anfange krümmt? Iſt es denn alſo nicht Wohlthat für ihn, wenn man dieſen Irrthum ſo zu berichtigen, und ihn ſo darüber aufzuklären ſucht, daß er gleich vom Anfange die Arbeit als Wohlthat betrachten, und ſich ihrer freuen lerne? — „Ja, ſagt der Verf., wenn es irrdiſche und ſinnliche Glückſeligkeit wäre, die das Evangelium anbietet; dann möchte es wohl ſo dabey hergehen.“ Wie? Iſt es denn nicht abermals Irrthum des Verſtandes, wenn der Menſch bloße irrdiſche und ſinnliche Glückſeligkeit der beſſern und höhern Seligkeiten der Tugend und des Chriſtenthums vorzieht? Iſt es denn alſo nicht Wohlthat für ihn, wenn man ihn hierüber gleich vom Anfange an eines beſſern zu belehren ſucht? Freylich muß ernſtlicher Haß gegen die Sünde bey unſerer Beſſerung zum Grunde liegen, und ſie beſtändig begleiten; aber wird denn der Menſch die Sünde nicht deſto ernſtlicher haßen, und ihre Schädlichkeit deſto lebhafter einſehn, je mehr und je früher er ſich der Tugend und der ihm dazu nöthigen Veränderung freuen lernt? Freylich koſtet es oft Kampf, Ueberwindung und Verleugnung, wenn man practiſche Vorurtheile und ſündliche Gewohnheiten ablegen ſoll; aber wenn es uns nun gelingt, hiervon das eine nach dem andern abzulegen; ſollen wir uns nicht glücklich ſchätzen, ſoll uns das nicht Freude machen? Kurz, traurige Empfindungen können zwar Weg und Mittel zur Buße ſeyn, aber ſie ſind nicht die Buße ſelbſt; ſie ſind nicht ein weſentlicher Beſtandtheil derſelben; ſie liegen nicht in dem Weſen der Buße ſelbſt, ſondern bloß in den Umſtänden; folglich kann und darf auch die Buße nicht als eine traurige Veränderung, ſondern ſie ſoll und muß nach dem Geiſte des Evangelii, der ein freudiger Geiſt iſt, als eine ſolche beſchrieben und angeprieſen werden, die an ſich ſelbſt wirklich erfreulich iſt, weil ſie an ſich ſelbſt heilſam und ſelig iſt. Auch ſelbſt Luther (S. ſeine Werke B. 15 S. 507 d. halliſchen Ausgabe) ſchreibt an Staupitz, daß das Wort Buße, welches ihm nach ſeinen vormaligen Begriffen das fürchterlichſte und ängſtlichſte in der ganzen Bibel geweſen, ihm nun das angenehmſte und erfreulichſte

lichſte ſey, ſeitdem er eingeſehen habe, daß dieſelbe in der Veränderung des Sinnes vom Böſen zum Guten, in der Liebe Gottes, und der Gerechtigkeit beſtehe, und damit anfange. Der Verf. ſieht alſo hieraus, daß Herr Steinbart hierin wirklich im Weſentlichen ganz ächt lutheriſch denkt. — In dem 26ten Briefe tadelt der Verf. Hn. Steinbart, daß er die Selbſtliebe zu dem äuſſerſten Ziele (richtiger: zum erſten Grunde, und zur erſten Quelle) aller unſerer Thätigkeit gemacht, und auch die Liebe Gottes derſelben untergeordnet habe; und doch ſagt er auch ſelbſt: ſtirbt die Selbſtliebe in mir ganz aus, ſo bin ich auch zu jeder andern Liebe ungeſchickt.“ Gerade, als ob Herr Steinbart nicht daſſelbe geſagt hätte, und als ob er geläugnet hätte, daß der Chriſt Gott über alles lieben müſſe. Beydes iſt ja vielmehr im Grunde ganz identiſch. Denn ächte chriſtliche Selbſtliebe, die auch immer ächt vernünftige iſt, iſt auch zugleich wahre Liebe gegen Gott, d. h., ſie liebt Gott wirklich über alles, indem ſie es lebhaft einſieht und empfindet, daß Gott ein unendlich beſſeres und vollkommneres Weſen iſt, als wir ſelbſt, und indem ſie alſo auch ſeine Gebote als die beſten und vollkommenſten anſieht, achtet und befolgt, 1 Joh. 5, 3. Ob gleich alſo die Selbſtliebe die eigentliche erſte Quelle aller unſerer Thätigkeit iſt und bleibt; ſo iſt ſie dennoch der Liebe Gottes in Anſehung ihrer Aeuſſerungen untergeordnet, d. h. die Liebe Gottes, oder, welches einerley iſt, ehrerbietige Achtung gegen ſeine Geſetze, die auch zugleich Geſetze unſerer eigenen Vernunft ſind, iſt das höchſte Principium, nach welchem unſere Selbſtliebe ſich beſtimmen und wirken muß. Was hieße es denn aber wohl: Gott, oder die Liebe Gottes zum höchſten Ziele aller unſerer Thätigkeit machen? Können wir denn etwa Gott durch unſere Thätigkeit vollkommener oder ſeliger machen? Uebrigens verſteht es ſich ja wohl von ſelbſt, daß nicht daſſelbe von einer unächten und verkehrten Selbſt- oder vielmehr, Eigenliebe gelten kann, was nur von einer ächtchriſtlichen und ächtvernünftigen Selbſtliebe geſagt wird. — In dem 27ſten Briefe handelt der Verfaſſer hauptſächlich von der Lehre der Bibel und der Kirche über die Perſon Jeſu und von den verſchiedenen Theorien, die Herr St. darüber in den Schriften der bibliſchen Scribenten gefunden haben will. Wir können aber in die Prüfung des Geſagten unmöglich eingehen, da es uns an Raum gebricht; bitten indeſſen den Verf., das wichtige Werk: Ueber Platonismus der Kirchenväter, ꝛc. 2te vermehrte Auflage, zu leſen,

wenn es ihm um nähere Kenntniß und Prüfung dieſer Lehre zu thun iſt. — In dem 18ſten Briefe endlich ſollen die Wunden der proteſtantiſchen Kirche, die Hr. St. aufzudecken ſich veranlaßt gefunden, beleuchtet, und Titel und Schluß ſeines Buches miteinander verglichen werden. — Wir müſſen hiermit abbrechen. Der Mißverſtändniſſe, wie der Leſer aus dieſer Anzeige ſehen wird, iſt freylich in dieſen Briefen vom Anfang bis zu Ende entſetzlich viel; indeſſen wollen wir nicht läugnen, daß der, der zu prüfen weiß, auch zugleich durch manches Wahre, Gute und Nützliche dafür ſchadlos gehalten wird. Nur Schade, daß Wahres und Falſches, Richtiges und Mißverſtandenes ſo ſehr gemiſcht iſt.

Sa.

Verſuch eines bibliſchen Wörterbuchs für unſtudirte Lehrer in Stadt- und Landſchulen von Friedrich Chriſtlieb Döring, Pred. zu Lauſa bey Dresden. Dresd. und Leipzig, in der Hilſcherſchen Buchhandlung. 1792. 344 S. 8. 20 gr.

Der Gedanke des Verf. iſt ſehr gut, nur iſt die Arbeit zu weitläuftig, und das gewöhnliche Syſtem zu ſehr in die Erklärung hineingetragen; Auch hätten die Erklärungen richtiger ſeyn müſſen. So müßte 1 Cor. 16, 22. der ſey Anathema! nicht heiſſen, der wird ewig geſtraft werden, ſondern, der habe nichts mit uns zu ſchaffen.

Aeltere und neuere bibliſche Geſchichte, ein Leſebuch für angehende Chriſten, von D. J. G. Bechtold. Viertes Bändchen. Gießen, bey Heyer. 1792. 252 S. 8. 12 gr.

Die jüdiſche Geſchichte enthält ſo wenig erhabene und einem gebildeten Zeitalter brauchbare Charaktere, dagegen aber ſo viele unrichtige, niedrige und ſelbſt laſterhafte Streiche des ſogenannten Volkes Gottes, daß der Verfaſſer ſeine Gabe der Darſtellung auf anderweitige moraliſche Verhandlungen beſſer verwandt hätte.

Le.

Rechts-

Rechtsgelahrheit.

C. W. Ledderhoſe, Fürſtl. Heſſiſchen Raths u. ſ. w. kleine Schriften. Vierter Band. Eiſenach, bey Wittekind. 1792. 394 Seiten in Octav. 1 Rf. 4 Kr.

Dieſer Band enthält folgende Stücke: I. Von der Gemeinſchaft der Landgrafen von Heſſen in Anſehung ihrer Activ-Lehen. Vertheilung der Lehnsherrlichkeiten nach dem Teſtament Philipp des Großmüthigen. (§. 2.) Nähere Beſtimmung durch den Vergleich von 1567. Zwiſchen Landgraf Wilhelm und Ludwig (§. 3.) Vertheilung der Lehnſchaften nach Ableben L. Philipp des Jüngern. (§. 4.) Vertheilung der, durch den Todt L. Ludwig an Caſſel und Darmſtadt gefallnen Lehnſchaften: nach das Austrägalurtheil von 1605; durch den Vertrag von 1627; durch den Hauptvertrag von 1648. (§. 5. 6. 7.) Anſtand wegen der Gaugrebiſchen Lehen (§. 8.) Anſtand wegen der unter die Lehnshoheit beyder regierenden Fürſten gefallenen Lehen. (§. 9.) Anſtand wegen der Belehnung der Erbbeamten. (§. 10.) Erhaltung der Gemeinſchaft durch eventuellen Vorbehalt der Lehnspflicht. (§. 11.) Summirte Darſtellung. (§. 12.) Nacherinnerung wegen der Lehnſchaften in den Landesportionen der apanagirten Häuſer. (§. 13.) II. Vom Sammt-Hofgericht und Sammt-Reviſionsgericht in Heſſen. In dieſem ſchönen Aufſatze wird vollſtändig von der Geſchichte, dem Perſonale, der Verfaſſung, Beſetzung, Unterhaltung beyder Gerichtshöfe, von der Concurrenz derſelben u. ſ. w. gehandelt. III. Vom Rechte der Landgrafen zu Heſſen, Beyſitzer am K. und Reichskammergericht zu präſentiren. Antheil der Landgrafen von Heſſen-Caſſel und Darmſtadt an den evangeliſchen Präſentationen des Ober-Rheiniſchen Kreiſes. (§. 2.) Antheil der Landgrafen von Heſſen-Caſſel an den evangeliſchen Präſentationen des Fränkiſchen Kreiſes. (§. 3.) Antheil der Landgrafen von Heſſen-Caſſel an den evangeliſchen Präſentationen des Nieder-Rheiniſch-Weſtphäliſchen Kreiſes. (§. 4.) Von den alternativ Präſentationen der vermiſchten Kreiſe. (§. 5.) IV. Von den zwiſchen Heſſen-Caſſel und Darmſtadt gemeinſchaftlichen Zöllen. Hier wird

im erſten Hauptſtück von der Geſchichte und Beſchreibung des Gulden-Weinzolls, wovon und wo er erhoben wird, u. ſ. w. gehandelt; das zweyte Hauptſtück enthält die Geſchichte und Beſchreibung des Rheinzolls bey Sanct-Goar; Im dritten Hauptſtück findet ſich eine Geſchichte und Beſchreibung des Bopparter Watpfennigs; das vierte Hauptſtück enthält endlich die Rechte der beyden regierenden Heſſiſchen Fürſten an den Sammtzöllen, beſonders bey deren Vertheilung. Im Anhange ſind wiederum Urkunden zur Heſſiſchen Geſchichte, Erdbeſchreibung, Landesverfaſſung, Fundationen, Privilegien u. ſ. w. ingleichen Reſolutionen, Reſcripte u. ſ. w. die meiſtens ſtreitige Rechtsfragen betreffen, mitgetheilt worden.

Ga.

Grundſätze des allgemeinen Ehrechts der deutſchen Chriſten, von D. Chriſtoph Chriſtian Dabelow. Halle, 1792. 206 S. 8. 12 gr.

Der Vf. giebt in der Vorrede die Gründe an, aus welchen er nach Lobethan und Schott ein Lehrbuch über dieſen Gegenſtand ſchreibt; der letztere, welchem er ſonſt alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, hat nach des Verf. Meynung nur Gegenſtände mitgenommen, welche ins Ehrecht nicht gehören, oder andere weggelaſſen, welche dahin gehören; uns dünkt die Sache ſehr willkührlich, ſobald man mehrere Dinge hieher zieht, welche nicht ein Gegenſtand der Gerichtsbarkeit ſind; überſchreiten wir einmal die Gränze, und ziehen z. B. auch alle das Vermögen der Eheleute betreffende Rechte hieher, ſo hat man keinen Grund zu behaupten, daß die Lehre von der väterlichen Gewalt, von der Verbindlichkeit zum Unterhalt und Erziehung der Kinder, als rechtlichen Folgen der Ehe, und dergleichen nicht dahin gehören; und ſo könnte man vielleicht auch bey dem V. tadeln, daß er z. B. der Brautkinder, und im §. 358 und ff. der wirklichen Freyheiten nicht gedenkt. Die Aufſchrift des Buchs rechtfertigt der Verf. damit, daß er nicht ein Eherecht der Juden, oder anderer europäiſchen Völker auſſer Deutſchland ſchrieb. Daß der Verf. die Quellen des Eherechts nicht angeführt hat, entſchuldigt er damit, weil er das Eherecht in Verbindung mit einem Haupttheile der Jurisprudenz lehrt, in deſſen Vorbereitungslehren überhaupt

von

von den Quellen gehandelt wird; allein damit möchten dieſeinigen, welche dieſes Werk als Lehrbuch gebrauchen wollen, nicht zufrieden ſeyn, überhaupt aber verſpricht der Verfaſſer ein vollſtändiges Syſtem des Eherechts nach einem verbeſſerten Plan in der Folge zu liefern, durch welches das gegenwärtige Buch überflüſſig gemacht werden wird. Die Gegenſtände des Eherechts hat der Verf. ſehr gut ausgeführt, und beſonders verdient es Lob, daß der Vf. die Verordnungen des Römiſchen, Kanoniſchen, und der teutſchen Rechte immer ſorgfältig von einander unterſcheidet; und daß er die Verordnungen des neuen Preuſſiſchen Geſetzbuchs öfters angeführt hat, bedurfte gewis keiner Entſchuldigung; auch durch viele und gute Litteratur zeichnet ſich dieſes Lehrbuch aus. Die Sprache des V. iſt nicht immer richtig, wenn z. B. nach §. 109 die Klage für die geiſtliche Gerichte angeſtellt werden ſoll.

Atz.

Die Ruſſiſchen Geſetze ihrem Inhalt nach, in alphabetiſcher Ordnung unter Titel gebracht. — — Aus dem Ruſſiſchen des Herrn F. Langhans ins Deutſche überſetzt von J. J. Helwig, Collegien-Aſſeſſor. Reval, bey Bornwaſſer. 1792. 324 Seiten in gr. 8. 1 Rh.

Bey der unbeſchreiblich groſſen Menge von ruſſiſchen Verordnungen und Ukaſen, welche noch bis jetzt die Stelle eines Geſetzbuches vertreten, aber ſich zuweilen durchkreutzen oder gar widerſprechen, war es ein guter Einfall, ihren Inhalt in einem Sachregiſter zu einer kurzen Ueberſicht darzuſtellen. Indeſſen hätte daſſelbe noch brauchbarer ausfallen können: denn weder iſt von einer jeden Ukaſe der Inhalt mit etlichen Worten angezeigt, noch überall bemerkt worden, welche neuere die ältern etwa auſſer Kraft ſetzt. Nicht einmal ſtehen diejenigen, welche einerley Sache betreffen, ungetrennt beyſammen, wovon gleich vorn die Rubrik der Abgaben ein Beyſpiel liefert, als wo die Kopf- und Vermögensſteuern mit dem Obrok oder Zins und andern Auflagen ſehr ſeltſam unter einander geworfen ſind. Noch unangenehmer iſt, daß die Verordnungen ſelbſt nicht immer unter gehörigen Rubriken vor-

kom-

kommen, wobey es oft an Hinweiſungen fehlt, um das Aufſchlagen zu erleichtern. Von Murſen oder Tataren findet man keinen Titel; daß die tatariſchen Murſen nach einer Ukaſe vom Jahr 1784 adeliche Rechte genießen ſollen, muß man unter der Rubrik von Edelleuten, ſo wie den Zoll unter der von Poſchlinen ſuchen. Nach der Ukaſe vom 11ten May 1784 wegen der kirchlichen Gerichtsbarkeit des römiſchkatholiſchen Erzbiſchofs in Mohilew, ingleichen nach der vom 22 Sept. 1788. wegen des muhamedaniſchen Mufti zu Ufa, hat Rec. lange geblättert, aber ſie nicht gefunden, es ſey nun, daß ſie ganz ſind vergeſſen, oder unter Titel, wo man ſie nicht erwartet, geſetzt worden.

Eg.

Katholiſche Gottesgelahrheit.

Parallele zwiſchen dem ächten Seelſorger und dem Mönche als Pfarrverweſer. Ein Beleg zu des Herrn Benedikt Stattlers wahrer und allein hinreichender Reformationsart des katholiſchen geſammten Prieſterſtandes, u. ſ. w. 1792. 8. 9½ Bogen.

Die Abſicht dieſer mit vieler Wärme geſchriebenen Schrift iſt, augenſcheinlich zu zeigen, daß Niemand weniger als der Mönch, ſo wie er noch jetzt iſt, und bey der klöſterlichen Erziehung und Einrichtung immer bleiben wird, geſchickt ſey, alle die Pflichten, die mit der Seelſorge verknüpft ſind, getreulich zu erfüllen. Der V. ſelbſt ein Mönch, aber einer von den Wenigen, dem die Kloſterdiſciplin ſeinen geſunden Verſtand und ſein edles Herz nicht verdorben hat, iſt ſelbſt auch mehrmals Pfarrverweſer geweſen, und kennt ſowohl die Pflichten der Seelſorge, als auch die Hinderniſſe, die dem Mönche, der auf kurze Zeit auf dieſer oder jener Pfarrey als Seelſorger angeſtellt wird, von allen Seiten her in den Weg treten, dieſen Pflichten nachzukommen.

Ehe wir unſere Leſer mit den Ideen des Verf. näher bekannt machen können, müſſen wir ihnen erſt ſagen, was denn die Pfarrverweſerey der Mönche eigentlich ſey. Mehreren

Klö-

Klöſtern ſind ſchon vor Jahrhunderten die Kirchengüter verſchiedener Ortſchaften angewieſen worden, um ihre Ausgaben deſto leichter beſtreiten zu können. Zugleich haben aber dieſe Klöſter die Verbindlichkeit auf ſich genommen, die geiſtlichen Geſchäfte dieſer einzelnen Gemeinden zu beſorgen. Der Abt wahlt daher aus ſeinen Conventualen Subjecte, die er zwar vorher dem Ordinarius präſentirt, und wenn ſie von dieſem das Placet erhalten haben, ſie auf diejenige Ortſchaften vertheilt, von welchen das Kloſter die Kircheneinkünfte bezieht, damit ſie dort die pfarrlichen Verrichtungen verſehen. Diejenige Mönche nun, welche die Wahl trifft, auf ein oder zwey, höchſtens drey Jahre ein ſolches Pfarramt zu verſehen, heiſſen Pfarrverweſer, oder auch Expoſiti. Sie müſſen gemeiniglich nach einem oder zwey Jahren, oder ſobald es ihrem Abte gefällt, wieder in ihr Kloſter zurückkehren, und werden von andern ihrer Conventualen in ihren Geſchäften abgelößt. Nach längerer oder kürzerer Zeit trifft ſie etwa die Wahl, und ſie werden alsdenn wieder auf eine andere Pfarrey auf ein paar Jahre geſetzt, und ſo bringen ſie ihr Leben bald im Kloſter, bald auf dieſer, bald auf jener Pfarre, bald auf eine längere, bald auf eine kürzere Zeit zu. Einige dieſer Pfarreyen, beſonders diejenige, die nicht gar zu weit vom Kloſter entfernt liegen, werden unmittelbar vom Kloſter verſehen, das heißt, der Abt beſtellt einen der Conventualen, daß er auf einige Zeit alle Pfarrverrichtungen an einem ſolchen Orte verſieht, doch ſo, daß er im Kloſter die Wohnung und den Tiſch beybehält, auch zu allen klöſterlichen Verrichtungen verpflichtet bleibt, und nur an Sonn- und Feyertagen, oder wenn ſonſt Pfarrgeſchäfte vorfallen, ſich in die angewieſene Pfarrey begiebt, um die vorgefallenen Geſchäfte zu beſorgen. Dies nennen ſie das Excurrendoverſehen einer Pfarrey.

Gegen dieſe Pfarrverweſerey der Mönche erklärt ſich der Vf. dieſer Schrift. Er entwirft in einzelnen Kapiteln das Bild eines ächten Seelſorgers, als Kinderlehrers, als Predigers, als Privatlehrers, als Beichtvaters und Krankenhelfers, und als des erſten Muſters der Rechtſchaffenheit in ſeiner Gemeinde, und zeigt dabey jedesmal, wie wenig der Mönch geſchickt ſey, als Pfarrverweſer von einem oder zwey Jahren, allen Forderungen, die aus dieſen verſchiedenen Rückſichten entſpringen, Gnüge zu leiſten. Geſetzt auch, daß es den Mönch ſelbſt an den perſönlichen Eigenſchaften nicht mangelt, die zur

glücklichen Erfüllung aller Seelſorgerspflichten erforderlich ſind; ſo macht es doch ſchon der Umſtand, daß er als Pfarrverweſer nur ein oder zwey Jahre bey einer Gemeinde verweilt, unmöglich, allen Forderungen, welche die Seelſorge erheiſcht, Genüge zu leiſten. Sowohl der öffentliche als der Privatunterricht der Kinder und der Erwachſenen in einer Gemeinde, ſetzen von Seiten des Lehrers nicht nur Menſchenkenntniß überhaupt, ſondern insbeſondere auch Kenntniß der Gemeindsvorurtheile, und Kenntniß einzelner Gemeindsglieder voraus. Dieſe Kenntniße kann ſich zwar auch der Mönch als Pfarrverweſer, wenn es ihm nicht an den erforderlichen Talenten mangelt, in einem oder zwey Jahren erwerben; aber nach Verfluß dieſer Zeit, da er erſt auf eine nützliche Art für ſeine Gemeinde wirkſam werden könnte, wird er wieder abgerufen, und in ſeine Stelle tritt wieder ein Fremder, der, wenn es ihm an den erforderlichen Talenten nicht mangelt, doch nun wieder ein paar Jahre nöthig hat, ſeine Gemeindsglieder kennen zu lernen, und wenn er ſich dieſe Kenntniſſe erworben hat, wieder abtreten muß, um ſeinen Platz aufs neue einem Unwiſſenden einzuräumen. Durch dieſe Pfarrverweſereyen iſt alſo den Bedürfniſſen der Gemeinden wenig oder gar nicht geholfen, geſetzt auch, daß gerade diejenigen Mönche, auf welche die Wahl ihres Abts fällt, die nöthigen Talente haben, die zur glücklichen Ausrichtung der Seelſorgerspflichten erforderlich ſind. Allein der V. zeigt auch, wie gewiſſenlos öfters die Aebte bey dieſen Pfarrbeſetzungen zu Werke gehen, und wie wenige unter den Mönchen ſelbſt anzutreffen ſind, die die erforderlichen Talente und Geſchicklichkeiten zur Seelſorge beſitzen, auch wohl bey der gewöhnlichen Mönchs- und Kloſterdiſciplin niemals zu erwerben im Stande ſind. Ueber dieſe Punkte ſpricht der Verf. ſehr freymüthig, und ſagt dabey überhaupt, wie ſehr das Mönchthum zum ſittlichen Verderben führe. Er ſchildert das Mönchthum von verſchiedenen Seiten, ſo wie es gegenwärtig iſt, und auch wohl noch lange bleiben wird. Wir wollen nun ein paar Züge dieſer Schilderung ausheben: Seite 32. „Der D. Merz mit ſeinem Ketzermacher-Dikaſterium in Augsburg, iſt noch immer bey uns (nemlich bey den Mönchen) ein Muſter der Beredſamkeit; und deswegen will auch jetzt noch mancher Landpfarrer nicht anders, als mit dem Anſtand und mit dem Tone der holländiſchen Matroſen predigen, und der Geſchmack unſeres Volks iſt noch der alte. — Wer ſich den Ruf eines guten Predigers erwer-

„ben

„ben will, der muß ſchimpfen und läſtern können wie die Wei„ber auf dem Fiſchmarkte zu Paris. Wer auf der Canzel „nicht herumfährt, wie der Beſeſſene im Portiunkulabüchlein, „und nicht ſchreyt, wie der verwundete Mars in der Iliade, „oder der P. Umgang in der Charfreytagsprozeſſion, der kann „nichts. Heut hats unſer Pfarrer 'nmal recht g'macht, „ſagt der Bauer, wir haben g'laubt, Kanzel muß run„ter. — Sakrement! das war e' Predigt! — Von was „hat er gepredigt? — Ja, das weis ich nicht; aber recht „hat er's g'macht. S. 41. Sollte uns Mönche auch ſonſt „nichts zu der Seelſorge untüchtig machen, ſo wären die Ver„ſchiedenheit unſerer Lehre, die durch den immerwährenden „Wechſel nothwendig entſpringen muß, und die daraus entſte„henden Folgen allein ſchon genug, uns den Schafſtall des „Herrn für alle Zeit zu verſchlieſſen. Man ſagt freylich, wir „ſind einig in der Lehre. Wahr iſts, wir dürfen uns über „dunkle Stellen der Bibel und der Tradition freylich unſere „Köpfe nicht zerbrechen. Unſere Kirche enthebt uns dieſer „Mühe, ſie entſcheidet, und wir legen den Finger auf den „Mund, weil wir uns nicht gerne dem Teufel zum Frühſtück „übergeben laſſen. Aber deſto hitziger iſt der Streit, ob die „Kirche hie oder da wirklich entſchieden habe; oder wie und „in was für einem Verſtande die Entſcheidung zu verſtehen „ſey. Zudem iſt das, was die Kirche entſchieden hat, bey al„len Myſterien eben das wenigſte, was man auf der Kanzel „vortragen ſoll. Das Volk ſoll belehrt, erbaut, gebeſſert „werden: und zu dieſem Zweck trägt die Definition unſerer „Kirche, daß der heilige Geiſt nicht nur von Gott Vater, „ſondern auch von Gott Sohn ausgehe, gewiß ſehr wenig bey. „S. 57. Es giebt ein zweyfaches Hinderniß, welches die Mön„che vor jedem andern Weltprieſter zum Privatunterricht un„tüchtig macht. Das erſte ſind Mönchsbegriffe, und das an„dere kommt von der Erziehung her, die wir in unſern Klö„ſtern erhalten. Weltkundig iſts, daß man uns in den Klö„ſtern mehr auf die Beobachtung unſerer Regel, Ordensſa„tzungen, Kloſtergebräuche und Ceremonien, als auf die Geſe„tze Gottes anhält. Gleich beym Eintritt in das Kloſter ge„wöhnt man uns an gewiſſe Andächteleyen, aſcetiſche Süßig„keiten, und an odemloſes Haſchen nach Tugenden, die niemals „in der Natur des Menſchen, höchſtens in der ſchwärmeriſchen „Einbildungskraft unſerer Altväter exiſtirt haben. Und ſo „vergeſſen wir über dem Geiſte unſeres Benedikts, Franzens

„und Dominikus, den Geiſt des Stifters unſerer Religion. „Daher iſt es nichts ſeltenes unter uns, daß man Mönche antrifft, die bey ihren Betrachtungen in Entzücken gerathen; „die auf die Beobachtung des Silenziums, auf das fleißige „Aufſetzen ihrer Kapuze, und andern ähnlichen Firlefanz mit „äuſſerſter Aengſtlichkeit bedacht ſind: übrigens aber ſich nichts „daraus machen, ihre Mitbrüder, die ihnen wegen einem zu „erſchnappenden Aemtchen im Wege ſtehen, bis zum Tollwerden zu verfolgen. Haß, Neid, Verfolgungsſucht, heimliche „Verläumdung und Ohrenbläſerey, Kabalen und Intriken, „die wir einander ſpielen, ſind mit unſerer Art zu handeln „und zu leben, ſo verwickelt, ſie ſind ſo nothwendig, natürliche „Folgen unſerer Kloſterverfaſſungen, daß wir ſelbige an uns „gar nicht einmal mehr wahrnehmen, und folglich für nichts „weniger als Sünde halten. Aber an einem Ordensfaſttage „eine Fleiſchſuppe ſpeiſen; ein Buch leſen, das der Prior „verbot, weil es zu Ulm, Berlin oder Leipzig gedruckt „wurde, oder weil es dem heil. Orden, oder der hohen Würde unſerer hochgnädigen Aebte zu nahe tritt; ſeinen Roſenkranz nicht beten, oder den Curſum Marianum auslaſſen — „ſind lauter Todſünden!“ u. ſ. w.

Am Ende giebt der Verf. noch einen Vorſchlag, unter welchen Bedingniſſen und Beſchränkungen man den Mönchen noch ſo lange die Ehre gönnen ſoll, an der Seelſorge Theil zu nehmen, bis einſt das goldene Zeitalter, da man noch keine regulirte Trabanten kannte, wieder eintritt — die Bedingniſſe ſind folgende: a) das ſogenannte Excurrendoverſehen muß künftig ganz aufhören. b) Den Aebten und andern Kloſterobern ſey es zwar noch ferner geſtattet taugliche Subjecte aus ihren Mönchen zur Pfarre zu präſentiren; aber ſobald der Mönch ſein Benefizium antritt, ſo ſtehe er nicht ferner in der willkührlichen Gewalt ſeiner Kloſterobern, ſondern ganz wie der übrige Klerus unter dem biſchöflichen Offizium. c) Der Mönch ſoll vom biſchöflichen Offizium bey dem Antritt der Seelſorge weit ſchärfer geprüft werden, als der Weltprieſter. d) der Landesherr ſoll durch eigene Verordnete den angehenden Pfarrverweſer prüfen laſſen. e) Endlich ſollen die Klöſter gezwungen werden, jene Mönche, die ſie zum Hirtenamte beſtimmen, entweder in National-Seminarien, woferne ſolche vorhanden ſind, oder doch gewiß in die biſchöfliche Seminarien zur Bildung in der Seelſorge abzuſchicken.

J. S.

J. B. Wikers, D. und Prof. der Theologie an der Universität zu Wien, Predigten über weiſe chriſtliche Erziehung. Erſter Band. Mit allerhöchſtgnädigſt kayſerl. königl. Privilegio. Wien, bey Sehm, k. k. privilegirten Buchhändler. 1792. 8. 21 Bogen.

Der V. dieſer Predigten bekennt ſelbſt, daß man ſeinem Unternehmen, das ganze Erziehungsgeſchäfte in Predigten zu behandeln, und damit einen ganzen Jahrgang auszufüllen, gute homiletiſche Gründe entgegen ſetzen könne. Wir wollen deswegen mit dem V. darüber gar nicht rechten, ſondern unſere Leſer jetzt blos mit dem bekannt machen, was der V. wirklich geleiſtet hat.

In dieſem erſten Band, dem noch zwey Bände nachfolgen ſollen, ſind zehn Predigten enthalten, die den Gegenſtand der Erziehung theils im Allgemeinen behandeln, theils beſondere Anweiſungen zur Ausbildung des Verſtandes und des Herzens der Kinder geben. Im Allgemeinen behandelt der Vf. ſeinen Gegenſtand in den fünf erſten Predigten, wo er ſich erklärt, was Erziehen heiße, welches die Erforderniſſe von Seiten der Eltern zu einer guten Kindererziehung seyn, welches die allgemeinen Grundſätze einer guten Erziehung ſeyn, und von welchen Seiten das Erziehungsweſen als eine allgemeine Angelegenheit zu betrachten ſey. In den übrigen fünf Predigten dieſes Bandes handelt der V. von der erſten Verſtandes- und Herzensbildung der Jugend, giebt eine beſondere Anweiſung zur Ausbildung des Verſtandes der Kinder, und zeigt in den zwey letzten Predigten, wie Kinder zum Gehorſam und zur Arbeitſamkeit anzuweiſen ſeyn. Der V. behandelt dieſe Materien ſehr gründlich, und da er öfters von der Kindererziehung auf Menſchenerziehung übergeht, ſo erhält ſein Vortrag allgemeines Intereſſe, und der Leſer findet unvermuthet die wichtigſten Grundſätze zu ſeiner eigenen moraliſchen Ausbildung.

So ſehr wir mit dem Verfaſſer in Rückſicht auf den Inhalt dieſer Predigten einverſtanden ſind; ſo müſſen wir doch geſtehen, daß wir ſie nicht ſowohl als Muſter guter Predigten, ſondern vielmehr als ſehr gründliche und gemeinnützige Abhandlungen über das Erziehungsgeſchäfte empfehlen können. Da

wir aber hoffen, daß bey vielen Eltern, denen ſonſt die beſſern Erziehungsgrundſätze ganz unbekannt geblieben wären, dieſe Vorſchriften unter der Form der Predigten leichtern Eingang finden: ſo wollen wir unſere homiletiſchen Erinnerungen zurückbehalten.

G.

Erdbeſchr. Reiſebeſchr. und Statiſtik.

Darſtellungen aus Italien von Friedrich Johann Lorenz Meyer, Doktor der Rechte und Domherr in Hamburg. Berlin, 1792. in der Voßiſchen Buchhandlung. XVI. und 475 S. 8. Mit Kupfern und didotſcher Schrift. 1 Rthl. 16 gr.

In der Vorrede erklärt ſich der Vf. mit viel ungekünſtelter Beſcheidenheit über ſeine Arbeit. Es ſey ſeine Abſicht nicht geweſen, eine ſyſtematiſche und vollſtändige Reiſebeſchreibung durch Italien zu liefern: ſie enthalte nur einzelne Darſtellungen von ſolchen Gegenſtänden, die auf dem Wege durch den maleriſcheſten Theil dieſes ſchönen Landes ſeinem Gefühl am nächſten gelegen; eine Reihe von Skizzen u. ſ. w. Darnach muß man den Verf. beurtheilen, wenn man ihm nicht Unrecht thun will. Man darf ſein Buch nicht in die Hände nehmen, um durch daſſelbe mit ganz neuen Gegenſtänden bekannt zu werden, ſondern um zu ſehen, wie er ſchon oft geſchilderte Dinge von neuem auf ſeine Art dargeſtellt habe. Viele Beſchreibungen von Gegenden, Anſichten merkwürdiger Monumente alter und neuer Kunſt u. ſ. w. ſind dem Vf. vorzüglich gelungen; ſein Vortrag iſt nicht ohne Leben und Anmuth, der Styl iſt im Ganzen ſehr beſorgt, nur fällt der Ausdruck bisweilen in das Geſuchte. Andere Stellen ermüden durch zu reichlich angebrachten Schmuck und üppige Wortfülle. Dieſes Urtheil mit Beyſpielen zu belegen, wäre ſehr leicht, aber, wie uns dünkt, für die Leſer weder lehrreich noch unterhaltend, und für den Verf. überflüßig, der zu viel Einſicht hat, als daß es nöthig ſeyn ſollte, ihn mehr als im Allgemeinen auf die Mängel ſeiner Arbeit aufmerkſam zu machen. Wir zeichnen ſtatt deſſen, aus dieſem leſenswürdigen Buche einige Nachrichten und Züge aus, die uns, wo nicht neu, doch weni-

weniger bekannt ſcheinen. Pius VI. wählte bey ſeiner Anweſenheit in Verona das größte römiſche Amphitheater zur Szene ſeiner Segensertheilung. An einer Tribüne iſt dieſe That des eitlen Pabſtes in Marmor eingegraben! Dem Marcheſe Maffei, der ſo große Verdienſte ſich um ſein Vaterland erwarb, ließ das dankbare Verona hier noch bey ſeinem Leben ein Denkmal ſetzen. Auf des beſcheidenen Mannes Bitten ward es weggenommen, und erſt nach ſeinem Tod mit dieſem verſchönernden Zuſatz wieder hingeſtellt. Unter den allerley Volksluſtigmachern in Venedig ſind die ſogenannten Philoſophen (Filoſofi) die intereſſanteſte Klaſſe. Es ſind Volkserzähler, die aus dem Stegreif declamiren, und Züge aus der alten griechiſchen und römiſchen Geſchichte und Mythologie vorſtellen. Mit der hiſtoriſchen Treue nehmen ſie es freylich ſo genau nicht. Der Held muß ſterben, wie? das gilt ihnen gleich. Meiſtens iſt es ein langſamer gräßlicher Tod. Darius wird vom Beßus mit einem Terzerol erſchoſſen. Er windet ſich in Todeszuckungen, und fleht Alexandern an, ihn vollends zu tödten. Dieſer edle Freund ſucht vergebens ihn zu heilen, Darius ſtirbt, und Alexandern tödtet der Gram bey der Leiche ſeines neuen Freundes. — Ankona. Auch hier ſorgte Pius VI. durch eine beſtellte Statue ſchon vorläufig für die Erhaltung ſeines Andenkens, obgleich ſeine Verbeſſerungen des Hafens, worunter der erſt angefangene Bau eines Leuchtthurms der vorzüglichſte iſt, zum Theil noch unausgeführt waren. — Die Lobſprüche, mit denen der Verf. das Ramdohrſche Werk über Malerey und Bildhauerarbeit in Rom belegt, unterſchreiben Kenner nicht. Wahrſcheinlich wird ſie Herr von R. jetzt ſelbſt größtentheils unverdient finden. — Rom. In dem Muſeo Pio-Clementino zeigt ſich die Eitelkeit des jetzigen Pabſtes in ihrer ganzen Blöße. Sein Name glänzt allenthalben in pomphaften Inſchriften, und iſt ſelbſt an dem Fußgeſtell jedes von ihm angekauften Stückes mit goldnen Buchſtaben und den Worten: Munificentia Pii VI. P. M. eingegraben. — Ein paar Anekdoten von dem berühmten Maler Battoni. — Die Erzählungen von einer bis zu Gewaltthätigkeiten ſteigenden Zudringlichkeit der katholiſchen Geiſtlichen in den Verſuchen proteſtantiſche Kranken zu beſuchen, ſind größtentheils erdichtet, auch hört man den Ausruf des römiſchen Pöbels al fiume! al fiume! (In den Fluß mit ihm!) bey dem nächtlichen Leichenzug der Proteſtanten niemals mehr. — Pius VI. faßte einſt den Gedanken, die Sitten und

Geſetzloſigkeit des römiſchen Pöbels zu bändigen, aber es fehlte ihm der Geiſt und die Entſchloſſenheit, dieſen heilſamen Plan auszuführen. Ohne Rückſicht auf Perſon, ward jedem, der das Meſſer zog, die Korde zuerkannt. Ertappte Mörder wurden nach kurzem Prozeß gehenkt. Die guten Wirkungen zeigten ſich auch ſogleich; allein dieſe ſchnelle politiſche Aufklärung dauerte nur wenige Tage. Die Strafe traf einſt auch den Bedienten eines Kardinals, die heilige Verſammlung ſchrie über Strenge und Gewalt, und Pius ließ ſich bewegen, die ausübende Macht des Statthalters wieder einzuſchränken. Das moraliſche Gefühl der Römer iſt ſo verdorben und verkehrt, daß ſie nur mit dem Mörder, nicht mit den Ermordeten Mitleid hegen. Um die letzten kümmert ſich niemand, die erſtern finden allenthalben Retter und Freyſtatten. Der Verf. ſahe, wie ein junger Burſche von einem Abbate, mit dem er in Wortwechſel gerieth, erſtochen ward. Man verſammelte ſich um den Thäter und bemitleidete ihn, über den Ermordeten hingegen lachte und ſpottete man. Volksfeſte ſind die Signale zum Morden: die Policey weiß es, und beugt nicht vor. Der Verf. fand in einem Hoſpital auf einmal 180 durch Meſſerſtiche Verwundete, wovon ein großer Theil ſchon mit dem Tode rang. — In den letzten Jahren iſt der ausſchweifende Nepotismus des Pabſtes noch zu ſeinen übrigen Verſchwendungen hinzugekommen. Wenig Päbſte haben die Verſchwendung von dieſer Seite ſo weit getrieben, als er — (das Bettgeſtell, worinn der viehiſche Bettler Labré ſtarb, lies der Pabſt in den Vatikan bringen, um ſelbſt darinn zu ſchlafen. Das Anſehn dieſes Afterheiligen iſt doch ſelbſt bey dem römiſchen Pöbel gefallen. Ein ſeit mehrern Jahren gelähmter Menſch ward von ſeinen Verwandten an Labrés Grab geſchleppt, um dort geheilt zu werden. Vergebens hatte er ſchon mehrere Tage ſeine Heilung von dem Wunderthäter erfleht, und Prieſter und Volk darauf aufmerkſam gemacht. Jene, weil ſie den Strich durch ihre Rechnung voraus ſahen, hätten ihn gern heimlich entfernt; aber das Volk gab es nicht zu. Man bewog den Kranken, ſich auf ſeine Krücke aufrecht zu ſtellen, und in dieſer Stellung noch einmal das unfehlbare Wunder zu erflehen. Er that es, warf nach einer langen, lauten Anrufung des Heiligen, zum Beweiſe ſeines Glaubens, die Krücken von ſich, — und ſtürzte nun hülflos zur Erde. Die auf dieſen Vorfall vorbereiteten Prieſter ſtürmten jetzt auf den Unglücklichen ein, ſchalten ihn einen Ungläubigen, einen heim-

heimlichen Feind, einen Verächter des Heiligen, und ſtellten ihn dem Volk als einen Beweis vor, wie der Heilige den Unglauben ſtrafe. Nun geſchah ein wirkliches Wunder, aber freylich negativer Art, der Arme durch den Fall ſehr verletzte Mann ward von dem gegen ihn aufgehetzten Volke für ſeinen Unglauben nicht geſteinigt, und entkam der Prieſterwuth. — Von Pius VI. ward ein die Juden betreffendes Edikt gegeben, das an barbariſcher Härte ſeines Gleichen nicht hat. Bey Lebensſtrafe müſſen ſie mit Sonnenuntergang in ihren ſcheußlichen Kerker, die enge Straße il Ghietto, zurückkehren. Um die friſche Luft mehrere Tage hintereinander auf dem Lande genieſſen zu dürfen, wird eine ausdrückliche Diſpenſation erfordert. Bey Strafe der Galeeren dürfen ſie ſich der Gegend des Kloſters Annunciate nicht nähern, noch ſich in Kirchen, Klöſtern und Spitälern treffen laſſen. Bey Leibesſtrafe iſt ihnen verboten, chriſtliche Dienſtboten zu halten. Kein Chriſt darf einen Juden neben ſich in einem Fuhrwerk ſitzen laſſen, keiner ihm ſein Fuhrwerk leihen, und ſie ſelber dürfen bey körperlicher Ahndung, in Rom weder reiten, noch in einer Kutſche oder Kaleſche fahren. Schändlich! aber was für nichtswürdige Menſchen müſſen das auch ſeyn, die einen ſolchen ſchändenden Druck ertragen können, und nicht lieber, wär es auch nackt und blos, auswandern! — Neapel. Unverantwortliche Nachläſſigkeit der Regierung. Unreinlichkeit im ekelhafteſten Grade iſt mehr oder weniger allen Klaſſen der Einwohner von Neapel gemein. „Le pulci maladette, ah! quanto mi tormentano hörte der Verf. ein Frauenzimmer ſeufzen, indem ſie während der Converſation in Gegenwart mehrerer Perſonen nach einem ſolchen Dämon haſchte. Der König ſpielt auch die Leyer, worinn er von einem Deutſchen in Neapel, der dieſes Inſtrument ſehr vervollkommet hatte, Unterricht erhielt. Zu der Zeit, wie der Vf. in Neapel war, zog der König den Fiſchfang allen andern Vergnügungen vor. Dem Neapolitaniſchen Hofe haben ſchon mehrmals reiche fremde Privatleute Vorſchläge zum Nachgraben, beſonders in Pompeji gethan, um auf ihre Koſten und für einen mäßigen Gewinn bey den gemachten Entdeckungen ſeinen eigenen Vortheil zu bewirken; es ward ſchnöde abgeſchlagen. Wie vor den unbearbeiteten Bergwerken in Sizilien ſtehn zu Pompeji, zum Schutz des dort vergrabenen Schatzes, Wachen. Das Muſeum zu Portici wird wie Pandorens Büchſe gehütet. Nur mit ausdrücklicher königl. Erlaubniß darf es von Fremden beſucht werden,

und es iſt auf das ſtrengſte verboten, in den Zimmern ſelbſt etwas von dem Geſehenen aufzuſchreiben, oder gar ein Stück nachzuzeichnen oder zu meſſen. Der Verf. fragte den Aufſeher des Muſeums nach der Urſache dieſes ſtrengen Verbots, und ward mit einem diktatoriſchen Vuole il Rè (So will es der König) abgefertigt. — S. 419. Ein herrlicher weiblicher Charakterzug. Bey dem großen Erdbeben in Kalabrien 1783. ward in Oppido ein junges ſchönes Weib gerade im neunten Monate ihrer Schwangerſchaft unter den Trümmern eines einſtürzenden Hauſes begraben. Dreyßig Stunden blieb ſie unter dem Schutt liegen. Ihr Gatte zog ſie endlich unter den Ruinen heraus, und einige Stunden nach ihrer Befreyung gebar ſie glücklich. — „Was dachteſt du, fragte ſie ein Reiſender, der ein Jahr darauf in dem Hauſe dieſes Paares einkehrte, was dachteſt du während dieſer ſchrecklichen Stunden in deinem Grabe?“ — — „Ich wartete.“

Ei.

Die Grundverfaſſung der Sachſen in Siebenbürgen und ihre Schickſale. Offenbach, bey Weiß und Brede. 1792. 8. 18 Bogen. 20 gr.

Bekanntlich hob der Kayſer Joſeph II. im Jahr 1784 den bisherigen Unterſchied der drey Nationalabtheilungen im Großfürſtenthum Siebenbürgen auf, richtete alles auf ungriſchen Fuß ein, und theilte das Land durchaus in eilf Geſpanſchaften. Dadurch wurden auch die Sachſen oder Deutſchen, die ſich über 600 Jahre lang als ein beſonderes, mit andern unvermiſchtes, Volk und als ein eigener Staatskörper erhalten hatten, und zuletzt 76,548 Familien ſtark waren, genöthigt, jeden ohne Unterſchied in ihre Mitte aufzunehmen; ihre ganze Verfaſſung wurde umgebildet und mit den Verfaſſungen der beyden andern Hauptnationen, der Ungarn und Sekler, zuſammengeſchmolzen, ſie ſelbſt aber für erloſchen erklärt. Theils war es Gleichförmigkeit in der Verwaltung des Staats, theils Vertilgung des bisherigen Haſſes zwiſchen den drey Nationen, was der Kayſer dabey abzweckte. Natürlich waren die Siebenbürgen mit dieſer Veränderung sehr unzufrieden, am meiſten die Sachſen. Da Vorſtellungen nichts halfen, ſo blieb ihnen nichts übrig, als ihr Schickſal in der Stille zu beklagen, und zu überdenken, was ſie und ihre

Vor-

Vorfahren geweſen und was jetzt aus ihnen geworden war. So, ſagt der Verf., ſind dieſe Blätter entſtanden. In der That ſind ſie ein ſehr ſchätzbarer Beytrag zur Geſchichte und Statiſtik der Deutſchen auſſerhalb Deutſchland, der um ſo mehr Intereſſe haben muß, da wenige Wochen vor Josephs II. Tode das Land und mit ihm die ſächſiſche Nation in ihre vorigen Rechte wieder eingeſetzt worden iſt. Nach einer kurzen Nachricht von der Ankunft der Sachſen in Siebenbürgen, wird von der Verfaſſung der Sachſen unter dem K. Andreas, unter den folgenden Königen, unter den Nationalfürſten und unter der öſterreichiſchen Herrſchaft gehandelt. Sodann werden die verſchiedenen Einwendungen, die wider die bisher beſchriebene Verfaſſungen der Sachſen gemacht worden, beleuchtet und beantwortet. Zuletzt zeigt der Verf. die nachtheiligen Veränderungen, die ſeit 1782 und 1784 in der ganzen Verfaſſung der Sachſen gemacht wurden und die, nach dieſer Darſtellung, freylich zu Mißvergnügen reitzen mußten.

Om.

Schöne Wiſſenſchaften.

Gedichte von K. C. T. Heinze. Leipzig, in Comm. bey Haman. 1792. 16 gr.

So oft Rec. den Namen eines anhebenden Dichters vor einer dicken Sammlung ſeiner Gedichte erblickt, welche ihn in der dichteriſchen Welt einführen und bekannt machen ſoll, ſo oft kann er ſich einer gewiſſen unangenehmen Ahndung nicht erwehren. Wie wär es auch möglich, nur etwas Mittelmäſſiges zu erwarten, da unſere beſten Dichter nach langen Jahren kaum ſo viel zur Welt bringen? und ſo traf auch in dieſem Falle ein, was wir gleich beym erſten Anblick vermutheten, und worinn uns die vorangehende Zueignung beſtärkte. Die poſſierlich gedehnte Allegorie derſelben, wo er ſeine Muſe zum Bäumchen, ſeinen Mäcen zum Gärtner und Pflegevater deſſelben, und ihm endlich mit dieſen Erſtlingen ſeiner Früchte das gerechte Geſchenk macht, würde zugleich das kürzeſte und richtigſte Urtheil erhalten, wenn ſie ſich ſo endigte: So haben ſie dann, Hoch- und Wohlgebohrner Herr Gnädiger Herr Baron die erſten Früchte eines Bäumchens, das Sie als ein williges Stämmchen, in einem Thau- und

Sonnenloſen Winkel fanden, an einem ſchönen Ort Ihres Gartens auf fruchtbaren Boden verpflanzten, Jahre lang pflegten und warteten, und zum fruchtbaren Baume bey Ihrer Pflege heranwachſen ſahn. Dieſe Früchte ſind zwar nicht reif, aber ſie ſind doch die erſten und die Menge erſetzt ihre Güte. Da ſie überdem noch ſehr wäßerig, unſchmackhaft und ungeſund ſind, ſo darf ich hoffen, daß ſich Niemand an denſelben vergreiffen und Sie alſo dieſelben, wie billig, ganz allein behalten werden. In der That fehlte es dem Verf. faſt an allem was gute Dichter haben müſſen. Nicht einmal der Sprache und des Sylbenmaßes iſt er vollkommen mächtig, geſchweige der Gedanken, Bilder und Darſtellung. Auch geht es ihm, wie es jungen Nachahmern beſonders der Bürgeriſchen Manier ſchon oft ergieng. Wenn dieſe ſchon durch ihr Feinsliebchen oder Hurr! Hurra! &c. ihr Original erreicht zu haben glauben, ſo könnte man ſie an jenen Vers Hn. Bürgers erinnern: Beherziget das Diktum &c.

Daß der Verf. dem Publicum zu wiſſen thut: er ſey der Sohn eines Schulmeiſters ohnweit Guben, welches er in einer Note, wo er doch ganz proſaiſch ſpricht, eine nie auszulobende Stadt nennt, neben welcher die Tugendbelobten Weinhügel in die Höhe ſteigen, und er ferner drey Jahr ein glücklicher Schüler des Herrn Oberconſiſtorialrath Böttigers zu Weimar war, und mit ihm zugleich die Schule verlies, kann dem erſtern ſo wenig ſchaden, als ihm helfen. Um indeſſen unſerm Leſer unſer Urtheil zu beweiſen, wollen wir nur einige Strophen aus dem erſten Gedichte abſchreiben:

Zur Rache dem Junker und ſeinem Gebäu
Durchzogen die Nonnen, je zween,
Des Schloſſes Gemäuer bald hin, bald her,
Mit Lauſchen und Rauſchen, wie Wellen im Meer,
Wenn ſie ſich die Schiffe beſehen.

Wie Siegesmund Erbe vom Schloſſe nun war,
Wars für ihm alleine zu räumlich.
Drum gieng er zur Freite und nahm ſich ein Weib,
Mit adlicher Seele, mit adlichem Leib
Und trieb es im Schloſſe ganz heimlich.

Viel Jahre ſchon raſten mit Reiſſig und Mann
Die Krieger in Deutſchlands Reviere.

Doch

Doch da iezt den Kämpen am Rücken der Schweis,
Am Schwerdte Blutstropfen geronnen zu Eis,
Bezog man die Winterquartiere.

Heu! quam difficile eſt Satyram non ſcribere!

Heb.

Verwandelte ovidiſche Verwandlungen ad modum Blumaueri, Mit Anmerkungen. Viertes und Fünftes Buch. Stutgard, bey Erhart und Löflund. 1792. 208 Seiten. 8. 10 gr.

Daß der Vf. nicht unter die auf keine Weiſe zu beſſernden Poeten gehöre, beweiſt die Verläugnung, mit der er dem überläſtigen und froſtigen Witz in den Anmerkungen das tiefſte Stillſchweigen aufgelegt hat. Auch die Verſe ſind in dieſen zwey Büchern ungleich reiner von groben Sünden gegen den Anſtand und die nicht willkührlichen Geſetze des guten und feinen Tons, als die vorigen. Daß der Vf. aber auch ferner noch mit allem Eifer an der Ausbildung und Verfeinerung ſeines Geſchmacks zu arbeiten nöthig, und noch bey weitem nicht Sorgfalt genug auf die Ausarbeitung ſeiner Verſe, auf Sprachrichtigkeit, Wohlklang, Angemeſſenheit des Ausdrucks ꝛc. gewendet habe, mögen einige, gewiß nicht mühſam ausgeſuchte Beyſpiele darthun:

— Ein Theil vom Land ward Wergen (Wegen) gleich,
Und einer ſolchen Straßen (Straße) u. ſ. w. —
— Ich bin der Dichter Gott Apoll,
Und ſterbe faſt von Liebe toll
Noch in Alexandrinern — —
— Wenn Madam Nacht die halbe Welt
Mit zauberiſchem Dunkel hält,
Geht Herr Apoll — Gaſſatum —
— Der Saame, der da ſprießen ſoll,
Wird traurig eingehüllet,
Ja, er erſticket ganz und gar,
Und wird nicht einmal offenbar —
— die Götter lachten ob dem Spaß,
Und Venus ward ohn' Unterlaß

Im

Ihr Himmel mit geſchoren —
— Was ſoll man ſich geniren?
Rief Pyramus, auf! und davon!
Vor Liebe zu krepiren
Iſt, Schatzkind, meine Sache nicht — —
— Sie hatten ſichs verſprochen kaum
So wälzte ſich im Wellenſchaum
Das Unthier gen das Ufer —
— Und ſo ward jedermann fidel
Beym fürſtlichen Schlampampe —
— — ich ſah ihr Bild
Und haut' ihr ſo den Kopf ab — —

Der nun | ſchrie Per | ſeus ſchau | hieher —

Sich ſchmück | te Ae | ſops Krä | he gleich —

Bey und | durch uns | zu ſtillen —

H.

Romane.

Der Genius. Zweyter Theil. Aus den Papieren des Marquis C von G** von Groſse. Halle, in Hendels Verlage. 1792. 270 S. 8. 12 gr.**

Die Geſchichte wird in ihrem Fortgange immer abentheuerlicher, immer verwickelter. Die unbegreiflichſten Begebenheiten folgen Schlag auf Schlag, und dieſer zweyte Theil endet ſich noch wunderbarer, als der erſte. Eine Dame, die dort mit drey Kugeln erſchoſſen wird, und an deren Körper der Held der Geſchichte ſchon die unverkennbarſten Spuren der Fäulniß bemerkt hat, findet er hier friſch und geſund in einer Alpenhütte wieder. In ſeiner Manier bleibt ſich der Verf. vollkommen gleich. Seine Erzählung iſt lebhaft, ſtellenweiſe hinreiſſend, aber die Sprache ſehr oft geſucht, ſchwülſtig, und der Ton durchaus ſo geſpannt, daß er eben dadurch bald ermüdet. Faſt jedes Beywort ſteht im Superlativ. Alle Gewitter ſind Orkane, alle Gegenden entzückend, alle Nächte ſchauerlich, alle Männer Wunder von Verſtand und Talenten, alle Weiber Muſter aller weiblichen Vollkommenheiten;

lauter ganz auſſerordentliche Menſchen kommen den Helden in den Weg u. ſ. w. S. 41. „Was vermag ein Dolch gegen tauſend Schwerdter, und ein blindes, betäubtes Gehirn gegen den Schlangengang von Millionen gereizten, unvermeidlichen Blicken?“ — S. 46. „Alle Kunſt hatte ſich ſinnreich hinter einem einfachen Plane verſteckt, aber ein innerer Sinn gab es um ſo deutlicher zu verſtehen, was für ein gebildeter Geſchmack hier an die Natur ſich habe anlehnen müſſen.“ — S. 66. Jeden Tag begann ich mit dem Vorſatze, dies bezaubernde Haus zu verlaſſen, und jeden Tag hielt es mich unauflöslich feſt Es befand ſich zwiſchen den Stunden ſo ein gewiſſes unbegreifliches Band des Verlangens und der Befriedigung, ein gewiſſes unausfüllbares und doch immer von neuem gereiztes Sehnen, gleich einem Traume, in dem die Empfindungen der Freude und des Schmerzes mit einander ohne Uebergewicht kämpfen.“ S. 94. „das matther-abſinkende, erſchöpfte Strauchwerk athmete einen trägen Frieden, der mich ſelbſt mit ſeinen Bildern anſtecken mußte.“ — S. 128. „Die Sinne vergehen mir, ich bin für die Gegenwart unnütz, ich ſtehe vor der Thüre der Vergangenheit.“ — S. 155. „Ich war ſo heimlich in mich ſelbſt verſenkt, und doch allen Entzückungen um mich her noch einmal ſo offen. In dem weiten Raume der Zeit verloren, rollte die Ewigkeit vor mir in ſchöner Fülle dahin, ein lauterer Strohm gut verwandter und reichlich belohnter Jahre.“ — — Am Ende ſteht eine Erinnerung des Verlegers an das Publikum: „ſo weit reiche das ihm von dem Herrn Marquis von Groſſe im Januar 1792. aus Spanien überſandte Mſcpt. Dieſelben hätten zugleich gemeldet, die Fortſetzung ſolle noch vor oder gleich nach Oſtern eintreffen, da dies aber nicht geſchehen, ſo müſſe man ſich noch eine Weile gedulden.“ Wir müſſen es nun abwarten, ob der Hr. Marquis den ſo ſeltſam verwickelten Knäuel auf eine befriedigende Weiſe löſen, oder ob Dieſelben, wie wir faſt fürchten, dieſes Geſchäfte der eignen Phantaſie und dem Scharfſinn von Dero Leſern überlaſſen werden.

Bs.

Der Alte überall und nirgends; Geiſtergeſchichte von C. H. Spieß. Erſtes und zweytes Jahrhundert. Prag, 1792. bey Meißner. 24½ B. 8. 1 Rh.

Wenn ein Schriftſteller ſo viel Bogen mit einem Geſpenſter-märchen anfüllt; ſo muß, in ſofern man nicht argwöhnen ſoll, daß er den Glauben an ſolche Alfanzereyen befördern will, ein weiſer moraliſcher Zweck hinter der Hülle dieſer Fabel verborgen ſeyn. Wir wollen ſehn, in wie fern Herr Spieß dieſe billige Forderung befriedigt hat. Ein alter Ritter, Georg von Hohenſtaufen, hat, unter der Regierung Carls des Großen, in dem Geiſte der damaligen Zeit, ſich ſein ganzes Leben hindurch beſtrebt, edle Ritterpflicht zu üben, der bedrängten Unſchuld beyzuſtehn, Unterdrücker und Tyrannen aber zu beſtrafen. Weil er jedoch bey dieſer Unternehmung oft der weltlichen Obrigkeit, (welche nachläſſig das Unrecht duldete) in das Amt gefallen war, wurde er vom Kayſer zum Tode verurtheilt. Damit hört ſeine Strafe nicht auf, ſondern der höchſte Weltrichter verurtheilt ihn, nicht eher Ruhe im Grabe zu finden, bis er, als Geiſt herumirrend, mit der Macht, alle Geſtalten anzunehmen, in einem Jahrhunderte, unter neun Handlungen, wenigſtens fünf begangen hätte, die wahrhaftig groß, vollkommen rein und gut wären. Der arme Geiſt thut nun ſein Möglichſtes; er bleibt aber ein menſchlicher Geiſt, iſt folglich dem Irrthume unterworfen. Das erſte Jahrhundert beginnt; Er hilft, er rettet, wo er kann, findet aber mehrentheils, daß ſeine Handlungen in das Buch ſeiner Beſtimmung entweder gar nicht, (weil er nicht mehr gethan hatte, als was Pflicht war), oder gar als böſe eingezeichnet ſtehen. Als nun, unter neun ſolchen Thaten, fünf für böſe erklärt ſind, wird der unglückliche Geiſt zu einer neuen Wanderung im folgenden Jahrhunderte verdammt. Dies Jahrhundert fängt er ſogleich mit einer Reihe von Hülfsleiſtungen an, wird aber ſogleich in die Erde zurückgebannt, weil ſie, alles Anſcheins und ſeiner beſten Abſicht ungeachtet, ſämmtlich für böſe erklärt werden. Die Geſchichte der folgenden Jahrhunderte wird wohl ein zweyter Band erzählen. — Das iſt der Plan des Werks, den wir um ſo weniger gut heiſſen können, da wir zu unſerm Troſte überzeugt ſind, daß der höchſte Weltrichter milder, wie Herr Spieß urtheilen, und mit Rückſicht auf menſchliche Schwachheiten, Leidenſchaften u. Irrthum, alle Handlungen als gut in das Buch wird aufzeichnen laſſen, die aus treu meynendem Herzen flieſſen, und daß auch ſelbſt die, welche nicht mehr wie Pflichts-Erfüllung ſind, (denn das iſt ja am Ende bey allen der Fall) nicht unbemerkt bleiben werden. — Herzlich bedauere ich den Mann, dem dieſe frohe Zuverſicht fehlt. Pk.

Mittlere und neuere politiſche und Kirchengeſchichte.

Geſchichte Hamburgs, von Otto Giſeke, der Regensburgiſchen botaniſchen Geſellſchaft Mitglied. Erſter Theil. Hamburg, in der Heroldiſchen Buchhandlung, 1792. 362 S. gr. 8. 1 Rℓ. 8 ℊℓ.

Was bisher über Hamburgs Geſchichte geſchrieben iſt, hat freylich die Wünſche und Erwartungen nicht befriedigt. Die ausführlichere Geſchichte von Hamburg, die der ſel. D. Schütze 1775 herauszugeben anfieng, iſt unvollendet geblieben. Auſſerdem vermiſst man in derſelben diejenige Ordnung und Folge der Begebenheiten, diejenige Zuſammenſtellung, dadurch es dem Leſer möglich wird, das Ganze zu umfaſſen. Denn der Faden der Geſchichte wird durch unendlich viele Digreſſionen und litterariſche und kritiſche Unterſuchungen, die dem Texte der Erzählung einverleibt ſind, immer abgebrochen. Man kann ſie alſo für eine Sammlung brauchbarer und zum Theil kritiſch bearbeiteter Materialien halten, deren ſich der eigentliche Geſchichtſchreiber nützlich bedienen kann. Was man ſonſt von der Hamburgiſchen Geſchichte bisher aufzuweiſen hat, das iſt entweder umſtändlichere Chronik, oder es ſind Kompendien, die für nicht viel mehr als abgekürzte Chronik gelten können. Der trefliche Schriftſteller, der uns Hamburg topographiſch, politiſch und hiſtoriſch beſchrieben hat, Hr. Jonas Ludwig v. Heß, hatte eine Geſchichte von Hamburg, die einen Theil des erwähnten Werks ausmachen ſollte, zu liefern verſprochen. Aber er giebt in der Vorrede des dritten Bandes die Gründe an, warum er ſein Verſprechen nicht hat erfüllen können. „Hat, fragt er, die Stadt eine Geſchichte? oder ſind es blos einzelne, unzuſammenhängende, geringfügige Begebenheiten und Anekdoten, denen die Ehre dieſer Benennung mitgetheilt iſt? Läßt ſich eine Einheit, ein Faden daran finden? Oder will man mit einer Chronik, mit Annalen zufrieden ſeyn? Dieſe ſind bereits da, und man braucht nur des fleißigen Grelzners ſechs Bände zu ergänzen, um eine ſolche Geſchichte zu erhalten.“ — — „Die Geſchichte Hamburgs, als einer

Hanſeſtadt, zu ſchreiben; dazu fehlen theils die Documente, theils kann dieſe ihre Geſchichte von der Lübeckſchen gar nicht getrennt werden." Nach dieſen aller Aufmerkſamkeit würdigen Bedenklichkeiten könnte es das Anſehen gewinnen, als ob mit Vernunft und Kenntniß niemand ſich entſchließen könne, eine Geſchichte von Hamburg zu ſchreiben. Indeſſen iſt es doch nicht unmöglich, die bisher geſammleten Nachrichten von dieſer berühmten Stadt beſſer, als es bisher geſchehen iſt, zu erzählen, ſie zu ordnen und an einander zu reihen, und wenigſtens einen Theil derſelben in einen Zuſammenhang zu bringen, die Urſachen der Begebenheiten, die Bewegungsgründe der Thaten, und die Folgen von beyden zu entwickeln, die merkwürdigſten der handelnden Perſonen abzuſchildern, wenigſtens einige Charakterzüge zu bemerken, und das alles mit Reflexionen zu begleiten, um auf die Weiſe die wichtigſten Vorfälle und Veränderungen der Stadt, ihre Religions- und Geſetzverfaſſung, ihren wiſſenſchaftlichen und Handelszuſtand, und die Denkart und Sitten ihrer Bürger in jedem Zeitraum darzuſtellen. Wenn ein Buch von dieſer Art auch nicht Geſchichte genannt werden dürfte, ſo würde es ſich doch dem Begriffe der Geſchichte ſehr nähern, die eigentlich nichts anders iſt, als eine glaubwürdige Erzählung denkwürdiger Begebenheiten in ihrem Zuſammenhang und nach ihren Gründen. Es würde mehr als eine Chronik, und man nenne es Annalen, oder Commentarien, oder wie man wolle, ſo würde es ein nützliches, ein leſenswerthes und ſelbſt ein unterhaltendes Buch heißen können. Und nach dieſem Ideal wird das Buch, das wir vor uns haben, zu prüfen ſeyn.

In der Vorrede giebt der Verf. kurze Nachrichten von den Quellen und Hülfsmitteln der Hamburgiſchen Geſchichte, die er benutzt hat. Da es ſeine Abſicht nicht war, ein vollſtändiges litterariſches und kritiſches Verzeichniß davon zu geben, ſo enthält ſich Rec. aller derjenigen Bemerkungen, die ſonſt über die Ordnung und Vollſtändigkeit des Verzeichniſſes und über die Anzeige der Ausgaben gemacht werden könnten, und ſchränkt ſich blos auf folgende ein. S. VI iſt es ohne Zweifel ein Druck- oder Schreibefehler, wenn es heißt: Lambecii Origines Hamb. reichen nur bis 1791, und ſoll wohl 1291 heißen. Indeſſen reichen ſie würklich bis auf das in der Hamburgiſchen Geſchichte merkwürdige Jahr 1292. Nach S. X hat Darbe ſein Eſſay ſur l'Hiſtoire de Hambourg

1768 geſchrieben. Es iſt aber ſchon 1767 die deutſche Ueberſetzung davon herausgekommen. Wenn S. XI geſagt wird, Joh. Alb. Fabricius habe Godofr. Guil. Leibnitii Scriptores rerum ſeptentrionalium zugleich mit Lambecii Orig. Hamb. und Theod. Anckelmanni Inſcript. Hamb. 1706 in Folio herausgegeben; ſo iſt das ganz unrichtig. Leibnitz hat keine ſcriptores rerum ſeptentrionalium, ſondern ſcriptores rerum Brunsvicenſium bekanntlich in 3 Foliobänden herausgegeben. Was J. A. Fabricius zugleich mit vorgedachten beyden andern Schriften ans Licht ſtellte, waren Lindenbrogs ſcriptores rerum ſeptentrionalium.

Die Einleitung des Werks enthält eine kurze Ueberſicht des Zuſtandes von Deutſchland, vom Umſturze Weſtroms (wäre der gewöhnliche Ausdruck: abendländiſches Reich, nicht verſtändlicher?) bis zum Anfange des neunten Jahrhunderts. Sie iſt viertehalb Bogen ſtark. Aber ſie hätte, ohne Nachtheil des Buchs, ſehr abgekürzt werden können. Wer die Geſchichte der Stadt Hamburg beſchreibt, der darf nicht, wie der Verf., von der Theilung des Römiſchen Reichs anfangen, nicht, wie er, von dem Untergange des abendländiſchen Reichs, von der Völkerwanderung, von Oſt- und Weſtgothen, Herulern, Longobarden, Saracenen, Hunnen, Alemannen, Bayern u. ſ. f. ſeine Leſer unterrichten. Es wäre hinreichend geweſen, etwas von dem Zuſtande des Fränkiſchen Reichs zur Zeit Carls des Großen, von den Sachſen, beſonders nordalbingiſchen Sachſen, von den Wenden, beſonders von denjenigen, wovon Hamburg etwas zu fürchten hatte, vorangehen zu laſſen. Uebrigens hat ſich der Verf. S. XIII. dieſer Einleitung zweymal ſehr unrichtig ausgedrückt. Einmal, wenn er ſagt, König Egbert habe durch die Vereinigung der ſieben kleinen angelſächſiſchen Fürſtenthümer in Ein Königreich die Entſtehung des engliſchen, oder vielmehr des Großbrittanniſchen Reichs veranlaßt. Großbrittanniſches Reich zu Königs Egbert Zeiten! Zweytens, wenn es ferner ebendaſelbſt heißt: „Der Stifter des Fränkiſchen Reichs (Hlodowich), welcher auch Ludewig oder Chlodovich genannt wird, iſt ſowohl unter den franzöſiſchen Königen als deutſchen Kaiſern dieſes Namens der Erſte.

Die Geſchichte ſelbſt geht in dieſem erſten Theil von der Gründung der Stadt bis zur Hanſe, von 808 — 1260. Der erſte Abſchnitt enthält die politiſche Geſchichte (S. 1-140).

Gründung Hamburgs durch Carl den Großen, (der S. 3 nicht Fränkiſcher Kaiſer hätte heißen ſollen,) Urſprung der Benennung. Zerſtörung durch die Wilzer Wenden, und Wiederherſtellung durch Carl den Großen. Anſtellung eines Prieſters. Aufnahme der Stadt und vermehrte Bevölkerung durch die in ihr Vaterland wieder zurückgeführten Sachſen. Alles dieſes lieſt man S. 3—7. Mangel an Nachrichten von den Veränderungen Hamburgs unter Ludwig dem Frommen, (denn die Errichtung des Erzſtifts ſparte der Verf. für den folgenden Abſchnitt,) ſcheint Anlaß dazu gegeben zu haben, daß hier von Hamburgs älteſter Staats- und Gerichtsverfaſſung gehandelt wird, S. 7 — 9. Hierauf folgen S. 9—15 die Begebenheiten der Stadt nach dem Tode Ludewigs des Frommen bis auf den Tod Heinrichs, die meiſtens nur Verheerungen ſind, welche Hamburg von Dänen oder Normännern und von Slaven auszuſtehen hatte. S. 15 kommt der Verf. auf die Begebenheiten Hamburgs unter der Regierung Otto des Großen. Auch hier war es wohl Armuth an Nachrichten, was ihn bewog, die Geſchichte der zwiſchen Otto dem Großen und dem Könige von Dänemark geführten Kriege zu erwähnen. Aber auffallend war es dem Rec., daß der V. noch das J. 948 für dasjenige annimmt, worin Otto der Große mit dem Däniſchen Könige Harald Blaatand kriegte, ohne die mindeſte Rückſicht auf dasjenige zu nehmen, was Gramm in ſeinen Anmerkungen über den Meurſius von der Mißdeutung der bekannten Stelle Adams von Bremen, worauf man dieſe Jahreszahl gründet, ſo gelehrt und gründlich entwickelt hat. Und nicht minder befremdend, daß der Verf. blos auf das Zeugniß des eben genannten alten Schriftſtellers und v. Holbergs Däniſche Reichshiſtorie die Behauptung gründet, Otto der Große habe den Däniſchen König genöthigt, ihm den Eid der Treue zu ſchwören, ohne deſſen auch nur mit Einem Worte zu gedenken, was Gramm, Scheid, Detharding und Chriſtiani gegen die gemeine Meinung vorgetragen haben. In der That hätte die ganze Sache in einer Geſchichte von Hamburg unberührt bleiben können. Denn das Reſultat, das der Verf. daraus herleitet: „Der nun wiederhergeſtellte Friede war auch für die Ruhe und das Aufkommen der Stadt Hamburg von ſehr wohlthätigen Folgen," iſt viel zu entſcheidend vorgetragen, da der Verf. keine Zeugen dafür aufzuſtellen hat. Höchſtens könnte er es als eine Vermuthung anführen. S. 16 f. kommt der Verf. auf die merkwürdige Veränderung, die mit Hamburg vor-

vollzieht, als Otto der Große dem berühmten Hermann Billing das Herzogthum Sachſen gab, wozu Hamburg mit gehörte, und welches daher nun aufhörte, unmittelbar unter den Kaiſern zu ſtehen. Eine Veränderung, die allerdings eben ſowohl verdiente, angemerkt zu werden, als die Veränderung der Gerichtsverfaſſung, indem nun ſtatt der bisher durch den Grafen, mit Zuziehung der Gerichtsſchöppen, ausgeübten Gerichtsbarkeit, der Rath aufkam, dem der von dem Herzoge von Sachſen verordnete Graf, (vielleicht der Herzog ſelbſt,) einen Richter oder Advocatum zuordnete, welcher ſodann das Haupt des Rathscollegiums war. Das alles iſt richtig, aber Advocatus hätte nicht durch Reichsvogt, vielmehr durch Stadtvogt, oder Gerichtsvogt überſetzt werden ſollen. S. 18 ff. handelt der Verf. von den Einwohnern Hamburgs, die vom Anfang an freye, und zwar freygebohrne, Sachſen waren, ingenui, nicht libertini. Den Beweis gründet er darauf, daß aus ihrem Mittel die Schöppen gewählt wurden. Daß in Hamburg kein Patriciat iſt, erklärt er daraus, daß daſelbſt das Stadtregiment von jeher von freyen erbgeſeſſenen Bürgern verwaltet worden iſt, daß die Nachkommen der Grafen und Vögte nicht, wie es in andern Städten geſchehen ſeyn mag, ſich in den ausſchließenden Beſitz der obrigkeitlichen Aemter geſetzt haben, daß alſo auch daraus in Hamburg nicht, wie anderswo, ein Patriciat hat entſtehen können. Die Einrichtungen, welche Heinrich I. in Abſicht auf die ſtädtiſche Verfaſſung gemacht haben ſoll, haben, wie er richtig bemerkt, auf Hamburg, weil es ſchon lange vor ihm entſtanden war, keinen Einfluß haben können. Wie er denn auch ſehr wohl erinnert, daß es noch unentſchieden iſt, ob Heinrichs Anlagen eigentliche Städte, oder nur Burge, feſte Plätze waren, und daß die bekannte Stelle beym Wittechind von Corvey: ex *agrariis militibus* nonum quemque in urbibus habitare fecit, gemißdeutet wird, wenn man durch milites agrarios adliche Dienſtmänner oder Lehnsleute verſteht, und auf die Weiſe den Urſprung des Patriciats in den Städten zu erklären ſucht. S. 24 kommt der Verf. auf Hermann Billings Sohn und Nachfolger, Herzog Benno, oder Bernhard I., von dem freylich, in Rückſicht auf das unter ſeiner Bothmäßigkeit ſtehende Hamburg, nicht viel zu ſagen iſt. Regierungsgeſchichte Bernhards II. von 1010 — 1061. S. 25 — 32. Schreckliche Verheerung, die Hamburg, wie ganz Nordalbingien, 1012 von den Slaven erlitte. Wiederherſtellung der Stadt durch

 die

die vereinte Sorgfalt des Herzogs und des Erzbiſchoffs; Anfang der Zwiſtigkeiten zwiſchen dieſen beyden; Erbauung eines Herzoglichen Schloſſes an der Alſter. Abgewandte Gefahr, die Hamburg von dem mit ſeinem Erzbiſchoff, Adalbert, in Streit verwickelten Däniſchen Könige Svend Eſtrichſon zu fürchten hatte. Tod des Herzogs Bernhards II. Regierungsgeſchichte Herzogs Ordolf. S. 32 — 38. Streit des Herzogs und ſeines Bruders, des Grafen Hermann, (der hier S. 33 und auch S. 38 unrichtig Heinrich genannt wird,) mit dem Erzbiſchof Adalbert. Wenn der Verf. ſagt, Adalbert habe die Macht der Brüder durch Zwieſpalt zu ſchwächen geſucht, und den Grafen gegen den Willen ſeines Bruders zu einem Zuge nach Ungarn überredet, ſo ſagt ſein angeführter Zeuge, Adam von Bremen, nichts von Zwieſpalt erregen, nichts davon, daß Hermanns Feldzug gegen den Willen des Bruders unternommen ſey, ſondern blos (Lib. IV. Cap. 2.) ut coniuratos tantum fratres ab invicem divelleret. Des Erzbiſchofs Bau der Veſtung auf dem Süllenberge ward nicht 1063, ſondern 1061 unternommen. Denn nach Adam von Bremen (L. III. Cap. 27.) geſchah das im 18ten Jahr der erzbiſchöflichen Regierung Adalberts, die er, nach ebendemſelben Schriftſteller (L. II. Cap. 63. und L. III. Cap. 1.) im Jahr 1043 angetreten hatte. Fernere Nachrichten von dem Zwiſte des Herzogs mit dem Erzbiſchof, und von der dreymaligen Verheerung Hamburgs. Tod des Herzogs Ordolf. — Regierungsgeſchichte ſeines Sohnes, Herzogs Magnus. S. 38 — 41. Daß Graf Gottfried, nach S. 41, vom Herzoge Magnus zum Grafen von Hamburg verordnet ſey, möchte Rec. nicht ſo entſcheidend behaupten. Höchſtens möchte es wahrſcheinlich ſeyn. Tod des Herzogs und Erlöſchung des Billingſchen Mannsſtammes. Von S. 43 an bis 65 erzählt der Verf. die Veränderung der Landesherrſchaft, welche 1106 erfolgte, als, nach dem Abgange des Billingſchen Mannsſtammes, Kaiſer Heinrich V. das Herzogthum Sachſen dem Grafen Lothar von Supplingburg, (nachmaligem zweyten Kaiſer dieſes Namens) zu Lehn gab, und dieſer demnächſt den Grafen Adolf von Schauenburg, unter den Hollſteiniſchen Grafen dem erſten dieſes Namens, mit Hollſtein, als mit einem Afterlehn belehnte, die unter der Regierung dieſes Grafen und ſeiner Nachfolger bis auf die Zeit, da Adolf III. mit der Krone Dänemark in Streit verwickelt ward, vorgefallenen Begebenheiten, in ſoferne ſolche die Stadt

Ham-

Hamburg betreffen, wiewohl mit Einſchaltung anderer, die nicht hieher gehören. Indeſſen wäre dergleichen Ueberfluß, worüber Rec. ſich unten weiter erklären wird, eher zu überſehen, als hiſtoriſche Unrichtigkeiten. Eine ſolche findet ſich S. 65, wo, nachdem der Befreyung Hamburgs von der Oberlehnsherrſchaft Heinrichs des Löwen gedacht war, es ferner heißt: „Die ſchon locker gewordenen Bande der Lehnsverbindung zwiſchen Herzog **Bernhard** von Sachſen und Graf **Adolf III.** von Hollſtein wurden völlig geriſſen, und keiner **von Bernhards Nachfolgern vermochte, den einmal getrennten Knoten wieder zu knüpfen, und die Hollſteiniſchen Grafen ſich wieder lehnspflichtig zu machen.**“ Dieſes wird hier ſo ohne einiges Zeugniß, ohne einigen Beweis erzählt, und ſo wenig des Streits erwähnt, der lange über die Frage: ob Hollſteins Lehnsverbindung mit Sachſen mit Heinrichs des Löwen Achtserklärung aufgehört habe? geführt iſt, ohne desjenigen entſcheidenden Verneinungsgrundes zu gedenken, den Herzogs Alberts von Sachſen, Bernhards Sohnes, über die von dem Grafen Adolf IV. vorgenommene zweyte Stiftung des Kloſters Preetz 1232 ausgeſtellte lehnsherrliche Beſtätigungsurkunde darbietet. (S. Chriſtiani Schlesw. Hollſt. Geſch. II. Th. S. 515. verglichen mit der Vorrede und S. 145.) S. 65—123 erzählt der Verf. die Streitigkeiten, worin Graf Adolf III. mit dem Könige von Dänemark **Knut VI.** verwickelt wurde, als erſterer ſich des unruhigen Biſchofs **Waldemars** von Schleswig annahm, den dem Grafen daraus erwachſenen Verluſt der Grafſchaft Hollſtein, die Verordnung des Grafen **Alberts von Orlamünde** zum Statthalter von Hollſtein, die Unglücksfälle Königs **Waldemars II.** des Grafen **Adolfs IV.** Beſitznehmung von ſeinem väterlichen Lande, bis auf die Zeit, da derſelbe ins Kloſter gieng, ſammt dem mannichfaltigen Antheil, den die Stadt Hamburg an dieſen Händeln genommen hat, und den Nachrichten von der damals veränderten bürgerlichen Verfaſſung der Stadt Hamburg. Daß Hamburg, wie der Verf. S. 86 meldet, für 1500 Mark Silbers ihre Freyheit von dem Grafen **Albert von Orlamünde** erkauft habe, meldet freylich **Thraziger.** Aber auf dieſe Ausſage eines Schriftſtellers aus dem 16ten Jahrhundert möchte Rec. die Begebenheit nicht für ſo ganz entſchieden halten, als ſie der Verf. hält. S. 123—140 folgen die übrigen Begebenheiten Hamburgs bis 1260, d. i. bis auf die erſte Verſammlung der von dieſer

Zeit an alſo genannten Hanſe zu Lübeck, nicht ohne Einmiſchung mancherley zur Hamburgiſchen Geſchichte nicht gehörigen ſehr ausführlich erzählten Vorfalle. Daß die Hamburger, ohne Zuziehung oder Einwilligung der Grafen, ein Bündniß mit den Herzogen von Braunſchweig ſchloſſen, hält der Verf. eben ſowohl als ihre Einwilligung, die der Graf ſuchen mußte, da er eine Veſtung auf dem Süllenberge anlegen wollte, für einen Beweis ihrer Unabhängigkeit. Aber wie viele Beyſpiele giebt es nicht von mittelbaren Städten, die im mittlern Zeitalter Bündniſſe mit Auswärtigen geſchloſſen haben, ohne ihrer Landesherren Einwilligung zu ſuchen? Man muß das heutige Staatsrecht mit dem, was in jenen Jahrhunderten, und vorzüglich in Beziehung auf die Städte, Statt fand, nicht verwechſeln. Und, wegen der Veſtung auf dem Süllenberge, mußte der Graf, wenn er gleich Oberherr der Stadt war, dennoch ihre Einwilligung ſuchen, weil es zu ihren Privilegien gehörte, in einer Entfernung von etlichen Meilen dergleichen nicht zu dulden. Denn die Oberherrſchaft konnte ihm kein Recht geben, dieſe Privilegien zu kränken.

Auf dieſen erſten Abſchnitt, der mit Erwähnung der erſten hanſeatiſchen Verſammlung zu Lübeck 1260 ſchließt, folgt der zweyte, welcher die Geſchichte der Kirche und Gelehrſamkeit vom Jahr 811 bis 1260 enthält, S. 141—250. Der Verf. erzählt die Geſchichte der Pflanzung des Chriſtenthums in Hamburg, der Erbauung der Kirche und der Stiftung des Erzbisthums, des erſten Erzbiſchofs Anſchar und ſeiner Nachfolger, ihrer Miſſionsgeſchäfte im Norden, der Verbindungen, die ſie mit Kaiſern, Königen und Fürſten unterhielten, der verſchiedenen Schickſale der Hamburgiſchen Kirche und Kirchenanſtalten, der Streitigkeiten, die zeitig zwiſchen Hamburg und Bremen ausbrachen, und die endlich mit der Verlegung des erzbiſchöflichen Sitzes von Hamburg nach Bremen endigten, des Urſprungs der Dominicaner- und Franciſcanerklöſter in Hamburg und des Nonnenkloſters zu Harveſtehude, und der damals in Hamburg befindlichen wenigen Spuren von Gelehrſamkeit. Ein paar unrichtige Angaben mögen hier ihre Anzeige finden. S. 190 heißt es: „Nach den Siegen, welche Otto der Große über den König Harald von Dännemark erfochten hatte, ſtiftete dieſer Kaiſer zu Schleswig, Ripen und Aarhuus Biſthümer.“ Das that der Kaiſer nicht, ſondern Frotſo, ein Südjütiſcher Unterkönig, der 948 ſtarb,

hatte

hatte die weit ältern Kirchen zu Schleswig und Ripen erneuert, und die zu Aarhuus erbaut, und hielt bey dem Papſt an, daß er dieſen Kirchen Biſchöfe verordnen möchte. Dem zufolge weihte der Erzbiſchof Adaldagus noch 948 die Biſchöfe, lange vorher, ehe Otto der Große mit dem Könige der Dänen kriegte. S. 241 wird das Entſtehen des Dominicaner- und Franciſcanerordens in den Anfang des zwölften Jahrhunderts geſetzt. Sie entſtanden aber erſt im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts.

Der dritte Abſchnitt handelt von der Denkungsart, Sitten und Gebräuchen, vom Jahr 808 bis 1260. S. 251 bis 270. Man findet aber hier nur die den Sachſen überhaupt eigne Denkart, Sitten und Gebräuche. Belege dazu aus der eigentlichen Geſchichte von Hamburg äuſſerſt wenige.

Im vierten Abſchnitte (S. 271—326) lieſt man die Geſchichte der Hamburgiſchen Handlung und Schiffahrt während obgedachten Zeitraums. Zuerſt etwas vom alten Sclavenhandel, beſonders auch in Hamburg, von Handwerkern, Jahrmärkten, Münze, Bier- Holz- und Getraidehandel, vom Handel mit Potaſche in Hamburg. Vom Handelsverkehr der Hamburger mit Vinetha, und den Vortheilen, welche durch den Untergang dieſer und noch zwey anderer Slaviſchen Handelsſtädte, Arkona und Julin, ingleichen der Zerſtörung von Bardewik, den Hamburgern zuwuchſen. Vom Hamburgiſchen Stapelrecht, Zollweſen und Zollgerechtigkeit. Von der Hamburgiſchen Schiffahrt, Fiſchfange, und dem wahrſcheinlich auch von ihnen getriebenen Heringsfange. Von der durch die Kreuzzüge im Handel bewirkten Revolution, mehr überhaupt, als in näherer Beziehung auf Hamburg, bey ermangelnden Nachrichten. Ferner Unterſuchung der Fragen: war das Fauſtrecht der Handlung nachtheilig? und was für eine Bewandniß hatte es mit der alten Hanſa oder Maſkopey? Welche Unterſuchung demnächſt auf das 1241 zwiſchen Hamburg und Lübeck geſchloſſene Bündniß leitet, daraus in der Folge die Hanſe entſtand. Beytritt der Stadt Braunſchweig zu ſolchem Bündniſſe 1247. Von Handlungsbündiſſen der Hamburger mit den Herzogen von Sachſen, Lothringen und Brabant, und endlich von dem 1260 zu Lübeck gehaltenen erſten Hanſetage.

Der fünfte und letzte Abſchnitt enthält die Erdbeſchreibung, S. 327—362, worin man nur dasjenige

erwartet, was die Beſchaffenheit und Veränderungen der Stadt in dem Zeitraum angeht, den dieſer erſte Theil der Hamburgiſchen Geſchichte in ſich begreift, aber manches findet, was zu den folgenden Zeiträumen gehört.

So viel von dem Inhalt. Aus dieſer Anzeige erhellt denn freylich wohl, daß der Verf. mehr, als ſeine Vorgänger, eine eigentliche Geſchichte von Hamburg zu liefern befliſſen iſt. Aber daß er wirklich das geliefert habe, was man zu erwarten berechtiget war, läßt ſich nicht behaupten. Die Geſchichte einer Stadt ſollte nichts enthalten, als was die Stadt, ihren Urſprung, ihre denkwürdigſten Begebenheiten und Veränderungen, beſonders in Abſicht auf ihre Verfaſſung, ihren Flor oder ihre Abnahme, ihre Verhältniſſe gegen Auswärtige und ihre Verbindungen mit Auswärtigen, ihre Staats- und Religionsverfaſſung, nebſt ihrer wiſſenſchaftlichen, geſetzlichen und Handelsverfaſſung, ſo wie auch die Denkart, Sitten und Gebräuche derſelben angehet. Es iſt nicht zu läugnen, daß der Verf. von dem allen gute und nützliche Nachrichten giebt, und wenigſtens das Vornehmſte und Wichtigſte davon erzählt, was nämlich davon bekannt iſt. Denn auſſerdem, daß zur Geſchichte der Handlung ſchwerlich jemals hinreichende Quellen werden eröffnet werden, ſo hat unſtreitig die ältere Geſchichte mehr Lücken, als die ſpätere. Und man kann daher von dieſem Anfange das nicht erwarten, was man von dem folgenden fordern kann. Auch iſt es gut, daß die politiſche, kirchliche, wiſſenſchaftliche und Handelsgeſchichte u. ſ. f. in abgeſonderten Abſchnitten vorgetragen wird. Indeſſen darf dieſe Trennung und Abſonderung nicht ſo weit gehen, daß nicht manche kirchliche oder Handlungsbegebenheit in der politiſchen Geſchichte auch ihren Platz finde, wenn ſie gleich in den folgenden Abſchnitten umſtändlicher erörtert wird. Vor allem aber hätte der Verf. blos Hamburgiſche Begebenheiten den Gegenſtand ſeiner Erzählung ſeyn laſſen, und keine fremde Begebenheiten mit einmiſchen ſollen, die zu der Hamburgiſchen Geſchichte entweder gar nicht gehören, oder die, wenn ſie einige Beziehung darauf haben, nur ganz kurz hätten berührt werden dürfen. Am wenigſten mußte er dieſes oft und mit groſſer Ausführlichkeit thun. In einer Geſchichte der Stadt muß das Auge des Leſers nie von der Stadt ſelbſt abgezogen, ſie muß ſeinem Blicke niemals entrücket werden; ſonſt wird das Intereſſe getheilt und geſchwächt, und die Abſicht der Geſchichte ganz verfehlt.

Dieſe

Dieſe Regel aber hat der Verf. ſehr oft gar nicht beobachtet, indem er vieles aus der Däniſchen, Hollſteiniſchen, aus der übrigen deutſchen und andrer auswärtigen Staaten Geſchichte mit einmengt, was theils ganz hätte wegbleiben können, theils nur mit ſehr wenigen Worten hätte angedeutet werden dürfen. Folgende Beyſpiele mögen hier zum Beweiſe dienen. S. 56 brauchte nur gemeldet zu werden, daß Adolf in der Schlacht bey Dommin blieb, ohne das Treffen ſelbſt zu beſchreiben. S. 102—104 erzählt der Verf. ſehr umſtändlich, wie ſich Lübeck der Däniſchen Gewalt entzog, und eine freye Reichsſtadt ward. S. 106—112 lieſt man die ausführliche Beſchreibung der Schlacht bey Bornhövde 1227, die offenbar zur Hollſteiniſchen Geſchichte gehört, und davon nichts weiter hätte geſagt werden dürfen, als daß das Treffen geliefert, der König Waldemar II. überwunden und zur Flucht genöthiget war, daß die Hamburger Geld zu dieſer Unternehmung hergegeben hatten, und von der Furcht befreyet wurden, wieder unter Däniſche Bothmäßigkeit zu gerathen. Eben ſo wenig durften S. 116—118 des Grafen Adolfs IV. Händel mit Lübeck, S. 119 deſſen Liefländiſcher Kreuzzug, S. 120—123. ebendeſſelben ganze Kloſtergeſchichte und abergläubiſches Betragen in ſeinem Mönchsſtande zu Kiel, S. 127 der kleine Krieg der Grafen Johann I. und Gerhard I. über die Stadt Kiel und deren Gebiete, S. 128—130 der Streit des Däniſchen Königs Erich (Plogpenning) mit ſeinem Bruder Abel und der von letzterem begangene Brudermord u. ſ. f. vorgetragen werden. Alles dieſes war theils ganz zu übergehen, theils nur ganz kurz zu berühren. In den Abſchnitten von der kirchlichen und Handelsgeſchichte u. ſ. f. ſind ſolche überflüßige und unzweckmäßige Einmiſchungen ſeltener, als in dem von der politiſchen Geſchichte, anzutreffen. Doch kommen ſie zuweilen vor. Z. E. was von S. 247—250 von dem Zuſtande der Gelehrſamkeit, den Kloſterſchulen, Kreuzzügen, Minneſingern, und dem Entſtehen der Univerſitäten überhaupt geſagt wird, gehört nicht in eine Geſchichte von Hamburg. Der ganze Abſchnitt von der Denkart, den Sitten und Gebräuchen enthält, wie ſchon erinnert worden iſt, von Hamburg äuſſerſt wenig. In dem Abſchnitt von der Geſchichte der Handlung und Schiffahrt ſtehen S. 307—312 allgemeine Nachrichten von der Handlung des Mittelalters, die Hamburg insbeſondere gar nicht angehen. Und der letzte oder topographiſche Abſchnitt hätte ſich blos auf die Hamburgiſche Topographie bis 1260 einſchränken,

ten; folglich nichts von dem nach modernem Geſchmacke vor nicht gar langer Zeit gebauten Domkapitelsverſammlungsſaale, nichts von dem Eſel mit der Sackpfeiffe im Dom, nichts von dem Thurm der Petrikirche und von den in dieſer Kirche befindlichen Gemälden Luthers und des Churfürſten Johann Friedrich u. ſ. f. melden müſſen. Durch Weglaſſung alles dieſes Ueberflüßigen hätte das Buch an äuſſerlicher Stärke verlohren, aber an innerm Gehalt und an Intereſſe gewonnen. Und der Verf. wird ſehr wohl thun, wenn er in den folgenden Bänden, da auſſerdem die Hamburgiſche Geſchichte reichhaltiger wird, ſich blos mit dieſem Gegenſtande allein beſchäftiget, und nichts einmiſchet, was füglich wegbleiben kann. Es iſt beſſer, bey Ermangelung der Nachrichten, ein oder mehrere Jahre, wovon man nichts aufgezeichnet findet, zu übergehen, als die Lücken mit Sachen, welche nicht dahin gehören, auszufüllen.

Was den Styl betrifft, ſo iſt es bekannt, daß die edle Einfalt der hiſtoriſchen Schreibart keinen bilderreichen Ausdruck duldet. Desgleichen aber findet man in dieſem Buche verſchiedentlich, wo man ihn gerne entbehren möchte. Z. E. S. 141 fängt der Abſchnitt von der Geſchichte der Kirche und Gelehrſamkeit mit folgender Periode an: „Gleich einer Pflanze, die an einem ſchattichten finſtern Ort, wohin kein Sonnenſtrahl dringt, bleich und ohne den Schmuck grüner Blätter aufkeimt, entſtand Hamburg in einem Zeitalter, wo die Unwiſſenheit in Künſten und Wiſſenſchaften, und der aufs höchſte geſtiegene Aberglaube über ganz Deutſchland einen dichten, faſt undurchdringlichen Nebel, der mit ſeinen ſchwarzen Fittigen auch die Hamburgiſchen Gefilde bedeckte, verbreitet hatte.“ — S. 160 heißt es: „Bis itzt wuchs, gleich einer ſchönen Pflanze, das zu Hamburg geſtiftete Erzbisthum, unter Anſchars Pflege immer mehr der vielverſprechenden Blüthe entgegen. Allein, nach Ludwigs des Frommen Tode zog ein Ungewitter herauf, das mit gedoppeltem Schlage das Hamburgiſche Erzſtift traf, und ſo anhaltend war, daß es jenes ſtolze Gebäude ganz zu zernichten ſchien, bis endlich aus dem Dunkel ein hellerees Licht, und aus dem Mißgeſchick höhere Beglückung hervorgieng.“ Dieſe letztere Stelle iſt um ſo weniger zu billigen, da der Verf. diejenige Allegorie, womit er anfieng, nicht einmal beybehält, ſondern aus Einer Allegorie in die andere fällt. Eben das Erzſtift, das in der erſten dieſer beyden Perioden eine ſchöne Pflanze iſt, iſt in der andern ein ſtolzes Gebäude.

Die

Die Erwähnung alles deſſen, was dem Rec. Änderung und Verbeſſerungen zu erheiſchen ſchien, darf gleichwohl den Verf. von der Fortſetzung ſeines Werks nicht abſchrecken. Er hat es vielmehr in ſeiner Gewalt, durch Anwendung obiger Bemerkungen, den folgenden Theilen, für welche mehr Reichthum an Begebenheiten in Bereitſchaft iſt, einen merklichen Grad der Vollkommenheit zu geben. Aber er wird es nur dann können, wenn er uns Hamburgiſche Geſchichte, unvermiſcht mit fremden Begebenheiten, liefern wird. Sollte dadurch das Buch weniger Theile bekommen, als die Art der Behandlung des erſten Theils erwarten ließ, ſo wird es ſicherlich eben dadurch zweckmäßiger, folglich brauchbarer und beſſer werden.

Ca.

Geſchichte des evangeliſchen Gottesdienſtes in der Domkirche zu Halberſtadt, von Johann Werner Streithorſt, Conſiſtorialrath und Oberdomprediger, nebſt einer Geſchichte der Domſchule, von N. G. Fiſcher, Rector der Domſchule. Halberſtadt, bey Groſſe, 1792. 160 S. 8. 10 gr.

Das Jahr 1791 war für das hohe Stift in Halberſtadt ſehr merkwürdig. Die doppelte Jubelfeyer wegen Einweihung der Domkirche vor 300, und Einführung der proteſtantiſchen Gottesverehrung vor 200 Jahren, wurde die Veranlaſſung dieſer Schrift. Jene geſchah am 24. Aug. 1491 (Leuckfeld ſetzt in ſeiner Geſch. von Gröningen S. 54 d. J. 1490, aber vermuthlich unrichtig,) durch den Biſchof Ernſt II., dieſe den 21. Sept. 1591 durch Heinrich Julius. Es iſt auffallend wichtig, daß dieſer Herr, den man als Kind in ſeinem dritten Lebensjahre zum Biſchof wählte, und von dem ſich der katholiſche Theil wegen des Eifers ſeines Großvaters, H. Heinrich von Braunſchweig, für die päpſtliche Lehre ſehr viel verſprach, gerade die kirchliche Verbeſſerung ins Werk richtete, ungeachtet ſich der Papſt und der Kaiſer Rudolph II. alle Mühe gaben, ſie zu hintertreiben. Die merkwürdige Rede des Biſchofs an die Geiſtlichkeit, worin er zugleich manche Sätze und Gebräuche der Römiſchen Kirche verwirft, iſt hier aus einer archivariſchen Abſchrift mitgetheilt, und als Actenſtück der Aufbewahrung werth. Sie iſt in einer

körnich-

körnichten und nachdrücklichen Sprache abgefaßt, wie folgende Stelle bezeuget: „Letzlich iſt eine allgemeine Klage, und ein öffentlich unläugbar Aergerniß, daß ſolche Hurerey, Ehebruch, Sodomitiſche und andere gräuliche Unzucht im Schwange gehet, als faſt in Frankreich und andern Oertern nie erhört, weil aber ſolches gottlos Weſen in den Himmel ſchreyet, als wäre kein Wunder, daß Gott die ganze Stadt und das ganze Stift untergehen ließe, da man ja wenig Canonicos leider gefunden, die nicht Concubinen gehalten, und alſo in Hurerey und Ehebruch dahin geſtorben, Gott weiß, wie ſie gefahren ſeyn, und gehet daſſelbige Laſter dieſe jetzige Stunde im Schwange, und kömmt dies daher, daß man Gottes Wort zuwider, den Canonicis und Vicariis unter dem Schein der Keuſchheit den Eheſtand verbietet. Dieſes hat in Gottes Wort keinen Grund, daß der Eheſtand aber zugelaſſen, iſt in Gottes Wort zu finden, denn da ſtehet geſchrieben: qui potest capere, capiat u. ſ. w.“ Die ſeit dieſer Zeit angeſetzt geweſenen Domprediger ſind ſo vollſtändig als möglich geliefert, und iſt nach den vorhandenen Nachrichten von einigen mehr, von andern weniger geſagt. Endlich iſt noch ein Verzeichniß der Urkunden über die dem Stift verliehenen Gerechtſame angehängt, man kann den Inhalt hier leſen, und zugleich die Nachweiſung, wo ſie gedruckt ſind, finden. Die Verdienſte des vortreflichen Verf. ſind allgemein anerkannt, bey den bemerkten Hülfsmitteln haben vorzüglich die Schriften des Hrn. Aſſiſtenzrath Lucanus vielen Werth. Rec. hatte von demſelben in den Halberſtädtiſchen gemeinnützigen Blättern manches geleſen, was gewiß eine nützliche Vorarbeit, beſonders für den erſten Abſchnitt abgeben konnte.

Die Fragmente zur Geſchichte der Domſchule ſind ſo mühſam geſammelt, als man von dem Fleiße des Verf. erwarten kann. Die Nachrichten ſind in vier Perioden getheilt, die erſte, von der Gründung des Stifts bis zur Reformation, enthält nur allgemeine Bemerkungen, und gar kein Detail von dieſer Schule, weil da in der Geſchichte eine Lücke iſt. Die zweyte geht bis auf ihre Wiederherſtellung 1624, wo beſonders das abgedruckte Reſponſum der philoſophiſchen Facultät in Helmſtädt vom Jahre 1672 merkwürdig iſt, um die Vorſchläge derſelben in Abſicht der Lehrgegenſtände, der Lehrbücher, der Klaſſen u. dgl. kennen zu lernen. Von 1674 bis 1759 geht die dritte Periode, und die letzte fängt in dem zuletzt

erwähnten

erwähnten Jahre mit dem verdienſtvollen Struenſee an, und iſt bis jetzt fortgeführt. Man erhält hier Nachricht von dem verbeſſerten Plan dieſes thätigen Schulmanns, und Herr R. Fiſcher hat in ſeinen Nachrichten von der Halberſtädtſchen Domſchule (Schulſchriften bey Gelegenheit der öffentlichen Prüfungen, wovon das erſte Stück 1784 erſchien,) ſchon manches dahin gehörige geliefert. Wohl der Anſtalt, die ſolche geſchickte Männer, als Struenſee war, und als der Nachfolger deſſelben iſt, an ihrer Spitze hat.

Ad.

Bericht der allgemeinen kirchlichen Verſammlung der Evangel. Luther. Gemeine zu Amſterdam an das unpartheyiſche Publikum über die jetzigen Uneinigkeiten in ihrer Gemeine. Aus dem Holländiſchen, mit einem Vorbericht und Anmerkungen, von C. H. Mutzenbecher, Generalſup. der Kirchen und Schulen des Herzogthums Oldenburg. Lingen, 1792. bey Jülicher. 10 B. 8. 10 gr.

Da die öffentlichen Zeitungsblätter von den in der Lutheriſchen Gemeine zu Amſterdam entſtandenen Uneinigkeiten zum Theil verſtümmelte, zum Theil ganz falſche Nachrichten gegeben haben, die Sache aber doch verdiente, in ſofern ſie den Geiſt und die Denkart der Partheyen ſchildert, und zur neuern Geſchichte der größten kirchlichen Gemeine in Europa gehört, mit Darlegung aller Quellen, Veranlaſſungen und Documente, auch dem deutſchen Publikum ganz vorgelegt zu werden; ſo that Hr. M. wohl, dieſen Bericht aus dem Holländiſchen zu überſetzen, beſonders da ein gewiſſer Müller, Conrector in Aurich, ſchon vorher mit einem Auszuge hervorgetreten war, den Rec. zwar nicht geleſen hat, den aber Hr. Mutzenbecher nicht ſehr vortheilhaft charakteriſirt. —

Wie weit Sectengeiſt und dummdreiſte orthodoxe Bigotterie ausſchweifen, welche niedrige Kniffe ſie ſich zur Kränkung guter Menſchen und heller, denkender Köpfe erlauben, in welchen Unſinn ſie verfallen können, oder vielmehr fallen müſſen, um Cabalen durchzuſetzen, davon findet man in dieſer Schrift leider viele, gut documentirte Beweiſe. Wäre die Sache nicht

wegen

wegen ihrer Folgen zu wichtig, hätte nicht die Ruhe mehrerer würdiger Menſchen dabey auf dem Spiel geſtanden, ſo hätte man Urſach, über die unſinnigen Beſchuldigungen zu lachen, die einige durch unwürdige Geiſtliche aufgehetzte bigotte Brauſeköpfe gegen die Rechtgläubigkeit einiger auch im Auslande bekannter würdiger Prediger der Lutheriſchen Gemeine zu Amſterdam vorbrachten; aber die Erſcheinung des Ungeheuers, ſonſt der Fanatismus genannt, iſt am Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu ſchrecklich, als daß man darüber lachen könnte. Man lernt auch hier wieder, daß ſteife Orthodoxie, verbunden mit kleinlichem, perſönlichem und Localintereſſe, ſich überall und zu allen Zeiten gleich bleibt. Die, in den damaligen Patriotenunruhen herrſchende politiſche Sectiſerey mag wohl auch zur Erbitterung nicht wenig mitgewirkt haben.

Da der Ueberſ. ſelbſt als einer der damaligen Lutheriſchen Prediger zu Amſterdam mit in die Uneinigkeiten hineingezogen wurde, obgleich weniger als die übrigen, und ſelbſt, wie leicht zu vermuthen iſt, nicht wenig dabey mag gelitten haben, ſo muß Rec. die lobenswerthe Mäßigung bewundern, womit er hier ſowohl im Vorbericht als in den Anmerkungen, die zum Verſtändniß des Ganzen ſehr wichtig und erläuternd ſind, ſich über die Beſchuldigungen und ſtreitigen Punkte erklärt. Daß er, obgleich ehemals ſelbſt Parthey, dennoch in ſeiner jetzigen glücklichen Lage ein geltender Zeuge ſey, beweiſet ſchon dieſe Mäßigung, wenn er auch nicht auſſerdem ſchon als ein Mann von hellem Kopf und rechtſchaffener Denkungsart bekannt, und wenn auch nicht alles, wie doch geſchehen iſt, mit unläugbaren authentiſchen Documenten belegt wäre. Das Ganze iſt für die Kirchengeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts ein wichtiges, obgleich für die eine Parthey beſchämendes Actenſtück.

Az.

Chemie und Mineralogie.

Beyträge zu den Vorſtellungsarten über vulkaniſche Gegenſtände, von Karl Wilhelm Noſe, Doctor und Herzogl. Braunſchw. Lüneburg. Bergrath ꝛc. Frankfurt, bey Gebhard und Körber, 1792. 8. 457 Seiten. 1 Rh. 4 gr.

Der

Der Verfaſſer der orographiſchen Briefe fährt hier fort, ſich beſonders um die mineralogiſche Literatur verdient zu machen. Das Regiſter über die in jenen Briefen und in dieſen Beyträgen aufgeführten Schriftſteller enthält deren 429. Diejenigen, welche die Vulkanität der Baſalten behaupten, werden widerlegt, und des Verf. Beobachtungen und Folgerungen vertheidigt. Vorerſt Entwurf einer Theorie über die Vulkanität der Foſſilien. Folgende ſind die Grundſätze derſelben: 1) Feuer als Urſache heiſcht Wirkung; 2) worauf Feuer wirken ſoll, das muß exiſtiren; 3) was das Feuer bewirkt, das wirkt es in den Gegenſtänden, die ihm ausgeſetzt ſind; 4) an den Veränderungen, die ein Foſſil vom Feuer erhält, ſind Feuereffekte kenntbar; 5) durch die Zurückführbarkeit auf ihre Urſachen werden Feuereffekte erweislich. Die Folgerungen z. B. S. 25 der (urſprüngliche) Baſalt iſt alſo darum nicht vulkaniſch, weil ſeine Beſchaffenheit als im Feuer bewirkte in keine Erfahrung gegeben wird, mögen diejenigen Herren Vulkaniſten widerlegen, welche Baſalte für Laven erkennen. Rec. war nie dieſer Meinung — wohl aber, daß die Baſalte mittelbar den Vulkanen ihr jetziges Daſeyn zu verdanken hätten; dem kochenden Waſſer unmittelbar. Und da findet er nichts, das hinreiche, ſeinen Glauben zu ändern.

Unmittelbare Feuereffekte können im Baſalt ſo wenig vorkommen, als im Tuff unſerer Theerkeſſel. Wirkungen der Auflöſungen in heißem Waſſer — Wirkungen ſchneller Verdampfung, die ſind es, welche man am Baſalt ſuchen muß, und wirklich von ſolchen Wirkungen hervorgebrachte Veränderungen finden ſich dabey ſo viele, als hinreichen, durch Zurückführen auf die Urſache mittelbare Feuereffekte zu erweiſen.

Verſteinerungen in unſtrittig urſprünglichem Baſalt würden allerdings nach dieſer Theorie ſchwer zu erklären ſeyn. Zum Glück ſind aber noch alle die Baſalte, worin man bisher Verſteinerungen fand, z. B. der in der Landgrafſchaft Thurgau und der in den Thälern von Ronca, S. 41 und 66, tafel- und tuffartig, folglich wohl nichts anders, als veränderte, auch zum Theil regenerirte Baſalte, welche eben ſo gut Verſteinerungen enthalten können, als regenerirte Granite.

Von Beroldingen und **von Fichtel** werden in dieſer Schrift ziemlich ausführlich und durchaus anſtändig zurecht gewieſen; ſo daß ſich des erſtern vulkaniſche Aſche als Grundſtoff

der Baſalte ſchwerlich wird erhalten können, noch weniger des letztern ſechsſeitiger Glimmer und Feldſpath als charakteriſtiſch für Laven.

Wahr iſt es, dem unbefangenſten Leſer mußte es ſehr auffallen, mit einer ausnehmenden Zuverſichtlichkeit die Belehrung zu finden, daß vorgedachte zwey Foſſilien unſtrittige Kennzeichen der Laven ſeyen. Das wenigſte, was er erwarten konnte, war eine ausführliche Vorlegung der Gründe dieſer ganz neuen Meinung, und die fand er nicht.

S. 104—117. Erklärung über ächte und Pſeudovulkane. Den Unterſchied zwiſchen beyden könne man nicht auf Weſentlichkeiten zurückführen. Indeſſen ſey die Beziehung, wor unter man von Pſeudovulkanen ſpreche, zwiefach: die urſprüngliche oder natürliche, und die oberflächige Lage des Brennſtoffs. Vermöge der erſtern unterſcheide man künſtliche, und vermöge der zweyten ächtvulkaniſche Schlacken davon.

S. 112, wo der Verf. die vorzüglichſten Brennmaterialien im Mineralreich anführt, gedenkt er der Feuertheile nicht, welche ſich bey den im Innern der Erde ſo häufig vorgehenden Kryſtalliſationen entwickeln, auf die man bey den bisherigen Theorien vielleicht nur zu wenig Rückſicht nahm.

S. 117—126 wird eine Folgerung des vierten Grundſatzes der vorangeführten Theorie des V. näher erörtert.

Es könnte Jemand beyfallen, wie bey einem unbekannten Foſſil zwar nicht genau was, aber doch überhaupt, daß es vom Feuer verändert ſey, zu erkennen ſtehe: z. B. einem Mineralogen würde die Schlacke von einem Hohofen vorgelegt. Es wird gezeigt, daß derſelbe, wenn ihm nicht geſagt wird, dieſe Materie ſey aus dem Ofen, zwar beſtimmen könne, daß der vorgelegte Körper vom Feuer verändert ſeyn könne, nicht aber, daß er es wirklich ſey. Sagte man ihm, er komme aus einem Hohofen, dann ſey bey dem Mineralogen die Erkenntniß möglich, nun würde aber auch der Stoff der Schlacke nicht mehr als ganz unbekannt angenommen. Der Bimsſtein dient zum folgenden Beyſpiel. Die wahre Erkenntniß deſſelben bildete ſich damals als die Urform deſſelben, der Deodatiporphyr, (vom Verf.) anſchaulich gegeben, und als ſolche angenommen war.

S. 160-

S. 160—177. Geſchichte der Rahnharter Kupfergrube.

S. 223—289. Beſchreibung einer von Valenziani erhaltenen Sammlung Laven und anderer wälſcher Foſſilien. Die italiäniſche Beſchreibung iſt jedesmal vom Verf. theils ausführlich berichtigt.

§. 335—347. Einige Beleuchtung der Vorwürfe über neue Terminologien. Hier iſt wirklich für die bisherigen Reformen der Art alles geſagt, was ſich zum Beſten derſelben ſagen läßt. Wäre es indeſſen nur um die verſchiedenen Benennungen vorhin theils bekannter, theils unbekannter Foſſilien zu thun, dann würde der damit unzufriedene Theil am beſten ſtatt aller gegen die Neuerungen überhaupt anzubringender Beſchwerden die einzeln entdeckten Fehler anzeigen. Erfolgte keine Vereinigung, ſo beſtände das ganze Uebel darin, daß in den Lehrbüchern eine Zeitlang beyde Benennungen nachzuführen ſeyen. Weit bedenklicher ſcheint Rec. die Uebertreibung mit den Beſchreibungen der Foſſilien nach den äuſſern Kennzeichen; nicht als ob er den Werth der Lehre von den äuſſern Kennzeichen nicht zu ſchätzen wüßte: nein, ſondern weil ſie ſeiner Meinung nach noch nicht diejenige Vollkommenheit erreicht hat, welche ihr gegeben werden ſollte, ehe man einen ausgebreiteten Gebrauch davon zu machen unternehme. Es mag dieſes aber nicht die Sache eines Mannes ſeyn, ſondern mehrerer von gleichem Gewichte. Sollte nicht Werner, der bis jetzt in dem Fache nur allein als Lehrer da ſtand, dieſe Wahrheit ſelbſt gefühlt haben? Faſt ſcheint es ſo, weil er die Ausbreitung meiſt ſeinen Schülern überlaſſen hat. Noſe gehört im engern Verſtande nicht dazu, und wäre nun der zweyte. Beyde mit Wiedemann und Karſten könnten gemeinſchaftlich dieſen wichtigen Gegenſtand bearbeiten. Vorerſt eine neue umgearbeitete Ausgabe der Wernerſchen Schrift von den äuſſern Kennzeichen, dann ſtatt der ausführlichen Beſchreibungen ſämmtlicher äuſſeren Kennzeichen jeder Art Foſſilien in Syſtemform, wie Lenzens mineralogiſches Handbuch, eine Ueberſicht, vielleicht am beſten eine tabellariſche, wo diejenigen Foſſilien, welche man, der Aehnlichkeit wegen, leicht für einander verkennen kann, neben einander geſetzt, und die ſie unterſcheidende Kennzeichen angeführt würden.

Dieſe Arbeit würde die Verbreitung der mineralogiſchen Kenntniſſe zuverläßig befördern.

Dahingegen unſtrittig jetzt noch Anfänger dadurch theils verwirrt werden, oder ſo viel Anhänglichkeit an das Aeuſſere bekommen, daß ſie das Innere darüber verſäumen; natürlich iſt die Rede nicht von allen. Auch Männer, welche nicht Gelehrte von Profeſſion ſind, und deren Lage es nicht erlaubt, ſich durch neue in ſich ſelbſt noch nicht vollkommene Verbeſſerungen durchzuarbeiten, werden dadurch von einer Wiſſenſchaft zurückgeſcheucht, welche ihrer Natur nach nichts weniger als nur auf einige Gelehrte eingeſchränkt werden ſollte. Der Leſer wird dieſe Ausſchweifung verzeihen, und die vorerwähnten Herren werden den hier geäuſſerten Wunſch wenigſtens als gutgemeint aufnehmen.

Noch wird S. 435 — 440 eine Collection von Schwediſchem Trapp oder ſobenannter Foſſilien beſchrieben und in eine zweckmäßige Tabelle gebracht.

Endlich beſchließen noch einige litterariſche Nachträge dieſe Schrift.

Zo.

Herrn Lavoiſier, Mitgliedes der Königl. Akademie der Wiſſenſch. zu Paris, phyſikaliſch-chemiſche Schriften. Aus dem Franz. geſammlet und überſetzt mit Anmerkungen. Fortgeſetzt von D. H. F. Link, ordentl. Prof. der Naturgeſchichte, Chemie und Botanik in Roſtock. Vierter Band. Greifswalde, bey Röſe, 1792. 8. 358 S. 1 Rh.

Obgleich die Abhandlungen, welche dieſer Band enthält, ſchon vor acht bis zehn Jahren in der Urſchrift erſchienen ſind, ſo verdienen ſie dennoch in Deutſchland noch jetzt eine Ueberſetzung, weil ſie vielen Leſern noch unbekannt ſeyn werden. Die meiſten beziehen ſich auf das von Lavoiſier errichtete neue chemiſche Lehrgebäude, davon ſich die Gründe hier am beſten überſehen laſſen. Es befindet ſich hier die Abhandlung über die Zerlegung des Waſſers und die Beweisgründe, daß Waſſer keine einfache Subſtanz ſey; von der Wirkung verſchiedener Körper, die zur Nahrung des Feuers dienen; über Verkalken und Verbrennen; über die Entſtehung der Kohlenſäure; über die Auflöſungen der Metalle in Säuren, und ihrer Niederſchlagun-

ſchlagungen durch andere Metalle; über die Verwandſchaft des Sauerſtoffs mit verſchiedenen Subſtanzen; neue Bemerkungen über die Vermehrung des Gewichts, welche Schwefel und Phosphor beym Verbrennen erhalten; Bemerkungen über das Phlogiſton, u. a. m.

Ohnerachtet der Ueberſ. die neue Theorie zu begünſtigen ſcheint, ſo zeigt er doch viel Unpartheylichkeit, und geſtehet ein, daß Lavoiſier oft zu entſcheidend ſpreche, wo er es nicht ſollte, von Evidenz rede, wo an keine zu denken ſey, Ausfälle auf ſeine Gegner thue, die ſie nicht verdienen, und dabey oft zu eilfertig verfahre. Auſſer einigen kleinen Noten unter dem Texte hat der Ueberſetzer noch beſondere Zuſätze verſchiedenen Abhandlungen nachfolgen laſſen, worin er L. in vielen Stücken zurechtweiſet.

Km.

Erdbeſchreibung, Reiſebeſchreibung und Statiſtik.

Magazin von merkwürdigen neuen Reiſebeſchreibungen, aus fremden Sprachen überſetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. Mit zwey Landkarten. Achter Band. Berlin, 1792. in der Voſſiſchen Buchhandlung. 15, und 18 Bogen, nebſt $2\frac{1}{2}$ Bogen Vorrede in gr. 8. 1 Rl. 20 gr.

Zweyerley Reiſebeſchreibungen ſind es, die in dieſem Bande geliefert werden. 1) Des Abbe Rochon's Reiſe nach Madagaskar und Oſtindien. Nebſt Thom. Bowyear's und Rob. Kirſoy's Nachrichten von Cochinchina. In der Vorrede giebt der Ueberſetzer, Hr. G. Forſter, litterariſche Nachrichten von allen frühern Reiſen und deren Beſchreibungen nach Madagaskar, von ihrer Entdeckung an bis auf unſere Zeit; eine Arbeit, dergleichen wir an der Spitze aller Reiſebeſchreibungen in minder bekannte Länder zu leſen wünſchten, die man aber auch nur vorzüglich von der Beleſenheit der Herren Forſter erwarten kann. Und dennoch hat Hr. F. dabey zu bemerken vergeſſen, in welche Jahre eigentlich

Rochons Reiſe fällt, und wenn und wo das Original, das er überſetzt liefert, herausgekommen iſt. Die Beſchreibung ſelbſt iſt mit vielen allgemeinen Räſonnements durchwebt, und empfiehlt ſich eben nicht durch Deutlichkeit und Ordnung. Die Inſel beſteht aus 28 Provinzen, hat den herrlichſten Getraideboden, die treflichſten Kräuter, eine groſſe Mannichfaltigkeit ſchöner Bäume, zahlreiche Heerden von Rind- und Schafvieh, und ſcheint von allen Seiten anlockende Handelsvortheile zu verſprechen, wenn nicht ungeſunde Luft und der Mangel an ſichern und bequemen Häfen ſie noch zur Zeit vor Niederlaſſungen der Europäer geſchützt hätten. In der Provinz Karkanoßi kennt man die Kunſt zu ſchreiben, man hat auch aſtrologiſche, hiſtoriſche, medicinſche Bücher in Madekaßiſcher Sprache, aber mit arabiſchen Charakteren. Ihr Papier wird noch aus der Rinde des Papierſchilfs verfertigt, beynahe nach der Art unſers Lumpenpapiers. Auſſer der Beſchneidung und Enthaltung vom Schweinefleiſch haben ſich keine Spuren des Mohammedanismus der Araber auf der Inſel erhalten. Geſchichte der franzöſiſchen Niederlaſſung in Madagaskar. 1642 wurde eine Handelsgeſellſchaft zum ausſchlieſſenden Handel mit M. privilegirt. Man legte in der Provinz Karkanoßi 24° 30′ S. B. ein Etabliſſement an; allein, ein Drittel der Franzoſen ſtarb wegen ungeſunder Luft in einem Monat. Der Ueberreſt der Colonie begab ſich daher auf die Halbinſel Tholangar 25° S. B., erbaute daſelbſt das Fort Dauphin neben einem vortreflichen Hafen und der Landſpitze Itaper. Es brannte 1655 ab, wurde 1663 wieder erbaut. Ungeſtümme Bekehrungsſucht eines Miſſionars, Pat. Stephan, veranlaßte einen Krieg, und hätte der Colonie beynahe den Untergang zugezogen. Ein Officier, la Coſe, der die Tochter und Erbin eines Landesfürſten geheyrathet hatte, rettete ſie durch ſeine Macht und ſein Anſehen, ob er gleich ſelbſt Urſache hatte, mit deren ſchlechten Adminiſtration unzufrieden zu ſeyn. Stolz und Ungerechtigkeit hatten den Franzoſen dergeſtalt den Haß aller Inſulaner zugezogen, daß in einem Blutbad die meiſten erſchlagen wurden, des Gouverneurs aber Miſſionaren nebſt den übrigen nach Surate entflohen. In welchem Jahr? das ſagt der Verf. nicht. 1768 nahm Hr. de Modave abermals als Gouverneur von dem Fort Dauphin Beſitz, aber wieder mit ſchlechtem Erfolg. Man verſah es, wie der V. urtheilt, darin, daß man blos Soldaten, das Land zu erobern, nicht aber Handwerker, Ackerleute und andere arbeitſame unterrichtete

Men-

Menſchen dahin ſchickte, die das Glück und die Belehrung des Volks, bey dem man ſich anbauen wollte, zur Abſicht hatten. Zeit und Jahr wird wieder nicht angegeben, wenn dieſer abermalige Verſuch aufgegeben worden iſt. Aus den Papieren des berühmten Commerſon, der ſich 1769 hieher begab, und mit unſäglichem Fleiß die Naturprodukte von M. ſammelte und beſchrieb, welche Sammlungen aber verlohren gegangen ſind, theilt er eine Nachricht von einer Nation von Zwergen mit, die unter einem eignen Oberhaupt, mitten in Madagaskar, gegen 22° S. B. leben ſoll. Sie heiſſen Kimos, ſind 3 Schuh bis 5 Zoll groß, ſind tapfer, und führen eiſerne Waffen, die ſie ſelbſt verfertigen. Dieſe Nachricht wird durch die Berichte des Hrn. D. Modave ſelbſt und des Cap. de Sürville beſtätigt. Auf dem nordöſtlichen Theil, als dem Vorrathshaus der franzöſiſchen Colonien auf Isle de France und Bourbon, haben die Franzoſen ebenfalls in den Häfen Foulpoint, Sainte-Marie, (oder Noßi Hibrahim) und in der Bay Antongill (von ihrem Entdecker, dem Portugieſen, Anton Gill,) verſucht, Colonien anzulegen, ſolche aber ebenfalls 1761 wieder verlaſſen. Seeräuber ließen ſich auf dieſem Theil der Inſel nieder, und veranlaßten ſeit 1720 den Sclavenhandel, der noch itzt die Inſel entvölkert. Seitdem verwüſten unaufhörliche Kriege den nördlichen Theil dieſer fruchtbaren Inſel. 1754 wurde das franzöſiſche Etabliſſement auf der Inſel St. Marie überfallen, zerſtört und alle Franzoſen niedergemacht. Truppen von Isle de France übten Rache aus. Nun war aller Handel unterbrochen. La Bigorne ſtiftete wieder einen Handelstractat. Der Verf. lernte ihn noch 1768 in Madagaskar kennen, als er daſelbſt die ſeltenſten Pflanzen für den Königl. botaniſchen Garten in Isle de France, Montplaiſir genannt, ſammeln mußte. Dies iſt zum erſtenmal, daß er, gleichſam im Vorbeygehen, ſeines Aufenthalts in Madagaskar und des Zwecks ſeiner Reiſe erwähnt. Wie lange aber dieſer Handelstractat und die Niederlaſſung der Franzoſen in Foulpoint beſtanden habe, erwähnt er wieder nicht, und knüpft dargegen eine Erzählung von des Gr. Beniowsky zweymaliger Niederlaſſung in M. an, worin dieſer in einem weit nachtheiligern Lichte erſcheint, als man aus ſeinen eignen Nachrichten zu vermuthen Urſache hatte. Aber auch dieſe wird geſchloſſen, ohne daß man erfährt, ob noch itzt Franzoſen in M. leben, oder nicht: ſo daß die ganze ſogenannte Reiſe (denn das iſt ſie gar nicht,) ein Muſter einer

mit franzöſiſcher Flüchtigkeit hingeſchriebenen; unvollſtändigen und verworrenen Erzählung iſt. Nun folgen noch Betrachtungen über den nördlichen Theil von Madagaskar. Das iſt eigentlich der fruchtbarſte, der von den Europäern am meiſten beſucht wird. Das Innere des Landes iſt beynahe der hohen Gebirge wegen unzugänglich. Foulpoint iſt der gewöhnlichſte Hafen für Europäiſche Schiffe, er liegt 17° 40′ 20″ S. B. und 47° 20′ O. L. von Paris. Die Berge enthalten ungeheure Blöcke von Bergkryſtall und Eiſenerz, das die Inſulaner auf eine eigne Art zu ſchmelzen wiſſen. In allen Flüſſen von M. giebt es ungeheure Krokodile.

Um der Verbindung willen, in der Madagaskar mit den Inſeln France und Bourbon ſteht, hängt der Verf. von beyden eine Nachricht an. Letztere hat ſehr hohe Berge und Saint-Denis zum Hauptort, 20° 5′ S. B. und 53° 10′ O. L. von Paris. Man landet hier, wegen der ſtarken Brandungen, durch herabhängende Strickleitern. Die Inſel hat einen Vulkan, zu dem die Zugänge gefährlich ſind; er hat, bey ſeinen häufigen Ausbrüchen, doch lange keine Verwüſtungen angerichtet. Einige Tropfen Regen ſind hinreichend, einen Ausbruch zu veranlaſſen. Die erſten franzöſiſchen Coloniſten kamen 1664 von dem ungeſunden Madagaskar hieher. 1718 ließen ſie die erſten jungen Kaffeeſtämme aus Mokha und Aden kommen. 1712 verließen die Holländer ihre Niederlaſſung aus Isle de France, und begaben ſich nach dem Cap. Die Einwohner von Bourbon eilten daher, ſich der verlaſſenen Anlagen auf einer ihnen ſo nahen und bequemen Inſel zu bemächtigen. Doch war es eigentlich im Jahr 1734, daß die Oſtindiſche Compagnie daſelbſt eine beträchtliche Niederlaſſung anzulegen beſchloß. La Bourdonnais führte dieſes Vorhaben glücklich aus, und iſt der Urheber aller noch itzt beſtehenden Gebäude und Anſtalten auf dieſer Inſel. Dem folgenden Intendanten, Poivre, hat die Inſel den Beſitz des Muſcat- und Gewürznelken, auch des Brodbaums zu verdanken. Aus den angehängten verbundenen Nachrichten mehrerer Reiſenden von Cochinchina ziehen wir Folgendes aus. Dieſes vom 11. bis 16° N. B. liegende und höchſtens 15 Stunden breite Königreich beſteht aus 11 Provinzen. Die Hauptſtadt iſt Hué. Die Abgaben beſtehen in einem Tribut, den alle Unterthanen zwiſchen 19 und 60 Jahren bezahlen müſſen. Sonderbar iſt die Art, wie ſolcher erhoben wird. Alle drey Jahre läßt jeder

Statt-

Statthalter neue Verzeichniſſe der tributbaren Unterthanen entwerfen: ſie müſſen ſich vor ihm nackend ausziehen, und werden, nach Beſchaffenheit ihrer Körperkräfte und Geſundheit, mit ſtärkern oder ſchwächern Abgaben belegt. Das Land iſt eine lange Gebirgskette, deren Höhen Tigern und Elephanten überlaſſen ſind, die aber den Einwohnern alle koſtbare indiſche Holzarten (eines davon, Kalambak, das blos als Räuchwerk gebraucht wird, iſt beynahe ſo theuer als Gold,) Gummigutte und Gold liefern. Die ergiebigſten Goldgruben ſind in den Provinzen **Scham** (an dem Ort **Phunrak**, wo die franzöſiſchen Miſſionäre eine Kirche haben,) und **Nanlang**. Man verſteht aber den Bergbau nicht, gräbt nicht tiefer, als eine Mannslänge, und findet Stücken reines Goldes, auch ſammelt man Goldſtaub. Man erndtet jährlich eine zwiefache Reißerndte, baut Baumwolle in Menge, Seide, die roh ſehr wohlfeil iſt, und den ſchönſten Zucker in ganz Indien, der nach Kanton und Japan geht, und von allen Getraideſorten nur Mais. Die Chineſen beſitzen den ausſchließlichen Handel hieher. Das Gold ſteigt und fällt im Preiſe nach Maßgabe der Anzahl der Käufer; es wird in kleine Stangen gegoſſen, und mit des Königs Stempel verſehen. Mit Elfenbein und Kalambakholz handelt der König allein. Der beſte Hafen iſt **Faifo** 16° N. B., wo ſich immer gegen 6000 Chineſiſche Kaufleute aufhalten. Vorſchläge zu Einführung Europäiſcher Waaren. 1749 ſchrieb **Ludwig XV.** an den König von Cochinchina, that ihm Handelsvorſchläge, und warnte ihn zugleich vor den Engländern und Holländern, als Heiden. Die Franzoſen ſelbſt aber reiſten, ohne dort ihre Abſicht zu erreichen, wieder ab.

2) **William Lempriere's**, Engl. Wundarztes, Reiſe von Gibraltar über Tanger, Salee, Sante-Cruz nach Tarudant, und von da über den Atlas nach **Marokko**. Nebſt einer umſtändlichen Nachricht von dem Kaiſerlichen Harem. Aus dem Engliſchen. Mit erläuternden Anmerkungen von **E. A. W. Zimmermann**. Der Verf. ſtand bey der Garniſon zu Gibraltar, als **Muley Abſulem**, Lieblingsſohn des letztverſtorbenen Kaiſers von Marokko, den General O'Hara durch den Engliſchen Generalconſul zu Tanger im Sept. 1789 bitten ließ, ihm einen Arzt zu Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit zu ſchicken. Der Verf. übernahm unter glänzenden Verſprechungen, worunter auch die Befreyung des Cap. Irwing

TAYLOR INST - OXFORD

und neun ſeiner Seeleute war, die nach einem Schiffbruch an der Marokkaniſchen Küſte von wilden Arabern gefangen und in die Sclaverey verkauft worden waren, dieſes Geſchäfte, und beſchreibt hier ſeine Reiſe. Er ſchiffte von Gibraltar nach **Tanger**, welcher Ort einſt eine ausländiſche Beſitzung Großbrittanniens war, unter **Carl II.** aber verlaſſen wurde, und itzt zum traurigen Wohnplatz der Europäiſchen Conſuln angewieſen iſt, ſeitdem ſie, den franzöſiſchen ausgenommen, der zu Salee wohnt, unter dem vorigen Kaiſer aus Tetuan hieher verbannt wurden. Sie leben hier in einer unangenehmen Lage, und größtentheils in ſelbſterbauten Landhäuſern, wo ſie ſich mit Gärtnerey, Fiſcherey und Jagd vergnügen. Ueber den Fluß von Tanger ſind noch Ruinen einer römiſchen Brücke. Von da gieng die Reiſe über **Arzilla** nach **Larache** (die Römiſche Colonie Lixa), wo der Verf. unter den häufig zuſtrömenden Kranken Augenentzündung und Ausſatz am häufigſten fand, und erſteres Uebel von den von den überweißten Häuſern abprallenden Sonnenſtrahlen beym Verbot des Sonnenſchirms für gemeine Mohren herleitet. Zwiſchen Seen und Zelten wandernder Araber hindurch kam der Verf. nach **Mamora**, ſah hier einen Gaukler eine vier Fuß lange Schlange lebendig verzehren. Vor **Salee** fand er eine Römiſche Waſſerleitung, die noch itzt die Stadt mit vortreflichem Waſſer verſieht. Dieſe durch Seeräubereyen ſonſt ſo furchtbare Stadt wurde von dem vorigen Kaiſer **Sidi Mahomed** unterjocht, der durch die Erklärung, er ſey mit ganz Europa in Frieden, ihre Räubereyen endigte: und ſeitdem hat ſich auch die Mündung ihres Fluſſes mit Seeſand angefüllt. Jenſeits dieſes Fluſſes, Salee gegenüber, liegt Rabat, der Sitz des franzöſiſchen Generalconſuls, mit 3 Forts verſehen, die ein Engliſcher Renegat kurz vorher erbauet und von Gibraltar aus mit Kanonen verſehen hatte. Zur Erfriſchung unterwegs dienten ihm Waſſermelonen, das Stück für 21 Pfennige, woran ſich ſechs Menſchen ſättigen konnten. **Manſora. Dar Beyda. Azamore. Mazagan**, das der Kaiſer kurz vorher den Portugieſen weggenommen hatte. Aſafi trieb ſonſt beträchtlichen Handel mit Europa, ehe der vorige Kaiſer die Europäiſchen Kaufleute zwang, in Mogadore zu wohnen. **Mogador** ſelbſt liegt in einer unfruchtbaren, holzarmen Gegend, daher beſitzt der Kaiſer ſo wenig Schiffe, und ſchickt ſie in fremde Häfen zur Ausbeſſerung: ſie iſt groß, feſt und gut gebaut. Die Factorey beſteht aus 12 Handlungshäuſern von verſchiedenen Nationen,

die

die nach Europa Korduan, Häute, Gummi, Strauſsfedern, Kupfer, Wachs, Wolle, Elephantenzähne, Matten, Teppiche, Datteln, Feigen, Roſinen, Oliven, Mandeln, Oel u. ſ. w. ausführen. Hier ſchaltet der Verf. durch den Unterricht Europäiſcher Kaufleute eine allgemeine Beſchreibung des Reichs Marokko ein. Es liegt zwiſchen 29 — 36° N. B., beſteht aus neun Provinzen. Groſse Striche liegen ungebaut, das übrige wird durch abgebrannte Stoppeln gedüngt, und doch giebt das nicht minder fruchtbare Spanien Geſchenke für die Erlaubniſs, ſein Korn und andere Lebensmittel aus Marokko ausführen zu dürfen. Der Verf. hatte Gelegenheit, ein Chamäleon zu beobachten; es lebt nicht von Luft, ſondern von Fliegen: es kann ſeinen Blick auf zwey verſchiedene Gegenſtände zugleich richten. Aus Unbekanntſchaft mit Pumpen und Mangel an Quellen trägt man in getheerten Häuten das Waſſer aus den Flüſſen in die Städte. Von Mogador gieng die Reiſe nach Santa-Cruz, gleichfalls einem Seehafen, der einſt den Portugieſen gehörte; itzt eine wüſte Stadt. Alle bisher durchreiſten Orte liegen an der Küſte des atlantiſchen Meeres: nun geht die Reiſe landwärts nach Tarudant, wo der Prinz krank lag. Der Verf. bekam von dem Prinzen das beſte Haus der Stadt zur Wohnung angewieſen, und es war ein erbärmliches Zimmer, ohne Fenſter, Tiſch und Stuhl, deſſen Oeffnung in einen ſchmutzigen Judenhof gieng. Elender Zuſtand des Prinzen. Das eine Auge hatte ihm der Staar, das andre der Krampf verdorben; überdem war er durch Ausſchweifungen ganz entnervt. Es koſtete dem Verf. Mühe, ſich Glauben zu verſchaffen, daſs Arzneyen, die in den Magen gehen, auf das Auge würken könnten. Doch wurde das eine Auge ſo weit gebracht, daſs es wieder Dinge unterſcheiden konnte. Dies verſchaffte dem Verf. die Erlaubniſs, die Weiber im Harem beſuchen zu dürfen, davon ihm eine die Hand zum Pulsfühlen und die Zunge zum Beſehen durch einen Schnitt einer Gardine herausreckte. Elender Zuſtand dieſer Geſchöpfe, die nicht leſen und ſchreiben können, und ohne Spiel, Arbeit, Umgang und Bewegung, in hohe Mauern eingekerkert, blos verdammt ſind, unter ſich und mit ihren Sclavinnen — von Nichts zu reden. Tarudant ſelbſt iſt ein groſser, aber ödes und armſeliger Ort: es wird hier Kupfer verarbeitet aus einem benachbarten Bergwerk: ſie iſt die Gränzſtadt des Reichs gegen Süden. Nach einem fünfwöchentlichen Aufenthalt, mitten im Laufe der glücklich fortgehenden Cur, erhielt der Verf.

Befehl

Befehl vom Kaiſer, nach Marokko zu kommen. Er mußte gehorchen, und mit dem Geſchenk einer goldnen Uhr und eines mittelmäßigen Pferdes dahin abreiſen. Der Weg gieng über den Atlas: das iſt eine Kette hoher, mit tiefen Thälern durchſchnittener Gebirge, von O. nach W., deren Gipfel zum Theil beſtändig mit Schnee bedeckt iſt, der vieles beyträgt, die Wärme der Luſt auch in anſtoßenden Ebnen zu mäßigen. Nach mündlichen Erzählungen ſollen hier Reiſende zur Winterszeit erfrieren. An einigen Gegenden ſieht man ungeheure Maſſen ſenkrechter Felſen, die die Seele mit Schauder füllen: in den Thälern hingegen ſieht man das reizendſte Grün aller Arten von Vegetabilien: ſie ſind von den Berbern, von denen die Bärbarey (nicht Barbarey) den Namen haben ſoll, bewohnt. In Marokko mußte der Verf. einen ganzen Monat auf Audienz warten, ohne zu erfahren, warum er von Tarudant abgerufen worden. Der Kaiſer war gegen ihn und ſeine Cur von mohriſchen Aerzten mißtrauiſch gemacht worden, zumal da er ohne ſein Wiſſen ins Land war gerufen worden. Doch fand der V. hier mehr Unterhaltung, eine ſchönere Gegend und Umgang mit geſcheiterten und zurückgehaltenen Engliſchen und Franzöſiſchen Seeleuten und mit Spaniſchen Mönchen, die hier ein kleines Kloſter haben, und unentgeldlich Arzneyen unter die Armen austheilen. Hier, ſo wie im ganzen Lande, wimmelt es von Juden, die die ſchmählichſten Mißhandlungen erdulden müſſen, obgleich von ihrem Fleiß und Erfindungsgeiſt das ganze Land abhängt: einer diente dem Verf. zum Koch und Dolmetſcher. Von Seiten der Mohren oder Berbern waren einzelne Beyſpiele von Dankbarkeit und Treue ſeltene Ausnahmen vom Nationalcharakter. Endlich wurde er denn durch Fürbitte eines Kaiſerlichen Juden zur Audienz abgeholt, ſo ſchnell, daß er ſich kaum ankleiden konnte, und mußte hernach 5 Stunden lang im Vorhof warten. Der Kaiſer ertheilte ſie in einem offenen Hofe, in einer Europäiſchen Poſtchaiſe ſitzend, vor welche ein Mauleſel in eine Gabel geſpannt war. Die erſten Fragen, wer er ſey; wie er ins Land gekommen, u. ſ. w. geſchahen mit rauher Stimme; doch allmählig milderte ſich der Ton, und der Verf. wurde gnädig entlaſſen. Dies war **Sidi Mahomed**, ein achtzigjähriger Greis, deſſen Charakter aus unerſättlichem Geiz, Rachſucht und Grauſamkeit, doch zuweilen auch mit entgegengeſetzten Tugenden zuſammengeſetzt war. Der itzige Kaiſer, **Muley Jazid**, iſt ſein älteſter Sohn. Taxe der Geſchenke, die der geben muß, der Audienz ſucht.

Unbe-

Unbegreiflich iſt die Furcht, die Europäiſchen Seemächten Geſchenke abnöthigt, da der Kaiſer eigentlich durch gar nichts furchtbar iſt. Die Staatsbedienten leben blos von Accidenzen, Geſchenken der Bittenden und Erpreſſungen, die ſie mit ihrem Herrn theilen, oder mit ihrem Leben verlaſſen müſſen: allenthalben erblickt man Spuren des ungebundenſten Deſpotismus. Nun langte auch der geneſene Prinz in Marokko an. Der Verf. bat ihn, ihm nunmehr bey ſeinem Vater ſowohl den Urlaub zur Rückreiſe als die verſprochene Auslieferung ſeiner Landsleute zu bewürken; er erhielt die ſchönſten Verſicherungen: endlich aber reiſte der Prinz ab nach Mekka, ohne ſeinen Arzt wieder vor ſich zu laſſen, dem er 10 Piaſter zuſchickte, die dieſer aber nicht annahm. Um nun ſeinen Leſer nicht ſchneller über Marokko hinweg eilen zu laſſen, als ihm ſelbſt es zu thun vergönnt war, ſo ſchaltet er hier eine ſehr unterhaltende Nachricht von den Inwohnern von Marokko, Negern, Mohren (Mauren) und Arabern, ihrem Charakter, Erziehung, Lebensart, Wohnungen, Religion, Karavanen nach Mekka und Guinea u. ſ. w. ein, von der wir uns enthalten, etwas auszuzeichnen, weil wir bey der Menge deſſen, was wir bemerken möchten, zu weitläuftig werden würden. Vier Wochen nach des Prinzen Abreiſe bekam endlich der Verf. Befehl, ſich in dem Kaiſerlichen Pallaſt einzufinden, aber nicht, um entlaſſen zu werden, ſondern um eine von des Kaiſers kranken Weibern, Lella (dies iſt in Marokko der Ehrenname der Sultaninnen) Sarah zu beſuchen, und dann mit den für ſie bereiteten Arzneyen zu dem Kaiſer zu kommen. Der V. wurde alſo durch einen Verſchnittenen in den Kaiſerlichen Harem geführt, eine Erlaubniß, die auſſer ähnlichen Fällen, Erdichtungen abgerechnet, noch keinem Chriſten ertheilt worden iſt. Er fand die Sultanin äuſſerſt verfallen, und ſo geſchwächt, daß die Speiſen unverdaut von ihr giengen. Sie war bisher Favorite des Kaiſers und Königin des Harems geweſen, und hatte dadurch den Neid der übrigen Weiber und Concubinen im Harem erregt, die Mittel fanden, Gift unter ihre Speiſen zu miſchen, welches ſie zwar nicht tödtete, aber doch ihre Geſundheit und Schönheit zerſtörte. Der Verf. ſagt nicht, worauf er dieſe ſo poſitive Behauptung gründet. Eigentlich hatte er nur Befehl, dieſe Einzige zu beſuchen; allein, auf die Nachricht von der Gegenwart eines chriſtlichen Arztes, ſchickten nun auch andere Weiber Boten nach ihm: er gerieth dadurch in große Verlegenheit, weil ohne ausdrückliche Kaiſerliche

Er-

Erlaubniß der Beſuch einer Dame im Harem, zumal für einen Chriſten, lebensgefährlich iſt. Doch Neugierde und Mitleiden ſiegte: nur mußte er ſeine Beſuche abkürzen: und Geſchenke der Weiber brachten die Verſchnittenen zum Stillſchweigen. Eine darunter, Lella Duja, eine gebohrne Genueſerin, die vom 8ten Jahre an durch einen Schiffbruch in des Kaiſers Gefangenſchaft und in den Harem gebracht, und zur Veränderung der Religion genöthigt worden war, ſand der Verf. ſehr reizend und artig. Wir müſſen es aber dem Leſer überlaſſen, die intereſſante Beſchreibung von der Eingeſchränktheit, Lebensart, Beſchäftigungen und Wünſchen (einer der erſten iſt Dickleibigkeit, als der vorzüglichſte Theil der Schönheit) dieſer armen Geſchöpfe, ſo wie der Eintheilung, Abtheilung und Auszierung des Harems, bey dem Verf. ſelbſt nachzuleſen. Es koſtete ihm noch viele Gedult, Mühe und Fürſprachen, bis er endlich mit dem Geſchenke einer Duplone, zweyer unbrauchbaren Pferde, und einer Menge koſtbarer Aufträge von Seiten der Weiber entlaſſen wurde, und den 12. Febr. 1790 von Marokko aufbrach, den 26ten auf der vorigen Route zu Tanger eintraf, daſelbſt noch ein Geſchenk an ſchlachtbarem Vieh vorfand, und den 27. März zu Gibraltar anlangte. Und dennoch, wer hätte es meinen ſollen, ließ er ſich bereden, in dem nämlichen Jahr nach der Barbarey zurück zu reiſen, doch ſo, daß er ſich blos über Tanger nach Tetuan begab, welchen Ort er in der erſten Reiſe nicht geſehen hatte. Die Abſicht war, um im Lande ſelbſt die eigentlichen Umſtände von dem Tode des kurz nach ſeiner Abreiſe verſtorbenen alten Kaiſers und von der Thronbeſteigung ſeines Sohns, Muley Jazids, in Erfahrung zu bringen, die er zur Vervollſtändigung ſeiner Reiſebeſchreibung, um die man ihn in Gibraltar gebeten hatte, nöthig zu haben glaubte. Wirklich ſind auch die Nachrichten, die er auf dieſem Wege von dieſer Regierungsveränderung erfahren hat, ſehr von denen unterſchieden, die man damals in den öffentlichen Zeitungen zu leſen bekam, mit deren Berührung wir uns aber nicht aufhalten können. Der neue Kaiſer iſt ein erklärter Freund der Engländer, und Feind der Spanier. Nun ſind in dem Königreich Marokko blos die drey inländiſche Städte, Fez, Mekinez und Tafilet übrig, die der Verf. nicht betreten hat. Letztere iſt der Ort, wohin alle Kaiſerlichen Töchter mit den Nachkommen der Kaiſerlichen Vorfahren verheyrathet werden, ſo daß man dieſe Familie 9000 Perſonen ſtark ſchätzt. Das Schickſals des

Cap. Irwings und ſeiner Mitgenoſſen thut der V. bey ſeiner Abreiſe nicht Erwähnung. Eine vom Hrn. Sotzmann verjüngt nachgezeichnete Karte von Marokko gereicht dieſer Reiſebeſchreibung ſehr zur Empfehlung. Die Ueberſetzung iſt, ſo, wie man ſie von Hrn. Z. Sach- und Sprachkenntniſſen erwarten kann, d. i. vortreflich.

Mir.

A. C. Gaſpari Lehrbuch der Erdbeſchreibung zur Erläuterung des neuen methodiſchen Schulatlaſſes. Erſter Curſus, 338 Seiten, nebſt Vorrede und Regiſter. 8. 18 ℋ.

Deſſelben neuer methodiſcher Schulatlas, entworfen von Güſſefeld. Erſter Curſus. Weimar, im Verlag des Induſtriecomptoirs, 1792. 4. 15 Charten. 1 ℛ. 8 ℋ.

Der Erwartung, welche der Verf. bey der Ankündigung erregt hatte, entſpricht die Ausführung auf eine ſehr vortheilhafte Weiſe. Der Plan für dieſen Curſus iſt gewiſſermaßen erweitert worden, indem Bezug auf diejenigen Lehranſtalten genommen worden iſt, wo der geographiſche Unterricht nur auf einen einzigen Curſus eingeſchränkt iſt. Das Lehrbuch enthält daher vorzüglich in der Einleitung mehreres, als es nach dem Plane enthalten ſollte. Wir finden die Erklärungen der Meridiane und Parallelzirkel angegeben, weil ſie auf den Planiglobien gezeichnet ſind. Sollte der Grund, daß ſie beym Unterrichte erklärt werden müßten, weil der Schüler ſie auf den Charten findet, hinreichend ſeyn, ſo würde daraus folgen, daß die Grade der Länge und Breite bey den übrigen Charten aufs neue erläutert werden müßten, weil man ſie daſelbſt antrifft. Beym geographiſchen Elementarunterrichte, z. B. auf Bürgerſchulen, wozu dieſes Lehrbuch doch eingerichtet iſt, würde es nach der Meinung des Rec. genug geweſen ſeyn, den Schüler mit dem Aequator bekannt zu machen, und in Rückſicht auf die übrigen Linien und Grade ihm zu ſagen, daß ſie die Lage der Oerter beſtimmten, und er, dieſe Erklärung noch nicht bedürfte. Dieſe Ideen gehören dem V. eigenthümlich zu, und befinden ſich in deſſen Abhandl. über den methodiſchen Unter-

Unterricht in der Geographie. Sie ſtimmen ganz mit der Meinung des Rec., der hierin keine Erweiterung und Ausdehnung gewünſcht hätte. Ueberhaupt iſt es gewiß das ſchwierigſte, nur gerade das beym erſten Unterrichte, oder bey einem einzigen geographiſchen Curſus auszuheben, was dahin gehört. Deſto mehr kann Rec. das Buch wegen der zweckmäßigen Auswahl der Oerter empfehlen. Beſonders war es ihm erfreulich, die Wiſſenſchaft weniger als Gedächtnißwerk, ſondern vielmehr als Uebung des Verſtandes behandelt zu ſehen. Die analytiſche Methode, die in der Einleitung herrſcht, gewährt beym öffentlichen Unterrichte einen ungemeinen Nutzen, und erweckt Aufmerkſamkeit und Nachdenken. Die Eintheilung eines Landes iſt wenigſtens im Weſentlichen da beybehalten, wo es zu mehrerer Deutlichkeit nöthig war, z. E. bey Italien und bey Deutſchland. Bey andern Ländern würde es für dieſen Curſus überflüßig geweſen ſeyn, z. E. wenn man bey Frankreich die 83 Departements angezeigt hätte. Die Charten ſind mit dem Lehrbuche übereinſtimmend, und nach einerley in der Vorrede angezeigten Maaßſtabe gezeichnet worden. Die Charte von Deutſchland iſt nach einem andern Maaßſtabe entworfen. Sie ſind ziemlich gut gezeichnet und illuminirt. Die vorzüglichſten Produkte ſind mit Zeichen angegeben, die aber von den Cromiſchen gebrauchten Zeichen bis auf das Zeichen von Baumöl, das wir übereinſtimmend fanden, abweichen.

Cw.

Gelehrtengeſchichte.

Nachtrag zu den Büſten Berliniſcher Gelehrten, Schriftſteller und Künſtler. Halle, bey Franke, 1792. 248 Seiten und XIV Seit. Vorbericht, 8. 16 gr.

Die ſogenannten Büſten, wozu dieſes ein Nachtrag ſeyn ſoll, waren nicht viel mehr als ein geſchmackloſes Geſchwätz, worin allenfalls die litterariſchen Nachrichten einigen verhältnißmäßigen, obgleich im Grunde geringen Werth hatten. Es haben ſich drey oder vier höchſt mittelmäßige Schriftſteller gefunden, die mancherley über Berlin, über Berlins Gelehrten, über Berlins Sitten u. ſ. w. geſchrieben haben, um zu zeigen; daß

daß ſie auch da ſind. Darunter gehört denn auch der Verf. dieſer Büſten. Ueber Gelehrte, die wahre Gelehrte ſind, zu urtheilen, iſt er zu wenig, nimmt es ſich aber heraus; ſeine Urtheile über unbekannte Scribler, ſo wie er, die niemand kennt oder kennen mag, ſind nicht der Mühe werth, denn es ſind Leute, deren Schriften vergeſſen werden, ſo wie ſie. Das eckelhafteſte iſt, wenn dieſes kleine Schriftſtellervolk Streitigkeiten unter ſich hat, wobey denn unſer Verf. den Dictator macht, und entſcheidet, daß Bav wirklich ein wenig beſſer ſey als Mäv. Die Schreibart unſers Verf. iſt gar hölzern und ungleich, dabey weitſchweifig und unerträglich wortreich. Die gar ſeichten Urtheile zu würdigen oder zu widerlegen, iſt gar der Mühe nicht werth. Indeſſen, da es einmal gedruckt iſt, und wenigſtens einige litterariſche Nachrichten enthält, ſo wollen wir wenigſtens über dieſe etwas ſagen, woraus erhellen wird, daß nicht einmal die Nachrichten genau und vollſtändig ſind.

Die aufgeſtellten Gelehrten und Künſtler ſind alphabetiſch geordnet, wie in den 1787 erſchienenen Büſten. Die darin übergangenen Schriftſteller ſind hier nicht alle angezeigt, wie der V. in der Vorrede verſpricht; aber nachher in der Nachſchrift geſteht, daß er das Verſprechen nicht geleiſtet hat. Die er von dieſen namenkundig macht, hätten doch wenigſtens ſollen genauer und vollſtändiger behandelt werden, da der Verf. ausdrücklich auf dieſe Eigenſchaften Anſprüche macht. So fehlen unter andern bey **Brunn** die Briefe über Carlsruhe; mémoires de Poellnitz, nebſt der deutſchen Ueberſetzung derſelben; bey **Reichardt** Cäcilia; bey **Spalding** catalogus librorum; bey **Teller** der ſchöne Salluſtius und mehrere. Die in den Büſten angezeigten Schriftſteller ſollen nur dann berührt worden ſeyn, wenn unter der Zeit (von 1787 bis 1791) wichtige Werke von ihnen erſchienen ſind. Auch dieſes iſt nicht erfüllt. Sind etwa **Tellers** Predigten und Reden bey beſondern Veranlaſſungen gehalten, nebſt einigen Homilien, 2 Theile, 1787, oder die durch die bekannte Moſes Iſaakſche Streitſache veranlaßte Schrift deſſelben V. Beytrag zur neueſten jüdiſchen Geſchichte für Chriſten und Juden gleich wichtig, 1788, der Anzeige nicht werth? Bey **Erman** erwähnt der Verf. nur die von ihm und **Reclam** herausgegebenen Mémoires pour ſervir à l'hiſtoire des refugiés, (die nach des Letztern Tode Hr. E. allein fortſetzt,) ohne weder der gutgerathenen Biographie Waldemars, von **Reclam**, überſetzt von ſeiner Wittwe,

geb. Stoſch, 1788, noch der drey hiſtoriſchen Abhandlungen über Sophie Charlotte von Erman, oder deſſen Mémoire ſur la fondation du collége françois de Berlin zu gedenken. Schulſchriften hat er ja angeführt, z. E. bey Fr. Herzberg. Warum iſt die Gleichförmigkeit des angezeigten Plans nicht beobachtet? — „Das Regiſter aller ſowohl in den Büſten als im Nachtrage aufgeführten Gelehrten oder Künſtler ſoll vollſtändig ſeyn.“ Es findet ſich aber nur das Namenregiſter der im Nachtrage abgehandelten Perſonen.

Der Verf. erklärt: er habe keinen verdienſtvollen Mann kränken und ſeine Schwachheiten aufdecken wollen, dazu denke er zu tolerant. Er hätte ſagen ſollen, er kann keinen verdienſtvollen Mann kränken, denn ſein unbedeutendes Urtheil hat ſo gar wenig Werth, er mag loben oder tadeln. Er aber an ſeiner Seite unterläßt nicht, verdiente Männer kränken zu wollen, da er Männer, denen er nicht werth iſt die Schuhriemen aufzulöſen, grob zu necken ſucht. Wir wollen nur die Artikel, **Bieſter, Büſching, Maier, Nicolai** u. a. anführen. **Tolerant** will dieſer elende Scribler ſeyn? Von einem ganzen Volk, dem **jüdiſchen**, worunter doch auch einzelne würdige Glieder ſind, die manchen Chriſten beſchämen, ſagt er S. 97, **daß es vom Raube und Betruge lebe.** Solche Aeuſſerungen, ja Prophezeyhungen, als man hier antrifft, ſtimmen unmöglich mit Toleranz. S. 20. „Laßt es doch einmal bey euch tagen, Kinder Iſraels! Es tagt ja ſchon in „Grönland und am Eispol! — und ihr wandelt noch ſtets „mitten unter aufgeklärten Nationen in der Nacht der Dumm„heit und des Aberglaubens, und ſeyd daher, **wie billig**, ver„achtet und verworfen!“ S. 21. „Was wird und kann euer „Loos ſeyn, wenn die durch eure Betrügereyen gereizte und aufs „höchſte gebrachte menſchliche Natur losbricht und wie das „Wetter auf euch losfährt? — Alsdann können jene Prophe„zeyhungen eurer Propheten an euch wieder erfüllt werden, „die bey der Zerſtörung eures Tempels ſchon einmal erfüllt „wurden. Ich bitte euch, denkt an den Mann, der damals „auf den Mauern Jeruſalems umhergieng, und Wehe über „die Stadt rief!“ — Der Verf. brauchte nicht an die Zeiten Hadrians zu erinnern; in der Mark Brandenburg ſelbſt haben die Juden ehedem Verfolgung genug erlitten. Unduldſamer und ſchwärmeriſcher kann man nicht leicht declamiren. Von **Maimon** verſpricht der Verf. S. 20 in der Folge ausführlicher

zu

zu handeln. Ich habe nichts von ihm mehr auffinden können, und er hat dieſes flüchtig hingeworfene Verſprechen aus der Acht gelaſſen. — Von dem edlen Mendelsſohn ſagt er den gröbſten Unſinn, und verläumdet dieſen, allen vernünftigen Menſchen ehrwürdigen Weiſen noch im Grabe. — Büſchings große Verdienſte kann ihm kein Vernünftiger abſprechen. Nach unſerm elenden Verf. ſoll es doch nicht ausgemacht ſeyn, ob er, der Patriarch der Erdbeſchreibung und Caſtellan von Europa, (wie ihn Randel richtig nennt,) wirkliche Verdienſte um das Vaterland habe. Die Witzeleyen ſind bey dem ehrwürdigen Greiſe, der noch jetzt (im Jun. 92.) nach einer vierjährigen oft ſchweren Krankheit unabläßig thätig bleibt, ja dem Thätigkeit Bedürfniß iſt, wie ſeine neueſten Arbeiten bezeugen, ſchlecht angewendet. — Bey Nicolai iſt der V. ganz aus den Schranken des Wohlſtands getreten, und hat ſtatt der geprieſenen Freymüthigkeit unerwieſene Verläumdungen hingeſchrieben. Er nennt Hrn. N. den litterariſchen Großinquiſitor in Deutſchland, litterären Papſt, und was dergleichen Namen mehr ſind. „Er habe eine nach einem franzöſirenden Geſchmack ganz jeſuitiſch auscalculirte, ſeichte Gewinnſucht, krame vermittelſt der A. d. B. ſeine geſchraubten Machtſprüche aus, necke und chikanire ehrliche Leute, die „nicht nach ſeiner Geige tanzen wollen." Dieſe Beſchuldigungen verbindet er mit mancher Läſterung gegen einige Recenſenten in der A. d. B., die er nebſt vielen andern entehrenden Namen auch als Büttel charakteriſirt. Ich theile ſie wörtlich mit, damit man aus denſelben den Geiſt und die Sprache dieſes Schriftſtellers kennen lerne. „Sie (einige Recenſenten) „ſind Menſchen, vom Hunger zur Verläumdung geflüchtet, die auf dem Rücken der Miſſethäter ihren Unterhalt einerndten, und die Schande mit dem Staubbeſen züchtigen, um ihn nicht verdienen zu müſſen." Ich laſſe dieſe ehrenrührige Periode getreu abdrucken, damit einſichtsvolle Leſer ſehen, weß Geiſtes Kind dieſer Verf. iſt. Ich beziehe mich, der Kürze wegen, auf einige Stellen in der Bibl. (B. 80. 2. 571. B. 75. 2. 560.) wo es, wie an mehrern Orten geſagt iſt, daß vom Anfang an ein jeder Mitarbeiter unabhängig von dem andern gearbeitet hat, kein verabredeter Plan iſt, die Glieder zerſtreut in Deutſchland wohnen, und ſich die meiſten unter einander nicht kennen. — Hr. Nicolai ſoll ein literärer Papſt ſeyn? Hat er etwa je gezeigt, daß er infallibel in der Republik der Gelehrten ſeyn will? Läßt er nicht jeden ſeine

Meinung frey ſagen? Hr. N. bittet vielmehr die Mitarbeiter an der B. ſelbſt darum in ſeinen an ſie gerichteten Circularen, und äuſſert folgendergeſtalt ſeinen Wunſch: „Jeder kann die Meinungen, die er für wahr hält, ſagen. — Zu verlangen, daß man die Meinungen, die man für Wahrheit erkennt, umſtimmen ſollte, iſt nie meine Abſicht geweſen.“ Welches iſt das Inquiſitionstribunal, deſſen Vorſitzer Hr. N. ſeyn ſoll? Etwa die Bibliothek? Nach einer ſolchen Exegeſe iſt dieſer Nachtrag eher ein Ketzergericht, wo Männer vorgeladen, verdammt und freygeſprochen werden, ohne Gründe, wie es dem elenden Verf. gut deuchte. Der Widerſpruch, der S. 164 ſteht, daß Hr. N. alles geſchrieben haben ſoll, was in den erſten 103 Bänden und den Anhängen ſteht, iſt in die Augen fallend. Oder: iſt etwa durch Hrn. N. ein index librorum prohibitorum beſorgt, oder veranlaßt? Unmöglich! Oder gehört dies etwa dahin, daß er aus eigenem Gefühl für Zucht und Ehrbarkeit, laut ſeiner (B. 59. 1. 237.) Erklärung, wiſſentlich keine ſchmutzigen Bücher in ſeiner Handlung verkaufen läßt? Aber wo bleibt denn die ihm vorgeworfene Gewinnſucht? Er, der wünſcht, daß niemand, der des Verf. Freund oder Feind iſt, ein Buch zur Anzeige übernehme, daß perſönliche Beleidigungen in der B. wegfielen, dem ſogar ein Paar dergleichen Stellen im Herzen wehe thun, (wie er es ſelbſt anzeigte,) er ſoll am Necken und Chikaniren Gefallen finden? Da die B. nicht mehr unter N. Führung ſteht, ſo glaubte ich ſo viel eher, hier ein Wort ſagen zu dürfen, um einen um die deutſche Gelehrſamkeit ſo verdienten Mann und auch die von ihm angefangene und rühmlich fortgeführte A. d. B. gegen einen Calumnianten zu vertheidigen. Ich darf wegen dieſer Umſtändlichkeit um deſto weniger den Vorwurf einer Schmeicheley befürchten, und der würdige Mann denkt edel genug, alles zu verachten, was ein ſolcher V. ſagt. Uebrigens wird die Bibliothek, dieſer Koloß der Literatur, wie ſie der V. nennt, wohl beſtehen, das Haupt im Sonnenglanz und den ehernen Fuß im Ungewitter erhalten. —

Mit elenden und mittelmäßigen Schriftſtellern, die ungefähr mit dem Verf. in gleicher Klaſſe ſtehen, iſt der Verf. ſehr umſtändlich, und man muß mehr von ihnen leſen, als intereſſant iſt. Ueber einen gewiſſen Hrn. Siede iſt die Geiſſel mächtig geſchwungen worden. Iſt er gleich kein verdienſtvoller Gelehrter, ſo iſt es doch wahrlich nicht edel, ihm ſeine kleine Geſtalt vorzuwerfen. Von ihm ſtehen die Ausdrücke:

Krüppel

Krüppel an Leib und Seele, kleine Figur. Darf man den Körperbau als Gebrechen vorwerfen? S. kam nicht aus ſeiner Vaterſtadt, ſondern aus Zichtau bey Gardelegen, wo er als Hauslehrer geſtanden hatte, nach Berlin. Daß er ſich den Director einer Akademie nennt, iſt ſonderbar. Als Stifter giebt er in der **abgenöthigten Antwort** den König ſelbſt an. War ſie aber geſtiftet, ſo müßte ſie Fond haben, und nicht eingehen können. Hr. D. **Schulze** ſchrieb ſich auch Stifter der Handlungs- und Bürgerſchule, und dies nicht ganz paſſend. Da die Kaufmannſchaft ſich aber dieſes guten Inſtituts mit patriotiſchem Eifer thätig annimmt, und einige Glieder derſelben ein Curatorium ausmachen, ſo könnte dieſes eher eine Stiftung ausmachen. Die Anzeige der Belohnung des Türkiſchen Geſandten für das Gedicht des Hrn. **Siede** ſtand hier am rechten Orte, wozu aber ſchon vorher die Beziehung darauf bey **Barmann** S. 51? — Die Berliner Monatsſchrift exiſtirt erſt ſeit 1783; daher kann ſie noch nicht 17 Jahrgänge ausmachen. — Die Herren **Woldermann** und v. **Raumer** gaben die Schrift heraus: **Ueber die Vorurtheile wider die Vormundſchaftscollegien**, Berl. 1789. — Bey **Villaume** iſt noch hinzuzufügen, daß der Abdruck der Prüfung der Rönnbergſchen Gründe auſſerhalb geſchah. — Warum Hr. V. Profeſſor der Moral heißt; weiß ich nicht. In dem Programm des Hrn. **Meierotto** heißt er Profeſſor der Philoſophie. — Hrn. Prof. **Selle** macht der Verf. zum **Geheimenrath** und **Leibarzt**; er hat beyde Titel nicht. — Bey dem Anhange: Veränderter Aufenthalt Berl. Gelehrten, iſt zu merken, daß **Jördens** nicht **Director**, ſondern Condirector und Inſpector des Bunzlauer Waiſenhauſes iſt. Director iſt **Woltersdorf**. Unter den in den Oſter- und Michaelismeſſen von B. Gelehrten erſchienenen Schriften fehlen unter andern: **Moritz** italieniſche Sprachlehre für die Deutſchen; Deſſelben Tabelle die italieniſche Ausſprache betreffend, u. ſ. w. Unter den ſeit 1787 Verſtorbenen befindet ſich **Oelrichs**. Dies iſt falſch. Der Verſtorbene war der Bruder des aufgeführten Gelehrten, der Kämmerer und Kriegsrath war. Warum fehlen bey den Todten einige, als Cube und **Philippi**? — Doch wir haben uns ſchon zu weitläuftig bey dieſer ſchlechten Schrift aufgehalten, welche wenigſtens noch einigen Nutzen in der Literargeſchichte haben könnte, wenn nur die Nachrichten von Verfaſſern und Büchern genau und vollſtändig wären.

Einige Bemerkungen über den Nachtrag zu den Büſten Berliniſcher Gelehrten, Schriftſteller und Künſtler. Berlin, 1792. 32 S. 8. 2 Gr.

Der Verf. unterſchreibt ſich J. G. B. — Aus der Vergleichung mit dem Nachtrage, wenn man das ganze Buch durchſiehet, merkt man, daß es ein gewiſſer Hr. Brämer iſt, deſſen Namen der Rec. geſteht ſonſt noch nie gehört zu haben, ob er gleich, wie auch aus einem dieſer kleinen Schrift beygefügten Verzeichniß erhellet, viel geſchrieben und überſetzt hat. Hr. Meuſel wird dies genaue Verzeichniß in ſeinem gelehrten Deutſchland, in welchem billig auch alle obſcuri homines aufgeführt werden müſſen, brauchen können. Dieſen Hrn. Brämer hatte der Verf. des Nachtrags S. 48 ſehr plump behandelt, da doch der Verf. des Nachtrags ſelbſt als Schriftſteller wohl nicht viel beſſer iſt, als Brämer. B. vertheidigt ſich hier in einer ermüdenden weitſchweifigen Klageſchrift, worin noch dazu manches undeutlich iſt. Gleich im Anfange giebt er zu verſtehen, der Verf. der Büſten und des Nachtrags ſey ein gewiſſer Knüppeln, der ſich einen Doctor der Rechte und der Philoſophie nennt, und mit und ohne Namen eine Menge mittelmäßiger und ſchlechter Bücher geſchrieben hat. Ob dies richtig iſt, wiſſen wir nicht. Im Grunde iſt auch niemand etwas daran gelegen, als dem litterariſchen Sammler, der, wie der naturhiſtoriſche, auch Spinnen und Raupen in ſeine Sammlung aufnehmen muß, die nur einige Monate leben.

Ad.

Diſſertatio hiſtorico-philoſophica de humanae ſentiendi et cogitandi facultatis natura, ex mente Platonis, Sectio prior, quam pro gradu doctoris impetrando defendet auctor *Ioh. Frider. Dammann*, inſtituti philologico-paedagog. collega ord., bibliothec. acad. cuſtos, et ſocietat. Teuton. Helmſtad. ab epiſtolis. Helmſtädt, bey Kühnlin, 1792. 44 Seiten. 4. 4 Gr.

Unter

Unter ihres Gleichen zeichnet ſich vorliegende Streitſchrift durch Gründlichkeit, Scharfſinn und Neuheit einiger Sätze ſehr zu ihrem Vortheil aus. Nachdem der Verf. Plato's Vorſtellung von der Natur der Seele, als eines einfachen Weſens, und von den vornehmſten Seelenvermögen ſehr gut auseinandergeſetzt hat, kommt er zuletzt auf die ſchwere Frage von dem Subſtantiellen dieſer Vermögen, und unterſucht zu deren Beantwortung Plato's Meinung von der Entſtehung der Weltſeele, als aus welcher die unſrigen genommen ſind. Hier trägt er eine neue Erklärung von dem θατρον vor, aus dem die Weltſeele zu großem Theile geformt iſt. Dies θατρον, meint er, könne füglich für den Raum angenommen werden, und bezeichne, daß der Weltſeele Ausdehnung von Gott beygemiſcht iſt; der Raum aber ſey in der That, was die Ausleger unter der rohen formloſen Materie bisher verſtanden haben. Allein 1) die erſte Beweisſtelle aus Tim. p. 350 redet nicht von der χωρα, wie der Verf. meint, ſondern von der τιθηνη γεννησεως. 2) Die zweyte Stelle ſcheint mehr zu beweiſen, denn Plato ſagt, die Mutter alles Entſtandenen ſey nicht Erde, Luft, Waſſer, Feuer, nach auch das, woraus dieſe geworden ſind; mithin nichts Materielles. Allein, es iſt zu erwägen, daß nach Plato die Elemente theils aus dem Stoffe, theils aber und vornehmlich aus der Form, den thätigen Qualitäten, Wärme, Kälte, Feuchtigkeit, Trockenheit, geworden ſind, und daß alſo der Sinn gar wohl ſeyn kann, die Mutter des Entſtandenen iſt von dieſen Qualitäten nichts. 3) Wenn man die Mutter des Entſtandenen für den Raum nimmt, woher ſoll denn die Materie kommen? oder, wie der Stoff ſich vom Raume unterſcheiden? Wie kann ferner, ſagt der Verf., die Materie unſichtbar genannt werden, wenn ſie nicht den Raum bedeutet? Das kann ſie gar gut, weil ihr alle Qualitäten mangeln, alſo auch die Sichtbarkeit. Wie kann Plato ſagen, daß ſie den intelligiblen gleicht? weil ſie nicht in die Sinne fällt, alſo darin mit ihm übereinkommt. Dieſe neue Auslegung kommt uns demnach nicht ſehr haltbar vor; vielleicht, wenn der Verf. den Timäus noch einmal mit kaltem Blicke durchſieht, läßt er ſie mit der Zeit, nach Verſchwindung des Glanzes der Neuheit, ſelbſt fahren. Welche Vortheile er daraus zum Behufe der Erklärung der Seelennatur ziehen wird, und ob ſie ihn von den Unbequemlichkeiten der bisherigen Auslegungen befreyen wird, muß der Verfolg lehren.

Bm.

Klaſſiſche, griechiſche und lateiniſche Philologie, nebſt den dahin gehörigen Alterthümern.

Opera poſthuma Friderici II. regis Boruſſorum Latine reddita a *Theoph. Caeleſt. Piper*, Theol. Doct. et Prof. in Acad. reg. Gryphisw. etc. Grypisw. (einige Zeilen vorher Gryphisw.) apud Röſe. 1792. *Tom. I.* 279 S. *Tom. II.* 324 Seiten. 8. mai. 1 Rg. 12 gr.

Bey der Unternehmung, einen neuern Schriftſteller in eine ausgeſtorbene Sprache zu überſetzen, wird die letztere entweder als Mittel oder als Zweck betrachtet. Die Ueberſetzung eines wichtigen Werkes, in welchem Gegenſtände abgehandelt werden, welche für alle cultivirte Nationen ein entſchiedenes Intereſſe haben, kann in dem Fall, daß es in einer nur wenigen bekannten oder geläufigen Sprache geſchrieben iſt, ein ſehr verdienſtliches Unternehmen ſeyn. Hier ſoll die lateiniſche Sprache als Mittel dienen, und ihr Gebrauch, als überall verbreitet, iſt in dieſer Rückſicht zu billigen. In jedem andern Fall, ſcheint es, iſt eine ſolche Ueberſetzung nur als ein unterhaltendes Spiel zu betrachten, welches als eine Privatübung zwar empfohlen, aber in Rückſicht auf das Publikum weder ſehr nützlich noch verdienſtlich ſcheinen kann. Denn was ſollte ſich wohl bey der Lectüre einer ſolchen Arbeit für ein anderer Genuß denken laſſen, als welcher aus der Befriedigung der Neugierde entſteht; indem man bemerkt, wie weit es gelungen iſt, Gegenſtände neuerer Zeit in einer alten Sprache auszudrücken; ein Genuß, welcher an ſich von geringem Werth iſt, und bey dem gegenwärtigen Zuſtande der Litteratur nur auf ſehr wenige Menſchen verbreitet ſeyn kann. Hiebey wird noch überdieſes vorausgeſetzt, daß das Unternehmen auf das vollkommenſte gelungen ſey, und daß man nur durch die Sachen, nie durch den Ausdruck erinnert werde, daß man keinen alten Schriftſteller vor ſich habe. Wollte jemand ſagen, eine ſolche Ueberſetzung könne dazu dienen, das Studium der lateiniſchen Sprache zu erleichtern und zu befördern; ſo iſt dies eine eitle Hoffnung, deren Realiſirung, auf dieſem Wege, vernünftige

Ge-

Gelehrte weder erwarten noch wünſchen dürfen. Wenn zur Erlernung der lateiniſchen Sprache die alten Schriftſteller entbehrlich gemacht werden ſollten, ſo könnte man auch die Erlernung dieſer Sprache immerhin aufgeben; und es möge nie wieder dahin kommen, daß man die Kenntniß derſelben als den letzten Zweck des gelehrten Studiums anſehe. Wenn die neuern Schriftſteller die alten erſetzen können; wenn ſie eben ſo dienlich ſind, den Geſchmack zu bilden, und den Verſtand durch Anwendung der Regeln der Interpretationskunſt und Kritik aufzuklären: ſo iſt die Erlernung des Lateiniſchen und Griechiſchen eine ganz vergebliche Mühe, und noch vergeblicher iſt es, einen neuern Schriftſteller in eine alte Sprache zu überſetzen, um ihn aus derſelben wieder in die neuere vertiren zu laſſen. — Der Ueberſetzer der nachgelaſſenen Schriften des Königs von Preußen — (die vor uns liegenden zwey Bände enthalten die Hiſtoire de mon tems) hegt zwar nicht die Meinung, daß ſeine Arbeit zur Erlernung der Sprache dienen ſolle; ſondern er hat ſie für das Vergnügen und den Nutzen gelehrter Leſer beſtimmt. Er führt zwey Urſachen an, die ihn zur Unternehmung derſelben bewogen hätten: Erſtlich, weil er geglaubt habe, man werde dieſe Werke, lateiniſch geſchrieben, öfterer leſen, weil die lateiniſche Sprache wegen der ihr inwohnenden Schönheit und Vollkommenheit zu öfterer Wiederholung einlade; zweytens, weil ſich das franzöſiſche Original (exemplar Regis *originale*) in keine Sprache ſo genau übertragen laſſe, als in die römiſche, inter quam et dialectum franco-gallicam materna quaedam cognatio et incredibilis vocum et dictionum ſimilitudo intercedit. Wie wenig dieſe beyden Gründe an ſich bedeuten, iſt nicht nöthig auseinander zu ſetzen, und es iſt hier nur der Widerſpruch bemerkenswerth, in welchen Hr. P. mit ſich ſelbſt geräth, indem er erſt von der uns bedrohenden Barbarey ſpricht, welcher nur durch den häufigen Gebrauch der lateiniſchen Sprache vorgebaut werden könne, und dann doch annimmt, daß die Kenntniß der lateiniſchen Sprache ausgebreiteter ſey, als derjenigen, in welcher der König ſeine Werke geſchrieben hat. Aus unſerer Kritik aber wird ferner erhellen, daß der erſte der angeführten Gründe in dieſem beſondern Fall gar nicht Statt findet, und daß ſich gewiß niemand bewegen ſehen wird, die Geſchichte des großen Königs in Hrn. Pipers Ueberſetzung öftrer als im Originale zu leſen; daß hingegen der zweyte, — die große Uebereinſtimmung der lateiniſchen und franzöſiſchen

Sprache in Worten und Redensarten — nirgends ſo ſehr in die Augen leuchte, als in dieſem vor uns liegenden Werk.

Wer die Hiſtoire de mon tems geleſen hat, und ihren lebhaften, bisweilen muthwilligen, bisweilen ſogar gemuthigen Ton kennt, wird vielleicht ſchon zum voraus ahnden, daß manches in einer lateiniſchen Ueberſetzung ſteif, manches platt ausfallen müſſe, was in der leichten Sprache des Originals gefällt, oder doch wenigſtens keine widrige Wirkung thut. Dieſe Ahndung wird man hier vollkommen beſtätigt finden. Wenn der König bey der Vergleichung der beyden Broglio ſagt, on appelait le Maréchall l'imagination et ſon frère le bons ſens, ſo wird dies in der Ueberſetzung faſt zum Nonſens: quare Mareſchallus *ipſa imaginatio*, frater autem eius *ſobria ratio* dictus eſt. Eben ſo verliehrt der platte Scherz Georg des II. über Friedrich Wilhelm den I. Il appelait le feu Roi, ſon frère le corporal; il diſait, qu'il était Roi des grands-chemins et Archiſablier de l'Empire Romain, im Lateiniſchen ſeinen Sinn faſt ganz: Regem defunctum fratrem ſuum decurionem appellabat, notabat illum viarum publicarum Regem et ſacri romani Imperii Archiſabuli ſperſorem. Und nie würde ein Römer geſagt haben: Duae aures Anglicanae — iſtas belli flammas incenderant; wo ſelbſt der Ausdruck des Originals: Deux oreilles angloiſes — allumérent ce feu nicht ſonderlich gefallen kann. Dieſe Unbequemlichkeit, welche aus der Natur der Sachen und Sprachen entſpringt, iſt durch das Verfahren des Ueberſ. vermehrt worden, welcher ſich einer ängſtlichen Treue befliß und faſt Wort für Wort, Satz für Satz zu übertragen bemüht war. Daher iſt ſein Styl eben ſo ſteif, als der Styl des Königes leicht iſt. Sein Periodenbau iſt in Anordnung der Sätze und ihrer Verbindung ganz unlateiniſch, und die Eleganz des Originals iſt hier zu einer mera barbaries geworden. Alles wimmelt von Gallicismen und Germanismen, und nicht einmal in einzelnen Wörtern iſt der Gebrauch der guten Schriftſteller hinlänglich beobachtet worden. So ſetzt der Ueberſ. überall das Pronomen poſſeſſivum, wo es das Original hat, ganz gegen den Sprachgebrauch der Lateiner, welche es ſo oft weglaſſen, als es ohne Zweydeutigkeit geſchehen kann. Ac ſteht bey ihm oft vor einem Vocal. Er braucht applicatio für application, wie S. 96 hiſtoriam cum applicatione legere. (Exemplar originale haben wir ſchon oben angeführt.) Er

ſagt;

ſagt: reddere (machen) ex, wie S. 18: ſubſequentium temporum barbaries ex annalibus vaſtum reddidit Chaos. In momenta deſcendere für das franzöſiſche déſcendre dans le détail des faits (ſingula rerum momenta perpendere); und T. II. p. 20. Singula *momenta* huius conflictus ad nos *pervenerunt*. Studioſe ſe rebus applicare heißt bey ihm: Il avait de l'application, und donum ſteht mehrmalen ſtatt facultas, wie S. 40: diſcernendi dono deſtitutus. Er galt für einen alltäglichen Menſchen, il paſſait pour un homme ordinaire, heißt hier pro homine quotidiano valebat. Wenn S. 18 geſagt wird: At qualis, quaeſo, materia, *quae hiſtoriae conducat!* ſo wird dies gewiß niemand verſtehen, wenn er nicht im Originale nachſchlägt, wo es heißt: mais quels matériaux pour l'hiſtoire! S. 38 heißt es von dem preußiſchen Staate: nervos tum ultra modum fuiſſe intentos, et tricies centena millia incolarum ne ſuffeciſſe quidem quinquaginta millibus militum alendis, wo es durchaus heißen müßte: ne quinquaginta quidem millibus militum alendis ſuffeciſſe. Ne pouvoient pas fournir à récruter même cinquante mille hommes. S. 65. Wenn wir unſre Blicke von Holland nach Norden zu wenden. Quodſi contemplationes noſtras a Batavis Aquilonem verſus traducimus. — Wir wollen hier noch einige Porträts ausheben, in denen der König ſo glücklich iſt, und die bey der Ueberſetzung die wenigſten Schwierigkeiten machen konnten. Vom Cardinal Fleury heißt es: Fleury (der Ueberſ. braucht faſt immer die franzöſiſchen Namen ohne Veränderung, welches allein ſchon hinreichend wäre, ſeiner Arbeit einen Anſtrich von Barbarey zu geben. Wer kann es aushalten, wenn er vom Prinz Eugen lieſt: eundem aulici ſcurrili denominatione *Dame Claude* notaverant. Eugenius igitur — matri ſuae *Madame de Soiſſons* et Francogalliae valedicebat?) *Fleury*, quo tanto magis (quo magis) eluceſcerent ex adverſo ſibi oppoſita, magnitudinem ſuam in ſimplicitate potius fecit conſtare. — Hic purpuratorum princeps tractationes praeferebat bello (Unterhandlungen heißen hier immer tractationes), quia multum valebat machinis, exercitus vero regere prorſus ignorabat, ſpeciem pacifici adfectabat, quo magis arbiter quam vindex regum evaderet (pour dévenir l'arbitre plutôt que le vainqueur des Rois). Audax in conſiliis, timidus in illorum executione; frugalis publicorum redituum oeconomus et mirabili ordinis

dote

dote aſſlatus. In der Schilderung Georg II. heißt es unter andern: inerant illi dotes ingenii, ſed non minus adfectiones usque ad exceſſum vivaces, welches nicht etwa, wie man glauben könnte, Leidenſchaften bedeutet, die bis an ſein Ende dauerten, ſondern es ſind Leidenſchaften, welche bis zur Ausſchweifung ſtark und lebhaft ſind; des paſſions vives à l'excès. Zum Schluß ſetzen wir eine Stelle hieher, aus welcher man den Periodenbau des Ueberſetzers, ſeine Kenntniß der Partikeln und ſeine Manier, die Sätze zu ordnen und zu verbinden, beurtheilen mag. Es iſt der Anfang des VIII. Kapitels: In arte politica certe capitalis error habetur, confidere hoſti reconciliato; neque id iniuria. Verum multo adhuc gravius committitur delictum, ſi qua imperii poteſtas multo inferior luctari ſuſtinuerit in longinquum cum monarchia viribus praevalente, et ab iſtis praeſidiis abunde inſtructa, quibus illa (prius ſcilicet nominata) plane deſtituitur. Quam quidem obſervationem neceſſario praemittendam eſſe duximus, quo in anteceſſum (d'avance) occurreremus iudiciis iſtis, quae forte Regis agendi rationem aliqua cenſura notare poſſent, in hunc fere modum: Eccur vero conſociationi ducem ſe praebere poterat, (Fallait-il ſe mettre à la tête d'une ligue pour écraſer etc.) id unice ſpectanti, ut novam domum Auſtriacam exſcinderet, ſimul autem permittere (et laiſſer enſuite) ut eadem domus rurſus opibus invaleſceret, ad Francogallos pariter atque Bavaros e Germania profligandos? — Verum quale, quaeſo, Regi fuit inſtitutum? ꝛc.

Ge.

Euſtathii de Iſmeniae et Iſmenes amoribus libellus, graece et latine, curavit *Ludov. Henr. Teucherus.* Lipſiae, apud Breitkopf. et Soc. 1792. 527 Seiten. 8. 1 Rg. 12 gr.

Herr Teucher, welcher uns alle Meſſen zwey bis drey Abdrucke griechiſcher Schriftſteller mit und ohne Noten liefert, übergiebt hier dem philologiſchen Publikum auch einen Abdruck von des Euſtathius (nach einigen Handſchriften richtiger Eumathius) bekanntem Liebesroman nach der Ausgabe des Gilbert Gaulmin, Paris 1618. 8. Dem Griechiſchen ſtehet Gaulmins elegante und freye lateiniſche Ueberſetzung zur Seite;

Seite; Gaulmins Noten aber ſind nicht mitgetheilt, wovon wir den Grund nicht abſehen, da doch dadurch Gaulmins Ausgabe den Philologen entbehrlich gemacht würde. Der Abdruck empfiehlt ſich durch Nettigkeit, gute Lettern und gutes Papier. Aber der Verfaſſer dieſer Liebesgeſchichte iſt keinesweges mit dem Euſtathius, dem bekannten Commentator Homers und des Erdbeſchreibers Dionyſius zu verwechſeln, wie Hr. **Teucher** in der Vorrede einigen Litteratoren zufolge zu thun ſcheint, da gelehrtere Philologen längſt wahrſcheinlicher gemacht haben, daß jener ein Aegyptier aus einem ungewiſſen Zeitalter war. Hr. **Teucher** verſpricht, wenn dieſe Ausgabe den Beyfall der Kenner finden ſollte, auch noch die übrigen Erotiſchen Schriftſteller der Griechen, den Achilles Tatius, Xenophon Epheſius, Heliodor, Longus u. a. zu liefern. Allerdings fehlt es uns noch an einer Collection dieſer Romandichter, welche gleichwohl ſehr zu wünſchen iſt. Denn ungeachtet ſie ſich zum Theil nicht durch diejenigen Eigenſchaften empfehlen, welche den Roman zu einem Werke der ſchönen Kunſt erheben, (denn blos die ſpätern derſelben ſind noch vorhanden); ungeachtet ſie bey weitem nicht die Feinheiten und den Witz einiger Neuern in Darſtellung der angenehmen Scenen und Geheimniſſe der Cypriſchen Göttin beſitzen, ſondern oft ins Schmutzige herabſinken (wir nehmen jedoch einige, z. B. den Heliodor aus, deſſen Fabel daher auch Racine zum Subjekte ſeines erſten tragiſchen Verſuchs machen konnte); ungeachtet ſich in ihnen Spuren vom Geſchmack der Sophiſten, Künſteleyen im Ausdruck, gehäufter Schmuck und Bilder, geſuchte Antitheſen u. ſ. w. finden (wir nehmen etwa den Xenophon Epheſius aus), ſie ſich auch einander blindlings ausgeſchrieben haben: ſo würde doch eine vollſtändige Ausgabe derſelben eben deshalb, wir meinen, in Rückſicht auf Geſchichte der Sprache und des Geſchmacks, und wegen der mannichfachen Kenntniſſe des Alterthums, die aus ihnen, z. B. aus Heliodor, zu ſchöpfen ſind, ein wichtiges Geſchenk für die Litteratur ſeyn. Nur müßte eine ſolche Collection von einem Manne unternommen werden, der die erforderlichen Sprach- und Sachkenntniſſe mit hinzubringt. Hohe Anforderungen ſind hier auch gar nicht ungerecht, da wir bereits hierzu gute Vorarbeiten an der Ausgabe des Longus von **Moll** und **Villoiſon**, des Chariton von **d'Orville** und des Achilles Tatius von **Boden** beſitzen.

Bi.

Arzney-

Arzneygelahrheit.

D. F. G. Danz, auſſerordentl. Profeſſor der Arzn. zu Gießen, Grundriß der Zergliederungskunde des ungebohrnen Kindes in den verſchiedenen Zeiten der Schwangerſchaft. Mit Anmerkungen begleitet vom Herrn Hofrath Sömmering in Mainz. Erſtes Bändchen. Frankfurt und Leipzig, bey Krüger, 1792. 242 S. in 8. 16 gr.

Die Veränderungen, welche man nach einem fruchtbaren Beyſchlafe bey der Mutter bemerkt, wenn und wie man die menſchliche Frucht mit allen ihren Theilen zuerſt entdeckte, wie dieſe Frucht zunehme, ſich ihre Theile mehr und mehr ausbilden, und wie ſie ſich in den verſchiedenen Zeiten der Schwangerſchaft von einem ſchon zur Welt gebohrnen Kinde unterſcheide; alles dieſes — ſo viel dem menſchlichen Auge davon bis jetzt bemerkbar war — hat der Verf. mit großer Gelehrſamkeit aus den alten und neuern Schriftſtellern ſehr fleißig zuſammengezogen, das Wahre von dem Falſchen geſichtet, und hier mit Ordnung und beſtimmter Deutlichkeit vorgetragen. Die Quellen, aus welchen der Verf. die angeführten Bemerkungen ſchöpfte, ſind allenthalben ſehr genau angezeigt; und die wenigen vom Hrn. Sömmering beygefügten Anmerkungen enthalten theils Beſtätigungen, theils Einſchränkungen der Ausſagen des Verfaſſers. — Der großen Genauigkeit und der glücklichen Auswahl ohngeachtet, mit welchen dieſes Buch bearbeitet iſt, haben ein Paar kleine Unrichtigkeiten ſich dennoch mit eingeſchlichen, auf welche wir den Verf. aufmerkſam zu machen uns ſchuldig glauben. S. 151 ſagt er nämlich: „Ein ſiebenmonatliches Kind kann, auſſer wenigen Stunden, gar nicht auſſerhalb der Gebärmutter leben, und die aus dem achten Monate bleiben ſelten leben, ſondern ſterben am 11ten oder 13ten Tage" (??) — Auch wünſchten wir, daß der Verf. §. 39. 40. die Ausbildung der äuſſern Bruſthöhle mit noch mehrerer Genauigkeit und Sorgfalt möchte angegeben haben, indem wir — was Rec. an ein Paar Stücken ſeiner kleinen Sammlung von Embryonen bemerkt hat, — hier nicht angegeben finden, daß die Bruſthöhle in den erſten Monaten noch offen ſtehe. Der Verf. kann dieſe kleinen Flecken

den

bey einer wiederholten Durchſicht ſeiner Arbeit leicht verwiſchen, und wird uns, hoffen wir, die Gewährung unſerer gerechten Bitte nicht verſagen, daß er dieſes dem Anatomen, Phyſiologen, Geburtshelfer und gerichtlichen Arzte ſo wichtige Werk mit gleichem Fleiße und gleicher Vollſtändigkeit fortſetzen, und uns nächſtens, ſeinem Verſprechen gemäß, mit der Muskel- Eingeweide- Gefäß- und Nervenlehre des neugebohrnen Kindes erfreuen möge.

D. J. C. Starks, S. Weimar. Hofraths, Leibarztes, Profeſſors und Aufſehers des kliniſchen Inſtituts zu Jena, Archiv für die Geburtshülfe, Frauenzimmer- und neugebohrner Kinder Krankheiten. Vierten Bandes erſtes und zweytes Stück. Mit zwey Kupfern. Jena, bey Cunos Erben, 1792. 400 Seiten. 8. 1 Rg.

1) Fortgeſetzte Bemerkungen über den auf dem Muttermunde aufſitzenden Mutterkuchen, von D. Melitſch; — ein praktiſchnützlicher Aufſatz, in welchem der Verf. die wichtige Behandlungsart dieſer gefahrdrohenden Geburtsfälle ſehr ſchön auseinanderſetzt, und viele artige Reflectionen über die bey dieſen Fällen oft vorkommende Nebenumſtände eingeſtreut hat. 2) Authentiſche Geſchichtserzählung einer mittelſt eines Brodmeſſers vorgenommenen Embryulcie, von D. Hintze zu Calvörde. — Da die Hebamme eine ſeit 16 Stunden in Kindesnöthen ſich befindende Ehefrau nicht entbinden konnte, und kein Geburtshelfer zu haben war: ſo legte der Ehemann (ein Schulmeiſter) ſelber Hand ans Werk, ſchnitt den vorgefallenen Arm mit ſeinem Meſſer ab, worauf er auch einen Fuß des Kindes in der Mutterſcheide entdeckte, welchen er herauszog, um ihn gleichfalls abzulöſen; wie er aber merkte, daß auf ein gemächliches Anziehen an denſelben der ganze Kindeskörper folgte, ließ er es beym Anziehen bewenden, und war ſo glücklich, ſeine Frau von dieſem Kinde zu entbinden und dem Tode zu entreiſſen, welchem ſie ſchon nahe war. — 3) Ueber die Gefahr, welche ein zu weites Becken bey der Geburt erregen kann, von Demſelben. — 4) Geburtsfall, in welchem die Kräfte der Natur durch Selbſtwendung eine widernatürliche Geburt endigten, von Bernſtein, Herzogl. Weimar. Kammer-

diener

diener und Wundarzt. — Ein Arm des Kindes war vorgefallen, die Hebamme versuchte, theils durch oft verſuchtes Zurückſchieben, theils durch heftiges Anziehen dieſes Theils, die Geburt nicht zu beendigen, ſie rief alſo dem Verf. zu, um den heraushängenden Theil abzulöſen, da er dieſes nicht thun wollte, verließ er die Kreiſſende (!); die Hebamme ſetzte daher ihr Manövre fort, und ließ die Frau tüchtig mit arbeiten, worauf die Füße (vermuthlich waren ſie ſchon gleich mit dem Arm in den Muttermund eingetreten,) ſich in der Mutterſcheide zeigten, und die Geburt auf dieſem Wege leicht geendigt wurde. — 5) Ueber die Belebung der ſchwachen und ſcheinbar todtgebohrnen Kinder, von D. Löffler, Kaiſerl. Ruſſ. Gouvernementsarzt. — 6) Beobachtung einer durch Onanie entſtandenen Nervenkrankheit. — 7) Beſchreibung einer traubenförmigen Mola (es waren traubenförmig zuſammengewachſene Hydatiten); beyde Beobachtungen von D. Wegelin in St. Gallen, welche ſich weder durch ihre Seltenheit, noch durch den Scharfſinn, den der Verf. bey der Beurtheilung und Beſchreibung derſelben bewieſen hat, vortheilhaft auszeichnen. Den erſten Fall hat Hr. W. ſehr undeutſch überſchrieben: nämlich „Beobachtung einer Nervenkrankheit, nebſt Heilung von Entſtehung der Selbſtbefleckung, bey einem Mädchen von 23 Jahren“ (!) — 8) Krankengeſchichte und Sectionsbericht zweyer in der Charité zu Berlin 1790 beobachteter Fälle, von einem anonymen Verfaſſer. Der erſte Fall betrifft eine conceptio extrauterina, welche nach dem plötzlich erfolgten Tode erſt erkannt wurde; der zweyte eine retroflexio uteri, welche gleichfalls nicht mit gehöriger Sorgfalt behandelt, ſondern verkannt wurde, und zwey Monate nach ihrer Entſtehung tödt. ablief. — Bücheranzeigen, Auszüge aus Briefen und kleine Nachrichten machen den Beſchluß dieſes Stücks.

Das zweyte Stück enthält: 1) die Fortſetzung einer Zeichenlehre für Geburtshelfer, von Hrn. Hagen in Berlin. — 2) Krankengeſchichte und Sectionsbericht einer vermeinten Lungenſucht, von D. Hirt in Zittau. — 3) Geſchichte einer Umkehrung der Gebärmutter, von D. Derharding in Roſtock. 4) Geſchichte einer Enthirnung, während welcher die Gebärmutter zerriß, und die Gebährende plötzlich verſchied, nebſt ein Paar andern Geburtsgeſchichten vom Hofrath Mezler in Sigmaringen. — 5) Tabellariſche Verzeichniſſe der Getauften,

Getränken, Zwillingen und der verſtorbenen Wöchnerinnen von 1788 und der Geſtorbenen von 1751 bis 1788, aus den Kirchenbüchern des Calvördiſchen Phyſikatdiſtrikts ausgezogen, von D. Hinze in Calvörde. — 6) Beobachtung zweyer mit Convulſionen begleiteter Geburtsfälle, von D. Detharding in Roſtock; — eine dieſer Entbundenen ſtarb an den Folgen der Convulſionen, die andre aber wurde, ſo wie beyde Kinder, beym Leben erhalten. — 7) Beſchreibung eines neuen Inſtruments zur Unterbindung der Polypen in der Gebärmutter, von D. Köſter in Polosko. — Das Beſchriebene und auf der beygelegten Kupfertafel abgebildete Werkzeug iſt einfach, und ſcheint ſeinen Endzweck gut erfüllen zu können. — 8) Bemerkungen über die Löſung und Nichtlöſung der Nachgeburt, von Demſelben. — Dieſe Bemerkungen ſind wahrlich nicht hinreichend, die Meinung des Verf. zu beweiſen, daß nämlich es rathſamer ſey, die Löſung der Nachgeburt in ſchweren Fällen der Natur zu überlaſſen, als dieſelbe mit einiger Gewalt künſtlich loszuſchälen. — 9) Zwey Fälle eines Wochenfiebers, von demſelben Verfaſſer. — Die Fieber waren gaſtriſch, und wurden durch wiederholte Brechmittel leicht geheilt. — 10) Geburtsgeſchichte, bey welcher die Nabelſchnur zweymal um den Hals des Kindes geſchlungen war, und gleich nach der Entbindung des Kopfs durchſchnitten und gelöſt wurde, von Ebendemſelben. 11) Zwey Geburtsfälle, in welchen die Nabelſchnur neben dem eintretenden Kopf vorgefallen war, von Demſelben. — Mittelſt eines einer kleinen Hand großen Stücks Schwamms, welches der Verf. mit dem Nabelſtrange in die Gebärmutter heraufſchob, wurde dieſer zurückgehalten, und die Geburt auf dem natürlichen Wege glücklich beendigt. — 12) Hebammenordnung in Rußland von 1789; und 13) einige verkehrt behandelte Geburtsfälle, welche die Unwiſſenheit der Hebammen in Polosko bezeichnen, von D. Köſter. — Hierauf folgen Recenſionen, Auszüge aus Briefen und kleine Nachrichten, welche auch dieſes Stück des mit Beyfall aufgenommenen Archivs beſchließen.

D. h.

Recepte und Curarten, mit theoretiſch-praktiſchen Anmerkungen, von D. E. A. Nicolai — Vierter Band. Zweyte verbeſſerte und vielvermehrte

Ausgabe. Jena, im Verlag der Cröckerſchen Buchhandlung, 1792. 567 S. 8. 1 Rl.

Der Werth und die Einrichtung dieſer Compilation iſt bekannt, dieſer Band enthält die Fortſetzung des vierten Abſchnitts von den Tränkchen und Mixturen, Julepen, Emulſionen und Tropfen. S. 349. Den fünften Abſchnitt von Bädern, kalten, warmen und laulichen, Dampf- Schierlings- Eiſen- Fuß- und andern Bädern, Seite 350 — 408 und den ſechſten Abſchn. von Einſpritzungen, Gurgelwaſſern und Klyſtiren, S. 409 — 567. Für Aerzte kleiner Städte und Flecken, wo der Arzt ſeines Lebens Nothdürftigkeiten nicht erwerben, wo ihm alſo niemand zumuthen kann, ſich viele Bücher anzuſchaffen, möchte eine ſolche Schrift allerdings nützlich ſeyn, aber daß die vor uns liegende durch überflüſſige und faſt geſuchte Weitläuftigkeit ſo vertheuert wird, erſchwert ihr auch dieſen wahren Nutzen; indeſſen beweiſt die zweyte Auflage doch den guten Abgang derſelben, und den mag ſie als eine Krücke der Ignoranz und Faulheit auch haben.

Ja.

Naturlehre und Naturgeſchichte.

John Latham's allgemeine Ueberſicht der Vögel, mit 20 gemahlten Kupfern, aus dem Engliſchen überſetzt. Erſter Band. Nürnberg, bey Weigel und Schneider. 1792. gr. 8. 346 Seiten. 1 Rl.

Latham's Werke ſind bisher in der Ornithologie als ſehr wichtig und lehrreich angeſehen, und es iſt der Naturgeſchichte daran gelegen, daß ſie uns wohlfeiler, und doch von gleicher Güte, in die Hände geliefert werden.

Das Original beſtehet aus fünf Bänden, wovon dieſes der erſte Theil des erſten Bandes iſt. Wo wir nicht irren, hat der Hr. Bergrath Bechſtein auch bereits eine Ueberſetzung dieſes Werks angekündiget.

Der Ueberſetzer hat ſich nicht genennt; ob wir aber gleich das Original zur Vergleichung nicht bey der Hand haben; ſo

ſcheint

ſcheint er doch beyden Sprachen gewachſen, und mit der Naturgeſchichte der Vögel ſelbſt nicht unbekannt zu ſeyn, welches letztere eine unentbehrliche Eigenſchaft eines guten Ueberſetzers einer Naturſchrift iſt.

Nach ſeiner Verſicherung in der Vorrede hat er aus guten Gründen in dem Texte des Originals nichts abzuändern für gut befunden, wozu auch kein Ueberſetzer berechtiget iſt. Dieß nicht allein; ſondern er hat wirklich ſeiner Ueberſetzung eine größere Vollkommenheit gegeben, als ſie das Original haben konnte.

1) Hat er die Zuſätze aus dem Supplementsbande an ihrem Orte eingeſchaltet;

2) Die Linneiſchen Namen durchaus nach der neueſten, oder 13ten Gmelinſchen Ausgabe des Linneiſchen Naturſyſtems angeführt, und da, wo ſie Latham noch nicht haben konnte, beygefügt.

Nur bey den, im Supplement erſt bekannt gewordnen Vögeln konnte es entweder gar nicht, oder doch ſelten geſchehen, weil es dem Herrn Hofrath Gmelin ſelbſt noch nicht zu Geſicht gekommen war.

Die deutſche Nomenclatur iſt bald nach dem Engliſchen ſelbſt modifizirt, bald aus Müllers L. Naturſyſtem, bald aus Oehme's Ueberſetzung der Büffonſchen Naturgeſchichte der Vögel entlehnt. Bey den deutſchen Vögeln ſind immer zwey bis drey der bekannteſten und gebräuchlichſten Benennungen angegeben.

Wir billigen es ſehr, daß der Ueb. durchgehends Genus durch Gattung, und Species durch Art gegeben hat, weil es gar zu leicht iſt, bey dem Worte Geſchlecht in Mißverſtändniſſe zu fallen.

Format, Papier und Druck ſind trefflich, auch die illuminirten Kupfertafeln, welche meiſt lauter Ausländer enthalten, ſind zum Theil ſehr ſchön und fein gearbeitet; wir können aber nicht beurtheilen, ob ſie nicht das Original, wie faſt zu vermuthen, an Feinheit übertreffe.

Nun etwas vom Originale, ſo viel der Raum verſtattet. Die Vorzüge des Werks beſtehen hauptſächlich in der gröſſern Vollſtändigkeit: ferner in der getreuen, gröſtentheils nach der Natur copirten Beſchreibung jedes einzelnen Vogels; ferner in den hin und wieder eingeſtreuten ſchätzbaren Bemerkungen, welche die Naturgeſchichte und Lebensart derſelben betreffen; endlich, daß der V. bey längſt bekannten Vögeln noch manches Neue ſagt.

Und wenn der V. auch zuweilen ſeine eigene Meynungen vorträgt, wozu jeder Schriftſteller im naturhiſtoriſchen Fache ein Recht hat, ſo hat er ſolche doch immer mit triſtigen Gründen unterſtützt.

In dieſem Bande ſind folgende 13 Gattungen mit ihren Arten enthalten:

1) Der Geyer mit 23 Arten.
2) Falken mit 118 Arten.
3) Eulen mit 43 Arten.
4) Würger mit 55 Arten.
5) Papogoys mit 147 Arten.
6) Pfefferfraß mit 16 Arten.
7) Großkopf, eine Art.
8) Hornvögel mit 16 Arten.
9) Ochſenhacker, eine Art.
10) Madenfreßer mit 3 Arten.
11) Bartvögel, eine Art.
12) Krähen mit 45 Arten.
13) Racken mit 21 Arten.

Die Haupteintheilung des V. iſt die natürlichſte: Land und Waſſervögel. Uebrigens folgt er den Linnéiſchen Ordnungen, nur in wenigen Fällen ausgenommen. Eigentlich beſteht das Ganze aus drey Theilen. Der erſte enthält die Linnéiſchen Ordnungen. Accipitres und Picas; der zweyte Paſſeres und Gallinas, der dritte Grallas und Anſeres. Auch verſichert der V., daß hier die Anzahl der im Syſtema Naturae beſchriebenen Vögel faſt um den vierten Theil vermehrt ſey. Inſonderheit hat er Gelegenheit gehabt, die vielen ſeltenen, neuen, neuſeeländiſchen Stücke des Ritter Bank's in Augenſchein zu nehmen, wovon Tab. XI. der Cakatou ein Beyſpiel iſt.

Bey der erſten Ordnung: Raubvögel und Falken waren wir beſonders aufmerkſam, weil bekanntermaßen unter den Linnéiſchen Falken noch eine große Verwirrung herrſcht.

Bey den Geyern, als der erſten Gattung, ſagt der Vf. mit Grunde, daß Linné durch den Schnabel ſolche habe karakteriſiren wollen. Es ſey dies aber nicht hinreichend, weil bey einigen aus der Falkengattung derſelbe an der Wurzel ebenfalls gerade; und ſelbſt bey den mehreſten die Spitze noch gekrümmter und ſchärfer ſey, als bey den Geyern. Treffender

der ſey, die kahle Kopfſtelle, und bey einigen das Kahle am ganzen Kopfe und Halſe, nebſt der Lebensart dieſer Vögel; bey dem allen aber auch dies noch nicht ſo deutlich, als zu wünſchen wäre.

Von den Falken heiſst es: dieſe Gattung ſey bey dem erſten Anblick untrüglich zu erkennen. Ihr Hauptkarakter ſey der Schnabel und die Klauen, welche beyde ſtark gekrümmt und geſchärſt ſind. Ihre Lieblingsneigung, ihre Beute ſelbſt zu tödten, und friſch zu verzehren.

Bey den Eulen fügt er auſſer den gewöhnlichen Merkmalen noch dieſes hinzu, daß der äußere Rand einer oder mehrerer der äuſſern Schwungſedern, bey allen ihm zu Geſicht gekommenen Individuen, ſägeförmig eingeſchnitten ſey; auch bemerkt er, daß die Eulen bey ſtockfinſtrer Nacht gar nicht, am Tage aber auch ſehr gut ſehen können, und das Sehen auſſer Tags erſtrecke ſich nur auf eine Stunde Abends und Morgens.

Es iſt falſch, daß die Raubvögel nicht ſaufen ſollten. Büffon hat ſchon ein gegenſeitiges Beyſpiel angeführt, und der V. an ſeinem Aasgeyer bemerkt, daß er den Schnabel ins Waſſer geſteckt, das Maul gefüllt, und den Kopf zum Herunterſchlucken in die Höhe gehalten habe.

Rec. hat ſich gefreuet, daß der Verf. bey der Schleyereule, Strix *flammea*, den Umſtand nicht überſehen hat, daß der Rand der mittlern längern Klaue ſegenförmig ſey, welches Herr D. Kühn als eine große eigene Entdeckung von dem Caprimulgus rühmte, da ſolches doch ſchon längſt vom Linné in der Fn. S. von Halle, Klein, und andern bemerkt war.

Die Würger, Lanio, will er lieber zu den Spechtartigen Vögeln rechnen, weil das bloße Fleiſchfreßen kein ausſchließender Charakter der Raubvögel ſey. Denn er habe eine Aelſter einer Droßel nachjagen, fangen und ſie verzehren geſehen.

Von der Saatkrähe, Corvus frugilegus, verſichert der V., daß ſie auſſer den Inſekten auch von allen Arten von Körnern lebe, wogegen wir noch viele Zweifel haben. Ein Gleiches von der Nebelkrähe.

Die Beſchreibung des zweifelhaften Corvus *Eremita* L. hat uns kein Genüge gethan, und ſcheint eine Verwechſelung mit der ſchweizeriſchen Steinkrähe zu ſeyn, wie auch der Ueberſetzer bemerkt hat.

Bey manchen deutſchen Vögeln iſt die Naturgeſchichte ſehr dürftig, und es ſcheinen dabey dem V. eigene Erfahrungen zu mangeln. Das meiſte dabey iſt aus andern zuſammengetragen.

Dieſer kleinen Mängel ungeachtet bleibt das Lathamſche Werk jedem Ornithologen unentbehrlich, und jeder derſelben wird die baldigſte Fortſetzung wünſchen.

Bh.

Das Barometer und die muthmaßliche Urſache der Phänomene deſſelben. Von Profeſſor Joſeph Hamilton. Erfurt, 1792. bey Görling. in 4. 32 S. 3 ℊ.

In dieſer Abhandlung zeigt der Verf. durch eine kurze Berechnung, daß der abwechſelnde Stand des Barometers nicht durch die Attraction der Sonne und des Mondes bewirkt werde, und nicht periodiſch wie Ebbe und Fluth ſey; ſondern durch Veränderungen veranlaßet werde, welche aufſteigende Dünſte, Wärme und Kälte in der Atmosphäre hervorbrächten. Neues lernt man aus der Abhandlung nicht, da der Gegenſtand gar unvollſtändig behandelt worden.

Ps.

White's Beyträge zur Naturgeſchichte von England, aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von D. A. A. Meyer. Bey Rottmann, 1792. kl. 8. 11 Bogen. 12 ℊ.

Zwar enthält White's natural hiſtory of Selburne, welche ſchon 1789 zu London herauskam, hier und da eine gute nicht ganz bekannte Bemerkung, aber bey weitem der größere Theil des Innhalts ſind alltägliche Dinge, die man in unſern deutſchen Schriften ſchon längſt und oft zu leſen bekommen hat; wir billigen daher ſehr, daß der Ueberſetzer ſtatt einer wörtlichen Ueberſetzung einen Auszug geliefert hat, und wir ſind vielmehr des Glaubens, daß er ihn, ohne ſeinen Landsleuten eine wichtige neue Wahrheit vorzuenthalten, noch mehr hätte ins Kurze ziehen können. Das Ganze iſt in zehen Briefen abgefaßt.

gefaßt. Im erſten Briefe von dem Boden um Selborne und den Foſſilien, die er in ſich hat, den gröſſern Thieren, die er ernährt, (die Höhlen, welche ſich das Kaninchen gräbt, würden wir doch nicht Minen nennen.) Der zweyte Brief von den Schwalben und andern Vögeln und den Fiſchen dieſer Gegend, auch der Waſſerratze und Fledermaus; der Vogel, der die Fliegen fängt, ohne die Erde zu berühren, iſt ſicherlich die Linneiſche Chriſola. Der dritte Brief von einigen andern Vögeln und Mäuſearten; die von dem V. erwähnte Mäuſeart weicht doch von Pallas Mus aroalis durch das weit geringere Gewicht ab, das nach dem Verf. nicht den dritten Theil eines Loths erreicht. Der fünfte Brief noch von einigen andern Vögeln; zuletzt ein Verzeichniß der Sommerzugvögel. Der ſechſte Brief von Amphibien und noch einigen Vögeln. Im ſiebenten Briefe die Zergliederung einer Rehkuh, vom Igel, noch etwas von Vögeln. Der ſiebente Brief noch etwas von Vögeln und eine Ueberſicht der Singvögel in der Ordnung, wie ſie ſich zeigen. Im achten Briefe kurze Bemerkungen über einzelne Vögel; von einer Landſchildkröte. Der neunte Brief ſtellt Beyſpiele von Vaterliebe in der thieriſchen Schöpfung auf; von weiſſen Eulen. Der zehnte Brief von den engliſchen Schwalben. Auch der eilfte Brief ſetzt dieſe Betrachtungen fort. Zuletzt ein Verzeichniß von 24 Namen von Pflanzen, die bey Selborne wachſen. Der zwölfte Brief über die Art, wie ſich die Vögel, vornehmlich im Fluge halten, und über ihre Stimme; über die Grillen. Der dreyzehnte Brief noch über einige Vögel, über Schildläuſe, Goldkarpfen. Der vierzehnte von chineſiſchen Hunden.

Eg.

Proteſtantiſche Gottesgelahrheit.

Der Katholizismus und der Proteſtantismus in ihren gegenſeitigen Verhältniſſen betrachtet. Von Johannes Kern, Prediger am Münſter und Prof. am Gymnaſ. in Ulm. Sine ira et ſtudio. **Ulm, 1792. in der Wohlerſchen Buchhandlung. 202 S. in 8. 10 gr.**

Wenn deutliche Entwickelung, lichtvolle Darſtellung und Unpartheylichkeit lobenswürdige Eigenſchaften eines Buches ſind: ſo können wir dieſes mit Recht allen ſolchen Leſern empfehlen, welche ſich in den Stand geſetzt wünſchen, den ſeit etlichen Jahren aufs neue nicht ohne merkwürdige Veranlaſſungen in Anregung gebrachten Streitpunkt richtig zu beurtheilen. Wir ſagen nicht zu viel, wenn wir dem V. das Zeugniß geben, daß dieſer äuſſerſt wichtige Gegenſtand wohl ſelten, vielleicht niemals, mit ſo vieler Ruhe unterſucht und mit ſo vieler Unpartheylichkeit entſchieden worden iſt. Jeder, dem daran gelegen iſt, in dieſer Sache klar zu ſehen, er ſey von welcher Parthey er wolle, nehme dieſes Buch in Augenblicken ſtiller Ueberlegung und partheyloſer Menſchenliebe in die Hand, und ſicher wird das zuſammenhängende Raiſonnement und das unbeſtochene Urtheil des Verf. zu einer richtigen dem Verſtande einleuchtenden und dem Herzen wohlthuenden Ueberzeugung leiten. Möchten doch von jeher in allen Kontroversſchriften die Gründe ſo einleuchtend, und der Vortrag durch Menſchenliebe ſo gemildert geweſen ſeyn! Doch nicht nur Unbefangenheit und Richtigkeit des Urtheils haben den V. qualifizirt, ein ſolches Buch zu ſchreiben, ſondern auch die genaue Bekanntſchaft mit den Schriften der andern Parthey, welche man bald gewahr wird, wenn er gleich nicht viel citirt.

Der V. hat in gedrungener Kürze ſeinen Gegenſtand ſehr gründlich und fruchtbar behandelt. Man muß hier aber nicht die theologiſchen Syſteme der beyden Kirchengeſellſchaften ſuchen, wozu, wie der Verf. mit Grund ſagt, ein groſſes Werk erfordert würde, das der Abſicht des Verf. nicht entſpräche, denn es würde den Zweck nicht leiſten, daß es ſo allgemein geleſen werden und ſo ausgebreiteten Nutzen ſchaffen könnte. Aber der Geiſt, der unterſcheidende Charakter beyder Kirchen, iſt ganz genau angegeben, deutlich ausgeführt und überzeugend bewieſen. Nämlich vom Katholicismus, daß er zwar die heilige Schrift als das Principium der Religion, aber ſchlechterdings nur nach der Auslegung der unfehlbaren Kirche, feſtſetze, alle eigene Prüfung als verdammlich verbiete, blinden Glauben und unbedingten Gehorſam gegen die Ausſprüche der Kirche, welche allein in ihren Repräſentanten, der hohen Geiſtlichkeit, nach der Tradition die Schrift richtig auslegen könne, anbefehle, und dieſe Behauptungen

ſo

ſo weit ausdehne, daß die geringſte Abweichung davon ganz unfehlbar mit dem Verluſt der ewigen Seligkeit verknüpft ſey, aus welchem Grunde die Kirche von Gott die Gewalt und Pflicht hätte, die Menſchen um ihres Seelenheils willen zur Annahme dieſes Glaubens zu zwingen. Nachdem der Verf. die eigentlichen unterſcheidenden und weſentlichen Grundſätze des Katholicismus angeführt, ſo giebt er die nähere Beſtimmung der kirchlichen Infallibilität an, und zählt die Beweiſe auf, welche aus der Schrift dafür geführt werden, unterſucht ferner das Subjekt und Objekt und die Wirkungsart der Infallibilität. Er will aber dem Leſer in ſeinem Urtheile nicht vorgreifen, ſondern er bemühet ſich, ihm die Data zu einer gründlichen Prüfung des Katholicismus deutlich vorzulegen, das Hauptmoment, worauf dabey Rückſicht genommen werden muß, und den richtigen Geſichtspunkt zur Beurtheilung der Beweiſe anzugeben, damit er ſich nun ſelber im Stande befinde, den Ausſpruch zu thun.

Eben ſo verfährt er auch bey der Beſtimmung des Geiſtes und Charakters des Proteſtantismus. In bündiger Kürze zeigt er vorläufig, daß ſich die eine Hauptparthey der proteſtantiſchen Kirche, welche den Grundſatz hat, daß die durch Luthern angefangene Reformation in allen weſentlichen Glaubenspunkten als gänzlich vollendet anzuſehen, und jede Abweichung vom kirchlichen Syſtem unzuläßig ſey, im Streit mit den Katholiken über das Principium des Proteſtantismus groſſen Schwierigkeiten ausſetze, hauptſächlich dem Einwurf, daß der proteſtantiſche Glaubensdeſpotismus härter und unerträglicher ſey, als der katholiſche. Weil jener kein ſolches Principium der Untrüglichkeit hätte, wie dieſer, und daß ihre vorgegebene Glaubensfreyheit blos in Worten beſtehe, und im Grunde doch auf Anhänglichkeit an menſchliche Autorität beruhe. Die neuere, eigentlich älteſte, Parthey in der proteſtantiſchen Kirche hat ſolche Einwürfe nicht zu beſorgen, weil ſie allen Lehr- und Glaubensdeſpotismus verabſcheut, und die durch Luthern angefangene Reformation als die erſte Stufe zu einer fortdaurenden Reformation anſieht. Da dies auch die Meynungen und Grundſätze der erſten Reformatoren waren, ſo iſt klar, daß der Geiſt des Proteſtantismus darinn beſteht, daß ſich ſeine wahren Anhänger der errungenen Freyheit dazu bedienen, daß ſie in allen Religionsangelegenheiten ungeſtört ihrem eigenen Gewiſſen folgen,

gen, die heilige Schrift nach der Vernunft, Kritik, Geſchichte, Alterthums- und Sprachkunde, ohne Rückſicht auf irgend eine menſchliche Autorität, erklären; und ſich den Glauben ſelbſt, aus der heiligen Schrift, als der einzigen ungetrübten Quelle aller chriſtlichen Erkenntniſſe, ſchöpfen. Dagegen vereinigen ſich nun die katholiſchen Theologen mit der ältern herrſchenden Parthie gegen die neuere, um ihre Grundſätze verdächtig zu machen, ſie des Deismus und Naturalismus zu beſchuldigen. „Und wenn die Regenten," ſagt der Verf. „ſich bewegen laſſen würden, dieſen Eiferern ihre Armeen zu leihen, ſo würde es der neuern Parthie ſo wenig als „den erſten Chriſten und den Reformatoren des 16 Jahrhunderts an Gelegenheit mangeln, ihren Glauben mit ihrem „Blute zu verſiegeln." Indeſſen vereinigen ſich doch beyde proteſtantiſche Parthien darinn, daß ſie den katholiſchen Glaubensdeſpotismus verwerfen, und die richtig und frey erklärte h. Schrift als das einzige Glaubenstribunal erkennen. Der Unterſchied beſteht blos darinn, daß die eine Parthie behauptet: Luther und ſeine Gehülfen hätten zur richtigen Auslegung der Schrift und Feſtſetzung der Glaubenslehren bereits alles geleiſtet und vollendet, die andere aber dieſe Behauptung beſtreitet. „Luther und ſeine Gehülfen," ſagen ſie, „haben „die Freyheit errungen, das kirchliche Syſtem zu reinigen, und „zum Theil auch dieſe rühmliche Arbeit wirklich angefangen, „und ihren Nachkommen die Reſultate ihrer Bemühungen in „den ſymboliſchen Büchern aufbehalten, aber mit dem Wachsthume menſchlicher Kenntniſſe überhaupt wird es täglich „mehr klar, daß ſie ihren Nachkommen noch genug Arbeit in „Reinigung und Feſtſtellung dieſes Syſtems hinterlaſſen haben. Und ſo wie ſich Luther und ſeine Gehülfen ihrer ſo „theuer errungenen Freyheit bedient haben: ſo haben ſie ihren Nachkommen das Recht hinterlaſſen, in ihre Fußtapfen „zu treten, und auf der einmal angetretenen Bahn immer „fortzuwandeln."

Aus der ganzen Unterſuchung folgt endlich das Reſultat: daß eine vernünftige Freyheit bey Auslegung der heil. Schrift, dieſe Auslegung mag nun vollendet ſeyn, oder noch immer fortdaurende Bemühungen bedürfen, das unterſcheidende Merkmal des Proteſtantismus ſey.

Dieſe

Dieſe Behauptung führt der Verf. nun auch hiſtoriſch aus, wo er Luthers und der älteſten proteſtantiſchen Schriftſteller eigene Ausſagen und Zeugniſſe, die Widerſprüche der evangeliſchen Stände gegen den Speyerſchen Reichstagsabſchied, und ihre einhellige fortdauernde Behauptungen ihrer Rechte im Paſſauiſchen Vertrage, im Augsburgiſchen Religionsfrieden, auf dem Reichstage zu Augsburg und insbeſondere die ihnen dieſerhalb im Weſtphäliſchen Frieden feyerlich ertheilte Zuſicherung anführt, daß die Proteſtanten die Befugniß haben ſollen, in Religionsangelegenheiten ihres Landes das zu verfügen, was den Gewiſſen, der freyen Einſicht, und der Ueberzeugung eines jeden Theils gemäß ſey, und künftig zur Wohlfahrt der Länder und Unterthanen für nützlich erachtet werden würde, ohne an irgend eine menſchliche Autorität, ſelbſt nicht an ihre Bekenntnißbücher, ſo ſie vor oder nach dem Religionsfrieden dafür angenommen haben, oder noch künftig annehmen werden, gebunden zu ſeyn. Dieſe deutliche Beſtimmung der Rechte der Proteſtanten im Weſtphäl. Frieden veranlaßt dem Verf., den Prof. Rönnberg wegen ſeiner ganz entgegengeſetzten durchaus unproteſtantiſchen Behauptungen verdiente Vorwürfe zu machen. S. 101. In einer natürlichen Folge mußte der Verf. nun auch auf die ſymboliſchen Bücher kommen. Seine hiſtoriſchen Bemerkungen darüber findet man S. 104. ff. Woraus angeführt zu werden verdient, daß der fromme Spener den Theologen ſeiner Zeit, wegen übertriebener Verehrung dieſer Bekenntnißſchriften, eine Symbololatrie vorgeworfen hat.

Hierauf nun zeigt der Verf. ferner die vollkommene Uebereinſtimmung des Proteſtantismus mit der Vernunft und Offenbarung, und daß durch denſelben, weil er die Religion zu einer Angelegenheit des Verſtandes und Herzens macht, nothwendig die Aufklärung des Verſtandes und die Veredlung des Herzens befördert werden müße. Wo er Gelegenheit nimmt, die ſonderbaren Aeuſſerungen des Herrn Hofr. Schmidt in der Geſchichte der Deutſchen zu prüfen und zu widerlegen.

Nachdem alſo der Verf. durch die vorhergehende Unterſuchungen die Materien zu einer Vergleichung des Katholicismus und Proteſtantismus vorbereitet hatte, ſo ſtellt er dieſe Vergleichung an, woraus ſich ergiebt, daß die beyderſeitigen Syſteme zwar in Rückſicht auf ihrem Zweck Aehnlichkeit haben,

aber

aber deſto mehr von einander abweichen in Rückſicht auf die Mittel und deren Anwendung. Welche Unterſuchung nachgeleſen zu werden verdient. S. 152 ff.

Dann folgt noch ein fruchtbares Kapitel über die neuern Reformationsanſtalten in der katholiſchen Kirche, woraus erhellet, daß alle Reformationsverſuche vom Iuſtus Febronius an bis auf den heutigen Tag doch noch immer die Untrüglichkeit der heiligen Kirche zum Grunde legen, folglich den Glaubensdeſpotismus gar nicht erſchüttern, vielmehr befeſtigen; ſondern nur die Kirchendiſciplin und das Temporale betreffen. Wobey auch merkwürdig iſt, daß von der Kirche ſelbſt noch gar keine Reformationsverſuche gemacht worden, ſondern nur von weltlichen Regenten, welche in der Kirche fortdaurende Widerſprüche erfahren haben, wodurch ſich alſo die Kirche ihre Untrüglichkeit und ihr Entſcheidungsrecht vorbehalten hat. Dieſe Sorgfalt der Kirche hat ſich insbeſondere bey den Reformationsverſuchen durch Joſeph II. auf mancherley Art bewieſen. Selbſt aus den neueſten Bewegungen der deutſchen Erzbiſchöfe gehet nur ſo viel hervor, „daß im glücklichſten „Fall, der ſich aber bey den gegenwärtigen Umſtänden gar „nicht einmal vermuthen laſſe, dadurch allenfalls das Verhält„niß der deutſchen Kirche gegen den Pabſt, aber nicht das „Verhältniß des Katholicismus gegen den Proteſtantismus „geändert würde.“ Mit Recht zieht der Verf. aus dieſer deutlichen und gründlichen Unterſuchung den Schluß: „Nun „wird es jedem Unpartheyiſchen leicht ſeyn, zu beurtheilen, ob „die Scheidewand, die zwiſchen den Katholiken und Proteſtan„ten ſeit den Zeiten der Reformation beſtanden hat, durch die „neuern Vorgänge in der katholiſchen Kirche weggeriſſen wor„den ſey, ob die Katholiken ſich den Proteſtanten wirklich in „irgend einem weſentlichen Punkt genähert haben, und ob eine „Vereinigung beyder Kirchen wohl ſo nahe und unter den vor„liegenden Umſtänden für Proteſtanten eine wünſchenswür„dige Sache ſeyn könnte?“ S. 189. „Wenn,“ ſagt der Vf. S. 186. „die Aufklärungsverſuche in der katholiſchen Kirche „in der Folge mehr glücken ſollten als bisher, ſo wird dadurch „doch in dem katholiſchen Syſtem ſelbſt nichts geändert, ſon„dern nur die Auſſenſeite des ganzen Gebäudes wird von ſo „manchem Unrath, der ſich durch die Länge der Zeit da einge„ſchlichen hatte, gereiniget; das Anſehen der Kirche ſelbſt wird

da-

„dadurch befeſtiget, und viele Vorwürfe, die man ihr ſonſt nicht „mit Unrecht gemacht hat, fallen von ſelbſt weg."

In dem Kap. über die Bemühungen der römiſch-kathol. Kirche, die Proteſtanten wieder in ihren Schooß zurückzuführen, wird überzeugend dargethan, daß ſie ſich um keinen Schritt nähert, ſondern alles von den Proteſtanten erwartet und fordert, ſie ſollen ihre Irrthümer abſchwören, und ſich den untrüglichen Anſehen der unfehlbaren Kirche mit zweifelloſen Beyfall und unbedingter Unterwürfigkeit ergeben. „Dies, ſagt der V., „iſt der einzige Geſichtspunkt, woraus jede Bemühung der kathol. Kirche zur Wiedervereinigung betrachtet „werden muß, und dieſer Geſichtspunkt muß wohl jeden biedern Proteſtanten abgeneigt machen, an dieſen Unionsverſuchen Antheil zu nehmen. Nicht einmal die Lehre von der „Oberherrlichkeit des Pabſts wird nachgelaſſen, oder nur gemildert." S. 192. Wenn es nun aber das Anſehen hat, daß die im Jahr 1781 angekündigte Vereinigungsverſuche einer aus Katholiken und Proteſtanten beſtehenden Geſellſchaft ins Stecken gerathen ſind, ſo iſt doch zu vermuthen, daß die Propaganda ihren Zweck immerfort betreibe, und der Verf. iſt der Meynung, daß die unter den Proteſtanten ſeit einigen Jahren ſo ſehr um ſich greifende Neigung zum Wunderbaren und zu geheimen Künſten und Wiſſenſchaften dem Proteſtantismus noch nachtheiliger ſeyn dürfte, als alle Unionsverſuche.

Laſſet uns hoffen, daß die Vorſehung, die in unſern Zeiten ſchon ſo manchen im Finſtern ausgeheckten Rath der Bosheit zunichte gemacht hat, auch die tückiſchen oder aberwitzigen Bemühungen der Geheimnißkrämer vereiteln, und der Wahrheit immer mehr Nachdruck und Eingang verſchaffen werde. Wenigſtens hat man bisher ſchon wahrgenommen, daß durch dieſen Kampf des Lichts mit der Finſterniß, der Rechtſchaffenheit mit der Bosheit, manche heilſame Wirkungen hervorgebracht worden ſind, wozu auch die angezeigte Schrift gehört, die unſtreitig dieſe Wirkungen noch mehr verbreiten wird, wozu ſie alle Eigenſchaften hat.

Aud.

Anleitungen für Unſtudirte, die heiligen Schriften des alten und neuen Teſtaments mit Nutzen zu leſen.

ſen. Eiſenach, bey Wittekind. 1792. 132 Seiten in 8. 6 gr.

Etwas ganz anderes verſpricht der Titel, und etwas ganz anderes enthält das Büchlein. Jener verſpricht eine Anleitung zum nützlichen Leſen der h. Schrift für Unſtudirte; das Büchlein ſelbſt aber enthält eine, meiſtens dem größten Theile nach, gelehrte hiſtoriſche und kritiſche Einleitung in die Bücher des Alten und Neuen Teſtaments; und zwar in folgender Ordnung: I. Haupttheil: Einleitung in die Bücher des neuen Teſtaments. 1ſtes Kapitel: von Aechtheit, oder Authenticität der Bücher des N. T.; 2tes Kapitel: Beweis, daß die heiligen Schriften von Gott geoffenbarte Wahrheiten enthalten. 3tes Kapitel, erſter Abſchnitt, vom Kanon; zweyter Abſchnitt, vom göttlichen Anſehen der Bücher, oder der Eingebung. 4tes Kapitel, erſter Abſchnitt, von der Sprache des N. Teſtaments; zweyter Abſchnitt, von der Schreibart des N. Teſt. 5tes Kapitel, erſter Abſchnitt, von den Handſchriften; zweyter Abſchnitt, von den verſchiedenen Leſearten; dritter Abſchnitt, von den Ausgaben; vierter Abſchnitt, von den Ueberſetzungen. II. Haupttheil. Einleitung in die Bücher des Alten Teſtaments; 1) vom Kanon; 2) von der Unverfälſchtheit des Textes; 3) Beweis der Göttlichkeit der Bücher; 4) von Sprache, Eintheilung und Urſchriften. — Wir wollen nun zwar nicht leugnen, daß der V. manche gute, ihm ſehr zur Ehre gereichende, Kenntniße und Einſichten in dieſen Dingen ſich erworben, und geäuſſert hat, wiewohl es ihm doch auch in mancher Abſicht noch an hinlänglicher Bekanntſchaft mit den neuern Unterſuchungen in dieſem Fache zu fehlen ſcheint, woher es denn kommt, daß Wahres und Falſches, Brauchbares und Unbrauchbares in ſeiner kleinen Schrift hin und wieder noch ſehr gemiſcht iſt. Wie er aber glauben kann, daß dergleichen nur für Gelehrte gehörige, und nur dieſen nöthige und nützliche Unterſuchungen, z. E. über Homologumena, Antilegomena und Apocrypha, über die Frage, ob das Evangelium Matthäi und der Brief an die Hebräer urſprünglich griechiſch oder hebräiſch geſchrieben war, u. d. mehr, auch für Unſtudirte brauchbar ſeyn, und für dieſe eine Anleitung zu einem für ſie nützlichen Leſen der heil. Schrift abgeben könnten; iſt ſchwer zu begreifen. Beſſer, und dem Inhalte angemeſſener, hätte der Verf. ſeine Schrift etwa ſo überſchreiben können: Kleines nützliches Allerley, oder kurzgefaßte Einleitung in die Bücher des

des alten und neuen Teſtaments für Dilettanten der bibliſchen Kritik und Geſchichte. Denn eigentliche Gelehrte wiſſen das alles ſchon viel beſſer, gründlicher und ausführlicher; für Unſtudirte aber iſt nur das wenigſte darin brauchbar. Ueberhaupt ſcheint der Verfaſſer, nach dieſer Probe zu urtheilen, ſelbſt noch gar nicht recht zu wiſſen, was für Unſtudirte anwendbar und nützlich iſt, oder wie und in wiefern die heilige Schrift von ihnen mit Nutzen geleſen, oder für ſie angewendet werden könne und müſſe; und es iſt ihm alſo ſehr zu rathen, daß er gelehrte Theologie von einer populären und practiſchen Theologie erſt gehörig unterſcheiden lerne, um Unſtudirten einen nützlichen, und einen ihren Bedürfniſſen angemeſſenen Unterricht darinn geben zu können. Niemeyers populäre und practiſche Theologie, oder Materialien zum chriſtlichen Volksunterricht, und ähnliche Bücher werden ihm dazu eine ſehr gute Anleitung geben können.

Sa.

Katholiſche Gottesgelahrheit.

Der Namen Jeſus, das leichteſte und ſicherſte Mittel wider alle Anfechtungen des Leibes ſowohl, als der Seele. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Styx. 1792. 8. 3½ Bog.

Die Abſicht dieſer kleinen Schrift iſt keine andere, als dem Aberglauben von Teufelswirkungen und Beſitzungen zu Hülfe zu kommen, und allen, welche dieſem Aberglauben bey ſich Eingang verſtatten, ein leichtes und ſicheres Mittel wider alle teufliſchen Anfechtungen in die Hände zu geben. Der Vf. fängt damit an, dem Aberglauben von Teufelseinwirkungen durch einige mißverſtandene Stellen der heiligen Schrift einen feſten Grund zu bauen, beruft ſich ſodann auf die Lehren der heiligen Väter und der heiligen Kirche, um zu beweiſen, daß der Teufel Kopf-Zahn-Ohren-Gliederſchmerzen und alle Krankheiten, auch Donner, Hagel, Feuer, Mißwachs, Peſtilenz bey Menſchen und Thieren, kurz, alle Uebel an Leib und Seele, an Gut, Nahrung, Ehre u. ſ. w. nicht nur hervorbringen könne, ſondern wirklich auch häufig genug hervorbringe, und daß dagegen kein leichteres und ſicheres Mittel gefunden werde, als wenn man in allen dieſen Anliegen dem leidigen Satan mit beherztem Tone zurufe: du hölliſcher Drach, weich mit ſammt deinen Verſuchungen im Namen

men Jeſu. Dabey empfiehlt der V. noch dringend die kirchlichen Exorciſmen, Benedictionen, geweihte Sachen und dergleichen. Auch ſoll der Teufel beſonders den neuen Eheleuten, den Schwangern und Gebährenden gar heftig zureden, weßwegen der Vf. dieſen Perſonen die angehängte Litaney von dem allerheiligſten Namen Jeſu als ein kräftiges Mittel gegen dieſe hölliſchen Verſuchungen empfiehlt. „So lange gewiſſe Perſonen, ſagt der Verf., ehelos ſind, ſo flößt ihnen der Teufel eine wechſelſeitige faſt unſinnige und unerlaubte Liebe, und Zuneigung ein: nachdem ſie aber eine kurze Zeit verehlicht ſind, kehrt er die Sachen um, und flößt ihnen eine wechſelſeitige Abneigung ein, oder macht wenigſtens, daß ein Theil ſich weigert, die Pflicht des Eheſtandes zu erfüllen. — Die Schwangern pflegt er auf verſchiedene Art, mit Furcht, gähligen Schrecken zu überfallen, ſie zum Zorn, zum Genuß ungeſunder und ſchädlicher Speiſen u. ſ. w. zu reitzen, um dadurch der Leibesfrucht zu ſchaden, oder durch gänzlichen Abzug der Nahrung ſelbe gar in Mutterleibe zu tödten. Den Gebährenden pflegt er übertriebene und ganz unnatürliche Schmerzen, Schwachheiten und andere Zufälle zu verurſachen, um mittelbar zuwege zu bringen, daß die Kinder todt auf die Welt kommen, und der heiligen Taufe verluſtig werden. Gelingt es ihm, ſo hat der Seelenfeind ſeine wahrhaft teufliſche Freude dabey. Dieſe haben dann die gröſte Urſache, ſich und ihre Kinder fleiſſig zu ſegnen, und dem Verſucher im Namen Jeſu recht ernſtlich zu widerſtehen." —

Auch ſelbſt der ſelige Luther muß dem V. helfen, die Ehre, Macht und Anſehen des Teufels zu retten, und er führt deswegen einige hieher gehörige Stellen aus ſeinen Werken an, bemerkt aber doch am Ende in einer Note folgendes: „Hätte Luther in allen Stücken ſo ernſthaft, ſo gründlich, ſo ſchriftmäßig, als wie über dieſen Gegenſtand geſchrieben, ſo würde er ein verdienſtvoller Mann geweſen ſeyn; allein er ſelbſt war es, der ſich vom böſen Engel nur gar zu oft überwinden ließ: Er war es, der durch Anſtiftung des Satans das ganze Kirchenregiment wider Gottesverordnung ganz und gar verkehret, ſeine Kirchengemeinde um das rechtmäßige ſichtbare Oberhaupt, um das wahre Prieſterthum, um die Schlüſſelgewalt, um das wahre Abendmahl, um das unendliche heilige Opfer des neuen Bundes, um das ſo wirkſame und troſtreiche Sacrament der Sterbenden, oder letzte Oelung, um die ungeſtümmelte und unverfälſchte Bibel, um die un-

fehl-

fehlbare Glaubensregel, um die Einig- und Feſtigkeit im Glauben, die Heiligen Gottes um ihre Ehre und Verehrung, die noch zu reinigenden Seelen um ihre Beyhülfe und einzigen Troſt, gebracht hat: Er war's, der durch ſeine Grundſätze die ganze Bibel den Anfällen der Freygeiſter Preis gegeben, und der Freygeiſterey nicht nur ein Fenſter, ſondern das Thor angelweit eröffnet hat. Er war's, (welches unglaublich, aber doch gewiſſe Wahrheit iſt; weil er, wie ichs abermal in ſeinen eigenen Schriften im 6ten Jenaiſchen Bande von Seite 82 bis 85 ſelbſt las) ſeinem eignem Geſtändniſſe nach, ſich mit dem böſen G[illegible] in einen langen Diſput wider das heilige Meßopfer eingelaſſen, ſich endlich dem Verſucher gefangen gegeben, und wirklich das heilige Meßopfer abgebracht hat. Er wars endlich, der in der That vom Geiſte der Hoffart, Hartnäckigkeit, vom Lügen- und Läſtergeiſt wider die katholiſche Lehre und Kirche, vom Geiſte des Widerſpruchs, und endlich vom Geiſte der Unzucht in einem recht hohen Grade beſeſſen war. Wer dies für Läſterungen anſieht, leſe die 9 erſten Aloyß Merziſchen polemiſchen Reden, und er wird von der Wahrheit dieſer Behauptungen wider ſeinen Willen überzeugt ſeyn: denn die Beweiſe entnahm der Prediger nicht aus fremden Schriften und Zeugniſſen; ſondern aus den eigenen Werken und Worten des Luthers ſelbſt, die nicht von Katholiken, ſondern von ſeinen vertrauteſten Anhängern und Freunden gedruckt worden ſind.“ — Wenn es uns möglich wäre, an Teufelseinwirkungen zu glauben, ſo würden wir hier noch dem Vf. aus chriſtlicher Liebe wünſchen, daß ihn Gott bewahren wolle, nicht mehr die Feder auf Anſtiften des Teufels zur Verherrlichung und Ausbreitung des Reichs des Aberglaubens und der Finſterniß zu ergreifen.

Homilien über die Leidensgeſchichte Jeſu auf alle Tage der heiligen Charwoche, ſammt ſechs Homilien auf die Sonntage in der Faſten. Aus dem Franzöſiſchen des Herrn Abts von Monmorel. Mit einem brauchbaren Regiſter für Prediger über alle Bände. Begnehmiget von dem hochwürdigſten Ordinariat. Augsburg, 1792. in der Wolfiſchen Buchhandl. 8. 39 Bog. und 7 B. Regiſter.

 Dieſer

Dieſer Band enthält Betrachtungen über die Leidensgeſchichte Jeſu auf alle Tage in der Charwoche, eine Moralrede über das Leiden Jeſu auf den Charfreytag, und ſechs Homilien auf die Sonntage in der Faſten. Wir finden keinen Grund, unſer Urtheil, das wir über die vorigen Bände der Monmoreliſchen Homilien gefällt haben, (ſ. A. d. Bibl. B. 102. St. 2. S. 369 fg.) hier abzuändern. Am wenigſten aber können wir es billigen, daß man deutſchen katholiſchen Predigern dieſe franzöſiſchen Homilien als Muſter zur Nachahmung empfiehlt.

G.

Haushaltungswiſſenſchaft.

Beſchreibung zweyer engliſcher Sämaſchinen, oder Beytrag zu Arthur Youngs Annalen des Ackerbaues, herausgegeben von Johann Riem, Churſächſ. Commiſſionsrathe ꝛc. Mit einem Kupfer. Leipzig, bey Cruſius, 1792. 18 S. 8. 4 gr.

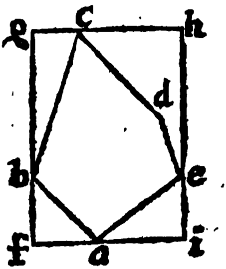
Es werden hierin die von Herrn Winters und Cookes in England erfundenen Sämaſchinen beſchrieben. Die vom Hrn. Winters iſt die vorzüglichſte, und ſoll ſo feſt und ſtark ſeyn, daß auch die größte Gewalt ihr nichts ſchaden kann. Der Nutzen der Maſchine beſteht darin, daß man weit weniger Saamen gebraucht, als wenn man mit der Hand ſäet, und die Erndten doch gleichwohl viel größer werden. Man kann mit dieſer Maſchine das Korn ſo viel Zoll weit auseinander ſäen, als man will, und man hat gefunden, daß, wenn nach Beſchaffenheit des Saamens und des Bodens die rechte Weite getroffen wird, die Erndten viel einträglicher werden, als wenn mit der Hand geſäet wird. Herr von Geiſt zu Großenbeeren bey Berlin hat dieſe Maſchine im Großen aus England kommen laſſen, und die Koſten, die über 200 Rthlr. liefen, ſelbſt getragen, nachdem er vorher im Berliner Intelligenzblatt 1791 die Oekonomen vergeblich zur Theilnahme aufgefordert hatte. Es ſind hie und da in Deutſchland ſchon Modelle von dieſer Maſchine vorhanden. Uebrigens iſt ſie nach dem Urtheil des Hrn. C. R. Riem nicht ſowohl für einen Bauer, als hauptſächlich für größere Güter anwendbar. Mit

dieſer Schrift iſt eine andere mit Anmerkungen von ebendemſelben Verfaſſer nahe verwandt:

Arndtiſch-Riemſches Ackerſyſtem zu einem einträglichern Ackerbau für Orte, die breite Beete haben, oder ſolche einführen wollen. Praktiſch verſucht und entworfen vom Commiſſionsrathe Arndt, und mit Anmerkungen verſehen vom Commiſſionsrathe Riem. Leipzig und Dresden, in den Hilſcherſchen Buchhandlungen, 1792. 75 S. 8.

Ein Syſtem kann dieſe Schrift wohl nicht mit Recht genannt werden, wenn man unter dieſem Worte eine Zuſammenſtellung aller einzelner Theile einer Wiſſenſchaft in einer ſolchen Ordnung verſteht, wo immer eins das andere näher erläutert und beweiſt. Denn es fehlen in dieſer Schrift ſehr viele Stücke, die zur Ackerwiſſenſchaft gehören, und ſchwerlich würde ſich auch alles, was dazu gehört, in einer guten Ordnung mit der gehörigen Deutlichkeit auf 75 Seiten zuſammen bringen laſſen. Doch wir wollen über den Titel des Buchs nicht weiter ſtreiten. Das Buch an ſich ſelbſt iſt ein ſehr brauchbarer Beytrag zur Verbeſſerung und Vervollkommnung des Ackerbaues, der uns ſehr wohl gefallen hat. Der Hr. Verf. beſchreibt darin ſeine Methode, den Acker recht aufzulockern, um ihn vom Unkraut rein und zum Tragen guter und reicher Früchte recht geſchickt zu machen. Er bedient ſich dazu verſchiedener, theils neu erfundener, theils verbeſſerter Maſchinen, als: eines dreyſchärigen Hakenpfluges, eines vierſchärigen Saatpfluges, eines Ausfuhrhakens, um die nöthigen Waſſerfurchen zu ziehen, und einer Art von Rechen oder Harke zur Abzeichnung beym Säen, wornach ſich der Säer richten kann. Die Modelle von dieſen Maſchinen ſind bey dem Hrn. C. R. Riem in Dresden für 3 Thaler, und der vierſchärige Saatpflug im Großen bey dem Hrn. Verfaſſer dieſer Schrift ſelbſt für 9 Rthlr. zu haben. Ohnſtreitig muß ein jeder Acker, er mag übrigens beſchaffen ſeyn wie er will, weit mehrere und beſſere Früchte tragen, der nach der im Buche beſchriebenen Methode und mit den Maſchinen des Hrn. Verfaſſers bearbeitet wird, als wenn man dabey dem gewöhnlichen Schlendrian folgt. Und Rec. wünſcht von Herzen, daß recht viele vermögende Landwirthe ſich dieſe

Maſchinen anſchaffen und nach der vortreflichen Methode des Hrn. Verf. ihre Aecker bearbeiten mögen, damit ſie immer allgemeiner werde. Was der Hr. Verf. S. 30 vom Quadratpflügen ſagt, verſteht Rec. nicht recht, da er in der Mittelmark lebt, wo dies nicht üblich iſt. Wir pflügen zwar hier ſehr breite Ackerſtücke beym Wenden queerüber, allein dies geht bey ſchmalen Stücken von 30 bis 40 Fuß in der Breite, wegen des vielen Umkehrens, nicht wohl an. Und dies ſcheint auch der Hr. Verf. unter dem Quadratpflügen nicht zu verſtehen. Er will, man ſoll nach dieſer Figur die Aecker pflügen.



Wenn ich mir nun dieſe Figur a b c d e in einem Rectangulo denke, da alle unſere Ackerſtücke Rectangula ſind, ſo würden ja die Abſchnitte f, b, a. b g c. c d h e. und e a i unbearbeitet liegen bleiben, oder doch wenigſtens, wenn dieſe Stücke nachher einzeln nachgeholt werden ſollten, ſehr viel Umkehrens und ſehr viel Zeit erfordern. Rec. wünſcht, daß der Hr. Verf. ſich hierüber einmal in einer folgenden Schrift deutlicher erkläre, damit ſein Buch, welchem wir viele Leſer wünſchen, auch in hieſigen Gegenden brauchbar werde.

Bo.

Theater.

Oberon, oder König der Elfen, ein romantiſches Singſpiel in fünf Aufzügen nach Wieland, von Friederike Sophie Seyler. Herrn Schröder, Director des Hamburger Theaters, zugeeignet.

Zweyte Auflage. Schleswig, bey Boie, 1792. 104 Seiten. 8. 6 gr.

Dieſe neue Auflage (die erſte iſt uns nicht zu Geſichte gekommen) iſt, wie ein kurzer Vorbericht ſagt, blos ein genauer Abdruck der letztern von 1789, die, wie es ebendaſelbſt heißt, ſich wegen des auſſerordentlichen Beyfalls, den dieſes Stück an allen Orten und vorzüglich in Hamburg (wo Hr. Schröder es mit einigen Aenderungen auf die Bühne gebracht) erhalten, ſich in dieſer Zeit ganz vergriffen habe. Wenn es mit dieſem auſſerordentlichen Beyfalle ſeine Richtigkeit hat, wovon uns jedoch auf einem andern Wege nichts bekannt worden iſt: ſo entſprang er wohl größtentheils aus der Nachſicht, die man einem Frauenzimmer ſchuldig zu ſeyn glaubte, oder aus der Dankbarkeit für das Vergnügen, das man einſt von der als Schauſpielerin wirklich groſſen Frau genoſſen hatte. Das Denkmal, das ein vortreflicher Dichter, ein groſſer Kenner des Theaters und Freund der Verſtorbenen, Hr. Gotter, ihr in ſeinen Werken geſetzt hat, (ſiehe die meiſterhafte Epiſtel im erſten Bande ſeiner Gedichte S. 110.) wird ihren Namen und ihren Ruhm auf eine Nachwelt bringen, bey der von dieſem mittelmäßigen Produkt ihrer Feder nicht mehr die Rede ſeyn kann. Wir geben nur eine kleine Probe von den Verſen: S. 19.

Zäon.

Ich will! ich muß!
So iſt des Schickſals Schluß!
Und giengs durch Löwenheere,
Durch Blut und Flammenmeere!
Ich will! ich muß!
Mein Wort und mein Entſchluß
Steht wie ein Fels im Meer!
Den Weg zu Ruhm und Ehr
Will ich in Donnerwettern
Mit feſtem Muth erklettern,
Ich will! ich muß!

Ei.

(Der) Graf Königsmark; ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Wien, bey Stahel, 1792. 15 Bogen. 8. 18 gr.

Der

Der erſte Stoff zu dieſem Trauerſpiele iſt aus der Geſchichte Georg I. von Hannover genommen, welcher noch als Churfürſt ſeine Gemahlin, des Herzogs von Celle Tochter, verſtieß, weil er ihr einen verbotnen Umgang mit dem Grafen Königsmark, den er ermorden ließ, Schuld gab. Was von den kleinern Umſtänden dieſer Geſchichte bekannt geworden iſt, hat der Verf., ein Freyherr v. Reizenſtein, genützt, nur daß er, wie im Don Carlos, Maitreſſe und Hofdamen gleichfalls in den Grafen verliebt ſeyn läßt, obgleich des Herzogs Eiferſucht und der Buhlerin Verlangen, die Gemahlin verſtoßen zu ſehen, Motiv genug geweſen wären. Aber er verſchönert auch den Charakter der Favoritin, und fügt, der poetiſchen Gerechtigkeit wegen, den Selbſtmord derſelben, zur Kataſtrophe hinzu. Bey dieſer freyen Art mit dem Stoffe umzugehen, und da er alle Namen verändert hat, hätte er füglich auch dem Helden des Stücks ſelbſt einen andern Namen geben können. Im Ganzen verräth Hr. v. R. wenig Genie und Kunſtfertigkeit in dieſem Fache. Es iſt alles ziemlich grob ausgemalt; im Vorzimmer, bey Hofe, wo die Wände Ohren zu haben pflegen, läßt er ſeine Leute die gefährlichſten Geheimniſſe abhandeln; die Herzogin wird bey ihrer Gefangennehmung, wie ein Dieb, gebunden; der Herzog iſt ein äuſſerſt erbärmlicher, langweiliger Sterblicher; die Scene zwiſchen der Herzogin und Königsmark im vierten Aufzuge dauert eine Ewigkeit; die häufigen Flickſcenen zwiſchen den Hauptperſonen und ihren Vertrauten zeugen vom Mangel an Kunſt, und die Sprache iſt größtentheils weitſchweifig und wäſſericht. Voran ſteht *eine Zueignungsſchrift* an eine Gräfin. Wir überlaſſen es dem Hrn. v. R., gegen dieſe Dame die Art zu verantworten, wie er hier von ſeinen Verhältniſſen gegen dieſelbe redet; bitten aber ihn und andre junge Schriftſteller, doch künftig das Publikum mit der öffentlichen Mittheilung ſolcher Briefe zu verſchonen, die niemand intereſſiren können.

Eg.

54656388